
Das Jahrzehnt des Unheils

William L. Shirer

(Autor von «Aufstieg und Fall des Dritten Reiches»)

1930–1940

Meine Erlebnisse und
Erfahrungen in
Deutschland und Europa
in den Jahren,
die unsere Welt
veränderten

Scherz



William L. Shirer

DAS JAHRZEHNT DES UNHEILS

Meine Erlebnisse und
Erfahrungen in Deutschland
und Europa
1930-1940

Deutsch von
Karl A. Klewer

Für Deirdre, Caitlin, Christina und Alexander – möge die Welt dieser Enkel
in Frieden leben.

Erste Auflage 1986

Titel des Originals: «The Nightmare Years 1930-1940»

Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Amerikanischen von Karl A. Klewer.

Copyright © 1984 by William L. Shirer.

Gesamtdeutsche Rechte beim Scherz Verlag, Bern, München, Wien.

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Funk, Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger
jeder Art und auszugsweisen Nachdruck, sind vorbehalten.

Schutzumschlag von Graupner & Partner.

Eingescannt mit OCR-Software ABBY Fine Reader

Einleitung	7
------------	---

BUCH EINS 1930-1934

Der Weg nach Berlin

1. Aus Indien zurück nach Wien 1930 – Zwischenspiel in Kabul und Ur	
2. Wien 1931-1932	36
3. Paris 1934	47

BUCH ZWEI 1934-1937

Leben und Arbeit im Dritten Reich

4. Hitler und das Dritte Reich: Erste Eindrücke 1934-1935	69
5. Leben im Dritten Reich 1934-1937	89
6. Die Männer um Hitler	108

BUCH DREI 1935-1938

Der Weg in die Katastrophe

7. Die erste Etappe 1935-1936	137
8. Zeit zum Leben 1935-1937	168
9. Eine neue Aufgabe auf einem neuen Feld 1937	177
10. Rückkehr nach Wien Der Anschluss und das Ende Österreichs 1937-1938	191
11. München 1938	234

BUCH VIER 1939-1940

Im Schatten des Zweiten Weltkriegs

12. Die letzten Friedensmonate 1939	279
13. Krieg! Der Einmarsch in Polen, Sitzkrieg im Westen Der Überfall auf Dänemark und Norwegen 1939/1940	331
14. Die Westoffensive 1940	367
15. Das Unternehmen «Seelöwe» und die Schlacht um England 1940	424
Personenregister	473

Für mich waren die Jahre von 1930 bis 1940, um die es in diesen Erinnerungen geht, wie auch für Millionen anderer auf unserem kleinen Globus, eine Zeit zunehmender Umwälzungen. Bei meiner Arbeit als amerikanischer Auslandskorrespondent in Europa und Asien begegnete ich immer zahlreicher werdenden Revolutionen und Aufständen, sowie in angeblich zivilisierten Ländern einer sich ausbreitenden weltanschaulichen Intoleranz, die Hand in Hand ging mit Gewalt, Unterdrückung, Aggression und Barbarei. Wer all das miterlebte, sah, wie es unaufhaltsam zum Kriege führte.

Es waren Alptraumjahre. Zu Beginn jenes Jahrzehnts war ich 26 Jahre alt und hatte die letzten fünf Jahre, seit ich frisch aus einem Provinzcollege des Staates Iowa ins Berufsleben getreten war, als Zeitungsreporter in den meisten der großen Hauptstädte Europas gearbeitet. In jenen Jahren waren der Zerfall der alten Ordnung und das allmähliche Abbröckeln des Friedensgebäudes spürbar, das die siegreichen Demokratien des Westens 1919 nach dem Ende des Ersten Weltkriegs in Versailles errichtet hatten.

Zu der Stimmung des Aufbegehrens gegen den *Status quo* in Europa, dessen Wortführer die totalitären Links- und Rechtsregime wie Stalins bolschewistisches Russland und Mussolinis faschistisches Italien waren, trug der rasche Aufstieg Hitlers Anfang der 30er Jahre ebenso bei wie die einsetzende Weltwirtschaftskrise, in deren Gefolge Massenarbeitslosigkeit, Firmen- und Bankzusammenbrüche, Geldwertschwund und der Hunger auftraten.

Doch hatte es nach dem entsetzlichen Blutbad jenes Krieges für die der mörderischen Auseinandersetzung müden Menschen immerhin zehn Jahre lang Frieden und einen gewissen materiellen Wohlstand gegeben. Dass ich in eben jenen Jahren ebenso aus Paris, der Stadt des Lichts und der Schönheit, die ich leiden-

schaftlich ins Herz geschlossen hatte, für die *Chicago Tribune* berichtete, wie aus London, Rom, Wien und Genf (dem Sitz des Völkerbundes), bedeutete für einen weltunerfahrenen unwissenden jungen Amerikaner nicht nur ein interessantes Leben, sondern war geradezu ein Bildungserlebnis.

Eines Augusttages im Jahre 1930 jedoch bekam ich in Wien, wo ich damals tätig war, ein knapp gehaltenes Telegramm von Colonel Robert Rutherford McCormick, dem exzentrischen Verleger der *Tribune*, in dem er mich aufforderte, nach Indien zu fliegen, wo seinerzeit Mahatma Gandhis Bewegung des zivilen Ungehorsams die Herrschaft der Briten bedrohte und ihr Weltreich in den Grundfesten erschütterte. Gandhi war eine einzigartige Gestalt, und die neuartige Revolution, die er predigte, gründete darauf, dass sich die Menschen der Zusammenarbeit mit der britischen Herrschaft gewaltlos verweigerten. Mit einem Lententuch bekleidet zog er durch die Provinzen, um seine Landsleute aus der Lethargie zu wecken, in die Jahrhunderte der Unterjochung durch fremde Mächte sie hatten versinken lassen. Den meisten Indern erschien Gandhi als Heiliger und als Erretter, einige Menschen im Westen sahen in ihm eine christusähnliche Gestalt, die sich um die Armen kümmerte. Er war ein Mann, der vorlebte, was er predigte, nicht nur tief religiös, sondern auch ein kluger Politiker und eine charismatische Führungspersönlichkeit.

Von allen Grossen der Erde erschien er mir bereits damals als der grösste und eigenständigste, und ich brannte förmlich darauf, mit ihm zu sprechen und ihn und die Revolution zu verstehen, die er in Gang gesetzt hatte. Das Erlebnis der Begegnung mit ihm und den Eindruck, den er bei mir, den Indern, den Briten wie auch der ganzen Welt hinterlassen hat, habe ich in «Gandhi – ein Buch der Erinnerung» beschrieben.

Ich hielt mich eine ganze Weile in Asien auf, fuhr über den Khaiberpass nach Kabul, der Hauptstadt des durch Stammesfehden zerrissenen, nach westlichen Massstäben noch recht primitiven Afghanistan, und wurde dort Zeuge, wie nach einem weiteren blutigen Bürgerkrieg ein neuer König den Thron bestieg. Auf dem Weg von Afghanistan zurück nach Europa, über Land durch Mesopotamien, Syrien und die Türkei, erlebte ich in diesen fernen und unruhigen Gebieten nicht nur einige Abenteuer, sondern kam in Ur mit zwei der bedeutendsten archäologischen Entdeckungen der Gegenwart in nähere Berührung.

Nach Wien zurückgekehrt, heiratete ich, verlor meine Anstellung und verbrachte ein Jahr frei von den Zwängen des Berufsalltags in einem spanischen

Fischerdorf. Dort erfuhr ich aus den Zeitungen von Hitlers Machtergreifung und kehrte gerade rechtzeitig nach Paris zurück, um über einen – von den Kommunisten unterstützten – faschistischen Anschlag auf die Dritte Republik und die blutigsten Zusammenstösse zu berichten, zu denen es auf der Place de la Concorde seit den Tagen der Kommune gekommen war. Am Ende des Sommers 1934 ging es von Paris aus nach Berlin.

Diese Reise wurde für mich schicksalhaft und bestimmte auf Jahre hinaus mein ganzes Leben und Tun. Immer mehr faszinierte und entsetzte es mich, mit anzusehen, wie Hitler Freiheit und Menschlichkeit im Lande Luthers, Kants, Beethovens, Goethes und Schillers unterdrückte, sich anschickte, die Juden zu verfolgen und zu vernichten, alles überrollend, was sich ihm in den Weg stellte, und wie er dies grosse Volk dem Krieg, der Niederlage und dem Untergang entgegentrieb. Zu meiner grossen Bestürzung musste ich miterleben, dass sich die meisten Deutschen jubelnd zu Gefolgsleuten der Nazibarbarei machten.

Im Dezember 1940, 15 Monate nachdem Hitler Europa in den Krieg gestürzt hatte, verliess ich Deutschland. Als Kriegsberichterstatter war ich den deutschen Heeren bei einigen ihrer frühen Feldzüge gefolgt und hatte aus Polen und dem Westen den «Blitzkrieg» beschrieben, mit dem sie die moderne Kriegführung revolutioniert hatten. Dabei durchstießen massierte Panzer- und Fliegerverbände an einem schmalen Frontabschnitt die feindlichen Linien, schnitten ganze Armeen ab, umschlossen und vernichteten sie rasch. Als ich Berlin verliess, standen deutsche Soldaten – nach ihrem unaufhaltsamen und mühelosen Siegeszug durch Polen, Dänemark, Norwegen, Holland, Belgien und Frankreich – vom Nordkap bis an die Pyrenäen, vom Atlantik bis östlich der Weichsel. Kaum jemand zweifelte daran, dass Hitler aus diesem Krieg als der grösste Eroberer seit Napoleon hervorgehen würde. Nur wenige glaubten, Grossbritannien, das gänzlich allein stand, könnte sich mit heiler Haut aus diesem Krieg retten.

Doch wie schon so oft nahm die Geschichte eine unerwartete Wendung. Durch seine frühen Erfolge übermütig geworden, übernahm sich der Nazi-Diktator: Indem er sich zuerst gegen Stalins Russland, das praktisch sein Verbündeter gewesen war, und dann gegen die Vereinigten Staaten wandte, die sich weitgehend aus den Geschehnissen herausgehalten hatten, zog Hitler die beiden potentiell mächtigsten Völker der Erde mit in seinen Krieg – und das besiegelte sein Geschick.

Mir war in den beiden Jahren, die ich in Indien in Gandhis Nähe verlebte, den sechs Jahren unter Hitlers Nazi Herrschaft in Deutschland und dem langen Krieg, der am 1. September 1939 begonnen hatte, etwas über das Leben klar geworden:

Mir ging es um Wahrheit und den Sinn des Lebens. Was war Wahrheit? Die Menschen strebten nach ihr – Gandhi erklärte, er habe sein Leben vorwiegend mit der Suche nach der Wahrheit verbracht –, aber erreichte er oder sonst irgendjemand sie? Ein Heiliger vielleicht? Vollständig? Auch die Wahrheit über sich selbst? Das war das schwierigste von allem. «Was für ein Mensch bin ich?» hat sich Stendhal sein ganzes Leben hindurch und in all seinen Büchern gefragt und musste sich schliesslich eingestehen: «In Wahrheit weiss ich es nicht im Entferntesten.»

Kann man in Erinnerungen wie diesen die Wahrheit berichten? Ich habe es versucht, doch ist mir bewusst, dass unser Gedächtnis, vor dem die Ereignisse im Lauf der Zeit verblassen und von dem sie, unterstützt von der verklärenden Kraft der Fantasie, anders zurechtgerückt werden, als sie waren, häufig mehr Dichtung als Wahrheit wiedergibt. Mir steht Isadora Duncan vor Augen, wie sie in Paris ihre Memoiren verfasste. «Wie können wir die Wahrheit über uns schreiben?» fragte sie. «Kennen wir selbst sie denn?»

Zum Glück war ich nicht nur auf mein Gedächtnis angewiesen, um zu Papier zu bringen, was sich auf diesen Seiten findet. Es war mir möglich, eine beträchtliche Menge an Material aufzubewahren und aus Europa, Asien und dem Krieg mitzubringen, das mein Leben und meine Arbeit dokumentiert: meine Tagebücher, Zeitungsartikel und die Manuskripte meiner Rundfunkberichte, sowie Briefe, Fotos, Zeitungsausschnitte und Erinnerungsstücke. Sie haben mich in den Stand gesetzt, über die Ereignisse und mich selbst nicht so zu berichten, wie es mir die Erinnerung nach 40 oder 50 Jahren eingibt, sondern so, wie sie sich damals darstellten, und oft hat mich verblüfft, welcher Unterschied zwischen diesen beiden Sehweisen besteht. Immer, wenn meine Erinnerungen die Dinge anders zeigten als meine Unterlagen – und das war häufig der Fall –, habe ich mich an letztere gehalten.

Auch in anderer Hinsicht hatte ich bezüglich meiner Erinnerungen, die, abgesehen vom Zeitabschnitt in diesem Buch, den grössten Teil der Hauptströmungen und -ereignisse des 20. Jahrhunderts widerspiegeln, Glück. Einfach, indem ich alt genug geworden bin, habe ich den grössten Teil des Jahrhunderts miterlebt, an dessen Anfang die Menschen noch mit der Pferdekutsche fuhren und das sich bis

in unser Atom- und Computerzeitalter erstreckt, eine Zeit, da Amerikaner bis zum Mond fliegen und Millionen von Kilometern entfernte Planeten fotografieren, eine Zeit auch, da die Menschheit über Waffen verfügt, mit denen sie die ganze Welt in die Luft jagen kann. In der Spanne dieses einen Lebens kam es auf unserem Planeten zu mehr Veränderungen als im Ganzen vorausgehenden Jahrtausend. Als ich zu Beginn des Jahres 1904 in Chicago geboren wurde, tauchten dort die ersten Autos auf den Strassen auf. In den gesamten USA gab es nur 15'000 davon und nirgendwo eine einzige gepflasterte Strasse für sie. Es gab keine Flugzeuge, Radios, Fernseher, elektrisch betriebene Kühlschränke, Wasch- und Geschirrspülmaschinen, Ölbrenner, Klimaanlage, Traktoren mit Verbrennungsmotor, Tankstellen, Einkaufszentren, Parkplätze, Verkehrsampeln und Computer; man kannte in den USA keine Einkommenssteuer oder Sozialversicherung, und es gab weder Napalm, die Atombombe, Weltkriege noch vieles anderes von dem, was heute alltäglich ist.

Durch meine Tätigkeit als amerikanischer Auslandskorrespondent wurde ich schliesslich Augenzeuge zahlreicher der bedeutsamen Ereignisse und Entwicklungen dieses Jahrhunderts, so dass ich aus eigener Anschauung darüber berichten kann. Ich war dabei, als sie stattfanden, und habe ihre Auswirkungen selbst miterlebt.

Unmöglich hätte ich ohne diese unmittelbaren Erfahrungen auch nur zum Teil verstehen können, was in jenen Alptraumjahren vor sich ging, und erst recht kein tieferes Verständnis dafür gewinnen können, was da geschah und warum. Die dabei gemachten Erfahrungen haben später dabei geholfen, einen Teil der Geschichte, aber auch mir, diese Seiten zu schreiben: sie waren ein belebendes Element meiner Reise durch das 20. Jahrhundert.

Buch eins

1930-1934

Der Weg nach Berlin

1

Aus Indien zurück nach Wien 1930 – Zwischenspiel in Kabul und Ur

An einem drückend schwülen Oktobertag des Jahres 1930 lernte ich bei einer Abendgesellschaft in Bombay zufällig den afghanischen Kronprinzen kennen, der einige Tage zuvor mit dem Schiff aus Frankreich gekommen war; er wollte nach Kabul, wo sein Vater vor einem Jahr König von Afghanistan geworden war. Wohl hatte die indische Presse dies Ereignis als «Krönung» bezeichnet, doch war das falsch, wie mir der junge Prinz erklärte, denn dort trugen Könige keine Krone – das wäre den wilden Bergstämmen jenes Landes lächerlich vorgekommen.

Am 16. Oktober, in zehn Tagen, wollte sein Vater als Nadir Schah in aller Form den Thron besteigen. Als General Nadir Khan war er ein Jahr zuvor in Kabul eingezogen, hatte den Usurpator Bacha-i-Saqao vertrieben (der seinerseits zehn Monate zuvor den Emir Aman Ullah gestürzt hatte) und war von den Stammeshäuptlingen zum König ausgerufen worden. Da es noch einiger Säuberungsaktionen bedurft hatte, glaubte Nadir, erst jetzt fest genug im Sattel zu sitzen, um sich als König von Afghanistan bestätigen zu lassen.

Da Gandhi und etwa 50'000 seiner Anhänger im Gefängnis sassen, war die Bewegung des zivilen Ungehorsams erst einmal ins Stocken geraten. So bemühte ich mich seit einigen Tagen beim afghanischen Konsulat nachhaltig um ein Visum, um zu den Feierlichkeiten nach Kabul reisen zu können, denn ich war beständig auf der Suche nach einer guten Geschichte für mein Blatt, die *Chicago Tribune*, die mich in jenem Sommer von meinem Posten in Wien nach Indien beordert hatte. Möglicherweise sehnte ich mich auch unbewusst nach einem neuen Abenteuer, einem Hauch von Gefahr. Eine Reise nach Afghanistan versprach alle drei – immer vorausgesetzt, die Briten liessen mich über den hart umkämpften Khaiberpass. Seit über einem Jahr hatte man keinem Korrespondenten die Einreise nach Afghanistan

gestattet, und so wusste niemand ausserhalb des Landes genau, was dort eigentlich vorgefallen war...

Dass ich während jener Gesellschaft in Bombay mit dem 16jährigen afghanischen Kronprinzen ins Gespräch kam, sollte alle meine Schwierigkeiten mit einem Schlag lösen. Nicht nur ein Visum der afghanischen Regierung brauchte ich für die Reise nach Kabul, sondern auch die Genehmigung der Briten, den Khaiberpass zu überqueren, den einzigen Zugang zur afghanischen Hauptstadt.

Alle meine Bemühungen, diese Genehmigung zu bekommen, waren bislang gescheitert: Man erklärte, man könne keine Verantwortung dafür übernehmen, dass ein Zivilist aus dem Westen nach Afghanistan reiste – schon gar nicht ein Amerikaner, dessen Regierung dort keine diplomatische oder konsularische Vertretung unterhielt und mithin ihren Bürgern keinerlei Schutz gewähren konnte.

Für mich erwies sich als glücklicher Umstand, dass Mohammed Sahir Khan, so hiess der junge Prinz, kaum englisch, wohl aber, da er sich in Paris aufgehalten hatte, französisch sprach. Nur wenige der bei der Gesellschaft anwesenden Inder oder Briten beherrschten diese Sprache, und so befand ich mich bald in einer angeregten Unterhaltung mit ihm. Als ich ihm nach einer Weile meine Schwierigkeiten schilderte, sagte er: «Die Angelegenheit mit dem Visum kann ich problemlos regeln, doch die Briten sind schwieriger.» Nach kurzem Überlegen hellte sich sein Gesicht auf, und er fuhr fort: «Wenn es Ihnen recht ist, kann ich Sie zu einem offiziellen Angehörigen meiner Begleitung ernennen. Wir sind bereits im Besitz der Genehmigung, über den Khaiber einzureisen.»

Also bestieg ich am 8. Oktober als Mitglied des Gefolges seiner Hoheit in Bombay den Grenzexpress nach Peschawar. Nur einen bänglichen Augenblick gab es – zwei Tage später am Fuss der Passstrasse. Unser kleiner Konvoi aus vier Personenwagen und einem Lastwagen für das Gepäck war zu einem letzten prüfenden Blick in die Papiere angehalten worden. Ein schneidiger, schnurrbärtiger britischer Grenzbeamter erklärte dem Prinzen unter überreichlichen Entschuldigungen, er könne mich nicht durchlassen.

Schon fürchtete ich, meine Reise sei zu Ende, bevor sie richtig angefangen hatte, doch der Prinz erklärte: «Darauf muss ich aber bestehen, denn dieser amerikanische Herr ist offizielles Mitglied meiner Delegation.»

Eindrucksvoll war der berühmte Khaiberpass, wie er sich in trostloser Einsamkeit zwischen den steil aufragenden öden Berghängen über ihm emporwand, doch bar

jener Romantik, mit der ihn Kipling und andere britische Autoren nach ihm (und später amerikanische Filme) darstellten.

Von den Höhen oberhalb der Passstrasse hörte man Gewehrfeuer und Kanonendonner – indische und britische Soldaten bekämpften die nur schwer fassbaren Afridis, die Peschawar angegriffen hatten.

Überall auf der sich 50 Kilometer lang in einer Zickzacklinie emporwindenden Strasse sahen wir Marschsäulen von Soldaten: Wachposten in ihrer einheimischen Tracht waren in weniger als Sichtweite voneinander postiert, und alle paar hundert Meter ragten die Läufe von Maschinengewehren aus Blockhütten. Von den befestigten Höhen ringsum herab feuerte britische Artillerie. Man hatte uns gewarnt, dass unserem kleinen Konvoi Gefahr von versprengten Afridis drohe, die sich in den von den Briten verteidigten Bereich eingeschlichen haben konnten – der Prinz hatte die ihm angebotene Militäreskorte abgelehnt –, doch geschah nichts Unerwartetes, und nach einigen Stunden erreichten wir bei Dakka die afghanische Grenze. Obwohl auf der britischen Seite eine riesige Tafel auf Englisch verkündete: ÜBERSCHREITEN DER GRENZE AUF AFGHANISCHES GEBIET STRENGSTENS VERBOTEN, winkte uns ein britischer Vorposten durch. Auf der gegenüberliegenden Seite wurden wir von einem Bataillon abgerissener afghanischer Krieger und einer offenbar in aller Eile zusammengestellten Musikkapelle empfangen, die sich durch eine Melodie quälte – möglicherweise die afghanische Nationalhymne. Bald ging es auf einer schlaglöcherübersäten Strasse voller Granattrichter weiter, bis wir Jalalabad erreichten, die Winterresidenz. Dort blieben wir über Nacht.

In dieser Stadt von etwa 60'000 Einwohnern, Hauptort der wilden Shinwari-Stämme, war zwanzig Monate zuvor die Revolution aufgeflammt, die den Emir Aman Ullah gestürzt hatte. In den Kämpfen des darauffolgenden Bürgerkriegs war kaum ein Haus stehengeblieben.

Auch der Königspalast lag in Trümmern, doch hatte man einen kleinen Flügel mit einem Dach versehen und notdürftig so hergerichtet, dass er zumindest Schutz vor der Nachtkälte bot.

Soldaten schlepten für unser schlichtes Abendessen, das wir im Schein einiger Öllampen zu uns nehmen mussten, denn es gab keinen Strom, einen riesigen wackligen Tisch und einige klapprige Stühle herbei, während zwei Bedienstete auf dem Fussboden weiche Matratzen und Schlafdecken ausbreiteten. Prinz Sahir bat um Entschuldigung für die primitive Art der Unterkunft wie auch für den Mangel an sanitären Einrichtungen – die «Toilette» bestand aus einem Loch in einer Ecke des Raumes, in dem wir assen und schliefen.

In Kabul trafen wir am Nachmittag unseres dritten Reisetags ein, und vielleicht eigens dazu herbeigeeilte, jubelnde Stammeskrieger begrüßten ihren Prinzen. Man quartierte mich im Café *Wali* ein, einem der heruntergekommensten Hotels, die ich je kennengelernt habe. Doch da es das einzige der Stadt war, das noch stand, war ich froh, in einem seiner vier kahlen Zimmer untergekommen zu sein.

Eine einfache Feier hatte der König gewünscht, doch auf mich wirkte, was sich volle vier Tage lang abspielte, als merkwürdiger und farbenfroher Pomp. Tausende von Stammeskriegern waren zu Fuss oder zu Pferd, auf dem Rücken von Kamelen oder Eseln, über Pässe und durch Täler aus allen Teilen des Reiches herbeigeströmt. Ihre Gewehre schwingend und sie häufig übermütig in die Luft abfeuernd, eilten sie nach Kabul, um ihrem neuen Herrscher beim Feiern zu helfen. Wohl war ihr Leben in den öden Bergen schwer und primitiv, aber sie verstanden zu lachen und sich zu freuen.

So abwegig das in dieser abgeschiedenen Wildnis scheinen mochte, war für die Feierlichkeit auf dem Paradeplatz Gesellschaftskleidung vorgeschrieben. Dort empfing der König in einer scharlachroten Uniform das diplomatische Korps, Stammeshäuptlinge und eine kleine Gruppe europäischer Besucher, hielt eine Rede an sein Volk und nahm die Parade seiner Soldaten ab, etwa 20'000 Mann. Das Ergebnis dieser Forderung des Königs nach Gesellschaftskleidung waren die seltsamsten Kostümierungen. Die Männer vom Sardarstamm kamen in ihrer landesüblichen Gewandung: in langwallenden Mänteln oder Umhängen und weiten Pumphosen. Die Männer trugen Dolche in den bestickten Patronengürteln und die unterschiedlichsten Arten von Turbanen auf den Köpfen. Die meisten Höhergestellten hatten irgendeine Art von Schuhwerk an den Füßen, doch die Mehrzahl ihrer Gefolgsmänner war trotz der kühlen Herbstluft barfuss. Der britische Minister und seine Berater stolzierten in goldbestickten Uniformen, mit weissen Tropenhelmen und Zierdegen, einher, die Franzosen trugen zum Cut braune Tropenhelme, die Türken hingegen einfache Filzhüte und gewöhnliche Strassenanzüge. Der russische Minister fiel durch einen herrlich zerknautschten weichen Filzhut auf, und ein Geschäftsmann aus Chicago, der hergefliegen war, weil er hoffte, mit dem neuen König über Schürf- und Abbaurechte verhandeln zu können, zeigte sich in Frack und Zylinder. Ich hatte mir von der französischen Gesandtschaft einen Smoking ausgeborgt.

Hunderte von Kriegern starteten die Frau des türkischen Ministers an, die, nach der letzten Pariser Mode gekleidet, unverschleiert neben ihrem Gemahl vom Wa-

gen aus dem für den König und sein Gefolge abgeteilten Zuschauerbereich zu strebte. Sie war der einzige weibliche Gast und, wie es hiess, vom Minister mit voller Absicht mitgebracht, um die Afghanen daran zu erinnern, dass der grosse Kemal Atatürk sein Volk von den orthodoxen Lehren des Islam befreit hatte, ganz so, wie es auch Aman Ullahs Absicht gewesen war.

Die Paradeformation, in der die Truppen am König vorbeidefiliierten, war kaum besonders geordnet zu nennen. Nadirs beste Soldaten durften wohl die Angehörigen der kriegerischen Stämme sein, die in der Landestracht unter ihren eigenen Anführern zu Felde zogen und kämpften. Nicht im Traum wäre es ihnen in den Sinn gekommen, eine Kriegsakademie zu besuchen – sie hatten ihre eigenen Vorstellungen davon, wie man in den Bergen am besten kämpfte. Die reguläre Armee des Königs in ihren alten und schlecht sitzenden österreichisch-ungarischen Heeresuniformen aus der Zeit vor dem Weltkrieg war ein ziemlich trauriger Haufen, doch ein grösserer Trupp von Wasiri- und Mangal-Kriegern, die mit ihren hohen Turbanen und wehenden Gewändern die Parade anführten, bot einen prächtigen Anblick. Diese hochgewachsenen und grimmig dreinblickenden Männer galten als die besten Krieger des Landes. Die Berittenen unter ihnen preschten vorbei, ihre langen Lanzen schwingend und wilde Schreie ausstossend, und auch die Fusssoldaten sahen eindrucksvoll aus, obwohl sie barfuss und in ungeordneter Formation vorüberzogen.

Hinter ihnen marschierte die königliche Garde. Ihre scharlachroten Uniformröcke, goldbetressten dunkelblauen Hosen und Bärenfellmützen waren offensichtlich im Londoner Buckingham Palace oder auch im Palast des englischen Vizekönigs in Delhi ausgemustert worden. Was tat es, dass sie nicht besonders gut sassen, schon fadenscheinig, angeschmuddelt und ungebügelt waren? Stolz marschierten die Gardisten hinter einer kleinen, ähnlich ausstaffierten atemlos blasenden Militärkapelle drein. Ihnen folgten die regulären Soldaten in österreichischem Feldgrau. Sie wirkten zwar nicht annähernd so schneidig wie die Stammeskrieger, brachten aber eine Art Gleichschritt zustande. Am meisten interessierte mich das Kamel- und das Elefantenkorps, vor allem letzteres, das die Nachhut anführte. Noch nie hatte ich Kriegselefanten gesehen und war der Ansicht, dergleichen gebe es schon seit Hannibals Zeiten nicht mehr. Jemand erklärte mir, der Nutzen der Elefanten bestehe vor allem darin, dass man mit ihrer Hilfe Kanonen über die steilen Pässe transportieren konnte.

Der König, der trotz seiner scharlachroten Uniform eher wie ein harmloser Gelehrter aussah als wie jemand, der den grössten Teil seines Lebens kämpfend

in den zerklüfteten Bergen zugebracht hatte, sprach wie ein gütiger Vater zu seinem Volk. Seine Worte wurden, der dichtgedrängten Menge ein Novum in der Geschichte des Landes, von Lautsprechern verstärkt – wohl ein Geschenk der Russen, wie auch die vier Flugzeuge der königlichen Luftwaffe, veraltete klapprige Doppeldecker, die über die Menge dahindonnerten, als der König seine Ansprache beendet hatte, in der er seine Zuhörer mehrfach «meine lieben Kinder» und «meine Brüder» nannte. Er versprach ihnen, wie alle Könige zu allen Zeiten, «Frieden und Wohlstand», und wie anderswo auch schienen nur wenige der kühnen Krieger seinen Worten besonders aufmerksam zu lauschen. Wahrscheinlich ging es ihnen nur um die Parade, die Spiele und den Spass.

Doch gab es in Kabul weit mehr interessanten Stoff als nur die Krönungsfeierlichkeiten, so malerisch sie auch waren. Schon vom Tag meiner Ankunft an war ich allenthalben auf Hinweise zu bedeutsameren Ereignissen gestossen, über die bisher niemand hatte berichten können, da man schon seit zwei Jahren keine ausländischen Journalisten mehr ins Land gelassen hatte. Der Traum eines jungen Reporters war wahr geworden, ich hatte eine farbige und einzigartige Geschichte, von der sonst niemand etwas wusste. Aber wie sie aus dem Lande bekommen? Die Verbindung zur Aussenwelt war nach wie vor schwierig, denn die Telegrafleitungen waren zerstört, und auf die Post konnte man sich nicht verlassen. Nur eine Funkstation mit einem schwachen Sender stellte eine Verbindung zur indischen Stadt Peschawar her. Eigentlich hatte ich gehofft, meine Berichte auf diesem Wege durchgeben zu können, allerdings konnte der Funker in Kabul kein Wort Englisch. Voll Stolz, als einziger auf der ganzen Welt einen «Knüller» zu haben, den mir niemand streitig machen konnte, verfasste ich einen längeren Artikel für die Redaktion in Chicago, der sich nicht nur mit den Krönungsfeierlichkeiten beschäftigte, sondern, weit wichtiger, mit den Ereignissen der letzten zwei Jahre, in denen dies abgelegene Königreich von der übrigen Welt abgeschnitten gewesen war.

Mein Bericht informierte die Welt erstmals über den Sturz Aman Ullahs, der in Europa und Amerika dadurch recht bekannt geworden war, dass er den Briten eine lange Nase gedreht und den Versuch unternommen hatte, sein rückständiges Königreich an den Westen heranzuführen und zu modernisieren; er stellte in Einzelheiten dar, wie Bacha-i-Saqao ihn aus Kabul vertrieben und neun Monate lang als eine Art Banditenkönig regiert hatte; er informierte über Nadir Khans Rückkehr und die Rolle der Briten dabei, sowie über das Tauziehen zwischen London und Moskau um den politischen Einfluss auf das Land. Insbesondere Grossbri-

tannien unterhielt am Ort riesige Vertretungen, die weit stärker besetzt waren als die in Paris oder Berlin.

Da die von ihnen aus operierenden Agenten ihr ganzes Leben in den unzugänglichen Bergen und Wüsten des Landes verbracht hatten, waren sie nicht nur bestens mit den Stämmen vertraut, sondern beherrschten auch deren Sprachen. Die Angehörigen beider Missionen verdächtigten mich, ein als amerikanischer Reporter getarnter Spion zu sein – sie konnten in ihrem Zynismus nicht glauben, dass ein echter amerikanischer Journalist seinen Hals riskieren würde, um diesen abgelegenen Winkel der Erde aufzusuchen. Vermutlich beeindruckte sie im Laufe der Zeit meine Einfalt, denn sie begannen, mir fantastische Dinge zu erzählen, von denen sich einige sogar als wahr herausstellten.

Ausserhalb Kabuls lag eine Geisterstadt, ein Stein gewordener Traum namens Dar-ul-Aman. Aman Ullah hatte sie mit Unterstützung deutscher, französischer und italienischer Architekten und Ingenieure errichtet, und ihr Bau hatte viele Millionen verschlungen. Es hatte seine neue Hauptstadt werden sollen – aber niemand hatte je darin gewohnt, auch er selbst nicht. Zu ihr führte die erste und einzige Eisenbahnlinie Afghanistans – unbenutzt rosteten ihre Schienen vor sich hin.

Noch eine Stadt hatte Aman Ullah bauen lassen, Paghman, die Sommerresidenz, wohin sich der König mit seiner Regierung im Sommer zurückzog, um der erstickenden Hitze Kabuls zu entrinnen. Sie lag 2'500 Meter hoch in den Bergen, etwa 25 Kilometer von Kabul entfernt, und dort streifte mich zum ersten Mal ein Hauch der Gefahr, mit der ich bei dieser Reise von Anfang an gerechnet hatte. Zu jener Zeit waren schon fast alle unter Aman Ullah errichteten Gebäude verlassen: das riesige dreistöckige Hotel, das ganz im europäischen Stil gehalten war (fliessendes Wasser in allen Zimmern und ein Bad auf jeder Etage), das Theater, das Kino, zahlreiche geräumige Villen. Unkraut überwucherte die Springbrunnen, die Tennis- und Cricketplätze, den riesigen Platz in der Mitte der Stadt, auf dem sich ein Triumphbogen erhob. Auch auf den Strassen war kaum jemand zu sehen. Nadir Schah benutzte allerdings den Palast noch, ein verfallener Bau, der einem bayrischen Landhaus ähnlich sah.

Drei Monate vor meiner Ankunft wären der König und seine Angehörigen um ein Haar einem Anschlag zum Opfer gefallen. 10'000 bewaffnete Kohistani, Anhänger Bachas, waren über die Bergkämme nach Paghman hinabgeströmt, und einige Tage lang war sogar Kabul ernsthaft bedroht gewesen.

Jetzt also fuhr ich an einem wunderschönen Tag nach Paghman hinauf, wo

Nadir Schah in den Palastgärten einen Lunch gab. Die Tische bogen sich unter den Köstlichkeiten, und ich stopfte, wie es im Lande Brauch war, mit den Fingern Roastbeef, Hammel und Geflügel in mich hinein. Doch die Mahlzeit fand ein vorzeitiges Ende.

Während ich mir zwischen zwei Gängen Hände und Mund mit einem heissen Handtuch abwischte, blickte ich auf und sah, dass vom Bergkamm über uns etwa tausend Stammeskrieger – vermutlich just die Kohistani, die schon im Juli dort oben aufgetaucht waren – auf uns feuernd den Hang hinab auf uns zustürmten. Da sie glücklicherweise nicht besonders treffsicher waren, traten wir, von der königlichen Familie angeführt, im Schutz der königlichen Garde, die das Feuer erwiderte, einen hastigen Rückzug von der grossen Tafel zu den in der Nähe stehenden Wagen an. Das war meine Feuertaufe, das erste Mal, dass ich eine Kugel an mir hatte vorbeipfeifen hören. Ich kann nicht sagen, dass mich das kalt gelassen hätte, ganz im Gegenteil – einige Augenblicke lang empfand ich bei dieser regellosen Flucht eine geradezu entsetzliche Angst. Ich wollte nicht in jenem fernen Winkel der Erde sterben, und schon gar nicht so jung.

So bekam ich also in den ersten Tagen meines Aufenthalts in Kabul genug Material für eine lebendige Darstellung von Ereignissen, die der Aussenwelt bis dahin völlig unbekannt geblieben waren. Im Bewusstsein, als einziger diesen Stoff zu haben, verfasste ich einen Bericht von rund 3'000 Wörtern. Zwar kam er dem afghanischen Funker, dem ich ihn gab, ziemlich lang vor, zumal er in einer Sprache abgefasst war, die er nicht verstand, doch erklärte er sich bereit, ihn durchzugeben.

Als ich ihn am folgenden Tag erneut aufsuchte, um ihm ein kleines Zeichen meiner Dankbarkeit zu überbringen, musste ich erfahren, dass er nicht in der Lage gewesen war, seinen Kollegen in Peschawar zu erreichen. Er erklärte, dieser reagiere einfach nicht auf das Rufzeichen, versprach aber, es weiterhin zu versuchen. Als ich am nächsten Tag dieselbe Auskunft bekam, stand für mich fest, dass es sich dabei nur um britische Sabotage handeln konnte – die Briten in Indien hatten mich noch nie gemocht.

Ich war niedergeschlagen. Da hatte ich eine Geschichte wie kaum je zuvor, noch dazu exklusiv, und ich bekam sie nicht aus dem Land heraus. Da fiel mir ein Sekretär der sowjetischen Gesandtschaft ein, der beiläufig erwähnt hatte, dass er gelegentlich als Korrespondent für die sowjetische Nachrichtenagentur TASS arbeite und möglicherweise über den Sender der Gesandtschaft einen kurzen Bericht über die Feierlichkeiten zum ersten Jahrestag von Nadirs Regierungsantritt

nach Moskau durchgeben könne. Da es ihm damit nicht zu eilen schien, hatte mich das nicht weiter beunruhigt. Inzwischen aber hatte er wohl seinen Bericht abgeschickt, und nun würde die Sache zuerst in Moskau bekanntwerden. TASS würde die Meldung an die dort akkreditierten ausländischen Korrespondenten weitergeben – und das war das Ende meines Knüllers. Mein Blatt, die *Chicago Tribune*, würde den Bericht als Meldung der Agentur *Associated Press* aus Kabul bringen, und man würde sich fragen, was, zum Teufel, ihr Korrespondent eigentlich trieb, der sich angeblich als einziger Vertreter der Weltpresse am Ort des Geschehens aufhielt und damit seiner Redaktion nicht unerhebliche Kosten verursachte – zum Beispiel für die Weiterleitung meines Berichts. Sie würde bei einem Preis von einem Dollar pro Wort 3'000 US-Dollar kosten. Kam nun das ausführliche Kabel erst in Chicago an, nachdem die *Tribune* bereits den AP-Bericht gebracht hatte, würde mein Chef, Colonel McCormick, einen Tobsuchtsanfall bekommen.

Also begann ich, den Text zu kürzen, den ich für die sensationellste Meldung, zumindest aber für die farbigste Schilderung hielt, die ich je verfasst hatte. Tag für Tag sass ich am Tisch des Funkers und sah besorgt zu, wie er seinen Ruf absetzte. Ob sich sein Kollege in Peschawar nicht doch meldete? Nachdem eine Stunde ohne ein Lebenszeichen von dort verstrichen war, erfasste mich tiefe Verzweiflung. Ich bat den Mann, am nächsten Tag einen erneuten Versuch zu unternehmen, und kürzte dann den Bericht um etwa fünfhundert Wörter. Am Nachmittag des dritten Tages, immer noch war kein Lebenszeichen aus Peschawar gekommen, war ich bei der Hälfte angekommen, 1'500 Wörter. So bedrückend es für mich war, an einer so grossartigen Geschichte herumzuschneipeln, so angetan war der Funker davon. «Jeden Tag leichter zu senden», sagte er mit den wenigen deutschen Worten, die ihm zu Gebote standen. Am vierten Tag, es war wie ein Wunder, meldete sich Peschawar doch. Der Mann war bereit, einen Funkspruch von fünfzehnhundert Wörtern entgegenzunehmen und zur Weiterleitung nach Chicago nach London durchzugeben.

Meine Zeitung brachte den Bericht am 20. Oktober in der ersten Spalte auf Seite eins – zu meinem Glück war es immer noch ein Knüller. Offenbar war mein Freund in der sowjetischen Gesandtschaft doch noch nicht dazu gekommen, seinen Bericht abzusenden.

Im November verliess ich Kabul, um mit Walter Bosshard, einem Schweizer Fotografen und Forschungsreisenden, einem guten Kenner Zentralasiens und dessen Sprachen, über den Khaiberpass nach Indien zurückzukehren. Den misstrau-

schen sowjetischen Minister konnte nichts von seiner festen Überzeugung abbringen, dass Bosshard ein britischer Agent war.

Für den Abend vor unserer Abreise hatte mich der König zu einem Abschiedsgespräch eingeladen, was mir Gelegenheit gab, ihm für die mir erwiesene freundliche Aufnahme zu danken. Wie schon zuvor verblüffte mich sein nahezu perfektes Englisch, aus dem er gelegentlich in fließendes Französisch überging, das er in seinen Jahren des Exils in Europa gelernt hatte. Er wirkte nicht wie jemand, der hart und unnachgiebig genug war, um über die stets im Krieg miteinander liegenden Stämme dieses rauhen Bergvolks zu herrschen, und doch war er es – immerhin hatte er Bacha auf äusserst barbarische Weise vom Leben in den Tod befördert und in der Woche, bevor ich nach Kabul gekommen war, 30 der Anführer des Juli-Angriffs auf Paghman auf die Mündungen von Kanonen binden und diese abfeuern lassen. Offensichtlich hielt mich Nadir Schah für wichtiger, als ich war, denn er bat mich, nach meiner Rückkehr die Aufmerksamkeit Washingtons auf die Existenz seines Volkes zu lenken, wie auch auf die Möglichkeiten, die ungeheuren, noch nicht genutzten Bodenschätze des Landes zu erschliessen. Ausserdem war ihm an einer diplomatischen Anerkennung durch die USA gelegen.

Ich versprach, alles getreulich zu berichten, da ich es nicht übers Herz brachte, ihm zu gestehen, wie aussichtslos das sein würde.

Wie lange sich dieser so sanft wirkende Mann mit dem eisernen Kern wohl auf dem Thron würde halten können? Immerhin liess die Tatsache, dass dies Land im Vorjahr vier Könige gesehen hatte, die Position seiner Herrscher nicht als besonders dauerhaft erscheinen. Aman Ullahs Vater war einem Attentat zum Opfer gefallen, Aman Ullah selbst war gestürzt und Bacha-i-Saqao hingerichtet worden. Es kam wohl selten vor, dass ein afghanischer König in den Grenzen seines eigenen Reiches friedlich im Bett verschied.

Am folgenden Vormittag verliess ich mit Bosshard Kabul in dessen Wagen. Nach Einbruch der Dunkelheit erreichten wir einen kleinen Ort namens Nimla, wo wir die Nacht in einem neu errichteten Gästehaus der Regierung verbrachten, das ein Zug regulärer Soldaten bewachte. Ich war froh, einen Asienkenner vom Schlege Bosshards bei mir zu haben. Nicht nur sprach er Paschtu, die Sprache jenes Landstrichs, er war auch in jeder Hinsicht mit dem Land und den dort herrschenden Gepflogenheiten vertraut. Bald nach Dunkelwerden allerdings kam es zu einer Begegnung, die mir angst und bange werden liess. Während wir eine steile Gebirgsstrasse emporkurvten, stand plötzlich im Licht der Scheinwerfer ein Trupp

Bewaffneter vor einer kaum zehn Meter langen Brücke über einer Schlucht und forderte uns wild gestikulierend zum Anhalten auf, was wir natürlich taten. «Es könnten Banditen sein», merkte Bosshard an, «ruhig Blut bewahren.»

Man bedeutete uns mit vorgehaltenen Gewehren, dass wir aussteigen sollten. Erst jetzt merkte ich, dass Bosshard bewaffnet war. Während er ausstieg, öffnete er die Pistolentasche und entsicherte seine Waffe. Ich hatte selbstverständlich keine Pistole und wäre auch gar nicht imstande gewesen, damit umzugehen. Was hätten denn zwei Faustfeuerwaffen gegen das halbe Dutzend auf uns gerichtete Gewehre auszurichten vermocht?

Zu meiner Überraschung schrie Bosshard mit einem Mal den sich am kriegsröchenden gebärdenden der Männer an, vermutlich auf Paschtu. Als völlig unerwartetes Ergebnis dieses Verhaltens liessen alle die Gewehre sinken.

«Es sind gar keine Banditen», sagte Bosshard zu mir, «sondern Regierungssoldaten. Sie wollen Geld dafür, dass sie uns über die mickrige Brücke da vorn fahren lassen.»

Mit normaler Stimmstärke begann er jetzt zu feilschen, nahm dann schliesslich einige Münzen aus der Tasche, gab sie einem der Männer, und wir stiegen wieder ins Auto. Kaum wollten wir anfahren, bildete sich erneut eine Sperrkette auf der Brücke.

«Schweinebande!» knurrte Bosshard und sprang aus dem Wagen. Einen Augenblick lang dachte ich, er werde seine Pistole ziehen – das hätte in der finsternen Nacht dort in der gottverlassenen Einöde vermutlich unser sicheres Ende bedeutet. Dann aber tat er mit einem Mal etwas, das mir noch schlimmer vorkam und mir das Blut in den Adern gefrieren liess: Er ging auf den Anführer zu und versetzte ihm eine schallende Ohrfeige. Zu meiner Verblüffung liess man uns daraufhin durch. Erleichtert atmete ich auf.

«Ich dachte schon, sie würden Ihnen eine Kugel durch den Kopf jagen, als Sie dem Kerl da eine getafelt haben», sagte ich, während wir die Gefällstrecke nach Nimla hinabrollten. «Ach was – so muss man mit diesen Burschen umgehen; die Sprache verstehen sie.»

Ihrer bediente er sich am nächsten Tag in Jalalabad erneut. Wir hatten kurz vor Mittag dort angehalten, weil Bosshard einige Aufnahmen vom Basar machen wollte. Die Menge, vorwiegend junge Burschen und alte Männer, sah durchaus freundlich zu, während Bosshard mit seiner Leica hantierte. Er gab den Jungen das Silberpapier, mit dem die Filme eingewickelt waren, und scherzte auf Paschtu mit ihnen, wozu die Alten zahnlos lächelten.

Mit einem Mal tauchten einige junge Mullahs auf und sprachen erregt auf die

Menge ein. Mit einem Schlag sahen wir uns einem drohenden Pöbelhaufen gegenüber. Von den Mullahs angeführt, brüllten sie immerzu das eine Wort, das ich verstand: *Kafir! Kafir!* Ungläubige waren wir, und wer uns, wie es der Koran forderte, die Kehle durchschnitt, kam umso schneller in den Moslemhimmel.

Die jungen Burschen, die gerade noch gemeinsam mit uns gelacht hatten, nahmen Steine vom Boden auf und warfen sie nach uns. Und ich hatte gedacht, Steinigungen kämen nur in der Bibel vor!

Ich sah mich nach unserem Wagen um, der einige Hundert Meter entfernt stand, und wollte zu ihm laufen. «Bloss nicht!» sagte Bosshard scharf. «Auf keinen Fall rennen.»

Er zog seine Pistole und hielt sie hoch. «Immer Blickkontakt behalten», sagte er ganz gelassen, «und langsam rückwärtsgehen.» Einige Male mussten wir die Arme vors Gesicht reissen, um einen Stein abzuwehren. Die Menge kam näher und schien jetzt auch besser zu zielen als zuvor. Wurfgeschosse fanden sich reichlich auf der unbefestigten Strasse. Als Bosshard schliesslich einige Male in die Luft feuerte, blieb die Menge stehen. Inzwischen hatten wir das Auto fast erreicht und eilten, weiter rückwärtsgehend, so schnell wir konnten zu ihm hin. Bosshard deckte unseren Rückzug. «Rasch hinein! Drüben! Drehen Sie ihnen auf keinen Fall den Rücken zu!» Seine Stimme klang ruhig, aber entschlossen. Er nahm die Pistole herunter, schwang sich hinter das Lenkrad, und wir brausten davon. Einige Steine prallten noch harmlos vom Wagendach ab.

Wir überschritten die Grenze bei Dakka. Dort sah ich ein neues englisches Schild: FEINDGEBIET. BETRETEN AUF EIGENE GEFAHR. In der Nähe des Khaiberpasses gerieten wir unter Beschuss. Einige Male pfiiffen Kugeln deutlich hörbar unmittelbar über uns dahin. Etwas später hielt uns eine britische Patrouille an. «Sie haben Feuer von dem Bergkamm dahinten bekommen», sagte ein junger britischer Offizier fröhlich, nach Nordenweisend. Es schien ihn zu erheitern. Wir wiesen unsere Papiere vor. «Na, wie steht's in Kabul?» fragte er lachend. «Immer noch Schiessereien?» Er gab uns aus seiner Feldflasche zu trinken – eine wahre Wohltat bei der Hitze.

«Ich habe den Auftrag, Sie über den Pass zu begleiten», sagte er. «Für uns eine nette Abwechslung – eine Nacht in Peschawar bedeutet warm duschen und ein paar kühle Drinks.» Auch auf uns wirkte die prächtige alte Hauptstadt der Nordwestgrenze verlockend. Das Zwischenspiel in Afghanistan, einem der letzten Gebiete Asiens, das noch vor der Schwelle zum zwanzigsten Jahrhundert stand, war vorüber.

Als ich im November wieder in Delhi eintraf, nahm ich mir einige Wochen Zeit, was ich in Afghanistan erlebt hatte, zu verarbeiten und für mein Blatt in Form einer Briefserie darüber zu schreiben. Da Gandhi, Nehru und die übrigen Kongressführer samt ihren 50'000 Anhängern nach wie vor inhaftiert waren, gab es aus Indien nur wenig zu berichten. Nicht nur, weil ich mich erholen wollte, denn ich litt schon seit längerem unter Malaria und hatte in Afghanistan wegen der ungewohnten Nahrung die Ruhr bekommen, begann ich, mich nach meinem Schreibtisch in Wien zurückzusehen, sondern auch, weil ich ein Thema gefunden hatte, über das ich schreiben wollte.

Wie es hiess, war die österreichische Hauptstadt von der Weltwirtschaftskrise stark in Mitleidenschaft gezogen. In den Briefen von Freunden war die Rede von langen Schlangen Hungernder vor den Wohlfahrtsküchen, von entsetzlicher Armut und Arbeitslosigkeit. Spannungen zwischen den Sozialisten, die die Mehrheit in der Stadt hatten, und den das Land regierenden konservativen katholischen Christsozialen drohten sich in einem Bürgerkrieg zu entladen. Wie es hiess, gärte es in Mitteleuropa und auf dem Balkan, beides mein Arbeitsgebiet. Es schien, dass die Massen begannen, sich gegen die offen oder versteckt diktatorischen Regierungen ihrer Länder aufzulehnen.

In Deutschland planten dem Vernehmen nach die Nationalsozialisten unter Adolf Hitler eine sensationelle Rückkehr auf die politische Bühne. Im Vorjahr hatte ich mich in Wien mit Hitlers Vorgeschichte vertraut gemacht. Dort hatte er, der Österreicher, die prägenden Jugendjahre verbracht, bevor er nach Deutschland ging und im Weltkrieg als einfacher Gefreiter kämpfte. Anschliessend hatte er, in den bitteren ersten Jahren der Nachkriegszeit im besiegten Deutschland, inmitten von Chaos und rasendem Währungsverfall seine Partei, die NSDAP, gegründet, 1923 in München den von der Weltöffentlichkeit als «Bierhallenputsch» verlachten Versuch eines Staatsstreichs unternommen und danach eine Festungshaft verbüsst. Anschliessend hörte man nur noch wenig von ihm, und meine Bekannten unter den in Berlin tätigen Journalisten und Diplomaten erklärten Ende der 20er Jahre, er sei in Vergessenheit geraten.

Doch daraus war er vor Kurzem wieder aufgetaucht, und sein Versuch, erneut auf einen Sturz der Weimarer Republik hinzuwirken, wurde von einer erstaunlich grossen und immer noch wachsenden Zahl von Anhängern unterstützt und mitgetragen. Gerade erst im Herbst jenes Jahres 1930 hatte er die deutsche Öffentlichkeit mit einem schier unglaublichen Erfolg bei den Reichstagswahlen verblüfft.

Für meinen Wunsch, nach Wien zurückzukehren, gab es einen weiteren Grund: Ich hatte mich in eine hübsche, lebhaft dunkelblonde junge Wienerin verliebt, und die seit meiner Abreise nach Indien zwischen ihr und mir gewechselten Briefe hatten unsere gegenseitige Zuneigung vertieft.

Als die Serie über meine Erlebnisse in Afghanistan zu Ende war, schickte ich dem Herausgeber, der sich persönlich um die Auslandsangelegenheiten seines Blattes kümmerte, ein Telegramm, dessen Wortlaut ich mir gut zurechtgelegt hatte. Da ihm die von mir in Indien geleistete Arbeit offensichtlich gefallen hatte, würde er wollen, dass ich im Lande blieb. Hätte ich einfach telegraphiert, dass ich nach Wien zurückwollte, um mich dort von Malaria und Ruhr zu kurieren, wäre die Antwort gekommen, erholen könne ich mich ohne Weiteres in den Bergen des Himalaya. Wenn ich ihm aber eine Rückkehr nach Europa auf dem Landweg vorschlug, mit Etappen in einigen der historisch bedeutendsten und malerischsten Städte der Welt, sähe das vermutlich anders aus, hatte ich überlegt. Dabei konnten einige farbige Berichte herausspringen, und es kam McCormicks historischen und geographischen Interessen entgegen.

Also kablete ich ihm meine Absicht, über Basra, Babylon und Bagdad nach Wien zurückzukehren, weil ich hoffte, diese geschichtsträchtigen Namen würden seine Vorstellungskraft befeuern. Der Erfolg gab mir recht, denn aus Chicago wurde zurückgedrahtet: SHIRER RÜCKKEHR ÜBER BABYLON. MCCORMICK.

Im Zug von Basra nach Babylon weckte mich eines Morgens gegen sechs Uhr ein Rumpeln. Der Zug hatte gehalten, und ich sah beim Blick aus dem Fenster meines Schlafwagens einen kleinen Bahnhof, an dem ein grosses Schild verkündete: UR JUNCTION – eine Kreuzung von Eisenbahnlinien an einem Ort namens Ur. Ob es womöglich das in der Bibel erwähnte Ur in Chaldäa war?

Ich sah ein kleines Gasthaus in der Nähe des Bahnhofs – eigentlich konnte ich eine Nacht bleiben und am nächsten Tag mit dem Zug nach Babylon weiterfahren. Also kleidete ich mich rasch an, warf mein Gepäck aus dem Zugfenster auf den Bahnsteig und stieg aus.

Im Gasthaus begrüßte mich der türkische Geschäftsführer so, als habe er mehr oder weniger mit meiner Ankunft gerechnet. Er sprach recht gut Deutsch und sagte, aus dem Fenster auf einen hohen Hügel weisend, der in ein oder zwei Kilometer Entfernung aus der Sandwüste aufragte. «Seit einigen Tagen gibt es dahinten grosse Aufregung. Ich bringe Sie nach dem Frühstück hin, die Esel brauchen ein bisschen Bewegung.»

«Der Professor erwartet Sie wohl schon, was?» fragte er, als wir auf seinen rüdigten Eseln dahinzockelten. «Ja», log ich und überlegte, was ein «Professor» in einer solchen Einöde verloren haben mochte. «Handelt es sich übrigens», erkundigte ich mich, «bei diesem Ur hier um das biblische Urin Chaldäa, wo angeblich Abraham gelebt hat?» «Aber sicher», strahlte er. «Zweihundert Leute graben da hinten für den Professor. Ich sag Ihnen, grosse Aufregung.» Wir waren angekommen, und er band meinen Esel an einen Felsvorsprung. Ich machte einige Fotos von der Grabungsstelle und auch einige Aufnahmen mit meiner Filmkamera – aber nicht viele, denn mit einem Mal kam ein Mann auf mich zugerannt, der einen Tropenhelm trug und ganz und gar nicht wie ein Araber aussah. Seine Absichten waren ganz offenkundig nicht freundlicher Natur. «Unterlassen Sie das», rief er, und an seiner Sprechweise erkannte ich, dass er Engländer war. «Es ist streng verboten!» Nachdem er mich von oben bis unten gemustert hatte, als verdächtige er mich, ein Grabräuber zu sein, fuhr er fort: «Wer sind Sie überhaupt, und was tun Sie hier?»

Als ich ihm erklärte, dass ich für die *Chicago Tribune* arbeitete, fiel er mir ins Wort: «Wir wollen hier keine Reporter! Die Londoner *Times* hat die Exklusivrechte an dem Bericht über unsere Arbeit, und den verfasse ich selbst. Ihr Blatt kann ja von der *Times* die Abdruckrechte erwerben.»

«Tut mir wirklich leid», erwiderte ich, «ich habe nicht die leiseste Ahnung, was hier los ist oder wer Sie sind. Ich komme gerade...»

«Mein Name ist C. Leonard Woolley», stellte er sich vor, «Leiter der – und das wissen Sie sicher, sonst wären Sie nicht hier – gemeinsamen Grabungsexpedition des Britischen Museums und der University of Pennsylvania.» Als merke er selbst, dass das wichtiguerisch klang, wurde er etwas zugänglicher, blieb aber misstrauisch.

«Ich sass im Zug nach Bagdad», erläuterte ich meine Situation, «ich bin auf dem Weg zurück nach Wien und sah zufällig das Schild «Ur Junction». Weil ich dachte, es könnte sich um das alte Ur in Chaldäa handeln, bin ich spontan ausgestiegen.» Seinem Gesicht war anzusehen, dass er mir kein Wort glaubte.

«Und woher kommen Sie?» wollte er wissen.

Ich witterte eine Gelegenheit, seine Reserve zu durchbrechen, und sagte: «Aus Kabul.»

«Na so was», staunte er. «Wie interessant. Ich wusste gar nicht, dass die Leute ins Land lassen. Darüber müssen Sie mir mehr erzählen.»

Über einer Tasse Tee gab ich rasch zum Besten, was ich in Afghanistan erlebt hatte, und beim Mittagessen und den Rest des Tages hindurch berichtete mir Pro-

fessor Woolley, endlich von meiner Harmlosigkeit überzeugt, von einer der aufregendsten und für die Frühhistoriker bedeutendsten archäologischen Entdeckungen unserer Zeit. Er hatte soeben Zeugnisse und Nachweise für etwas gefunden, was man bis dahin für eine heilige Legende gehalten hatte: die Sintflut.

Wie viele legendäre Berichte ging auch der über die Sintflut, wie er sagte, auf eine wirkliche Begebenheit zurück. Offenkundig hatte irgendwann vor dem Jahre 3200 v. Chr. eine grosse Überschwemmung das ganze Zweistromland zwischen Euphrat und Tigris heimgesucht, und in ihr waren alle Städte, Dörfer und mit ihnen die meisten der Bewohner untergegangen.

Die ersten Hinweise darauf, dass Woolleys Expedition auf Zeugnisse der Flut gestossen war, hatten sie im Jahr zuvor gefunden. Da die im Verlauf jahrelanger Ausgrabungen der Königgräber von Ur entdeckten Schätze auf eine sumerische Kultur von bemerkenswert hoher Entwicklungsstufe hinwiesen, hatten Woolley und seine Mitarbeiter festzustellen beschlossen, auf welche Weise die Bewohner von Ur einen so hohen Stand der Kultur und Künste erreicht hatten. Dazu mussten sie tiefer graben, und da ihnen der bevorstehende Eintritt der heissen Jahreszeit eine Weiterführung der Arbeiten einstweilen unmöglich machen würde, blieb ihnen lediglich Zeit, einen Schacht von etwa eineinhalb Quadratmetern unter dem Friedhof in die Tiefe zu treiben – gerade gross genug, dass ein Mann darin graben konnte. Nachdem sie an Schichten mit Tonscherben und anderen Überresten vorbei eine Tiefe von 15 bis 20 Metern erreicht hatten, stiessen sie auf eine mehrere Meter starke Flusssandschicht ohne die geringsten Spuren menschlichen Tuns, so dass sie vermuteten, auf von Menschenhand unberührten Boden gestossen zu sein und den Schacht vergeblich niedergebracht zu haben. Doch Woolley, der auf jeden Fall noch ein wenig tiefer graben wollte, durchstiess diese Schicht nach etwa drei Metern und fand bald Reste von Tongefässen sowie Feuersteinwerkzeuge von primitiverer Machart als die in den Schachtgräbern weiter oben entdeckten. Offensichtlich stammten sie von Menschen, die dort gelebt hatten, bevor ihre Ansiedlung unter einer mächtigen Ablagerung verschwunden war.

Zwar glaubte Woolley sicher zu wissen, worum es sich dabei handelte, doch er wollte auch die Meinung der Kollegen einholen; diese jedoch waren ratlos.

Selbstverständlich liess sich aufgrund einer so kleinen Grabungsfläche keine wissenschaftliche Hypothese aufstellen, und so versuchte er jetzt, ein Jahr später, zusammen mit seinen Mitarbeitern und rund 200 arabischen Hilfskräften der Sache buchstäblich auf den Grund zu gehen. Am Spätnachmittag nahm er mich

mit auf die riesige Grabungsstelle von etwa 20 mal 25 Metern, die unter den Grabstätten des Friedhofs eine Tiefe von mehr als 20 Metern erreicht hatte. Während wir hinabstiegen, erklärte er mir die verschiedenen Schichten. Aus den in ihnen enthaltenen Zeugnissen menschlichen Tuns hatte er den Ablauf der Geschichte der glänzenden Kultur der Sumerer rekonstruiert, auf die, wie er glaubte, alle Kulturen des Westens zurückgingen.

Kurz vor der Grubensohle hielt Woolley inne, um mir zu zeigen, was er die greifbaren Belege für die Flut nannte – eine rund drei Meter dicke sterile Sandschicht. Die mikroskopische Untersuchung hatte ergeben, dass sie vom Wasser abgelagert worden war und dass schwache Strömungen die Sedimente herbeigetragen hatten.

«Hier also sehen Sie den Beweis für eine Flut, wie sie das Zweistromland danach nie wieder erlebt hat», sagte er.

Seinen Berechnungen nach liess die Mächtigkeit der Schicht darauf schliessen, dass das Wasser gut acht Meter hochgestanden haben musste, was sich mit der Höhenangabe für die Sintflut im biblischen Bericht deckt. Das dürfte, wie er meinte, in der Ebene zwischen den Unterläufen von Euphrat und Tigris einer überschwemmten Fläche von rund 500 Kilometern Länge und gut 150 Kilometern Breite entsprochen haben. Da die Bewohner jenes Landstrichs von der Existenz anderer Länder nichts wussten, war für sie Mesopotamien gleichbedeutend mit der ganzen Welt, und so hatten sie wohl gemeint, die ganze Welt sei vom Wasser verschlungen.

Diese Darstellung der Ereignisse gelangte durch mündliche Überlieferung an das Volk der Hebräer und fand als Bericht über Noah Eingang in die Schöpfungsgeschichte, und zwar, wie mir Woolley erklärte, unter einem bestimmten Gesichtswinkel, der sich bereits bei den Sumerern herausgebildet hatte. In deren Legende, einem religiösen Epos, heisst es, die überlebenden Bewohner des Landes hätten in der Flut die Strafe ihrer Götter an einem sündig gewordenen Volk gesehen – und so war es über die Hebräer in der Weise auf uns gekommen, wie ich es in der Sonntagsschule von Cedar Rapids im amerikanischen Bundesstaat Iowa auch gelernt hatte.

Als Professor Woolley seinen Bericht über die Sintflut beendet hatte, zeigte er mir noch etwas Interessantes. Die Funde unterhalb der Schwemmsandschicht wiesen, wie er erklärte, auf die Existenz eines Volkes hin, das vor der Sintflut dort gelebt und über eine erstaunlich hoch entwickelte Kultur verfügt hatte. In den drei identifizierten Schichten hatte er eine Fülle reichverzierter Tongegenstände aus

vorsumerischer Zeit gefunden, zahlreiche mit beträchtlicher Kunstfertigkeit modellierte Terrakotta-Figurinen, eine Vielzahl von Feuersteinwerkzeugen, Siegel mit kunstvollen geometrischen Mustern und andere mit verschiedenen, sehr naturalistisch abgebildeten Tieren darauf. Er hielt es für wahrscheinlich, dass, wo solche Siegel im Gebrauch waren, die Kunst des Schreibens durchaus bekannt gewesen sein mochte, auch wenn sich noch keine Hinweise auf die Existenz einer Schriftsprache gefunden hatten.

Diese Kultur endete keineswegs mit der Sintflut, denn sie trug zu der auf sie folgenden sumerischen bei, in Woolleys Worten einer der Glanzpunkte der Menschheitsgeschichte.

Vom Schwung seiner Worte mitgerissen, erklärte er: «Aufgrund dessen, was wir und andere hier in Mesopotamien gefunden haben, würde ich sagen, dass die Sumerer die Wegbereiter unseres westlichen Fortschritts waren!»

Zu einer Zeit, da die Ägypter, bislang nach Ansicht der Historiker die Träger der ältesten menschlichen Kultur, noch Barbaren waren, lebten seinen Erläuterungen zufolge die Sumerer in Ur und an anderen Orten entlang des Euphrat bereits in Stadtkulturen, wandten ihre Architekten schon alle uns heute bekannten Grundsätze des Bauens an und verbanden ihre Künstler einen lebendigen Realismus mit ausgeprägtem schöpferischem Einfallsreichtum.

Ihre Handwerker, so erfuhr ich von Woolley, bearbeiteten Metalle – Gold, Silber, Kupfer – mit grosser Kunstfertigkeit; ihre Töpfer, die nicht mehr mit der simplen Aufbautechnik arbeiteten, sondern bereits mit der Töpferscheibe, brachten Erzeugnisse von erlesener Schönheit hervor, verzierten sie mit Farben und brannten sie geradezu fabrikmässig in Brennöfen. Die regen Handelsbeziehungen der Kaufleute des Landes beschränkten sich keineswegs auf das Euphrattal, sie reichten neben den bereits genannten Orten auch noch im Westen bis zum 800 Kilometer entfernten Mittelmeer.

Während der vorigen Grabungsperiode hatte Woolley ein Mosaik aus Lapislazuli und Perlmutter zutage gefördert, das er den «Standard» nannte und das erstmals eine Vielzahl von Einzelheiten über das Heer preisgab, dem keine andere militärische Macht der Epoche etwas Vergleichbares entgegensetzen hatte. Diesem Heer verdankte es das Land Sumer, dass es so lange einen grossen Teil der damals bekannten Welt zu beherrschen vermochte, und man erfuhr aus diesem Mosaik etwas über seine Bewaffnung, seinen Aufbau und seine Gliederung.

Der «Standard» zeigte auch zahlreiche Streitwagen von der Art im Einsatz, die unter den Hebräern des Alten Testaments solchen Schrecken verbreitet hatten – volle 2'000 Jahre vor den Kämpfen, über die da berichtet wird.

Das ganze Mosaik ist also nicht nur ein Kunstwerk, sondern zeigt auf eindrucksvolle Weise, wie zu Beginn unserer blutrünstigen, von bewaffneten Auseinandersetzungen geprägten Geschichte Krieg geführt wurde. Es erinnert mich immer wieder an eine ernüchternde Tatsache: Offensichtlich hat die Menschheit von Anfang an den grössten Teil ihrer Energie und ihres Wohlstandes, ihr Blut und ihre Jugend mit Kriegführen vergeudet. Ganz wie im 20. Jahrhundert waren stets solche Länder Weltmächte, die das grösste militärische Potential besaßen. Sumer war dafür lediglich ein frühes, möglicherweise das früheste Beispiel.

Ich bat Professor Woolley, mir seine Ansicht näher zu erläutern, derzufolge seine Entdeckungen den Beweis dafür lieferten, dass zumindest in der westlichen Welt (offenbar war er mit der frühen Geschichte Chinas und Indiens nicht besonders gut vertraut) nicht die Ägypter, wie bis dahin allgemein angenommen, sondern die Sumerer die erste Hochkultur begründet hatten.

«Sehen Sie», sagte er mit einem gewissen Feuer, «wir haben entdeckt, dass noch um 3500 v. Chr. Ägypten ein aus zahlreichen Kleinkönigreichen bestehendes barbarisches Land war. Bis zur Ersten Dynastie, unter der es geeint wurde, dauerte es noch mindestens fünfhundert Jahre, und sie baute auf den weit älteren Kulturen des Zweistromlandes auf. Doch wir können noch weiter gehen: Nicht nur die Ägypter, auch die Babylonier, Assyrer, Phönizier, Griechen und letzten Endes auch wir selbst verdanken der Kultur der Sumerer viel. Daher nenne ich sie die Wegbereiter des Fortschritts in den Ländern des Westens.»

So endete mein eher zufälliger Besuch jener alten Stätte, der so ungünstig begonnen hatte, freundschaftlich und mit grossem Nutzen für mich. Das versprach eine wunderbare Geschichte für meine Zeitung zu werden, war etwas Besseres als die Hausmannskost, die wir sonst unseren Lesern Tag für Tag aufzutischen pflegten, und würde bestimmt Schlagzeilen machen. Eingedenk McCormicks Interesse an Geschichte, insbesondere Militärgeschichte, adressierte ich meinen Artikel an ihn persönlich und setzte ihn von Woolleys Auflage in Kenntnis, die forderte, dass er keinesfalls veröffentlicht werden dürfe, bis der eigene Bericht des Archäologen in der *Times* erschien. Er hatte sich besorgt gezeigt, mein Blatt könne das missachten, und sei es auch nur aus Versehen.

Babylon enttäuschte mich nach dem, was ich in Ur erlebt hatte. Der Ruhm der Hauptstadt des babylonischen Reiches, in der zu Beginn des zweiten vorchristlichen Jahrtausends der grosse Gesetzgeber Hammurabi und 1'500 Jahre nach ihm

Nebukadnezar gewirkt hatte, war zu Staub zerfallen. Zu sehen gab es so gut wie nichts: Keine grossartigen Ruinen legten Zeugnis ab von früherem Glanz, und die Vergangenheit liess sich nur mit Hilfe des Erinnerungsvermögens und der Vorstellungskraft heraufbeschwören. Die lasterhafte und wegen ihrer Gottlosigkeit verworfene Stadt Babel, die einst der Prophet Jesaja dennoch als «Herrin über Königreiche» und «Jubel der Chaldäer» bezeichnet hatte, nachdem er sie verflucht hatte, war jetzt ein Ort äusserster Verlassenheit.

Auch vom alten Bagdad war nicht viel geblieben, der Stadt der Tausend-und-einen-Nacht am Tigris, bei deren Nennung ich als Schüler immer glänzende Augen bekommen hatte, der Hauptstadt des Sultans Harun al Raschid, in der arabischen Welt Hochburg der Gelehrsamkeit zu einer Zeit, als der Islam den Kulturipfel des Westens verkörperte. Sie war dem zwanzigsten Jahrhundert und den Lockungen der westeuropäischen Wertmassstäbe zum Opfer gefallen, eine schmutzige, laute Stadt.

Einen Menschen in Bagdad gab es, mit dem ich auf jeden Fall sprechen wollte: König Faisal. Wie ich wusste, war er eng mit dem als «Lawrence von Arabien» bekanntgewordenen T. E. Lawrence befreundet gewesen, der mit seiner Unterstützung den Aufstand der Araber gegen die Türken organisiert hatte, die dann im Verlauf des Weltkriegs aus den heiligen Städten Mekka und Medina und schliesslich auch aus Jerusalem und Damaskus vertrieben wurden. An einem Dezembermorgen des Jahres 1930 war es dann soweit: Faisal empfing mich zu einer Unterredung in seinem Palast. Er war jetzt 45 Jahre alt und inzwischen weit weniger ungestüm, als ihn Lawrence beschrieben hatte. Auf den aristokratischen Zügen seines bärtigen Gesichts lagen Trauer und Ergebung. Der Grund dafür mochte, ging es mir während unseres auf Französisch geführten Gesprächs vor dem Kamin in seinem geschmackvoll eingerichteten Arbeitszimmer durch den Kopf, darin liegen, dass sich sein Traum nicht erfüllt hatte. Lawrence und Churchill hatten ihm in Aussicht gestellt, er könne nach Kriegsende Beherrscher der ganzen arabischen Halbinsel werden, doch gelungen war das der machtvollen Persönlichkeit Ibn Saud, und zwar ganz allein, ohne Unterstützung durch die Briten. Faisal musste sich mit der Rolle eines Königs in einem kleinen Land begnügen, das zwar der arabischen Welt angehörte, in dem sich aber jemand, der wie er im Schatten Mekkas und Medinas aufgewachsen war, fast wie im Ausland vorkommen musste. Vermutlich nahm er es fatalistisch: Allah hatte es so gewollt.

Ähnlich Nadir Schah hatte Faisal nicht mehr lange zu leben, auch er starb drei Jahre später, in Bern, aber im Unterschied zum König der Afghanen im Bett. Sein

Königreich überdauerte ihn, bis 1958, dann wurde im Verlauf einer Revolution eine Republik daraus.

Da ich möglichst zu Weihnachten in Wien sein wollte, brach ich auf dem Landweg dorthin auf – der Dezember war schon recht weit fortgeschritten. Mit dem Nachtzug ging es von Bagdad nach Kirkuk, und da dort die Bahnlinie endete, setzte unsere kleine Gruppe von etwa einem Dutzend Reisenden, in der Mehrzahl britische Offiziere und Beamte, die daheim Urlaub machen wollten, mit einem kleinen Autokonvoi die Fahrt nach Mossul fort. Wir kamen an ganzen Wäldern von Bohrtürmen vorbei, deren Pumpen allerdings ruhten. Ich hatte gehofft, von Mossul aus Gelegenheit zu einer kurzen Besichtigung der Ruinen von Ninive zu haben, einst die Hauptstadt des assyrischen Reiches, das sein goldenes Zeitalter unter Sanherib erlebt hatte, doch blieb dazu keine Zeit.

Von Mossul aus gelangten wir nach Durchquerung der Nordostspitze Syriens, nichts als ein verlassenes, ödes felsiges Bergland, schliesslich nach Nusaybin, der türkischen Grenzstation. Hier endete die Bagdadbahn, die einst als Achse von Berlin zum Persischen Golf geplant gewesen war. Die Art, wie auf dem kleinen Bahnhof alles drunter und drüber ging, liess mich an Szenen auf russischen Provinzbahnhöfen denken, wie Tolstoi sie so plastisch beschrieben hat. Die beiden Züge, die pro Woche von hier abgingen, schienen das Dutzend türkischer Bahnbeamter ebenso zu überfordern wie ein weiteres rundes Dutzend Zollbeamter, und so war es an einem Samstag nahezu Mitternacht geworden, bis der Zug endlich aus der Grenzstation dampfte, westwärts durch Anatolien. Am darauf folgenden Dienstag schliesslich erreichte er den Bosphorus, und wir setzten mit einer Fähre nach Istanbul über.

Die Fahrt von Bagdad nach Istanbul über eine Entfernung von gut 1'500 Kilometern Luftlinie hatte mit dem Auto und der Bahn fünf Tage in Anspruch genommen.

In Budapest schneite es heftig, als der Orientexpress eine Stunde vor Tagesanbruch in den Bahnhof einrollte. Tess, meine zukünftige Frau, wartete in Eiskälte auf dem im Halbdunkel liegenden Bahnsteig – sie war mir aus Wien entgegengefahren. Wir schlossen einander in die Arme, und als wir einige Tage später nach Wien zurückkehrten, waren wir entschlossen zu heiraten.

Es war ein sonniger Wintertag, als Tess und ich am 31. Januar 1931 mit einer Taxe zum Wiener Rathaus fuhren, wo wir getraut werden sollten. Da mein Deutsch in der Zwischenzeit etwas eingerostet war, musste mich Tess während der kurzen Trauungszeremonie an den entscheidenden Stellen anstupsen, damit ich zum richtigen Zeitpunkt «Ja» sagte.

An jenen Tagen im Februar 1931 ging ich wie auf Wolken. Am dreiundzwanzigsten würde ich siebenundzwanzig Jahre alt und Tess im August einundzwanzig. Ich war wieder in Wien, einer Stadt, in der ich mich gern aufhielt, und ich freute mich auf ein Leben, das zur Abwechslung eine gewisse Stetigkeit versprach. Voll Feuereifer richtete ich mich im Wiener Büro der *Tribune* ein und organisierte die Berichterstattung aus dem riesigen Gebiet völlig neu, das sich entlang der Donau durch sechs Länder bis ans Schwarze Meer erstreckte.

Zuerst ging alles gut. Seit meiner Rückkehr aus Indien hatte Colonel McCormick eine bei seiner sonstigen Kühle und Distanz erstaunliche Anteilnahme an meinen Tropenkrankheiten gezeigt und mich förmlich gedrängt, mir so viel Zeit zu lassen, wie nötig war, um mich wirklich auszukurieren. Er schrieb mir, was bei ihm nicht besonders häufig vorkam, einen lobenden Brief über meine Arbeit in Indien und vor allem über meine Darstellung Gandhis im Zusammenhang mit der Londoner Konferenz. Auf seine Anweisung hin rühmte sich die *Chicago Tribune* in mehreren ganzseitigen Anzeigen einiger meiner «Exklusiv»-Berichte über Afghanistan und über Gandhi. Und demnächst würde es wieder einen Bericht dieser Art geben – und zwar über ein Telegramm, das mir Gandhi aus dem Gefängnis von Poona geschickt hatte und in dem er erklärte, er werde sich erforderlichenfalls «zu Tode fasten».

Dass meinem eigenwilligen Herausgeber sogar einige meiner Berichte aus Mitteleuropa zu gefallen begannen, zeigt folgende kurze Notiz, mit der er mich beglückwünschte, als ich über die lange Haft des Slowaken Dr. Adalbert Tuka geschrieben hatte, eines ehemaligen Juraprofessors an der Universität Pressburg, in den Augen zahlreicher Slowaken geradezu der tschechische Dreyfus:

Lieber Shirer,

Ihre Darstellung gefällt mir. Solche Artikel verleihen der Auslandsberichterstattung der *Tribune* ihren besonderen Rang. Andere Blätter bringen derlei nicht.

Das ganze Jahr 1932 hindurch, das gegen Ende einen erneuten Wendepunkt meines Lebens mit sich bringen sollte, beschäftigte sich die *Tribune*, wie alle anderen amerikanischen Blätter, vorwiegend mit der Inlands-Berichterstattung. Wir wurden angewiesen, unsere Kabelberichte um ein Viertel zu kürzen – nicht nur, um Geld zu sparen, sondern auch, weil Auslandsberichten wenig Interesse eingeräumt wurde.

Wochenlang beherrschte ein Thema die Schlagzeilen: die Entführung des Lindbergh-Babys und ihr trauriger, entsetzlicher Ausgang. Fast verblassten daneben die neuesten Nachrichten über die grosse Wirtschaftskrise, die immer schlimmere Auswirkungen hatte. Immerhin waren inzwischen rund 15 Millionen Amerikaner arbeitslos, und niemand wusste Abhilfe – weder Präsident Hoover noch der Kongress, und auch nicht die Finanzmagnaten, die Gewerkschaftsführer oder die Presse.

In einem zweispaltigen Leitartikel auf der ersten Seite erklärte der Colonel am Vorabend des Parteikongresses der Republikaner im Juni, die «Roten» stünden im Begriff, die Macht in Washington zu übernehmen – dabei war Hoover Amtsinhaber im Weissen Haus! – und würden bald im ganzen Land die Herrschaft antreten. Bei solch deprimierenden Vorstellungen hinsichtlich der Lage im eigenen Lande hatte er nur wenig für das übrig, was wir aus Europa berichteten, wohl mit Ausnahme dessen, was in Deutschland geschah, denn im Unterschied zur amerikanischen ging die Weimarer Republik in jenem Sommer tatsächlich dem Untergang entgegen.

Zwar war im Frühjahr Hindenburg erneut zum Reichspräsidenten gewählt worden, aber da der Emporkömmling Hitler (als solchen, vermutete ich, sah ihn alle Welt auch in Deutschland an) dem verehrten alten Feldmarschall ziemlich zu schaffen gemacht hatte, zeigten sich angesichts des Wahlausgangs innerhalb und

ausserhalb Deutschlands die einen beruhigt und andere im Gegenteil zutiefst besorgt. Im übrigen Europa, wenn schon nicht im fernen Amerika, herrschte zunehmende Furcht, in Deutschland könne eine Nazidiktatur die junge Demokratie ablösen, für deren Weiterbestand Hindenburgs Wiederwahl Gewähr zu bieten schien. Aber Hitlers Wahlergebnis (13,5 Millionen Stimmen, verglichen mit gut 19 Millionen für Hindenburg) zeigte, dass man seinen Machtwillen nicht auf die leichte Schulter nehmen durfte.

Das wurde um die Mitte des Sommers noch deutlicher, als die Reichstagswahlen am 31. Juli den Nazis einen überwältigenden Erfolg brachten. Da sie mit ihren 13'745'000 Stimmen im Reichstag 230 Sitze gewannen, waren sie bei Weitem die grösste Fraktion, auch wenn sie bei einer Gesamtzahl von 608 Sitzen noch weit davon entfernt waren, die Mehrheit zu besitzen. Hitler pochte vernehmlich an Hindenburgs Tür und erwartete, dass man ihm als Führer der grössten Reichspartei die Kanzlerschaft übertrug.

Obwohl er seiner vergeblichen Versuche zur Rettung der Republik müde war, an die er nicht recht glaubte, denn er war nach wie vor Monarchist und wünschte nichts sehnlicher als die Rückkehr der Hohenzollern auf den Thron, widersetzte sich der greise Hindenburg den ganzen Sommer hindurch Hitlers Forderungen. Allerdings verlieh er zwei beunruhigenden Dunkelmännern Macht, die der Republik ebenso abweisend gegenüberstanden wie er und ebenso monarchistisch gesinnt waren.

Da war erst einmal Franz von Papen, ein Mann, den, wie der altgediente Diplomat André François-Poncet, französischer Botschafter in Berlin, erklärte, weder seine Freunde noch seine Feinde ernst nahmen. Er hatte es nicht einmal fertiggebracht, sich in den Reichstag wählen zu lassen, und obgleich auch seine eigene Partei, die katholisch ausgerichtete Zentrumspartei, nichts von ihm wissen wollte, ernannte ihn Hindenburg im Juni zum Reichskanzler. Da von Papen über keine Unterstützung im Reichstag verfügte, nahm er seine Zuflucht zu einer Art präsidentialer Diktatur – sie war aber nicht von langer Dauer.

Der Mann, dem die deutsche Republik von Papen verdankte, war ein weiterer zwielichtiger Charakter – General Kurt von Schleicher. Er konnte kraft des Vertrauens, das er bei Hindenburg genoss, durch seine Stellung in der Reichswehr und seine unbezweifelbare Intrigantengabe als wahrhaft graue Eminenz gelten. Ende Mai hatte er dem zaudernden Hindenburg eingeredet, er möge Heinrich Brüning fallen lassen, den letzten Kanzler der Weimarer Republik, der über den Rückhalt einer grösseren Reichspartei verfügte. Mit dem Sommer jenes Jahres wurde der Reichstag seiner verfassungsmässigen Rechte entkleidet, als vom

Volk gewählte Vertretung das Land zu regieren, und er bekam sie nie wieder zurück.

Von Papens Regierung fand am 2. Dezember dadurch ein jähes Ende, dass ihm Schleicher seine Unterstützung entzog und selbst Reichskanzler wurde, der letzte der Weimarer Republik, die zu unterminieren und zu zerstören sich er und von Papen nach Kräften bemüht hatten.

Jenseits der Reichsgrenze sahen wir in jenem Jahr von Wien aus voll Unbehagen mit an, wie sich im krisengeschüttelten Deutschland die Anzeichen für eine Regierungsübernahme durch Hitler mehrten. Die Österreicher wussten, dass, wenn es dahin kam, eine seiner ersten Handlungen darin bestehen würde, seine Heimat Österreich mit dem Deutschen Reich zu vereinen, hatte er doch im allerersten Absatz von *Mein Kampf* geschworen, dieses Ziel mit allen Mitteln anzustreben.

Erstaunlicherweise war trotz der bedrohlichen und schicksalhaften Nachrichten aus Deutschland und Amerika das Leben in Wien zu jener Zeit friedvoll und ruhig. Tess und ich – ich hatte die schlimmsten Nachwirkungen meiner Tropenkrankheiten überstanden und war gänzlich wiederhergestellt – führten zum ersten Mal ein ruhiges und angenehmes gemeinsames Privatleben.

Im Frühjahr ereilte mich dann der erste von den zwei Schicksalsschlägen jenes Jahres.

Gegen Ende März verbrachten Tess und ich mit John («Jack») MacCormac von der *New York Times* und seiner Frau Molly ein Skiwochenende auf dem Semmering. Am Sonntagnachmittag gegen vier erreichten wir eine Stelle, wo sich der Hang, den wir hinabfahren, abflachte und dann wieder steil in Richtung auf den Bahnhof hinabging, von dem aus wir mit dem Fünf-Uhr-Zug nach Wien zurückkehren wollten, damit Jack und ich noch rechtzeitig unsere Sonntagabendarbeit erledigen konnten. Wir beschlossen, talwärts der Spur zu folgen, die Skifahrer vor uns durch den Tiefschnee genau auf den Bahnhofsvorplatz zu gebahnt hatten. Als erste fuhren die MacCormacs und Tess ab, Hindernisse schien es nicht zu geben. Unten angekommen traten die drei beiseite und warteten auf mich. Da die Sohle der Spur vereist war, ging es rascher abwärts als erwartet. Auf halbem Weg sah ich plötzlich eine Gestalt vor mir, die zuvor nicht zu sehen gewesen war, wie es schien, eine Frau. Vermutlich war sie gestürzt und langsam wieder aufgestanden. Jetzt stieg sie mit ihren Skiern in die Spur unterhalb mir, um ihre Abfahrt fortzusetzen. Als ich sie sah, war ich etwa noch 200 Meter von ihr entfernt. Ich rief laut und versuchte gleichzeitig aus der Spur zu lenken, aber da der Schnee zu

beiden Seiten fast einen halben Meter hoch lag, kam ich nicht heraus. Zu bremsen vermochte ich auch nicht, und die Frau kam nur langsam voran, weil sie ja gerade erst in die Spur eingestiegen war. Wenn ich nichts unternahm, würde es in wenigen Augenblicken zum Zusammenstoss kommen. Also tat ich, was mir als einzige Lösung einfiel – ich liess mich fallen und kam einige Meter vor ihr mit dem Kopf im Schnee zum Stillstand. Unglücklicherweise hatte sich wohl die Gummikappe vom oberen Ende meines rechten Skistocks gelöst, und so fuhr mir, während ich durch den Schnee rollte, das nackte Holz ins rechte Auge. Von einem Augenblick auf den anderen sah ich nichts mehr.

Ich blieb im Schnee liegen, bis mich Jack und Tess erreichten, die heraufgestiegen kamen, um mir zu helfen. Sie führten mich den Hang hinab und legten mich am Bahnhof auf eine Bank. Bald kam ein Arzt, den Molly herbeigeholt hatte, wusch das Blut ab und verband mein Gesicht. Auf dem linken Auge konnte ich inzwischen wieder ein wenig sehen, es waren unscharfe Umrisse. Der Arzt liess im Verband einen schmalen Sehspalt.

Zehn Tage lang lag ich in einem Wiener Krankenhaus, beide Augen und das übrige Gesicht fest bandagiert. Dass die Ärzte befürchteten, ich könne vollständig erblinden, wollte ich nicht wahrhaben – ich konnte mich mit dieser Vorstellung einfach nicht abfinden. Zum ersten Mal hörte ich die Augenspezialisten von einer Gefahr sprechen, über die sie im Einzelnen selbst nicht viel wussten: die Wirkung des sympathischen Sehnervs. Wird ein Auge, so erläuterten sie, schwer geschädigt, kann es vorkommen, dass durch die Einwirkung dieses Nervs auch das nicht in Mitleidenschaft gezogene Auge vollständig erblindet.

Als mir nach zwei Wochen der Verband vom linken Auge abgenommen wurde, schien dessen Sehfähigkeit durchaus zufriedenstellend, nur nahm ich einstweilen alles verschwommen wahr, bis nach einer Weile die Konturen wieder schärfer wurden. Im rechten Auge allerdings hatte sich ein Blutgerinnsel gebildet, und ich konnte nach Abnehmen des Verbandes mit diesem Auge lediglich Hell und Dunkel unterscheiden. Wochen, ja, Monate und Jahre hindurch unterzog ich mich allerlei Behandlungen, in der Hoffnung, dieses Blutgerinnsel lasse sich auflösen, aber es nützte nichts. Um die Mitte des Sommers hatte ich mich, auch wenn ich die Hoffnung, das Gerinnsel werde eines Tages verschwinden, nicht aufgegeben hatte, mit dem Gedanken abgefunden, nur auf einem Auge sehen zu können. Es war einfacher, als ich angenommen hatte.

Ausserdem hatte ich – hier greife ich den Ereignissen vor – später dann auch wieder Glück. Zweimal im ersten Jahr des Krieges, der 1939 ausbrach, erlitt ich

Gesichtsverletzungen: Das eine Mal lief ich in Berlin während der Verdunkelung in eine Glastür, und das zweite Mal bekam ich im Juni 1940, als ich der deutschen Wehrmacht auf ihrem schnellen Vormarsch nach Paris folgte, Glassplitter ins Gesicht. Eines späten Abends überflogen britische Bomber ein verlassenes Haus bei Maubeuge in Nordfrankreich, nahe der belgischen Grenze, in dem ich mich befand. Durch eine in der Nähe detonierende Bombe barsten die Fensterscheiben, und mich trafen einige der umherfliegenden Glassplitter. Beide Male wurde nur das ohnehin schon geschädigte Auge verletzt. In Maubeuge entfernten deutsche Sanitäter die Splitter und verbanden das Auge, doch da sich die Wunde später entzündete, musste ich mich, nachdem wir Paris erreicht hatten, im dortigen amerikanischen Heeres-Lazarett behandeln lassen. Dessen Ärzte empfahlen mir unter Hinweis auf die von jenem bewussten sympathischen Nerv ausgehende Bedrohung, ich möge mir das rechte Auge entfernen lassen, doch war dafür keine Zeit.

Einige Jahre später, im Frühjahr 1944, fiel mir in Baltimore bei einer Abend- einladung ins Haus des Journalisten und Schriftstellers Henry Louis Mencken auf, dass einer der anderen Gäste mein erblindetes Auge geradezu anzustarren schien. Es stellte sich heraus, dass es sich dabei um Professor Alan C. Woods handelte, einen bedeutenden Ophthalmologen an der Johns-Hopkins-Universität. Als wir uns an jenem Abend voneinander verabschiedeten, forderte er mich so eindringlich auf, ihn am nächsten Morgen in seiner Klinik aufzusuchen, dass ich zustimmte. Dort sagte er dann: «Sie müssen entschuldigen, dass ich mir gestern Abend Ihr Auge mit so klinischer Gründlichkeit angesehen habe, aber es hat mir überhaupt nicht gefallen.» Nach eingehender Untersuchung erklärte er unumwunden: «Es muss raus, und zwar sofort!» Auch er erging sich über die von dem bewussten Nerv ausgehende geheimnisvolle Gefahr und malte die Möglichkeit an die Wand, dass ich von einem Tag auf den anderen vollständig erblinden konnte. Nur ein Narr lebe mit diesem Risiko weiter.

Also liess ich mir das Auge Ende Mai am ophthalmologischen Institut des Columbia Presbyterian Medical Center in New York entfernen, und das kostete mich die Teilnahme an einem der bedeutendsten und interessantesten Unternehmungen des ganzen Zweiten Weltkriegs: der Landung der Alliierten in der Normandie am 6. Juni. Dass ich nicht dabei sein konnte, wurmte mich entsetzlich, und bis ich endlich zu General Eisenhowers Streitkräften in Westeuropa stiess, waren sie bereits in Paris einmarschiert.

Meiner Erfahrung nach genügt ein Auge dem Menschen völlig – jedenfalls war das bei mir so. Nahezu ein halbes Jahrhundert seit dem Skiunfall, das heisst wäh-

rend mehr als der Hälfte meines Lebens, war ich imstande, sowohl für meinen Beruf als auch privat ungeheure Mengen an Lesestoff zu bewältigen, ohne dass das verbleibende Auge davon überlastet gewesen wäre. Mehr oder weniger das einzige, auf das ich verzichten musste, war das Tennisspielen, weil man dabei ohne die Fähigkeit des räumlichen Sehens, die nur mit zwei Augen möglich ist, ins Hintertreffen gerät. Aber da ich nie ein besonders guter Tennisspieler war, hat mich dieser Verzicht nicht besonders schwer getroffen.

Das Ende meiner vergleichsweise kurzen Karriere als Auslandskorrespondent für «Die bedeutendste Zeitung der Welt» im Herbst jenes Jahres in Wien kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel und war der zweite Schicksalsschlag, den jenes Jahr für mich bereithielt. Eines schönen Oktobertages, es war just der Tag, an dem die *Chicago Tribune* in einer ganzseitigen Anzeige ihren jungen Wiener Korrespondenten über den grünen Klee lobte, machte mich ein Telegramm arbeitslos, das mir Colonel McCormick durch seinen Chefredakteur hatte schicken lassen. Es lautete:

SHIRER HIERMIT ENDET IHRE ARBEIT FÜR TRIBUNE MIT
WIRKUNG VON HEUTE SECHZEHNTER OKTOBER STOP SIE
BEKOMMEN EIN MONATSGEHALT FÜR DIE ZEIT BIS
SECHZEHNTEN NOVEMBER.
E. S. BECK TRIBUNE

Diese Nachricht traf mich vor allem deshalb wie ein Keulenschlag und gänzlich unvorbereitet, da die *Tribune* in der bewussten Anzeige den Knüller ganz gross herausgestrichen hatte, den sie ihren Lesern mit dem Telegramm bieten konnte, das Gandhi aus dem Gefängnis in Poona an mich geschickt und in dem er angekündigt hatte, er werde sich notfalls «zu Tode fasten». Ich konnte mir nicht im Entferntesten vorstellen, warum man mir den Stuhl vor die Tür gesetzt hatte, und fragte daher brieflich Beck, der mir stets wohlgesonnen gewesen war, nach den Gründen.

Fünf Wochen später kam seine Antwort: «Ihre Kündigung geht darauf zurück, dass Ihre letzten Artikel die Leitung des Blattes nicht zufriedengestellt haben.» Hinzu komme ein spezieller Anlass, fügte er hinzu. Die Sache hing mit einer Agenturmeldung zusammen, die ich vor Kurzem routinemässig an die Redaktion weitergeleitet hatte und in der die österreichische Polizei eine in einen Verkehrsunfall verwickelte amerikanische Schauspielerin, Mary Wong, irrtümlich als Anna May Wong hingestellt hatte, eine berühmte Hollywood-Filmschauspiele-

rin. Diese wandte sich gegen den Bericht in der *Tribune* und drohte dem Herausgeber eine Schadenersatzklage an. Die Zeitung zahlte ihr 1'000 Dollar und druckte einen Widerruf ab. Das Ganze schien mir kaum von weltbewegender Bedeutung, auch wenn es mir leid tat, dass Anna May Wong durch den Bericht möglicherweise Ärger gehabt hatte. Dutzende anderer amerikanischer Zeitungen hatten ihn aufgrund von Agenturmeldungen ebenfalls gebracht, zum Beispiel die *New York Times*, gestützt auf die Mitteilung ihres Wiener Korrespondenten.

Mir war unverständlich, wie dieser unbedeutende Fehler in einer kurzen Meldung in den Augen des Colonels alle wichtigen Artikel und Berichte aufwiegen konnte, die ich im Laufe der Jahre geliefert hatte. Erst Jahre später dämmerte mir, dass ich nichts weiter als ein Opfer der Wirtschaftskrise geworden war, einer von Millionen. Einige Monate zuvor hatte McCormick ohne Vorankündigung seinem Lieblingskorrespondenten gekündigt, Henry Wales, unserem dienstältesten Pariser Berichterstatte, als er zu einer Fernost-Reportage unterwegs war, die ihm McCormick selbst aufgetragen hatte. Mein Nachfolger in Indien, Egbert Swenson, hatte kürzlich seine Anstellung verloren und selbst Jay Allen, der brillianteste von uns jüngeren Leuten, bekam bald darauf bescheinigt, dass seine Dienste nicht länger gebraucht wurden. Der Colonel verringerte die Zahl seiner Auslandskorrespondenten drastisch, weil er sparen musste.

Es dauerte nicht lange, bis ich merkte, dass es nicht einfach sein würde, in Europa eine neue Tätigkeit zu finden. Da die Auswirkungen der Grossen Depression in Amerika immer schlimmer wurden, verringerten alle Blätter, die mit Auslandskorrespondenten arbeiteten – z.B. die *New York Times*, die *Chicago Daily News* –, wie auch die drei amerikanischen Nachrichtenagenturen die Zahl ihrer Mitarbeiter.

So war Weihnachten 1932 für Tess und mich ein bedrückendes Fest, zumal da wir allmählich den Eindruck gewannen, dass uns, seit ich arbeitslos war, selbst einige unserer engeren Freunde anders als zuvor gegenüberstanden. Das mir zugesagte letzte Gehalt hatte die *Tribune* nicht gezahlt, und es würde wohl auch nicht mehr kommen.

Nach Neujahr hob sich unsere Stimmung wieder, denn wir hatten beschlossen, uns von den 1'000 Dollar, die ich in den letzten fünf Jahren hatte sparen können, ein unbeschwertes Jahr in Spanien zu gönnen, wo man unvorstellbar billig leben konnte. Dort wollte ich vollständig gesund werden, all die Bücher lesen, für die früher nie Zeit gewesen war, und ich wollte versuchen, selbst ein Buch zu schreiben. Vielleicht konnte ich ja als Schriftsteller einen bescheidenen Lebensunter-

halt verdienen und wäre dann nie wieder auf die Launen eines unberechenbaren Zeitungsverlegers angewiesen. Es erfüllte uns mit Erleichterung, dass wir endlich einen Entschluss gefasst hatten, und für den 15. Februar buchten wir auf einem kleinen jugoslawischen Trampdampfer eine Passage von Triest nach Barcelona. Meinen Geburtstag am 23. würden wir an Bord feiern, denn das Schiff würde mindestens in einem Dutzend italienischer Häfen anlegen und auf keinen Fall vor Ablauf von drei Wochen seinen Bestimmungsort erreichen.

Am 20. Januar platzte in unsere Planung ein vom 30. Dezember 1932 datierter Brief Colonel McCormicks. Er lautete:

Lieber Shirer,

Sie haben in Indien ausgezeichnete Arbeit geleistet, seither aber hat man von Ihnen aus Europa kaum etwas gehört. Hängt das mit Ihrer angegriffenen Gesundheit zusammen oder sind Sie der Ansicht, dass dies Gebiet nicht besonders ergiebig ist? In dem Fall könnten wir Sie anderswohin versetzen.

Allerdings denke ich, dass es auch aus Ihrer Weltgegend ebenso Interessantes zu berichten gibt wie aus dem Baltikum, auch wenn Sie bei Gott in dieser Hinsicht bisher nichts geboten haben.

Mit besten Grüßen McC.

Auch wenn mich dieser Brief ebensosehr verblüffte wie seinerzeit die Mitteilung meiner Entlassung, so gab er mir doch die Hoffnung ein, ich könne wieder für die *Trib* arbeiten. Trotz aller Vergesslichkeit schien der Colonel mir gegenüber erstaunlich milde gestimmt zu sein.

Länger als eine Stunde dachte ich über diese Nachricht nach. Wollte ich, einmal ganz davon abgesehen, dass ich dringend eine Anstellung brauchte, wirklich wieder für McCormick arbeiten? Tess kam herein, und zögernd einigten wir uns darauf, dass ich wollte. Also setzte ich meinen Stolz hintan und telegraphierte dem Colonel voll Hochgefühl, dass ich sein Schreiben brieflich beantworten würde. In meiner Antwort erklärte ich ihm dann, zwar sei ich «ziemlich überrascht», wisse aber seine freundliche Anfrage und Kritik zu schätzen. Der Grund dafür, dass man lange nichts von mir gehört habe, sei darin zu suchen, dass er mich im Oktober entlassen habe. Ich versicherte ihm, dass ich seine Ansicht teilte und von meinem wohlvertrauten Arbeitsgebiet in Europa durchaus einiges zu berichten sei.

In einem P. S. bat ich um eine telegrafische Antwort, da ich beabsichtigte, am 15. Februar Wien zu verlassen.

Von der Voraussetzung ausgehend, ich würde wieder eingestellt, ging ich an

jenem Abend mit Tess ins *Sacher*, wo wir ausgezeichnet assen und uns einen exzellenten Wein servieren liessen.

Als wir nach Hause zurückkehrten, wartete bereits ein Telegramm aus Chicago auf uns:

SHIRER BRIEF DREISSIGSTEN IGNORIEREN. MCCORMICK

Eine gute Woche später, wir waren gerade dabei, unsere Abreise nach Spanien vorzubereiten, erreichte mich ein Brief vom Sekretär des Colonels. Er trug das Datum 11. Januar 1933.

Lieber Herr Shirer,

am 30. Dezember schickte Ihnen Colonel McCormick einen Brief an das Wiener Büro der *Tribune*, in dem er sich über das Ausbleiben von Berichten und Artikeln von Ihnen äusserte.

Er bittet Sie, diesen Brief, sofern er Sie erreicht hat, zu ignorieren, da ihm bei dessen Abfassung nicht bekannt war, dass Sie nicht mehr zu unseren Mitarbeitern zählten.

Mit freundlichen Grüßen
G.W. Burke Sekretär des
Herausgebers

Soso, der alte Knabe wollte also nichts davon gewusst haben, dass ich nicht mehr «zu seinen Mitarbeitern zählte» – ausgerechnet er, der stets im Alleingang über die Einstellung und Entlassung von Auslandskorrespondenten entschied. So ein Halunke!

«Sieh dir nur den Mistkerl an», sagte ich dann auch zu Tess, als sie den Brief gelesen hatte, «er war zu feige, den Brief selbst zu diktieren und zu unterschreiben.»

Während der drei Monate, die wir nach meiner Entlassung in Wien blieben, versuchte ich, nachdem die anfängliche Lähmung ein wenig von mir gewichen war, eine Bestandsaufnahme zu machen. Die Bitterkeit, die ich zuerst empfunden hatte, war vergessen, wie auch die Verzweiflung angesichts der vergeblichen Anläufe, eine neue Tätigkeit zu finden. Die unmittelbar bevorstehende Zukunft kam uns rosiger vor, als wir noch einige Wochen früher für möglich gehalten hätten.

Nicht einmal, dass Hindenburg Hitler am 30. Januar 1933 zum deutschen Reichskanzler ernannte, wenige Wochen, bevor wir Wien verliessen, brachte uns

von unserer ursprünglichen Absicht ab, ein Jahr lang in Spanien uns selbst zu leben. Vielleicht brauchten die Deutschen die praktische Erfahrung, diesen Scharlatan in Amt und Würden zu sehen, damit sie zur Besinnung kamen. Ich vermutete, dass ihnen bald die Augen aufgehen würden – damit würde sich der Fall des ehemaligen Gefreiten von selbst erledigen. Davon abgesehen, dass es für einen arbeitslosen Auslandskorrespondenten ohnehin keine Möglichkeit gab, sich in die Berichterstattung über das Tohuwabohu in Deutschland einzuschalten, stand mir auch gar nicht der Sinn danach. Ich wollte ein Jahr lang mit all dem nichts zu tun haben.

Während wir unsere Abreise vorbereiteten, wäre es mir nie in den Sinn gekommen anzunehmen, uns könnte blosse 18 Monate später die verworrene barbarische Welt Adolf Hitlers in ihren Fängen haben, so dass ich auf Jahre hinaus über die bedeutendsten Ereignisse zu berichten haben würde, die ich je erlebt hatte, und sie später sogar zu einem geschichtlichen Buch verarbeiten würde – all das lag damals noch im Schoss der unbekanntem Zukunft.

Über dieses schöne, freie Jahr in Spanien schrieb ich, als es zu Ende war, in mein Tagebuch:

Im Verlauf dieses Jahres hatten wir Zeit, einander kennenzulernen, uns der Musse hinzugeben, nachmittags Stierkämpfe zu besuchen und abends Barcelonas buntes Chinesenviertel zu durchstreifen; wir konnten die Farben auf uns wirken lassen: das Olivgrün der Berge, die unvergleichlichen Blautöne des Mittelmeers im Frühjahr und den wunderbaren, leergefegten, grauweißen Himmel über Madrid; hatten auch Zeit, spanische Bauern, Arbeiter und Fischer kennenzulernen, Männer, denen es trotz ihres ärmlichen Lebens nicht an Mut, Würde und Selbstachtung mangelt, und wir hatten Zeit, uns im Prado und in Toledo umzusehen, uns ein wenig mit El Greco zu beschäftigen...

Es war ein gutes Jahr.

Ich überliess es Tess, unsere Habe zusammenzupacken und das Haus in Ordnung zu bringen, und bestieg Ende Januar 1934 im nahen Gerona den Zug nach Paris, einen runden Monat, bevor ich 30 wurde. Während der Zug nordwärts Frankreich entgegenfuhr, musste ich daran denken, dass mit 30 die meisten Männer schon ein gutes Stück auf dem Weg zu ihrem Lebensziel zurückgelegt oder aber das Ziel aufgegeben hatten. In welche Richtung würde sich wohl unser Leben von diesem Wendepunkt an entwickeln?

In den Monaten, die ich erneut an dem Ort verbrachte, wo mein Erwachsenenleben nahezu neun Jahre zuvor glanzvoll begonnen hatte, fühlte ich mich niedergeschlagen und wie in einer Sackgasse.

Die Vorstellung war nicht angenehm, dass ich mit meiner Tätigkeit am Redak-

tionistisch des *Herald*, so dankbar ich dafür sein musste, erneut dort gelandet war, wo ich im Sommer 1925 mit 21 Jahren als frischgebackener Absolvent eines kleinen College in Iowa begonnen hatte. Damals arbeitete ich in der Redaktion der Pariser Ausgabe der *Chicago Tribune*. Unmöglich konnte ich die darauf folgenden, erregenden Jahre als Auslandskorrespondent in Europa und Asien aus meinem Gedächtnis streichen. Und jetzt wieder diese Tretmühle! Es schien nicht nur ehrenrührig, sondern ich kam mir auch als Versager vor – obwohl ich natürlich für die Brosamen dankbar sein musste, die in einem der frühesten und schlimmsten Jahre der Weltwirtschaftskrise für mich abfielen, denn immerhin erhielten sie uns am Leben.

Wie mein eigenes Leben hatte sich Paris und ganz Frankreich zum Schlechteren verändert, so dass ich beide kaum wiedererkannte.

Vier Jahre zuvor galt Frankreich noch als die bedeutendste Grossmacht auf dem europäischen Kontinent. Das Land befand sich im Zustand der Wirtschaftsbüthe, die Menschen waren voller Zuversicht und Gelassenheit, genossen den Frieden und den Wohlstand, nachdem sich der alte Kontinent endlich von den Verwüstungen und dem Hass des Weltkriegs erholt hatte.

Die Wirtschaftskrise hatte Frankreich noch nicht erreicht. An dem Tag, an dem ich im Januar 1930 Paris verlassen hatte, belief sich der Haushaltsüberschuss, von dem 1926 keine Rede sein konnte, für das Jahr 1929 auf 19 Milliarden Francs. Die Industrieproduktion hatte einen neuen Höhepunkt erreicht, und die Aussenhandelsbilanz war ausgesprochen günstig. Zu einer Zeit, da in Deutschland, Amerika und Grossbritannien Millionen auf der Strasse standen, gab es im ganzen Land kaum Arbeitslose.

Paris war schön wie nie – so hatte es jedenfalls auf mich gewirkt. Es galt damals Franzosen und Ausländern, vor allem Amerikanern, noch als die Lichterstadt, als kultureller Mittelpunkt der Welt, als prächtigste Hauptstadt, die es je gegeben hatte. Sie pulste vor Leben, die Menschen drängten sich in den Theatern, Konzertsälen, Kabarettis, Restaurants und Cafés, und das Leben dort war durchaus erschwinglich. Kunstmuseen und Galerien zogen grosse Menschenmengen an, die Verlage produzierten Buch auf Buch und alle wurden gekauft und gelesen. Nirgendwo auf der Welt gab es so zahlreiche Buchhandlungen, und nirgendwo wurde so viel – und so lebendig – über Literatur und Kunst geschrieben.

Andererseits muss zugegeben werden, dass die französischen Regierungen mit verblüffender Häufigkeit kamen und gingen, doch war das nichts Neues. Der Bürger schien das als den Preis der Demokratie in einer aus lauter Individualisten bestehenden Republik anzusehen. Trotz des Mittelmasses und der Hilflosigkeit der meisten Regierungen hatten sie zumindest den Franc stabil gehalten, den

Staatshaushalt mehr als ausgeglichen und eine Epoche des Wohlergehens und des Hochgefühls herbeigeführt.

Dieses Paris und Frankreich schienen jetzt im freudlosen Januar 1934 der Vergangenheit anzugehören. Als erstes fielen mir die schrillen Töne im innenpolitischen Parteigezänk der Franzosen auf. Kleinliche Intoleranz vergiftete die Atmosphäre. Rechte und Linke beleidigten und bedrohten einander. Während die einen behaupteten, der gottlose Kommunismus stehe vor der Tür, malten die anderen das Schreckensbild des totalitären Faschismus an die Wand.

Mit Verblüffung registrierte ich, eine wie starke Position der Faschismus in dieser demokratischen Republik bereits erobert hatte. In meinen ersten Pariser Jahren hatte es keine Anzeichen dieser geistigen Seuche gegeben, der in Italien so viele Menschen und später in Deutschland noch mehr erlegen waren.

Ich sah zu meiner Überraschung, dass inzwischen im ganzen Land antiparlamentarische faschistische Gruppierungen wie Pilze aus dem Boden geschossen waren. Während einzelne lediglich Ableger der alten antirepublikanischen und antisemitischen Gruppen zu sein schienen, die im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts entstanden und wieder verschwunden waren und die in ihrem Bonapartismus und Boulangismus durch und durch französisch gewesen waren, schienen mir jetzt die meisten das neue und hässlichere Gesicht zu zeigen, das mir von den Schwarzhemden Italiens und den Braunhemden Deutschlands nur allzu vertraut war. Es war kaum zu glauben, auch in Frankreich zogen sie jetzt in ihren auffälligen Hemden und mit knallenden Knobelbechern durch die Strassen, verprügelten friedliche Bürger und harmlose Politiker und machten, vorerst mit Worten, die Dritte Republik nieder.

Zu jener Zeit kam es in Paris nahezu täglich zu Strassenkrawallen, bei denen Zeitungskioske und Autos umgestürzt und in Brand gesetzt wurden. Banden, die zum Palais Bourbon, dem Sitz des Parlamentes, Vordringen, «die Halunken rauswerfen» und das Haus der Volksvertretung niederbrennen wollten, lieferten sich Strassenschlachten mit Polizei und *Garde Mobile*.

Schon bald berief mich Hawkins vom Redaktionsschreibtisch des *Herald* ab und schickte mich als Reporter auf die Strasse. Das tat ich nur allzu gern, und meine Freude, wieder meiner alten Tätigkeit nachgehen zu können, überlagerte die Niedergeschlagenheit fast vollständig, die ich bei meinem Abstieg vom Auslandskorrespondenten zum Schreibtisch in der Redaktion empfunden hatte. Das hier war eine bedeutende Angelegenheit, und zu meiner masslosen Verblüffung

gewann ich den Eindruck, als triebe Frankreich, das noch bei meiner Abreise vor vier Jahren so stabil und friedlich geschienen hatte, wie Spanien auf den Bürgerkrieg zu, an dessen Rand es schon wenige Tage nach meiner Ankunft geriet.

Wie war es zu dieser Entwicklung gekommen? Selbstverständlich musste ich dieser Frage gründlich nachgehen, damit ich die Ereignisse im richtigen Blickwinkel sah und sie im richtigen Zusammenhang kommentieren konnte. Zu Volksaufständen kommt es nicht aus heiterem Himmel. Es musste Gründe dafür geben, dass diese einst so glanzvolle Demokratie an den Punkt gelangt war, an dem ihre Existenz auf dem Spiel stand.

Natürlich hatte unter anderem die Weltwirtschaftskrise ihren Anteil daran, die im Herbst 1931 schliesslich auch Frankreich getroffen hatte. Zwar wirkte sie sich dort zu keinem Zeitpunkt so tiefgreifend aus wie in Deutschland, Grossbritannien und den Vereinigten Staaten – so stieg die Zahl der Arbeitslosen nur gelegentlich über eine halbe Million –, doch bedeutete der wirtschaftliche Niedergang für das Land die schlimmste Wirtschafts- und Finanzkrise in über 100 Jahren. Verschärft und verlängert wurde sie dadurch, dass es dem hilflos agierenden Parlament und den rasch wechselnden Regierungen der Dritten Republik nicht gelang, sinnvolle Gegenmassnahmen zu ergreifen.

Frankreich würde, nachdem die Vereinigten Staaten 1933 wie Grossbritannien ihre Währung deutlich abgewertet hatten, desgleichen tun müssen, wollte es sich nicht vom Weltmarkt abkoppeln. Da die Menschen im Lande, bedingt durch den katastrophalen Wertsturz des Franc in der Mitte der zwanziger Jahre, der die Ersparnisse der meisten hatte dahinschwinden lassen, ein geradezu neurotisches Verhältnis zu ihrer Währung hatten, wagte keine Regierung, den Schritt weg von der Golddeckung zu tun, an der Frankreich als letztes Land im Westen noch festhielt. Damit schloss es sich, durch sein hohes Preisniveau, selbst vom Auslandsgeschäft aus. Die Regierung betrieb eine gefährliche Deflationspolitik, die Produktivität sank, Löhne und Gehälter wurden gekürzt. Not und Elend breiteten sich aus, und in ihrem Gefolge nahm die Unzufriedenheit stetig zu.

Doch wo sich in England und Amerika diese Unzufriedenheit gegen die jeweilige Regierung richtete (Präsident Hoover hatte bei den Wahlen 1932 sein Amt abgeben müssen), war ihr Ziel in Frankreich wie auch in Deutschland eher die parlamentarische, republikanische Regierungsform. Das hatte in Berlin Hitler nach oben gespült, und in Paris führte es zur Entstehung einer Vielzahl rechtsgerichteter Vereinigungen, deren erklärtes Ziel der Sturz der Dritten Republik war.

Zu Beginn des Jahres 1934 hielten die Führer der Rechten ihre Zeit für gekommen.

Eine grosse Anhängerschaft und die Unterstützung eines erstaunlich grossen Teils konservativer Kreise besass beispielsweise die Gruppe *Croix de Feu*, die 1927 als unpolitischer Zusammenschluss ordenstragender Kriegsveteranen gegründet und 1931 von dem energischen, 45jährigen Oberstleutnant François de La Rocque übernommen worden war, der kurz zuvor den aktiven Militärdienst quittiert hatte. Er machte aus der Organisation in kurzer Zeit eine paramilitärische, antiparlamentarische Truppe, die in der Lage war, binnen einer Stunde Demonstrationzüge zu organisieren, und er war entschlossen, mit ihrer Hilfe dem Land den Kommunismus wie den Pazifismus auszutreiben und die Republik zur Raison zu bringen, indem er ihre auf dem falschen Weg befindlichen Parlamentarier an die Kandare nahm.

Der Colonel hatte seine Härte bei allem gewinnenden Wesen bereits dadurch bewiesen, dass er Zusammenkünfte von Liberalen und Sozialisten gesprengt und seine «Truppen» in Strassenkämpfen gegen die Polizei geführt hatte. Bei seinem ersten und berühmtesten Vorstoss war er während der Schlussitzung des internationalen Abrüstungskongresses von 1931 an der Spitze eines Bataillons von *Croix-de-Feu-Veteranen* in den grossen Saal des Trocadero einmarschiert und hatte eine der erlauchtesten Versammlungen europäischer Grössen und Staatsmänner vom Podium verjagt, die je in Paris zusammengekommen waren. Da die Sitzung im Rundfunk übertragen wurde, war ganz Frankreich und der grösste Teil Europas Zeuge dieses Vorfalls geworden – für La Rocque in gewisser Hinsicht der Durchbruch.

Als gegen Ende 1933 in Paris die feindselige Stimmung gegen Parlament und Regierung ihrem Höhepunkt zustrebte, waren *Croix de Feu* und seine Hilfsorganisationen über 60'000 Mann stark, ein Drittel davon in Paris. Die von früheren Armeeoffizieren geschulten und organisierten und einem fähigen Stab unter La Rocques Führung unterstellten Stossstrups waren die diszipliniertesten und wegen ihrer Schlagkraft sicherlich auch gefürchtetsten von ganz Paris.

Schliesslich drohte noch eine der grossen Veteranen-Organisationen, die konservative *UFC (Union Fédérale des Combattants)* mit nahezu einer Million Mitgliedern, der die Kapriolen von Parlament und Regierung nicht mehr passten, ihre Männer in Paris auf die Strassen zu schicken, wenn sich die politische Führung nicht ihren Vorstellungen fügte und etwas gegen die ständig anwachsenden Probleme der Wirtschaftskrise und der Deflation unternahm. Die *UFC* stellte eine

ernster zu nehmende Bedrohung dar als die übrigen Rechtsbünde, denn weder Polizei noch Armee würden es wagen, riefen man sie zu Hilfe, auf diese tapferen Männer zu feuern oder sie auch nur zusammenzuschlagen, die im Weltkrieg für Frankreich ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatten. Sie standen bei allen Franzosen in hohem Ansehen.

Neben den düsteren Auswirkungen der Wirtschaftskrise auf jedermann hatte in Frankreich während meiner Abwesenheit zweierlei den Zorn vieler Menschen erregt und wurde jetzt von den rechtsgerichteten Bewegungen ausgeschlachtet. Zwischen Juni 1932 und meiner Rückkehr 18 Monate später waren immerhin sechs Regierungen gebildet und gestürzt worden, jede mit einer durchschnittlichen Lebensdauer von drei Monaten. Eine immer grösser werdende Anzahl von Bürgern empfand das als verantwortungslos. Kein Kabinett war lange genug im Amt, um auch nur ansatzweise die Hauptprobleme des Landes in den Griff zu bekommen. Aus den Reihen der Nationalversammlung und des Senats hervorgegangene Minister sahen tatenlos mit an, wie das Land der Anarchie entgegengtrieb.

Als zweites stiess die zunehmende Zahl von Finanzskandalen auf Kritik, in die frühere oder gegenwärtige Kabinettsminister, Senatsmitglieder, Abgeordnete, Polizeibeamte, Angehörige der Staatsanwaltschaft und sogar der Gerichte verwickelt waren.

Ab Ende der 20er Jahre war geradezu eine Woge solcher politisch eingefärbter Finanzskandale über das Land hereingebrochen, und über einige von ihnen hatte ich auch in der *Chicago Tribune* berichtet. Einer der sensationellsten war der Stavisky-Skandal.

Am Vormittag des 30. Dezember 1933, als die guten Bürger sich anschickten, das Ende eines weiteren anstrengenden Jahres zu feiern, kündigten die Zeitungen an, ein gewisser Serge Alexandre, alias Sascha Stavisky, werde im Zusammenhang mit bestimmten Betrugsaktionen steckbrieflich gesucht. Die Schlagzeilen waren klein, der Name in der Bevölkerung nicht bekannt. Dann mit einem Mal platzte die Bombe, und wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Ausmass des Skandals in der Presse des Landes.

Sergej Alexander (Sascha) Stavisky, 1886 als Kind russischer Juden in Kiew geboren, war um die Jahrhundertwende mit seinen Eltern nach Paris gekommen, wo sich der Vater in einem der ärmeren Viertel als Dentist niederliess. Im Alter von 22 Jahren kam Sascha wegen einer kleinen Betrügerei erstmals mit der Justiz in Berührung und wurde 1912, also mit 26 Jahren, wegen einer ähnlichen Straftat zum ersten Mal zu Gefängnis verurteilt. Dass sein Vater aus Gram darüber Selbstmord beging, scheint auf den Sohn nur eine geringe Wirkung gehabt zu haben.

Arbeitsscheu trieb er sich in der Halbwelt von Paris herum, verdiente Geld mit Zuhälterei, Drogenhandel, Falschspiel, Fälschungen, Hehlerei und hie und da einem bewaffneten Überfall, wobei er eine bemerkenswerte Fähigkeit entwickelte, den Fängen des Gesetzes zu entkommen.

Allmählich ging es mit ihm aufwärts, er sammelte aus seinen lichtscheuen Tätigkeiten ein gewisses Vermögen an, besuchte die Spielsalons der französischen Badeorte, erwarb ein Theater, finanzierte eine Zeitung, zeigte sich mit eindrucksvollen Mätressen, «kaufte» Politiker und machte sich sogar immer dann, wenn ihm die Justiz auf den Fersen war, bei der *Suret  Generale* Liebkind, indem er ihr von Zeit zu Zeit Hinweise aus der dunklen Welt von Verbrechern und Abenteurern lieferte.

Schliesslich geriet er, als man ihn 1926 festnahm, in ernsthafte Schwierigkeiten, da er die Geldgeber einer seiner Unternehmungen um sieben Millionen Francs geprellt hatte. 18 Monate lang schmachtete er hinter den Gittern des Gefängnisses *Sante* in Paris, während sich die Behörden bemühten, das Netz seiner Schwindelunternehmen zu entwirren. 1927 wurde er vor Eröffnung des Hauptverfahrens vorläufig auf freien Fuss gesetzt, und dank der freundlichen Hilfe und Unterstützung der bereits genannten Stellen wurde der Prozess immer wieder vertagt, bis er Anfang 1934 über sieben Jahre hinweg insgesamt 19mal hinausgeschoben worden war.

Unterdessen betrieb Stavisky sein altes Geschäft fleissig weiter, scheffelte dabei immer mehr Geld, fügte seinem Imperium zwei Tageszeitungen ein (eine, die der Rechten, und eine, die der Linken nahestand), erwarb mit dem *Empire* eines der führenden Theater der französischen Hauptstadt und vergrösserte seinen Freundeskreis unter amtierenden und früheren Ministern, sonstigen Politikern, hohen Polizeibeamten sowie Zeitungsherausgebern und Redakteuren immer mehr. Während jener Zeit, konnte ich ermitteln, wurde die Polizei 45 Mal auf ihn aufmerksam, unternahm aber kein einziges Mal etwas gegen ihn. Es schien, als stehe der abgefeymte Gauner über dem Gesetz und sei von dessen Arm nicht zu erreichen.

Verantwortlich für den neunzehnmaligen Aufschub seines Verfahrens war der Leiter der Pariser Staatsanwaltschaft, Erster Staatsanwalt Georges Pressard. Desse Schwager, Camille Chautemps, hatte zahlreichen Kabinetten als Minister angehört, war ein langgedientes Arbeitspferd der radikalen Partei und hatte seit dem November des Vorjahres das Amt des Ministerpräsidenten inne.

Je länger sein Prozess auf sich warten liess, desto mehr Geld verdiente Stavisky mit einer ganzen Kette neuer betrügerischer Aktivitäten. Eine seiner be-

liebtesten Gaunereien bestand darin, dass er sich durch seine Beziehungen zu Politikern die Ausgabe von Kommunalobligationen zuschanzen liess. Als «Deckung» dafür hinterlegte er gefälschte oder gestohlene Juwelen, die er durch geschickte Buchhaltungsmanipulationen bei angesehenen Banken belieh; mit dem Geld, das er dafür bekam, gründete er dann ein neues Unternehmen mit zweifelhafter Zielsetzung. Auf diese Weise hatte er sich 1928 mit zehn Millionen Francs in Kommunalobligationen der Stadt Orleans davongemacht. Allerdings war es ihm gelungen, genug Geld zu ihrer Rückzahlung zusammenzubringen, bevor man ihn fasste.

Als er dann aber in Bayonne denselben Trick im Einvernehmen mit dem Bürgermeister und weiteren lokalen und auch nationalen politischen Grössen durchführen wollte, klappte das nicht, und so musste am Heiligabend 1933 einer seiner Mitwisser in der Stadtverwaltung eingestehen, dass von Stavisky auf den Markt gebrachte und jetzt fällige Kommunalobligationen im Wert von 239 Millionen Francs nicht eingelöst werden konnten und mithin wertlos waren. Der Mann wurde ebenso festgenommen wie der ehrenwerte stellvertretende Bürgermeister von Bayonne und zahlreiche andere Politiker sowie die Herausgeber zweier grosser Pariser Zeitungen – alle unter der Anklage, gegen Entgelt Staviskys Schwindelunternehmen gestützt und gefördert zu haben. Wie die Presse einige Tage später enthüllte, hatte auch ein prominentes Kabinettsmitglied mitgeholfen, den Verkauf von Staviskys zweifelhaften Schuldverschreibungen der Stadt Bayonne zu fördern. Jetzt begann der Damm zu brechen.

Stavisky allerdings war wie vom Erdboden verschluckt, und die Polizei, der er gelegentlich Spitzeldienste geleistet hatte, schien nicht bereit oder unfähig, ihn aufzuspüren und festzunehmen. Ich bekam heraus, dass ihm die *Suret * sogar kurz zuvor noch einen falschen Pass ausgestellt hatte, augenscheinlich in der Hoffnung, er werde ins Ausland fliehen, wo er, vor der französischen Polizei sicher, seine «Beziehungen» nicht preisgeben brauchte. Aber jetzt bestand die aufgebrachte Pariser Presse darauf, dass er endlich vor Gericht gestellt wurde, und als die Erregung in der Öffentlichkeit wuchs, «fand» ihn die Polizei schliesslich im Wintersportort Chamonix. Am 8. Januar verkündeten die Zeitungen, Stavisky habe gerade in dem Augenblick Selbstmord begangen, als die Polizei in die Villa eingedrungen sei, in der er sich verborgen hatte. Nur wenige Franzosen glaubten diese Version, die meisten waren davon überzeugt, dass die Polizei ihn liquidiert hatte, damit er nicht die zahlreichen hochstehenden Persönlichkeiten – auch bei der Polizei – belasten konnte, die in seine Verbrechen verwickelt waren und ihn so lange vor dem Gefängnis bewahrt hatten.

Am nächsten Tag erreichte die Wut eines Grossteils der Pariser Bevölkerung den Siedepunkt. Am Morgen des 9. Januar forderte *L'Action Française* in einem markigen Aufruf auf der ersten Seite die Pariser auf, sich nach Feierabend zu versammeln und geschlossen zur Deputiertenkammer zu marschieren, um aus ihr die «Räuber und Mörder» zu vertreiben.

Dieser Aufruf ermöglichte es den Royalisten, ihre eigenen Kräfte zu mobilisieren. 2'000 von ihnen hatten am Abend versucht, das Palais Bourbon zu erreichen, waren aber zurückgetrieben worden und anschliessend über die Seinebrücke auf die Place de la Concorde geströmt, wo sie ihr Mütchen an dem Marineminister kühlten, den sie vor seinem Amtssitz aus dem Wagen zerrten und ordentlich durchwalkten.

Zwei Tage später, am Abend des 11., stiessen die *Jeunesses Patriotes* unter Anführung eines Angehörigen des Pariser Stadtrates zu den royalistischen *Camelots*. Die Demonstranten rissen Bäume und Zäune um und errichteten aus Autos, die sie zu dem Zweck «requiriert» hatten, Barrikaden. Sie setzten Zeitungskioske in Brand, nachdem sie sie umgestürzt hatten, und schlossen die Stromschienen der Strassenbahnen kurz, so dass diese ebenso zum Stillstand kamen wie die Autobusse. Ein Polizeibericht, den ich einige Tage darauf las, nannte die Schäden schlimmer als alles, was in Paris in den vergangenen 20 Jahren angerichtet worden war.

Der Geist der Auflehnung griff in der Stadt immer weiter um sich. Am folgenden Morgen rief *L'Action Française* gross zu «einer Revolte gegen die Ausbeuter» auf, womit Parlament und Regierung gemeint waren.

Premierminister Chautemps weigerte sich beharrlich, einen parlamentarischen Untersuchungsausschuss für die Stavisky-Affäre einzusetzen. Zweifellos war es ihm peinlich, dass ausgerechnet sein Schwager für die Verschleppung des Prozesses verantwortlich und sein eigener Bruder, Pierre Chautemps, als Rechtsberater eines der Unternehmen Staviskys tätig gewesen war. Da er sich dank der Stimmen der sozialistischen Partei, deren Führer befürchteten, mächtige reaktionäre Kräfte könnten einen faschistischen Staatsstreich versuchen, auf eine Mehrheit im Parlament stützen konnte, unternahm er nichts und verlangte lediglich, man möge die Presse mundtot machen, der er einen grossen Teil der Schuld am Anheizen der Stimmung gab.

Die Krawalle gingen nicht nur weiter, sondern wurden auch gewalttätiger. Ab 22. Januar kam es zu schweren Ausschreitungen, die ihren Höhepunkt am 27. erreichten. Sie dauerten den ganzen Nachmittag und Abend an, und am Schluss gab es neben erheblichem Sachschaden auch mehrere hundert Verletzte auf Seiten der Randalierer, und 80 bei der Polizei.

Am Abend jenes Tages trat Chautemps zurück – nicht nur war seine ohnehin auf schwachen Füßen stehende Regierung durch die Enthüllung eines neuen Finanzskandals weiter geschwächt worden (sein Justizminister war in eine Bankleite verwickelt), er musste auch erkennen, dass die Unruhen an jenem Tag noch zugenommen hatten. Vielleicht hatte ihn auch der neue Schlachtruf des Strassenpöbels «Hängt die Deputierten» eingeschüchtert, der deutlich in der Nationalversammlung zu hören war. Zum ersten Mal in der Geschichte der Dritten Republik hatte eine Regierung, die sich auf eine klare Mehrheit in beiden Häusern stützen konnte, der Drohung der Strasse nachgegeben. Die faschistischen Vereinigungen hatten ihren ersten Sieg errungen und eine «linke» Regierung gestürzt. Dieser Triumph steigerte ihren Appetit.

Der schwache Präsident der Republik, Albert Lebrun, versuchte, die Führer aller Parteien dazu zu bringen, einer von ihm als «nationaler Waffenstillstandsregierung» bezeichneten Lösung zuzustimmen. Da niemand die Verantwortung dafür übernehmen wollte, wandte sich Lebrun schliesslich an Edouard Daladier, einen weder in den Stavisky-Skandal noch eine andere Affäre verwickelten Radikalsozialisten, der allgemein als entschlossener Mann galt und dem man zutraute, dass er die Krise mit fester Hand und gerecht löste.

Zu jener Zeit begann mein journalistischer Kontakt mit diesem wohlmeinenden, aber letztlich doch recht tragischen Vertreter der französischen Politik.* Er war in mancherlei Hinsicht ein beachtenswerter Mann, aber nicht bedeutend genug – das war damals kein französischer Politiker –, die Probleme zu bewältigen, die jetzt Frankreich heimzusuchen begannen und die sich steigerten bis hin zum Münchener Abkommen von 1938 und schliesslich zur entsetzlichen Katastrophe des Krieges.

* Diese Beziehung dauerte nahezu bis an sein Lebensende lange nach dem Krieg, als er mit mir offen über die in seinen Augen entscheidenden Ursachen für den Fall Frankreichs sprach und über seine eigene, nicht geringe Verantwortung an der Katastrophe. 1961 las er mit grossem Interesse, was ich in meinem Buch *Aufstieg und Fall des Dritten Reiches* über die Schwächen Nazideutschlands am Vorabend des anglo-französischen Nachgebens in München geschrieben hatte – beispielsweise Widerstand im Oberkommando der Wehrmacht und eine Verschwörung deutscher Generale zum Sturz Hitlers. Wie er sagte, hatte er damals nichts davon gewusst, sondern es erst damals, 23 Jahre später, aus meinem Buch erfahren. Hätte er das seinerzeit geahnt, erklärte er – und er zeigte sich erbittert darüber, dass die Briten, die Kenntnis davon besaßen, es ihn, den Chef der französischen Regierung, nicht hatten wissen lassen wäre er Hitler gegenüber in München nicht so nachgiebig gewesen. Meine Enthüllungen veranlassten Daladier dazu, im Herbst 1961 in der französischen Zeitschrift *Candide* eine Artikelreihe über den Gegenstand zu verfassen. Er beschaffte mir auch eine ganze Reihe von Aussenstehenden nicht zugänglichen Angaben für mein späteres Buch über den Niedergang Frankreichs.

Anfang Februar 1934 allerdings schien Daladier der Mann der Stunde zu sein. Er galt als zäh, intelligent, freimütig und als ganz und gar unbestechlich. Er hatte im Weltkrieg vier Jahre lang als Infanteriesoldat in den Gräben gekämpft, das Gemetzel von Verdun überlebt und war vom Gefreiten bis zum Hauptmannsrank aufgestiegen. Mit 40 Jahren, 1924, war er zum ersten Mal Minister geworden und hatte dann in sieben weiteren Kabinetten dieses Amt bekleidet.

Dass ihn die Zeitungen den «Bullen aus der Vaucluse» (sein Wahlkreis) nannten, ging nicht nur auf seine breiten Schultern und seinen Stiernacken zurück, sondern auch auf seine Unnachgiebigkeit und die grobe Art, wie er seine Gegner angriff. Als die Strassenkämpfe in Paris immer schlimmer wurden, sahen viele in ihm den Retter Frankreichs.

Seine erste Handlung als Premierminister bestand darin, dass er dem Land versprach, er werde einen parlamentarischen Ausschuss zur Untersuchung der Stavisky-Affäre einsetzen und zugleich ohne Ansehen der Person «rasch und entschlossen» gegen jene vorgehen, die in den Skandal verwickelt waren. Dabei allerdings verhielt er sich ungeschickt, denn statt den Leiter der Geheimpolizei, den Pariser Polizeipräfekten und den Oberstaatsanwalt aus dem Amt zu jagen, die er aufgrund einer eilig durchgeführten Untersuchung als in den Skandal verwickelt erkannte, beförderte er sie.

Am Morgen und am frühen Nachmittag des 6. Februar enthielten alle Massenblätter wie auch die politischen Zeitungen der Rechten flammende Appelle der verschiedenen Vereinigungen, die ihre Mitglieder und alle guten Bürger aufriefen, am Abend in einer massiven Demonstration gegen die Regierung auf die Strasse zu gehen. Auf mich wirkten sie wie eine Aufforderung zu offenem Aufruhr, zumindest aber zur Gewalttätigkeit, die in einen Aufstand münden sollte. *L'Action Française* führte einige Kabinettsminister namentlich als Männer auf, die «gnadenlos umgebracht» werden sollten.

Um die Stimmung des Pöbels weiter anzuheizen, brachten die meisten Zeitungen Berichte, denen jede Grundlage fehlte und in denen es hiess, die Regierung habe insgeheim Tankregimenter, MG-Kompanien und senegalesische Truppen in die Hauptstadt geschafft, um die «friedlichen» Demonstranten «niederzumähen». Ausserdem veröffentlichten alle grossen Zeitungen nicht nur die hysterischen Aufrufe der faschistischen Bünde, sondern vermerkten auf der ersten Seite genauestens, wo und wann sich die jeweiligen Vereinigungen und ihre Sympathi-

santen zusammenfinden sollten – wahrscheinlich für den Fall, dass sie keine unmittelbaren Anweisungen erhalten hatten. Mein Eindruck war, dass sich die Pariser Presse noch unverantwortlicher gebärdete als sonst.

Erst im letzten Augenblick schlossen sich die Kommunisten dieser allgemeinen Mobilmachung» an. Am Morgen des 6. Februar rief die Parteizeitung *L'Humanité* alle Genossen auf, sich an der für den Abend vorgesehenen Demonstration zu beteiligen. Die Kommunisten waren also bereit, gemeinsam mit ihren Feinden von der extremen Rechten die republikanische Regierung zu stürzen. So sehr hätte mich das nicht zu verwundern brauchen – man kannte diese Doppelköpfigkeit ja vom Ende der Weimarer Republik aus Berlin.

Am Spätnachmittag des 6. Februar schickte mich meine Redaktion zur Place de la Concorde, von wo aus ich berichten sollte, ob die angekündigten Demonstrationen stattfanden. Ich fand lediglich ein paar hundert Angehörige der Stosstrupps der *Action Française*, *Jeunesses Patriotes* und *Solidarité Française* vor, die vergeblich versuchten, die Polizei auf die Brücke zurückzudrängen, die von dem grossen Platz über die Seine zum Palais Bourbon führt. Da es nicht so aussah, als werde bei dem Geschiebe und Gerangel besonders viel herauskommen, ging ich ins am Nordende des Platzes gelegene Hotel *Crillon*, um rasch eine Kleinigkeit zu essen.

Als ich etwa eine Stunde später, gegen halb sieben, erneut auf die Place de la Concorde hinaustrat, hatte sich das Bild gewandelt. Einige tausend Demonstranten standen dicht an dicht und behaupteten sich gegen wiederholte Angriffe berittener und mit Stahlhelmen geschützter Männer der *Garde Mobile*, einer Art Bereitschaftspolizei. Nahe dem Obelisken brannte ein Autobus. Ich arbeitete mich durch die Gardisten, die mit Säbeln auf die Menge einhieben, zu den Tuileries durch, denn von dort aus konnte man aus einer Höhe von etwa drei Metern den Platz gut überblicken. Hinter den Parkgittern hatte sich eine Menge zusammengerottet, die Polizei und Gardisten mit Steinen, Ziegeln, Gartenstühlen und anderem bewarf. Dort bemerkte ich zum ersten Mal, dass sich Kommunisten unter die Faschisten, ihre angeblichen Gegner, gemischt hatten. Auf dem grossen Platz selbst tobte die Schlacht. Die Menge rückte vor und zog sich dann vor den Gegenangriffen der berittenen Gardisten zurück. Es war keineswegs ein ungleicher Kampf, die Aufrührer schlangen mit Rasierklingen besetzte Stöcke gegen die Pferde und die Beine der Berittenen und schleuderten den Tieren Murmeln und Feuerwerkskörper unter die Hufe. Einige der Pferde brachen zusammen, und ihre Reiter wurden übel zugerichtet. Auf beiden Seiten begann man, die Verwundeten davonzutragen.

Um einen besseren Überblick zu gewinnen, schob ich mich durch die brodelnde Masse wieder zum Hotel *Crillon* hinüber und stellte mich im dritten Stock auf einen Balkon, auf dem sich bereits rund zwei Dutzend französische und ausländische Berichterstatter befanden, unter ihnen, etwa einen Meter links von mir, eine Frau, die ich nicht kannte.

Wir hatten keine Schüsse gehört, doch als die Frau unvermittelt stumm zu Boden sank und wir uns über sie beugten, lief ihr aus einem Loch mitten auf der Stirn Blut über das Gesicht. Sie war sofort tot.

Als ich zum Gebäude der Nationalversammlung hinüberging, um zu sehen, wie die Dinge dort standen, waren die Gänge mit verletzten Polizisten und Gardisten gefüllt. Zwei Ärzte und ein halbes Dutzend Ehefrauen von Abgeordneten kümmerten sich um sie. In der Kammer selbst, erfuhr ich, hatte schon seit mehreren Stunden ein solcher Hexensabbat getobt, dass Daladier nicht imstande gewesen war, seine Erklärung vorzulesen. Mehrere Male hatten Abgeordnete ihre Plätze verlassen, um sich Schlägereien mit anderen Parlamentariern zu liefern, und einmal war sogar der rechtsgerichtete Abgeordnete Jean Ybarnegaray auf die Ministerbank zugetreten und hatte versucht, den Premierminister herauszuzerren. Allerdings blieb ihm der Erfolg versagt, denn Daladier, der über den Körperbau eines Schwergewichtlers verfügte, hatte ihn zurückgeschleudert. In dem allgemeinen Lärm und Durcheinander befand Daladier schliesslich, dass eine Debatte über eine Zustimmung zu seiner neuen Kabinettsliste unmöglich sei, und stellte daher die Vertrauensfrage.

Schon lange vor meinem Eintreffen, so erfuhr ich von einem mir bekannten Reporter, hatte man im Parlament trotz des dort herrschenden Tumults Schüsse von der nahegelegenen Place de la Concorde aus gehört. «Sie schiessen!» hatte der kriegsblinde Abgeordnete der Rechten Scapini ausgerufen. «Das ist eine Regierung von Mördern!» Zwischen den einzelnen Schüssen konnte man das Gebüll der Menge hören, das sich zu nähern schien. Ein Abgeordneter schrie: «Sie stürmen das Parlament!» Mein Bekannter war bereit zu schwören, er habe mehrere Abgeordnete sich eilends zu einer Hintertür zurückziehen und in die Dunkelheit verschwinden sehen. Wie mir ein Abgeordneter später sagte: «Die Feigsten waren nicht die Letzten, die gingen.»

Das Gesicht Edouard Herriots, Vorsitzender der Radikalsozialisten und dreimaliger Premierminister, war der Öffentlichkeit so bekannt, dass es ihm nicht einmal genützt hätte, sich zu verkleiden, was er aber auch nicht getan hatte. Als er sich an jenem Abend zu Fuss auf den Heimweg machte, packten ihn etwa 50 Schläger, prügeln ihn durch und zerrten ihn, dabei ständig «In die Seine mit

ihm» brüllend, zum Flussufer, wo ihn ein Trupp Gendarmen im letzten Augenblick vor dem Sturz in die schlammigen Fluten bewahrte.

Ich erfuhr, dass das Parlament, bevor es sich vertagte, Daladier mit 343 zu 237 Stimmen sein rückhaltloses Vertrauen ausgesprochen hatte. Die entscheidende Mehrheit war durch die Unterstützung der Sozialisten zustande gekommen, deren Vorsitzender, Léon Blum, während der Debatte ausgerufen hatte: «Unsere Stimme für die Regierung ist kein Vertrauensvotum, sondern ein Kampfvotum!» Die Sozialisten hatten, im Unterschied zu den kommunistischen Gruppen, nicht vergessen, was ihrer Partei und den demokratischen Regierungen in Italien und Deutschland bei der Machtübernahme durch Mussolini und Hitler widerfahren war.

Zwar verfügte Daladier jetzt über das Vertrauen einer Mehrheit im Parlament, doch genügte das an diesem Abend der wilden Strassenkämpfe nicht. Auch die Wut eines Grossteils der Pariser Bevölkerung und des zu allem entschlossenen Mobs musste ins Kalkül einbezogen werden. Das merkte der Premierminister in den nächsten, entscheidenden Stunden. Auch wenn die Abgeordneten heimgegangen waren, tobte die Schlacht auf der Place de la Concorde und in ihrer Umgebung weiter, und als ich an den Schauplatz des Geschehens zurückkehrte, schien sie mir sogar noch schlimmer und bedrohlicher als zuvor geworden zu sein.

Den ganzen langen Abend hindurch zwängte ich mich mehrere Male durch das Gedränge zum Hotel *Crillon*, um dem *Herald* telefonisch durchzugeben, was ich in Erfahrung gebracht hatte – ein, vorsichtig gesagt, verworrener Bericht. Auch die Hotelhalle war jetzt eine Art Notlazarett, Dutzende von Verletzten lagen auf dem Boden und wurden von Ärzten und gutgekleideten Damen, die als Schwestern fungierten, versorgt. Bald nachdem wir die tote Frau vom Balkon hinabgetragen hatten, wurde das nebenan befindliche Marineministerium in Brand gesetzt. Die Feuerwehr eilte herbei, doch bevor sie ihre Schläuche auf das Gebäude richten konnte, aus dem Rauchwolken aufstiegen, hatten die Aufständischen sie zerschnitten. Deren Versuch, sich gewaltsam Zutritt zu verschaffen, wurde nur dadurch verhindert, dass Posten stehende Marinesoldaten sie mit schussbereiten Waffen in Schach hielten.

Jener Abend an der Place de la Concorde forderte beträchtliche Opfer. Die Aufständischen beklagten 14 Tote und über 650 Verletzte, von denen später noch zwei starben. Polizei und Gardisten hatten einen Mann verloren, 1'664 waren verletzt. Nach Angaben der Regierung hatten die Gardisten 527 Schuss Pistolenmunition abgefeuert. Wie viele Schüsse die Aufständischen abgegeben hatten,

wurde nie ermittelt, sicher einige Hundert. Alles in allem waren es die blutigsten Strassenkämpfe, die Paris seit den Tagen der Kommune 1871 erlebt hatte.

Ministerpräsident Daladier, der als Infanterist im Krieg ein vier Jahre währendes Gemetzel miterlebt hatte, zeigte sich angesichts des Blutvergiessens entsetzt. Doch war er als Regierungsoberhaupt verpflichtet, die Republik gegen jeden Umsturzversuch zu schützen, wie blutig auch immer er sein mochte. Nach einer Krisensitzung des Kabinetts im Innenministerium – der sicherste Ort in der Stadt –, das in den frühen Morgenstunden einer Festung glich, machte sich Daladier um drei Uhr morgens erschöpft auf den Weg durch die jetzt still daliegenden Strassen zu seinem Amtssitz am Quai d'Orsay.

«Was werden Sie tun?» wollten die Journalisten wissen.

«Die Republik retten», war seine Antwort.

Bis zum nächsten Morgen hatte er es sich anders überlegt, wie auch die meisten der Kabinettsmitglieder, die ihm bei der Sitzung im Innenministerium den Rücken gestärkt und ihn gedrängt hatten, mit Hilfe der Armee den Aufstand der faschistischen Bünde niederzuschlagen. Er bot jetzt den Rücktritt seiner Regierung an, nachdem ihn Lebrun, der verängstigte Präsident der Republik, telefonisch aufgefordert hatte, sein Amt niederzulegen, «um einen Bürgerkrieg zu vermeiden».

Über Nacht hatte Daladier rund um Paris Verstärkungen des Heeres aufmarschieren lassen: das 512. Panzerregiment, 20 Infanteriebataillone und 20 Kavallerieschwadronen. Doch vertraute er der Armee nicht rückhaltlos, denn er hatte als Kriegsminister in den letzten vier Regierungen über ein Jahr mit General Maxime Weygand, dem Oberkommandierenden des Heeres, im Widerstreit gelegen. Daladier fürchtete, Weygand, der aus seinen royalistischen Sympathien kein Hehl machte, werde die Republik möglicherweise nur halbherzig verteidigen.

Auf die Polizei und die Garden war Daladiers Ansicht nach in den nächsten Tagen kaum zu zählen, denn nahezu 2'000 von ihnen waren verletzt und die übrigen ausgelaugt und demoralisiert. Früh am Morgen des 7. berichteten Polizeispitzel dem Premierminister, dass die faschistischen Bünde für den Abend eine neue Attacke planten. Diesmal wollten einige Tausend von ihnen mit Handfeuerwaffen und Handgranaten bewaffnet erscheinen. Die Waffengeschäfte in Paris waren praktisch leergekauft worden, und verschiedene Gruppen, teilte die Polizei Daladier mit, hatten bestimmte Minister «zum Tode verurteilt» und beabsichtigten, die «Strafe» vor Einbruch der Dunkelheit zu vollziehen.

Daladier gab vor der Aussicht auf weiteres und möglicherweise schlimmeres Blutvergiessen in den Strassen der Hauptstadt auf und übergab kurz nach Mittag dem erleichterten Präsidenten Lebrun sein Rücktrittsgesuch. Zum zweiten Mal in zwei Wochen – und in der Geschichte der Dritten Republik – hatte die «Strasse» eine von der Mehrheit eines demokratisch gewählten Parlaments getragene Regierung gestürzt.

In einem für die Bevölkerung bestimmten Abschlusskommuniqué erläuterte Daladier seinen Rücktritt:

Die Regierung, auf deren Schultern die Verantwortung für die Aufrechterhaltung von Sicherheit und Ordnung ruht, ist nicht bereit, dazu auf ungewöhnliche Mittel wie zum Beispiel die Unterdrückung der Demonstrationen durch das Militär zurückzugreifen, bei dessen Einsatz neues Blutvergiessen zu befürchten steht. Daher habe ich dem Präsidenten der Republik das Rücktrittsgesuch des Kabinetts überreicht.

Diese eigentümlich rührende Erklärung lässt meines Erachtens alle Schwächen der Dritten Republik erkennen, die der radikalen Politiker, die sie beherrschten, und die Daladiers selbst. Wenn die faschistoiden Aufrührer nicht vor Blutvergiessen zurückschreckten, um die Regierung zu stürzen, war es da nicht die Pflicht der republikanischen Regierung und ihres Premierministers, die Republik notfalls auch mit Gewalt zu verteidigen? Nach dem, was ich am Abend zuvor gesehen hatte, würde ein entschlossenes Auftreten des Militärs am folgenden Tag, vor allem angesichts der bei den Demonstranten fehlenden entschlossenen Führung, den Aufruhr im Keim erstickt haben. Aber Daladier, von seinen zaudernden Kollegen im Kabinett und dem Parlament allein gelassen, von einem ängstlichen Präsidenten der Republik bedrängt, der Zuverlässigkeit der Armee unter ihrem royalistischen Oberkommandierenden ungewiss und von einer korrupten Presse angegiftet, war zu einem solchen Kräftenessen nicht bereit.

«Man stelle sich vor», schrieb ich an jenem Abend in mein Tagebuch, «Stalin, Mussolini oder Hitler hätten Bedenken, Truppen gegen einen Mob einzusetzen, der ihr Regime zu stürzen droht!»

Waren die westlichen Demokratien in einer zunehmend totalitären Welt zu erschlaft, zu töricht oder zu träge, um sich und die Freiheiten zu verteidigen, die sie für ihre Völker errungen und bewahrt hatten? Diese Frage beschäftigte mich von jenem Abend an während der kommenden Jahre mehr und mehr, bis die Antwort geradezu erschreckend klar wurde.

Meine Niedergeschlagenheit und die zahlreicher anderer angesichts der Wen-

dung, die die Dinge genommen hatten, löste sich gegen Abend des schicksalhaften 7. Februar durch eine Art Satyrspiel, das der französische Thronprätendent beisteuerte. Er gab von Belgien aus nachstehende, volltönende Erklärung ab:

Franzosen! Von fremdem Boden aus, wo mich das grausame Exil zu leben zwingt, neige ich mich mit tiefer Wehmut vor den Toten und Verwundeten, die sich um den Preis oder in Gefahr ihres Lebens gegen eine schlechte Regierung erhoben haben. Um sich selbst an der Macht zu halten..., hat sie nicht gezögert, auf Veteranen, Kriegsversehrte, ja, auf eine blühende Jugend, die Hoffnung des Landes, feuern zu lassen.

Franzosen! Dahin haben Euch sechzig Jahre der Republik und der Parteienregierung gebracht.

Franzosen aller Parteien und aller Stände! Jetzt ist die Stunde gekommen, sich um der Monarchie willen zusammenzuschliessen, auf der jahrhundertlang die Grösse Frankreichs ruhte und die allein Frieden, Ordnung und Gerechtigkeit gewährleisten kann.

Im Exil, 7. Februar 1934

Jean, Duc de Guise

Statt des guten Herzogs und einer erneuerten Monarchie bekamen die Aufrührer lediglich eine anders zusammengesetzte republikanische Allparteienregierung, in der nur Sozialisten und Kommunisten nicht vertreten waren. An ihrer Spitze stand mit dem einundsiebzigjährigen ehemaligen Präsidenten der Republik Gaston Doumergue ein aufrechter Republikaner, Angehöriger der Radikalen Partei, Protestant und obendrein Freimaurer – ein Mann, der in sich alle Eigenschaften vereinigte, gegen die sich Rechte und Royalisten angeblich aufgelehnt hatten.

Doumergue, ein mittelmässig begabter und inzwischen auch seniler Mann, der als Präsident wegen seines immerwährenden Lächelns ebenso bekannt gewesen war wie Lebrun wegen seines beständigen Weinens, hatte sich mit seiner Geliebten, die er kurz darauf heiratete, in sein Heimatdorf zurückgezogen und wollte inmitten einer so schweren Krise nicht gern nach Paris zurückkehren. Doch dass ihn Lebrun mit der Aufforderung, das Vaterland zu retten, bei der Ehre packte, schmeichelte seiner Eitelkeit.

Also wurde «Papa» Doumergue, wie ihn die Presse nannte, Ministerpräsident einer Regierung, in deren Kabinett sieben frühere Premierminister sassen, wie auch erstmals der berühmte Marschall Henri Philippe Petain, der Held von Verdun. Eine folgenreiche Ernennung – sie bildete den Anfang der politischen Kar-

riere eines immerhin schon achtundsiebzigjährigen Militärs, der schliesslich mehr als jeder andere dazu beitragen sollte, dass die Dritte Republik auf immer dahinsank.

Auch wenn die Dritte Republik noch einmal um Haaresbreite davongekommen war, kennzeichnete nach meinem Empfinden der 6. Februar 1934 einen wichtigen und wohl auch entscheidenden Wendepunkt in ihrem Schicksal. Dass es mit der Regierungsform, die trotz aller Schwächen und Fehler- sowie der Korruption – Frankreich zu einem der freiesten und zivilisiertesten Länder der Welt gemacht hatte, bergab gehen sollte, würde sich im Lauf der Zeit in dem Masse erweisen, in dem die westlichen Demokratien in Grossbritannien wie in Frankreich in unerklärlicher Weise zur Machtlosigkeit, Verwirrung und einer Politik der Beschwichtigung hintrieben. Ihr Selbstbewusstsein schwand, ihre eigenen Interessen wurden übersehen oder törichtem innenpolitischem Geplänkel aufgeopfert, und ihre durch den Sieg im Weltkrieg erst 16 Jahre zuvor gekräftigte Macht schwand dahin. Die Regierungen dieser Länder überkleisterten ihre zunehmende Schwäche mit albern anmutender Selbstgefälligkeit und verschlossen – das galt vor allem für Frankreich – die Augen vor der zunehmenden faschistischen Gefahr von innen und von aussen, insbesondere aus Nazideutschland. Frankreich wie auch England wurden immer schläfriger, während Deutschland «erwachte».

Obwohl ich in jenem Winterhalbjahr mit der Berichterstattung über Frankreichs Wirrsale reichlich zu tun hatte, sehnte ich mich danach, wieder als Auslandskorrespondent tätig zu werden. Vier Ereignisse, die 1934 ausserhalb Frankreichs stattfanden, verlockten mich dazu, es noch einmal zu versuchen.

Am 12. Februar 1934, sechs Tage nach den Unruhen auf der Place de la Concorde, führte der österreichische Kanzler Engelbert Dollfuss einen unvorstellbaren Schlag gegen die im Wiener Rathaus regierenden Sozialdemokraten. Er liess vom österreichischen Militär mit Artillerie und Maschinengewehren Hunderte von Männern, Frauen und Kindern in den grossen Arbeiterwohnblocks verschiedener Wiener Stadtbezirke zusammenschossen, die auf der ganzen Welt als Muster für Arbeitersiedlungen galten. Damit, dass er die Sozialisten entmachtete, wurde er zum Totengräber der österreichischen Demokratie, die er durch eine «christliche» Diktatur ersetzte. Indem er durch sein mich überraschendes, brutales Vorgehen gegen die österreichischen Sozialisten die Hauptstütze der Demokratie des Landes vernichtete, bereitete er den Weg für den Anschluss Österreichs an Deutschland durch Hitler.

Als die Nazis wenige Monate später, am 25. Juli, einen ersten Versuch unternahmen, an die Macht zu gelangen, scheiterten sie zwar durch eigenes Verschulden vorerst, doch gelang es ihnen, Dollfuss aus dem Weg zu schaffen.

Inzwischen hatte Hitler in seiner eigenen SA aufgeräumt, deren Strassenschläger ihm zur Macht verholfen hatten. An einem einzigen Tag, dem 30. Juni 1934, liess er ihre Führer und eine Anzahl anderer ermorden, gegen die er einen Groll hegte. Unter ihnen war auch Gregor Strasser, einst die Nummer zwei in der NSDAP. Dieses barbarische Gemetzel, wie es – zumindest in neuerer Zeit – nicht einmal Deutschland erlebt hatte, entsetzte das Land und ganz Europa. Der Tyrann, der so im Blut watete, würde vor nichts zurückschrecken.

Von Paris aus berichtete ich so gut ich konnte über die widerlichen Ausschreitungen der Nazis, vermerkte aber dennoch in meinem Tagebuch unter dem 30. Juni, dass ich gern in Berlin wäre, hautnah an den Ereignissen.

Anfang August wurde dieser Drang noch stärker, und in meinem Tagebuch finden sich die Ereignisse verzeichnet, die dafür sorgten.

Paris, 2. August. Heute Morgen ist Hindenburg gestorben. Wer *kann* jetzt Reichspräsident werden? Was wird Hitler tun?

Paris, 3. August. Hitler hat getan, womit niemand rechnete: Er ist jetzt Präsident *und* Kanzler von eigenen Gnaden. Bevor der alte Feldmarschall richtig kalt war, hat Hitler dafür gesorgt, dass keine Zweifel an der Ergebenheit der Reichswehr bestehen können, indem er sie einen bedingungslosen Treueid auf sich persönlich hat ablegen lassen.

Während ich, noch mehr oder weniger unbewusst, mein Pariser Tagebuch mit Ereignissen aus Deutschland füllte, überlegte ich, wie ich dort eine Anstellung finden konnte. So entsetzlich Nazi-Deutschland war – dort hatte man den Finger am Puls der Geschichte. Hitler machte mitsamt der Regierung, die er dem deutschen Volk verordnet hatte, die meisten Schlagzeilen auf der Welt und verdrängte Frankreich, Grossbritannien, Mussolinis Italien und Stalins Russland von der ersten Seite aller amerikanischen Zeitungen. Auf die Gefahr, lästig zu werden, brachte ich mich bei meinen amerikanischen Kollegen in Berlin, von denen ich einige schon lange kannte, nahezu täglich durch Briefe und Anrufe in Erinnerung. Sie versicherten mir immer wieder, dass sie versuchen würden, für mich etwas zu finden, aber ich müsse Geduld haben.

Am Nachmittag des 9. August überflog ich in der Redaktion des *Herald* die Spät

ausgaben der Pariser Zeitungen, in denen wir oft Hinweise fanden und aus denen wir auch gelegentlich ganze Artikel übernahmen. Meine Tätigkeit langweilte mich zu jenem Zeitpunkt noch mehr als sonst. Es gab am Ort nichts Bedeutendes zu berichten. Dann klingelte mein Telefon.

Paris, 9. August. Dosch-Fleurot hat mich heute Nachmittag von Berlin aus in der Redaktion angerufen und mir einen Posten beim *Universal Service* dort angeboten. Ich habe sofort zugesagt, wir sind uns über das Gehalt einig geworden, und er sagte, er würde mich informieren, sobald er mit New York gesprochen habe... Muss mein Deutsch aufpolieren.

Arno Dosch-Fleurot war ein alter Bekannter, im Weltkrieg ein geradezu legendärer Kriegsberichterstatter und anschliessend in Europa Auslandskorrespondent für die alte, grossartige *New York World* bis zu ihrem bedauerlichen Ende. Er hatte mir oft bei bedeutenden politischen Berichten geholfen, als ich meine ersten Gehversuche als Auslandskorrespondent unternahm. Er war einer der kultiviertesten Männer, die ich je kennengelernt hatte, und ich freute mich darauf, mit ihm zusammenzuarbeiten.

Ich erinnere mich noch, wie ich den Hörer benommen niederlegte und dann, während ich mich in der Redaktion umsah, ein eigentümliches Gefühl der Erleichterung hatte. Ich trat auf die Strasse hinaus und ging über die Rue de Berri zum Hotel *California*, wo ich an der Bar einen doppelten Cognac bestellte.

Endlich konnte ich wieder in meinem Wunschberuf arbeiten, noch dazu in Berlin, im Brennpunkt der Ereignisse. Inzwischen war ich 30, und mir schien es an der Zeit, dass ich etwas aus mir machte – die Jahre flogen immer schneller dahin.

Buch zwei

1934-1937

**Leben und Arbeit im
Dritten Reich**

Berlin, 25. August 1934 – *Morgen beginnt für mich ein neues Kapitel...*

Als ich am Abend unserer Ankunft aus Paris in Berlin jene Zeile in mein Tagebuch schrieb, ahnte ich nicht, ein wie wichtiges, langes und entsetzliches Kapitel das werden würde, nicht nur, was mein eigenes Leben und meine Arbeit betraf, sondern auch im Leben Hunderter von Millionen Menschen in vielen Ländern der Erde, die in den tosenden Strudel der von Nazi-Deutschland ausgehenden Ereignisse gerissen wurden. Nur wenige Menschen in der westlichen Welt blieben gänzlich unberührt davon, Millionen sollten diese Zeit nicht überleben.

Nürnberg war ein geeigneter Einstieg.

Kaum waren wir in der Reichshauptstadt eingetroffen, als man mich nach Nürnberg entsandte. Ich sollte von dort über den alljährlich stattfindenden Reichsparteitag der NSDAP berichten – eine geradezu ideale Einführung in die Alptraumwelt, die Adolf Hitler in seiner Wahlheimat zu errichten im Begriff stand. Eine ganze Septemberwoche lang konnte ich, während dort Hunderttausende von uniformierten Parteifunktionären und von SA- und SS-Leuten zusammenkamen, um ihrem Führer zu huldigen und seinen Ansprachen zu lauschen, aus erster Hand einen Eindruck von diesem seltsamen Menschen gewinnen, den so viele Deutsche als Genie und ihren Retter bejubelten. Ich konnte Zusehen, wie er Tag für Tag die Massen der Deutschen behexte, und ich begann, die Gründe für das zu begreifen, was mir eigentlich unverständlich war: wie dieser ordinäre, ungebildete und fanatisch eifernde und geifernde Österreicher, der aus der Gosse aufgestiegen war, ein bedeutendes Volk hatte in seinen Bann schlagen können, das im Laufe der Jahrhunderte einen beträchtlichen Beitrag zur westlichen Kultur geleistet hatte.

Der Parteitag des Jahres 1934 versprach besonders wichtig zu werden – möglicherweise sogar explosiv. Es war für den Nazidiktator ein blutiger und entscheidender Sommer gewesen, in dem er eine Reihe von SA-Grössen, angefangen bei Ernst Rohm, dem Obersten SA-Führer (OSAF) und seinem einzigen engen persönlichen Freund, und anschliessend zahlreiche alte politische Feinde hatte ermorden lassen, unter ihnen seinen Vorgänger im Kanzleramt, General Kurt von Schleicher und dessen Frau.

Reichspräsident Paul von Hindenburg, der weithin verehrte Feldmarschall, war am 2. August mit 86 Jahren gestorben, und damit, dass Hitler sogleich dessen Amt an sich gerissen hatte, war er nicht nur in Personalunion Reichskanzler und Reichspräsident – er warf sich auch zum absoluten Diktator auf, indem er einfach den letzten Willen Hindenburgs missachtete, der die Wiedereinsetzung der hohenzollerschen Monarchie verlangt hatte.

An den wenigen Tagen, die ich vor meiner Abreise nach Nürnberg in Berlin verbrachte, war dort deutlich die zunehmende Spannung mit Bezug auf den Parteitag zu spüren. Hitler schien zu befürchten, dass enttäuschte SA-Männer versuchen könnten, den Mord an ihren Führern zu rächen.

Zwar war es der Reichswehr durchaus recht, dass der Führer durch die Entmachtung der SA ihren Erzrivalen geschwächt hatte, doch missfiel es vielen ihrer Generäle, die auch in den 14 Jahren der Weimarer Republik Anhänger der Monarchie geblieben waren, dass sich Hitler über Hindenburgs Wunsch nach Erneuerung der Hohenzollernherrschaft hinweggesetzt hatte. Viele führende Militärs sahen in ihm einen vulgären Emporkömmling, und einige zeigten sich offen empört über die Ermordung General von Schleichers, eines der Ihren.

Jene ersten Tage in Berlin hatten mich in tiefe Niedergeschlagenheit gestürzt. Einige meiner alten Bekannten, einst Liberale, Sozialisten oder gar Kommunisten von gewöhnlich pazifistischer Grundhaltung, waren jetzt vom Nazibazillus angesteckt und erklärten mir allen Ernstes, die Vorsehung habe den Führer dazu ausersehen, das deutsche Vaterland im Zeichen des Nationalsozialismus neu erstehen zu lassen. Sie sprachen von der Notwendigkeit einer hinreichend bewaffneten, starken und mannhaften Nation, die nicht nur die Fesseln des Versailler Schandfriedens abschütteln, sondern sich auch vom Gift des Liberalismus, Sozialismus und Kommunismus befreien müsse. Eine nationale Wiedergeburt sei ebenso nötig wie eine Rückbesinnung auf die altüberlieferten deutschen Tugenden, zu denen auch Achtung vor der Obrigkeit gehörte. Das sollten dieselben Deutschen sein, die ich einst bewundert hatte?

Selbstverständlich und zum Glück hatten nicht alle diesen schlagartigen Wandel mitgemacht. Doch hatten die meisten derer, die die alten geblieben waren, Angst, denn ständig zogen SA- und SS-Männer durch die Strassen. Man erklärte mir, wer nicht auf dem Bürgersteig stehenblieb und ihren Fahnen die nötige Achtung erwies, werde an Ort und Stelle zusammengeschlagen. Rasch lernte ich, mich in Ladeneingänge zu drücken, wenn sie vorbeimarschierten, was mich ab und zu in einen der immer seltener werdenden jüdischen Läden führte.

Mit der Geheimpolizei hatten wir Bekanntschaft gemacht, kaum dass wir unseren Fuss auf Berliner Boden gesetzt hatten. Am Bahnhof Friedrichstrasse kamen zwei Gestapomänner in Zivil auf mich zu, nahmen mich beiseite und fragten mich, ob ich Herr Soundso sei. Ich verneinte das wahrheitsgemäss, doch blieben sie bei ihrer Ansicht. Während sie meinen Pass studierten, flüsterte der eine dem anderen zu: «Er könnte ja auch gefälscht sein.»

«Woher haben Sie den Pass?» wollte er wissen.

«Aus Paris», sagte ich. Sie liessen mich schliesslich laufen, und am nächsten Tag erfuhr ich von einem Bekannten, man habe mich möglicherweise für den Komplizen der bekannten amerikanischen Journalistin Dorothy Thompson gehalten, die wenige Stunden vor unserer Ankunft mit sanfter Gewalt dazu gebracht worden war, einen Zug ins Ausland zu besteigen, weil sie sich beim Führer unbeliebt gemacht hatte.

Zum ersten Mal sah ich Adolf Hitler in Nürnberg am 4. September, zehn Tage nach meiner Ankunft in Deutschland.

Wie ein römischer Triumphator zog er bei Sonnenuntergang in die mittelalterliche Stadt ein, vorbei an jubelnden Menschen, die dichtgedrängt die schmalen Strassen säumten. Hinter Tausenden von Hakenkreuzfahnen verschwand die Schönheit der gotischen Gebäude, der alten Fassaden, der Giebeldächer. Die engen Strassen waren ein Meer aus braunen und schwarzen Uniformen.

Er kam an unserem Hotel vorbei, als er zu seinem Hauptquartier im Hotel *Deutscher Hof* fuhr, in dem er sich mit Vorliebe aufhielt und das man für ihn ganz und gar umgemodelt hatte. Die Mütze in der Linken, quittierte er mit der zum Deutschen Gruss erhobenen Rechten im Wagen stehend den überschäumenden Jubel der Menge. Er trug einen recht abgetragenen wirkenden Gabardine-Mantel, ähnlich den sturmerprobten Trenchcoats, die wir Auslandskorrespondenten damals zu tragen pflegten. Sein ziemlich schwammiges Gesicht war nahezu ausdruckslos – ich hatte es mir viel energischer vorgestellt –, und ich überlegte, was wohl an seiner geradezu bescheidenen Haltung und seinem ziemlich gewöhnli-

chen Aussehen die Menge dazu brachte, so hysterisch auf ihn zu reagieren. Auf die Gesichter von Männern, Frauen und Kindern trat bei seinem Anblick ein Ausdruck der Verzückung, den ich noch nirgendwo zuvor gesehen hatte.

Die Begeisterung der Menge faszinierte mich an jenem Abend noch mehr als mein erster Blick auf den Diktator. Ich hatte in Indien erlebt, wie riesige Mengen vom Anblick Gandhis berührt waren, und hatte Ähnliches in Rom bei Mussolini erlebt. Doch das hier war auf eine Weise anders, die ich noch nicht zu begreifen vermochte. Später an jenem Abend geriet ich in die sich drängende Masse von Menschen, die den Zugang zu Hitlers Hotel förmlich versperren. Sie schwankten hin und her wie religiös entrückte Menschen, die ich früher in einigen Gegenden meiner Heimat gesehen hatte, und auf ihren Gesichtern lag derselbe starre Ausdruck wie bei jenen. Sie riefen immer wieder: «Wir wollen unseren Führer sehen!» Als er sich kurz auf dem Balkon zeigte und ihnen zuwinkte, gerieten sie vollends aus dem Häuschen, und einige Frauen wurden ohnmächtig. Während sich die Menge auf das Hotel zuwälzte, um ihren Messias noch näher zu sehen, denn als solcher erschien er ihnen wohl, trampelte sie rücksichtslos über einige am Boden liegende Menschen hinweg.

Spät am nächsten Abend, nachdem der erste Tag des Parteitags vorüber war, glaubte ich, wie ich prahlerisch in meinem Tagebuch vermerkte, ansatzweise «einige der Gründe für Hitlers erstaunlichen Erfolg zu verstehen». Meine Theorie war, dass er von der katholischen Kirche gelernt und in das öde Leben der Deutschen Prunk und Festgepränge getragen hatte. Die Eröffnungsveranstaltung in der monumentalen Luitpoldhalle auf dem Reichsparteitagsgelände ausserhalb der Stadt war mehr als nur ein farbenfroher Pomp; ihr haftete etwas vom mystischen Geheimnis und der religiösen Inbrunst einer Oster- oder Weihnachtsmesse in einem grossen gotischen Dom an.

Die Halle war ein Meer aus bunten Fahnen. Schlagartig setzte die Musik aus, und absolute Stille breitete sich über die 30'000 Versammelten. Dann intonierte die Kapelle den Badenweiler Marsch, der Hitlers grossen Auftritten vorbehalten war. Er erschien hinter dem Rücken des Publikums in einer braunen Parteiuniform, gefolgt von seinen Paladinen Hermann Göring, Joseph Goebbels, Rudolf Hess und Heinrich Himmler, alle, mit Ausnahme Himmlers, der die schwarze SS-Uniform trug, gekleidet wie der Führer. Während Hitler den breiten Mittelgang entlangschritt, wandten sich ihm 30'000 Augenpaare zu, und 30'000 Hände reckten sich. Dies Ritual, erfuhr ich, wurde bei grossen Parteiveranstaltungen seit Jahren befolgt.

Sobald die Nazi-Grössen auf dem riesigen Podium Platz genommen hatten, spielte ein grosses Symphonieorchester Beethovens zu Herzen gehende Egmont-Ouvertüre, während grosse Scheinwerfer das Podium bestrichen. Hinter Hitler und seinem Gefolge aus etwa 100 Parteileuten sowie vereinzelt Heeres- und Marineoffizieren hing die den Nazis heilige «Blutfahne», jene Hakenkreuzfahne, die auf dem Marsch zur Feldherrnhalle 1923 bei Hitlers gescheitertem Putsch angeblich mit dem Blut ihres Trägers getränkt worden war. Hinter ihr waren etwa 500 SA-Standarten aufgereiht. Als die Musik geendet hatte, erhob sich Rudolf Hess, Stellvertreter des Führers und damals sein engster Vertrauter, und las in getragenen Ton die Namen der Nazi-»Märtyrer« vor – Männer, die beim Kampf um die Macht auf den Strassen ihr Leben verloren hatten. Während er feierlich Namen auf Namen nannte, lag eine tiefe Stille über der Halle, die riesige Versammlung beugte ehrerbietig die Häupter.

In diese Stille hinein wurde Hitlers Proklamation an das deutsche Volk verlesen, von der uns das Presseamt am Vorabend schon gesagt hatte, dass es die wichtigste Verlautbarung sein werde, die der Führer je gemacht hatte. Statt seiner, wie alle Welt angenommen hatte, las der bayerische Gauleiter Adolf Wagner, dem Führer in Stimme und Gehabe so ähnlich, dass einige der Korrespondenten, die im Hotel am Radio sassen, glaubten, er spreche selbst. Hitler wollte wohl seine Stimme für die sieben Ansprachen schonen, die er im Laufe der Woche zu halten hatte.

Nie werde ich diese Worte vergessen, und ich musste in den folgenden Jahren immer wieder an sie denken, denn sie gemahnten daran, dass die Geschichte oft ganz andere Wege geht, als sie das den Plänen einzelner Menschen nach soll, und seien sie noch so mächtig.

Markig hiess es da: «In den nächsten tausend Jahren findet in Deutschland keine Revolution mehr statt.» Begründet wurde das damit, dass die nationalsozialistische Revolution «als machtmässiger Vorgang» abgeschlossen sei. So lange sollte das Dritte Reich dauern! Ich war wie vor den Kopf geschlagen, aber die 30'000 in der grossen Halle brachen in Begeisterung aus, sprangen auf und jubelten laut klatschend ihrem Führer zu.

Es war unmöglich, dass diese, eines grossen Volkes unwürdige Schreckensherrschaft tausend Jahre währte – nicht einmal hundert, sagte ich mir. Dennoch konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass sie auf Dauer angelegt war, denn Hitler hielt das deutsche Volk fester in der Hand, als ich angenommen hatte.

Es war unvermeidlich, dass die braune Menge erneut jubelnd aufsprang, als der Führer schliesslich seine übliche Tirade gegen den Kommunismus heraus

schleuderte und in ihrem Verlauf erklärte, Deutschland habe alles nur Mögliche zur Sicherung des Weltfriedens unternommen. Komme es dennoch in Europa zum Krieg, liege das ausschliesslich am kommunistischen Chaos.

In dieselbe Kerbe hieb er am Nachmittag bei einer sogenannten Kulturtagung. Diesmal behauptete er, nur hirnlose Zwerge vermöchten nicht zu erkennen, dass Deutschland einen Damm gegen die kommunistische Flut gebildet hatte, die ansonsten Europa und seine Kultur vernichtet hätte.

Es fiel ihm nicht schwer, das deutsche Volk und im Laufe der Zeit auch viele Menschen in England, Frankreich und sogar in Amerika von der Richtigkeit seiner Behauptung zu überzeugen. Weit später, als er seinen Angriffskrieg gegen das übrige Europa vom Zaun gebrochen hatte, drückte der berühmte Ozeanflieger Charles Lindbergh mit ähnlichen Worten seinen Glauben daran aus, dass Hitlers Deutschland damit die Ostgrenze der europäischen Kultur sichere.

Jenseits dieser Grenze lauerte nach Ansicht Lindberghs wie auch Hitlers und seiner Anhänger der Bolschewismus, der nur darauf wartete, die europäische Kultur zu zerstören. Mir aber dämmerte es angesichts des Deliriums in Nürnberg, dass die europäische Kultur zumindest in Deutschland Hitlers Diktatur vielleicht nicht überleben würde.

Ich hatte noch nicht so recht begriffen, dass Hitler Sündenböcke brauchte, denen er alles aufbürden konnte, was fehlgeschlagen war und was das neue, heraufkommende Reich bedrohte. Das waren neben den Bolschewiken vor allem die Juden! Zweimal zog er während der Eröffnungsveranstaltung gegen sie vom Leder und erklärte, das Chaos, aus dem er das Land errettet habe, sei das Werk der jüdischen Intelligenzia gewesen. Er fuhr fort, diese dem deutschen Volk durch den jüdischen Intellektualismus, der rassistisch über gar keine Grundlage verfüge, aufgezwungene undeutsche Lebensform habe zu einer Entwurzelung geführt und im internationalen Kulturleben heillose Folgen gehabt.

Er, so brüstete er sich, habe Europa nicht nur vor den Bolschewiken errettet, sondern auch vor den Juden, und er forderte seine Zuhörer auf, dessen in immerwährender Dankbarkeit zu gedenken.

Jeden Tag gab es in jener Woche in Nürnberg ein neues Schauspiel, das oft bis in die Nacht dauerte und die Massen in Erregung versetzte, ihre Inbrunst und Leidenschaft zu steigern schien; man hatte den Eindruck, als sögen sie noch begieriger alles in sich auf, was der Führer der deutschen Nation zuge-dacht hatte.

Am dritten Tag stellte Hitler «Arbeitsmänner» vor, junge Männer, denen man beim Präsentieren ihrer Spaten ansah, dass sie durchaus vormilitärisch gedrillt waren. Noch war das deutsche Heer auf die vom Versailler Vertrag festgelegten 100'000 Mann begrenzt, die Wehrpflicht unzulässig. Es war ein offenes Geheimnis, dass diese Vorschriften umgangen wurden – und der Arbeitsdienst war, wie sich bald zeigen sollte, einer der Wege dazu.

50'000 junge Männer in dunkelgrünen Uniformen – die vordersten Reihen mit nacktem Oberkörper – standen mit blitzenden Spaten, in denen sich die Morgensonne spiegelte, vor ihrem Führer auf der Zeppelinwiese stramm und lauschten, wie er ihren Dienst am Vaterland pries. Als sie dann in vollkommenem Stehschritt, wie ihn die alten preussischen Feldwebel vermutlich auch nicht besser gekannt hatten, den Vorbeimarsch begannen, tobte die riesige Menge vor Begeisterung. Auf mich wirkte der Stehschritt lächerlich, den Zuschauern aber schien er so gut zu gefallen, dass sie spontan aufsprangen und Beifallsrufe von sich gaben. Im Vorbeimarschieren huldigten die jungen Männer ihrem Führer in einem gewaltig hallenden Sprechchor, den ein weithin donnerndes «Heil Hitler!» beschloss. Ich erfuhr bald, dass Hitler neben dem Arbeitsdienst eine noch umfassendere Jugendorganisation aufbaute, die Hitlerjugend, in der die Kinder vom siebten Lebensjahr an auf den Führer eingeschworen werden sollten.

Am nächsten Abend fand eine weitere eindrucksvolle Veranstaltung statt. 200'000 «Politische Leiten waren aufmarschiert, ihre 21'000 Fahnen flatterten im Licht der Scheinwerfer, die über der Zeppelinwiese einen «Lichtdom» bildeten. Sie alle trugen eine braune Uniform, die Hitler selbst entworfen hatte und zu der eine braune Mütze gehörte.

Durch die Lautsprecheranlage verkündete Hitler unter unermesslichem Jubel seinen Zuhörern, zwar sei die Partei schon stark, werde aber noch viel stärker werden. Er sagte ihnen, was sie und mit ihnen alle Deutschen zu hören wünschten: dass Deutschland ein bedeutendes und mächtiges Volk sei, das unter seiner Führung und durch seine entschlossene Mithilfe noch bedeutender und mächtiger werden könne. Nichts von dem werde herausgerückt, was man durch Kampf gewonnen habe, fuhr er fort, aber jedem, der sie zu nehmen bereit sei, strecke man die Freundeshand entgegen. Wer da allerdings meine, er könne sich deutschem Recht und deutscher Gleichheit entziehen, mit dem werde man kurzen Prozess machen.

Das alles klang recht vernünftig. Das neue Deutschland, fuhr er fort, werde stark, aber friedlich sein, es wünsche nichts als Recht und Gleichbehandlung. Über diesen Gegenstand äusserte sich der Diktator in den folgenden Jahren noch Dutzende von Malen, aber schon jetzt begannen die Worte in meinen Ohren hohl

zu klingen, wenn auch möglicherweise nicht in denen der Deutschen. Was er wirklich wollte, würde sich bald zeigen – Deutschland würde den Frieden bewahren, während es sich zum Krieg rüstete. Es blieb ihm auch gar nichts anderes übrig, solange es schwach und in die Fesseln des Friedensvertrags eingezwängt war. Doch was, wenn es erst wieder erstarkt sein würde...?

Der Eindruck, den der Mann und die inszenierten Auftritte hervorriefen, faszinierte mich. Man konnte in der kühlen Abendluft das kollektive Glücksgefühl förmlich mit Händen greifen, und ich habe versucht, es im Hotel in meinem Tagebuch festzuhalten.

Dort, in der von Scheinwerfern erhellten Dunkelheit, haben die dicht an dicht stehenden Massen von kleinen Leuten, die den Nationalsozialismus ermöglicht haben, die höchste Seinsstufe erreicht, die der deutsche Mensch kennt: Sie haben ihre Einzelpersönlichkeit aufgegeben – und damit nicht nur die Seele und das Denken, sondern auch die Verantwortlichkeit, die Zweifel und die Schwierigkeiten –, bis sie im geheimnisvoll schimmernden Licht beim Klang der Zaubersprüche des Österreichers gänzlich in der deutschen Herde aufgingen.

Hitler hatte mit seiner genialen Fähigkeit, treffsicher die tiefsten Instinkte des Volkes anzusprechen, den in Deutschland so beliebten Brauch der Fackelzüge neu belebt, und so zogen später an jenem Abend aus den 200'000 ausgewählte 15'000 mit Fackeln in den Händen durch Nürnbergs gewundene Altstadtstrassen. Von unserem Hotel aus konnten wir sehen, wie Hitler vor dem Bahnhof diese Huldigung entgegennahm, die, das war deutlich zu sehen, die Menschen im Zug wie auch die tief bewegte, die gedrängt zu beiden Seiten der Strassen standen. Auch mich, der ich dergleichen noch nie erlebt hatte, beeindruckte dieses Schauspiel der sich im endlosen Zug hebenden und senkenden Fackeln, die allmählich in der Dunkelheit verschwanden. Die mitmarschierenden Musikkapellen spielten die alten deutschen Soldatenmärsche, und die Männer sangen die Kampflieder der Bewegung.

Das Ganze kam mir vor wie aus einer Wagner-Oper.

Am folgenden Tag trat Hitler vor den SA-Männern auf, zum ersten Mal seit dem 30. Juni. Er sprach sie in seiner Rede von aller Schuld an dem frei, was er als «Röhmputsch» bezeichnete. Unter den Anwesenden herrschte beträchtliche Spannung, und Hitler wirkte auf mich nervös, während er dem Rednerpult zustrebte. Dabei war er nicht das kleinste Risiko eingegangen, denn nicht nur um-

gaben 20'000 bewaffnete SS-Männer die 100'000 waffenlosen Braunhemden – Hitler hatte auch seine Leibstandarte, eine Elitetruppe aus 2'500 SS-Leuten mit Gewehren vordem Rednerpult Aufstellung nehmen lassen, so dass sie zwischen ihm und der Masse der SA-Männer unter ihm einen lebenden Schutzwall bildeten.

An jenem Tag kam es zu keinem Anschlag auf das Leben des Führers – und, soweit mir bekannt ist, auch nicht während der sechseinhalb Jahre, in denen er den Frieden bewahrte. Ausländische Diplomaten und Auslandskorrespondenten haben sich oft nach den Gründen dafür gefragt, denn an ihn war sehr einfach heranzukommen, wie wir, eine Gruppe amerikanischer und britischer Korrespondenten, einige Tage zuvor gesehen hatten. Während wir zu einem kleinen Umtrunk im Hotelzimmer eines unserer Kollegen beisammen sassen, fuhr Hitler auf dem Rückweg von einer Versammlung unmittelbar unter dem Fenster dieses Hotelzimmers vorbei. Wie leicht konnte ein Attentäter von einer solchen Stelle aus eine Bombe auf den Wagen unten schleudern, auf die Strasse hinauseilen und sich unter die Menge mischen? Dass es bisher niemand getan und auch, soweit uns bekannt war, nicht versucht hatte – weder die Freunde und Verwandten der ermordeten SA-Führer noch die des hingemeichelten Generals von Schleicher und seiner Frau oder anderer, die an jenem 30. Juni abgeschlachtet worden waren –, war unserer Ansicht nach bezeichnend für das Land und dafür, in wie festem Griff Hitler es hatte.

Im Ausland hatte man weithin noch nicht begriffen (und auch ich begann es gerade erst zu erfassen), dass dieser aus Österreich stammende Diktator den Deutschen – zumindest den meisten von ihnen – das gab, was sie wünschten. In kaum eineinhalb Jahren hatte er das Land geeinigt, die alten Landes-, Staaten- und Provinzgrenzen weggewischt und dabei sogar Preussen gedemütigt, die Grundlage des neuzeitlichen militaristischen Deutschland.

Diese rasche Einigung, bei der er auf nichts und niemanden Rücksicht genommen hatte und die in dieser Vollständigkeit nicht einmal Bismarck und den Hohenzollern gelungen war, kam einem tiefen Sehnen der Deutschen nach Einigkeit entgegen, wie ich bald merkte. Ausserdem war Deutschland dadurch erstarkt und für Hitler leichter zu regieren. Diesen Drang, stark zu sein und nach der demütigenden Niederlage von 1918 gleichberechtigt neben den anderen europäischen Grossmächten zu stehen, hatte sich Hitler geschickt zunutze gemacht und damit die Leidenschaft so vieler Deutscher geweckt und sich ihrer Unterstützung versichert.

Am 10. September, dem letzten Tag des Nürnberger Reichsparteitags, liessen etwa 300'000 Menschen dies Gefühl erkennen. Als 10'000 kampferprobte Solda-

ten der Reichswehr auf der Zeppelinwiese mit manövermässigen Vorführungen auftraten, gerieten die Zuschauer völlig aus dem Häuschen. Man konnte meinen, dass sie Remarques bewegende Schilderung des Kriegsgeschehens in *Im Westen nichts Neues* vergessen hatten, jenes Buch, in dem er das wahre Gesicht des Krieges zeigte, mit all seinem sinnlosen und blutrünstigen Entsetzen.

Mir wollte scheinen, dass der deutsche Militarismus, von dem wir ausserhalb des Landes so viel gehört hatten, nicht einfach auf die Preussenherrschaft von Friedrich dem Grossen bis Kaiser Wilhelm II. zurückging, sondern etwas in diesem Volk tief Verwurzeltes war, das auch nach dem verlorenen Krieg von 1914/18 noch weiterlebte.

Nach sieben Tagen unaufhörlicher Aufmärsche und Paraden, zahlloser Reden und einem ungeheuren Aufwand an Prunk und Schaugepränge endete der Parteitag. Der Versuch, ausführlich über ihn zu berichten, hatte mich ausgelaugt, und ich begann, auf grosse Menschenansammlungen allergisch zu reagieren. Dennoch war ich froh, dabeigewesen zu sein, denn diese Art deutscher Feuertaufe» brauchte ich, sofern ich kenntnisreich und unter Berücksichtigung der Hintergründe aus dem Lande berichten wollte.

Nachdem ich meinen letzten Bericht aus Nürnberg durchgegeben hatte, notierte ich spät an jenem Abend in mein Tagebuch:

So etwas muss man mitgemacht haben, um Hitlers Macht über das Volk zu begreifen, um die Dynamik der von ihm ins Leben gerufenen Bewegung zu erfassen und zu erkennen, welche disziplinierte Kraft in diesen Deutschen steckt. Und jetzt werden – wie Hitler den Korrespondenten gestern sagte – die halbe Million Männer und Frauen, die eine Woche lang hier waren, in ihre Städte und Dörfer zurückkehren und mit erneuter Leidenschaft den neuen Glauben predigen.

Wieder in Berlin, versuchte ich, meine ersten Eindrücke von Adolf Hitler zu ordnen. Ich hatte ihn mir ganz anders vorgestellt. In Nürnberg war er, wenn man von den üblichen hysterischen Ausbrüchen gegen Bolschewiken und Juden absah, nicht wie der wahnsinnige, geifernde Diktator aufgetreten, von dem ich gelesen hatte und als der er sich im gnadenlosen Massaker an den SA-Führern und politischen Gegnern vor weniger als drei Monaten auch erwiesen hatte.

Sein von keineswegs starken Zügen beherrschtes Dutzendgesicht wirkte gelegentlich teigig, wenn er von den langen Reden und den stundenlangen Truppenparaden abgesspannt war.

Die ganze Woche hindurch, in deren Verlauf ich häufig auf der Tribüne ganz in seiner Nähe gesessen oder gestanden hatte, versuchte ich, ihn einzuschätzen. Er war etwa einsfünfundsiebzig gross und mochte knapp 70 Kilo wiegen. Er schien leicht x-beinig zu sein, hatte wohlgeformte Hände mit langen, an die eines Konzertpianisten erinnernden Fingern. Meinem Eindruck nach setzte er sie beim Gestikulieren während seiner Ansprachen, aber auch im Gespräch in kleinem Kreis wirkungsvoll ein.

Seine Brutalität war ihm sozusagen an der Nasenspitze anzusehen. Die gerade und ziemlich grosse Nase war der unharmonischste Bestandteil seines Gesichts. Vielleicht trug er das berühmte Charlie-Chaplin-Bärtchen, um diesen Eindruck abzuschwächen. Sein Mund war recht ausdrucksvoll und konnte eine Vielzahl von Stimmungen widerspiegeln.

Die alten Hasen unter den Korrespondenten behaupteten, Hitler verfüge über keinen Humor und lache nie. Über seine Beziehung zum Humor konnte ich noch nichts sagen, aber beim Parteitag hatte ich ihn mindestens ein Dutzend Mal herzhaft lachen sehen, wobei er den Kopf zurückwarf, so dass ihm eine Strähne seines rechtsgescheitelten dunklen Haars über die linke Schläfe bis aufs Auge fiel. Noch immer lachend schüttelte er sie mit einem Kopfrucken aus dem Gesicht oder schob sie mit einer Handbewegung weg.

Seine hypnotischen, durchdringenden Augen beherrschten das im Übrigen keineswegs ausdrucksvolle Gesicht. Soweit ich sehen konnte, waren sie blassblau, doch nicht die Farbe war das Auffällige an ihnen, sondern die Macht, mit denen sie andere in ihren Bann schlugen. Sie schienen durch die Menschen hindurchzusehen und denjenigen, auf den sie gerichtet waren, bewegungsunfähig zu machen. Die einen hatten Angst vor diesen Augen, andere, vor allem Frauen, waren davon fasziniert, auf jeden Fall aber beherrschten sie das Gegenüber. Ich musste an Gemälde denken, auf denen das Haupt der Medusa abgebildet war, dessen Blick Männer angeblich in Stein verwandelte, zumindest aber bewegungsunfähig machte. Während der Tage in Nürnberg sah ich immer wieder altgediente Parteiführer, die Jahre mit Hitler verbracht hatten, geradezu erstarren, wenn er sich dem einen oder anderen von ihnen im Gespräch zuwandte, offensichtlich von seinem durchdringenden Blick gebannt. Zuerst dachte ich, nur Deutsche reagierten so, doch dann sah ich eines Tages bei einem Diplomatenempfang, wie ein Gesandter nach dem anderen den berühmten Augen erlag. Martha Dodd, die lebhaft junge Tochter des amerikanischen Botschafters, hatte mir kurz vor meiner Abreise nach Nürnberg geraten, unbedingt auf Hitlers Augen zu achten, und erklärt: «Sie sind unvergesslich und überwältigend.»

Auch seine Rhetorik wirkte eindrucksvoll. Es war zu sehen, dass sie die Deut-

schen förmlich in ihren Bann schlug. In Nürnberg begriff ich zum ersten Mal, dass Hitlers Beredsamkeit, seine erstaunliche Fähigkeit, seine Zuhörerschaft durch Ansprache zu mobilisieren, ihn mehr als alles andere aus dem Nichts in die Position des machtvollen Diktators gehoben hatte und es ihm zu ermöglichen schien, sich dort auch zu halten.

Was er sagte, die Gedanken, die er äusserte, wirkten auf mich häufig banal, aber in jener Woche in Nürnberg begann ich zu erfassen, dass es weniger auf seine Worte ankam, als auf die Art, wie er sie vortrug. Es war geradezu unheimlich, wie er eine Brücke zu seiner Zuhörerschaft schlug, und zwar nahezu unverzüglich. Diese Beziehung wurde beinahe mit jedem Wort tiefer und stärker, so dass er seine Zuhörer völlig in der Hand hatte. In einem solchen Zustand schienen sie ihm sogar den blühendsten Unsinn zu glauben. Während ich im Verlauf der Jahre zahlreichen der grossen Führerreden zuhörte, dachte ich hin und wieder: «So ein Quatsch! Was für dreiste Lügen!» Doch wenn ich mich dann unter den deutschen Zuhörern umsah, war zu erkennen, dass sie jedes seiner Worte begierig aufsogen und glaubten.

Das Grundmuster seiner Reden, wie ich sie zuerst in Nürnberg gehört hatte, wiederholte sich in den nächsten sechs Jahren nahezu unverändert. Man sagte mir, er habe es viele Jahre zuvor als junger Agitator in München entwickelt, bis es ihm zur zweiten Natur geworden sei. Seine Zuhörer schienen es nicht zu stören, dass sie fast immer dasselbe zu hören bekamen.

Jedesmal begann er leise, mit beherrschter und wohlmodulierter Stimme, und schien seine Worte abzuwägen. In dieser Phase und dieser Stimmung pflegte er die Vergangenheit heraufzubeschwören, von seinen eigenen Jahren als unbekannter ehemaliger Weltkriegssoldat ohne einen Pfennig in der Tasche zu sprechen, von den frühen Kampf ahren an der Spitze der Partei, von den entmutigenden Rückschlägen, dem Chaos des Nachkriegsdeutschland und seiner eisernen Entschlossenheit, das Vaterland aus der Schmach und dem Elend der Niederlage wieder zu wahrer deutscher Grösse zu führen. Diesen Weg war er unbeirrt und fanatisch gegangen, sagte er stolz, obwohl viele spotteten und noch mehr ihn verlachten.

Die tiefe, volltönende Stimme, die im Eröffnungsteil seinen Zuhörern so zu Herzen ging, war ihm, wie mich ein erfahrener deutscher Journalist aufklärte, keineswegs in die Wiege gelegt worden. Von Natur aus, sagte er, habe Hitler eine ziemlich schwache Stimme in einer recht hohen Lage. Im Laufe der Jahre hatte er gelernt, tiefer und volltönder zu sprechen, und er hatte, ähnlich einem Opernsänger, daran gearbeitet, seine Lunge zu stärken, die im Krieg bei einem Giftgasangriff gelitten hatte, damit seine Stimme voller klang und er sie besser modulieren konnte.

Je mehr er sich dem Höhepunkt seiner Rede näherte, desto stärker drang seine natürliche Stimme durch, die Tonlage stieg, und während sich die Worte überstürzten, wurde die Stimme schrill. Er begann hysterisch zu kreischen, bis er, wie es ein irischer Korrespondent formulierte, einen Orgasmus aus Schall und Wahn erreichte, auf den eine Ekstase folgte, die ich noch bei keinem Redner erlebt hatte und die seine beeindruckten Zuhörer ganz und gar mitzuempfinden schienen.

Es hatte den Anschein, als könne er seine deutschen Zuhörer in jede von ihm gewünschte Stimmung versetzen: beispielsweise brennenden Hass, wenn er von den Bolschewiken und Juden und später von jenen sprach, die ihm im Wege standen – zur Zeit der Sudetenkrise die Tschechen und später, unmittelbar vor dem Überfall auf deren Land, die Polen. Nie werde ich vergessen, wie er seinen Hass in einem hysterischen Anfall herauschrie, sie Tiere, Barbaren und Pygmäen nannte und ihnen die völlige Vernichtung androhte – eine Drohung, die er wahr machte.

Er konnte ironisch und sarkastisch sein, und er konnte schallendes Gelächter erzeugen, wenn er seine Gegner lächerlich machte und sie der Verachtung aller preisgab. Bei solchen Gelegenheiten zeigte sich sein schauspielerisches Talent: Er verzog das Gesicht und schürzte die Lippen, verdrehte die Augen und rollte seine R, handhabte seine Stimme so, dass noch der letzte Tropfen Sarkasmus herausgepresst wurde.

Schon in frühen Jahren hatte Hitler instinktiv die Bedeutung des gesprochenen Wortes in der Öffentlichkeit erkannt. In *Mein Kampf* erklärte er, das sei ihm in den letzten Jahren seiner ärmlichen Jugend in den Vorkriegsjahren in Wien deutlich geworden. Dort hatte er seine Rednergabe an den Schlafburschen in den Männerheimen und den Menschen erprobt, denen er in den Suppenküchen und an den Strassenecken begegnete. Von dort aus war es ein weiter Weg gewesen.

Nach dem Krieg, in dem er vier Jahre lang als einfacher Soldat eines bayerischen Regiments in den Gräben gekämpft hatte, beschäftigte man ihn in München als «V-Mann» (Vertrauensmann), und in seinen Schulungsvorträgen vor den Soldaten verteuflte er das Übel des Pazifismus, des Sozialismus und der Demokratie. Dabei entdeckte er, was er stets undeutlich empfunden hatte: Er besaß eine Rednergabe! Das entzückte ihn geradezu, denn er hatte gefürchtet, seine Stimme könne infolge des Senfgasangriffs an der Front dauerhaft geschädigt sein. Jetzt merkte er, dass es ihm ohne Weiteres möglich war, sich bis in den letzten Winkel des Schulungsraums Gehör zu verschaffen.

Da also lagen die Anfänge eines Talents, das ihn zum eindrucksvollsten Red-

ner im Deutschland der Weimarer Republik machen und ihn dazu führen sollte, Diktator dieses bedeutenden Landes zu werden. Wohl gehörte es in den nächsten sechs Jahren zu meiner Aufgabe, fast alle seine grossen Reden anzuhören, aber sie faszinierten mich auch, und ich nahm staunend wahr, welche Wirkung sie auf das deutsche Volk hatten.

In bescheidenem Rahmen hatte ich von früher Jugend an ein tiefes Interesse an der Kunst der öffentlichen Rede gehabt, die in unserem Lande im Niedergang begriffen war und gewiss mit der Einführung des Rundfunks nahezu vollständig verschwinden würde, weil nunmehr Politiker und Staatsmänner ihre Reden so stümperhaft *ablasen*, dass man dabei einschlieft. Ich hatte viele bedeutende zeitgenössische Politiker sprechen hören und war zu dem Ergebnis gekommen, dass zum Beispiel Mussolini Hitler als Redner nicht das Wasser reichen konnte.

Was mir in Nürnberg unter anderem auffiel, war etwas, das zu den Besonderheiten von Hitlers Diktatur gehörte: dass ihn, wo er ging und stand, ein Trupp von Männern in braunen Uniformen umgab, von denen manche Gangstern zum Verwechseln ähnlich sahen. So etwa hatte ich mir Al Capone im heimatlichen Chicago vorgestellt. Es waren aber Parteigrössen: Kabinettsminister, SA- und SS-Führer sowie sonstige Gefolgsleute Hitlers. Die meisten von ihnen hatten kantige und grobe Gesichter und kurzgeschorenes Haar. Dass sie abstossend wirkten, lag nicht nur an den Schmissen, die auf vielen Gesichtern prangten, und daran, dass die meisten Kugelbäuche hatten. Diese Umgebung aus braungekleideten Männerleibern schien dem Führer zuzusagen. Kaum je sah man unter ihnen einen Zivilisten, und nie eine Frau. Es war eine Männerwelt, und in ihr trug man Uniform.

Das ging mir unausgesetzt durch den Kopf, während ich in jener Woche durch die von Menschen wimmelnden Strassen Nürnbergs zog. Die meisten der Männer, die den Führer umgaben, wenn er zu einer Feier oder Versammlung erschien, die ihm in schwarzen Mercedes-Fahrzeugen überallhin folgten und bei jedem Halt hinaussprangen und sich um ihn scharten, die sich in der Nähe des Rednerpultes aufhielten, wenn er sprach, waren wie er aus dem Nichts gekommen und bekleideten jetzt die Posten von Ministern, waren Leiter der paramilitärischen Organisationen der Partei oder verschiedener Ämter. Obwohl sie das Land für den Führer regierten, suchte man bei ihnen vergebens nach einer Spur der Intelligenz, Überlegung, Kultur, Einfühlung oder auch Sensibilität, die sich in allen zivilen Regierungen hie und da finden. Auf mich wirkten sie wie eine Schlägerbande.

Der verfeinernde und mildernde Einfluss, den Frauen in anderen Ländern allmählich in das öffentliche Leben zu tragen begannen, schien hier vollständig zu fehlen. Hatte das mit Hitlers Haltung Frauen gegenüber zu tun? War er ein Mann, in dessen Privatleben es keine Frauen gab? Darüber hatte ich bisher so gut wie nichts erfahren. Zwar tuschelte man in Korrespondentenkreisen, es habe in seinem Leben eine grosse Liebe gegeben – sie hiess Geli Raubal, war seine Nichte und hatte drei Jahre zuvor in München, angeblich nach einem Streit unter Liebesleuten, Selbstmord begangen. Seither, so hiess es, sei Hitler untröstlich. Frauen flogen zwar auf ihn, fuhren meine Kollegen fort, und gelegentlich tändele er auch ein wenig mit der einen oder anderen, vor allem mit hübschen Schauspielerinnen, die zu seinen Empfängen eingeladen wurden, aber darüber gehe es nicht hinaus.

Auf jeden Fall hatte er sich gegen die Aufnahme von Frauen in die Partei gestäubt. Ich überlegte, welcher Platz eigentlich den Frauen in diesem Lande zukam, nachdem er die Macht übernommen hatte. An einem der Tage in Nürnberg, dem 8. September, hörte ich, Hitler werde zum ersten Mal seit Jahren vor der NS-Frauenschaft sprechen. Zwar hatte uns Auslandskorrespondenten niemand eingeladen, doch ging ich hin, um zu sehen, was er den Frauen zu sagen hatte.

Es war nicht viel, das zeigte sich bald, auch wenn er fast zwei Stunden lang sprach.

Das Wort von der Frauen-Emanzipation ist nur ein vom jüdischen Intellekt erfundenes Wort, und der Inhalt ist von demselben Geist geprägt. Die deutsche Frau braucht sich in den wirklich guten Zeiten des deutschen Lebens nie zu emanzipieren. Sie hat genau das besessen, was die Natur ihr zwangsläufig als Gut zur Verwaltung und Bewahrung gegeben hat, ... ihre Welt ist ihr Mann, ihre Familie, ihre Kinder und ihr Haus. Wo wäre aber die grössere Welt [des Mannes], wenn niemand die kleine Welt betreuen wollte? Wie könnte die grössere Welt bestehen, wenn niemand wäre, der die Sorgen um die kleinere Welt zu seinem Lebensinhalt machen würde?... Die Vorsehung hat der Frau die Sorgen um diese ihre eigenste Welt zugewiesen, aus der sich dann erst die Welt des Mannes bilden und aufbauen kann.

Diese beiden Welten stehen sich daher nie entgegen. Sie ergänzen sich gegenseitig, sie gehören zusammen, wie Mann und Weib zusammengehören.

Wir empfinden es nicht als richtig, wenn das Weib in die Welt des Mannes,

in sein Hauptgebiet eindringt, sondern wir empfinden es als natürlich, wenn diese beiden Welten geschieden bleiben.

War unter diesen Umständen im öffentlichen Leben des nationalsozialistischen Deutschland überhaupt Platz für die Frau? Sollten einige der Frauen solche Hoffnungen gehegt haben, zerstörte Hitler sie rasch und nachhaltig, indem er erklärte: «Wir Nationalsozialisten haben uns daher viele Jahre hindurch gewehrt gegen eine Einsetzung der Frau ins politische Leben, die in unseren Augen unwürdig war.» In ähnlicher Weise «begründete» er, warum er nichts von Frauen in Parlamenten hielt, und erzählte den Frauen, als seien sie kleine Kinder, stolzgeschwellt nachstehende kleine Geschichte:

Mir sagte einmal eine Frau: Sie müssen dafür sorgen, dass Frauen ins Parlament kommen, denn nur sie allein können es veredeln. Ich glaube nicht, antwortete ich ihr, dass der Mensch das veredeln soll, was an sich schlecht ist, und die Frau, die in dieses parlamentarische Getriebe gerät, wird nicht das Parlament veredeln, sondern dieses Getriebe wird die Frau schänden. Ich möchte nicht etwas der Frau überlassen, was ich den Männern wegzunehmen gedenke. "" Die Gegner meinten, dann würden wir niemals Frauen für die Bewegung bekommen. Aber wir bekommen mehr als alle anderen Parteien zusammen, und ich weiss, wir hätten auch die letzte deutsche Frau gewonnen, wenn sie nur einmal Gelegenheit gehabt hätte, das Parlament und das entwürdigende Wirken der Frauen darin zu studieren.

Er hielt an den überkommenen drei K fest: Küche, Kinder, Kirche, auch wenn er, der Kirchengegner, letztere nicht ausdrücklich nannte. Für ihn gehörte die deutsche Frau ins Haus, und das musste ihr genügen.

Mir kam das nicht gerade viel vor, aber die 10'000 Frauen, die ihm zuhörten, wie die Männer alle in Uniform, applaudierten ihm begeistert. * ** Ihnen schien das Los zu gefallen, das der Führer ihnen ausgemalt hatte, in meinen Augen ein schlimmer Rückschritt. Mehr als in jedem anderen Land des Westens hatten die während des Kaiserreichs so lange unterdrückten Frauen in der Weimarer Repu-

* Von allen Parteien im Reichstag hatte allein die NSDAP keine weiblichen Abgeordneten gehabt, und jetzt, seit Hitler selbst darüber bestimmte, wer im Reichstag sitzen durfte oder nicht, gab es im ganzen Parlament keine einzige mehr.

** Nachdem ich Hitlers Rede zur Frauenfrage gehört hatte, überraschte es mich nicht mehr, im Anschluss an diese niederdrückende Versammlung zu erfahren, dass an der Spitze der NS-Frauenschaft, der Dachorganisation aller Frauengruppen – ein Mann stand.

blik im öffentlichen und akademischen Leben eine immer bedeutendere Rolle gespielt. Viele waren in den Reichstag, andere in Parlamente, Stadt- und Gemeindevertretungen eingezogen, Tausende arbeiteten als Ärztinnen, Anwältinnen und Journalistinnen. Nachdem sie im Beruf Befriedigung und Erfüllung gefunden hatten, sollten sie jetzt auf das bloße Führerwort hin wieder ins Haus zurückkehren und ausschliesslich die Rolle als Hausfrau und Mutter spielen!

So sehr war Adolf Hitler eine Gestalt des öffentlichen Lebens geworden und so erkennbar genoss er seine Rolle, die darin bestand, sich vor den Menschenmassen zu zeigen, dass ich mich zu fragen begann, ob er überhaupt ein Privatleben hatte. Auskünfte darüber bekam ein ausländischer Journalist natürlich in Nürnberg aus seiner Umgebung nicht; wie in allen Diktaturen war es ein wohlgehütetes Geheimnis. Deutsche Rundfunk- oder Pressejournalisten wagten es gar nicht erst, diese Frage auch nur anzuschneiden.

Von einem Mann aus Hitlers Gefolge erfuhr ich, dass der Führer spartanisch lebe, sich vegetarisch ernähre, Alkohol meide, nicht rauche und keusch lebe.

Über die Rolle, die Frauen im Leben dieses keuschen Mannes spielten, sofern sie überhaupt darin vorkamen, war nichts zu erfahren. Ein Parteimitglied vertraute mir an, er sei sicher, Hitler werde nie heiraten. Als ich wissen wollte, warum, erklärte er: «Deutschland ist seine Braut, da braucht er keine andere.»

Eines war mir nach der Woche in Nürnberg klargeworden: jedermann im Westen, die politische Führung der westlichen Länder, vor allem aber deren Zeitungen, hatten Hitler und die Herrschaft unterschätzt, die er über dies Land und dessen Menschen ausübte. Wie auf viele andere wirkten seine Gedanken auch auf mich unausgegoren und oft geradezu teuflisch, doch durfte man nicht übersehen, dass er nicht nur fanatisch und unverbrüchlich an seine Vorstellungen glaubte, sondern auch das deutsche Volk zum Glauben an sie hinführte. Er mochte als Demagoge erscheinen – und beim Reichsparteitag war er das oft genug –, aber seine Rednergabe, sein Schwung, sein Eifer, sein eiserner Wille und die Macht seiner Persönlichkeit hatten einen ungeheuren Einfluss auf die Bürger seines Landes. Er überzeugte die Menschen davon, dass das neue Deutschland unter seiner Führung bedeutend und stark sei und eine klar umrissene Bestimmung habe. Die Opfer, die er verlangte, waren die Menschen zu bringen bereit, um des Ruhmes willen, den er versprach.

Nichts hörte ich in Nürnberg über den Verlust der persönlichen Freiheit und anderer demokratischer Rechte. Vermutlich galt das den Menschen, die sich dem Führer und seiner barbarischen Diktatur bedingungslos unterworfen hatten, nicht als grosses Opfer.

Diesen Stand der Dinge hatte weder der liberale demokratische Westen noch die Sowjetunion im Osten erkannt.

Es überraschte mich, nach meiner Ankunft in Berlin festzustellen, dass unsere Berichte (im Unterschied zu denen, die damals Kollegen aus Moskau abschickten) nicht zensiert wurden, obwohl die Presse im Lande nicht nur der Zensur unterlag, sondern auch an einer sehr kurzen Leine geführt wurde. Ein schon länger in Deutschland tätiger Kollege hatte mir erklärt, was ich sehr bald auch selbst merken sollte: Zwar brauchte niemand seine Berichte vor dem Durchgeben den Behörden zur Genehmigung vorzulegen, dennoch musste jeder sorgfältig abwägen, was er über Hitler und die Naziherrschaft schrieb. Erschien ihm selbst oder einem seiner Paladine, insbesondere Dr. Joseph Goebbels, dem fanatischen Propagandaminister, der den Auslandskorrespondenten auf die Finger zu sehen hatte, etwas als unannehmbar, wurde man abgeschoben, wie die arme Dorothy Thompson am Tag unserer Ankunft und einige andere in den Monaten davor.

Kaum waren wir zur Berichterstattung über den Reichsparteitag in Nürnberg eingetroffen, als uns der Pressechef der NSDAP, Dr. Ernst «Putzi» Hanfstaengl, in seiner Willkommensansprache aufforderte, keinesfalls in unseren Berichten über Deutschland den Versuch zu unternehmen, die Ereignisse zu interpretieren. Ein Urteil über Hitlers Tun stehe ausschliesslich der Geschichte zu.

Keiner der ausländischen Korrespondenten hatte die in diesen Worten enthaltene Warnung besonders ernst genommen – wie auch, war doch Hanfstaengl, ein hochgewachsener, schlaksiger, exzentrischer, nervöser Mann, ein rechter Clown und bei den Korrespondenten, unter ihnen vor allem den Amerikanern, recht beliebt. Er war Harvard-Absolvent aus demselben Studienjahr wie Franklin D. Roosevelt und durch seine Mutter, eine geborene Sedgwick, zur Hälfte amerikanischer Abstammung. Mit Hitler war er, wie auch seine konservative, bayerische Familie, seit dessen in München verbrachten Bohème-Jahren befreundet. Von Wert für den Führer war weniger Hanfstaengls Arbeit als Presseleiter, die er häufig nachlässig oder schlecht ausführte, sondern seine Aufgabe als Hofnarr und Hofmusikant. Er vermochte es, Hitler nach einem anstrengenden Tag mit seinem unerschöpflichen Vorrat an Witzen und Geschichten bei Laune zu halten, vor al-

lem aber mit seinem Klavierspiel. Wie ein Wahnsinniger hieb er in die Tasten und durchdonnerte die Werke Wagners, Beethovens, Liszts, Brahms' und anderer.

Einmal, wir waren erst wenige Tage in Berlin und hielten uns in der Wohnung eines Bekannten auf, unterbrach ein Anruf Putzi mitten in einer Beethovensonate. Er sollte sich sofort in die Reichskanzlei begeben und für den Führer spielen, der, wie es hiess, nicht einschlafen konnte. Angesichts der dämonischen Art, in der Putzi das Klavier bearbeitete, fragte ich mich, wie dabei jemand Schlaf finden sollte.

Mithin dürfte verständlich sein, dass wir Korrespondenten an jenem ersten Abend in Nürnberg seinen Hinweis, wir sollten die Deutung der Ereignisse der Geschichte überlassen, nicht ernst nahmen. Ich jedenfalls wollte so lange nicht warten, doch lernte ich bald achtzugeben. All die Jahre in Berlin hindurch war mir bewusst, dass ich an einer durchaus existierenden, wenn auch kaum zu erkennenden Grenze entlangschrieb. Wer sie überschritt, dem drohte die Ausweisung. Man bekam rasch ein Gespür dafür, wie weit man gehen durfte, und von Anfang an war ich entschlossen zu bleiben – sofern man mir das gestattete –, solange ich das Wesentliche über Hitler-Deutschland ausführlich und wahrheitsgemäss berichten konnte. Sobald das nicht mehr möglich war, würde ich das Land verlassen.

Genau dazu wurden in den nächsten Jahren immer mehr meiner Kollegen gezwungen – gewöhnlich die fähigsten Köpfe –, und auch mir wurde dies Schicksal angedroht. Als ich nach Kriegsausbruch und durchaus noch rechtzeitig merkte, dass mich die Zensoren keineswegs länger berichten lassen würden, was ich nach meiner Berufsauffassung zu berichten hatte, brach ich meine Zelte ab. Natürlich beschleunigte das Bewusstsein meinen Aufbruch, dass mich die Behörden als Spion zu verdächtigen begonnen hatten. Man vermutete, ich hätte in meine CBS-Rundfunkberichte militärische Geheimnisse hineinverschlüsselt, die dann die Regierung meines Landes an England weitergab, den einzigen bis dahin von Hitler nicht besiegten Feind. Ein deutscher Bekannter in höherer Position hatte mich vor einer bevorstehenden Verhaftung und Anklage wegen Spionage gewarnt. Zwar war die Anklage absurd, aber ich mochte mich bei aller Schuldlosigkeit nicht auf einen Freispruch durch Freislers gefürchteten Volksgerichtshof verlassen – dazu kam es nur äusserst selten, auch wenn die Anklage auf denkbar schwachen Füßen stand. Im Falle einer Verurteilung aber konnte keine Rede mehr davon sein, das Land zu verlassen, denn auf Spionage stand die Todesstrafe.

Es gelang mir, nicht ohne Schwierigkeiten, rechtzeitig hinauszukommen, und

ich kehrte erst wieder zurück, als die verkohlten Reste Hitlers unter den zerbombten Ruinen der Berliner Reichskanzlei lagen und das Tausendjährige Reich zu Ende war.

Bis dahin aber sollte es noch lange dauern. Erst einmal sah ich mich in diesem seltsamen, dynamischen, irrwitzigen und totalitären Deutschland um.

Zum Glück für mich, der ich so neu in jenem Land voll wirbelnder Ereignisse war, geschah im Herbst 1934 nichts, über das ausführlich hätte berichtet werden müssen.

Nachdem Hitler in einem ereignisreichen Jahr des Triumphes und des Massakers seine Diktatur gefestigt hatte, schien er für eine Weile eine ruhigere Gangart anschlagen zu wollen. Auch wenn keiner der ausländischen Korrespondenten oder Diplomaten Hitlers Pläne kannte, denn – das lernte ich rasch – totalitäre Regime verstehen es, ihre Absichten geheimzuhalten, herrschte doch in der Reichshauptstadt die Ansicht vor, dass nach so zahlreichen sensationellen Entwicklungen im soeben zu Ende gegangenen Sommer eine Zeit relativer Ruhe eintreten würde. So konnte ich mich in Berlin einleben und mich mit dem vertraut machen, was im Lande vor sich ging.

Wir mieteten eine Studiowohnung an der Tauentzienstrasse, die östlich an den Kurfürstendamm grenzt. Die Eigentümer, ein jüdischer Bildhauer und seine Frau, eine bekannte Kunsthistorikerin, waren darauf bedacht, möglichst rasch nach England zu kommen. Seine Arbeiten durften an Arier nicht mehr verkauft werden, und da auch sie Jüdin war, hatte sie ihre Anstellung verloren. Wir vereinbarten, ihnen die Miete über eine Londoner Bank in englischen Pfund auszuzahlen. Das verstieß zwar gegen die Devisenbestimmungen, würde aber den Leuten eine Weile weiterhelfen.

Wir durften uns glücklich schätzen, diese Wohnung gefunden zu haben, denn nicht nur war sie im Unterschied zu vielen anderen der von uns besichtigten, die unverkennbar den Stempel des schwülstigen deutschen gutbürgerlichen Geschmacks trugen, angenehm sachlich und modern eingerichtet, sie enthielt darüber hinaus auch eine gut sortierte Bibliothek mit Werken deutscher Autoren, die mir sicherlich zustatten kommen würde. Tess und ich fanden es inzwischen nicht

mehr ungewöhnlich, in von anderen eingerichteten Räumen zu leben; schliesslich hatten wir auch in Wien, Spanien und Paris nicht anders gewohnt.

Auch wenn in jenem Jahr über keine bedeutenden Ereignisse mehr zu berichten war, blieb doch genug zu tun. So musste ich beispielsweise mein Deutsch auffrischen, zumal die Berliner gänzlich anders sprachen, als ich es von Wien her gewohnt war.

Ausserdem waren Verbindungen zu knüpfen: zu Nazifunktionären, die jetzt im Land regierten, zu Regimegegnern, sofern sie zu finden waren und sich ihr Vertrauen gewinnen liess, zu deutschen Zeitungsherausgebern und Journalisten (alle guten Autoren und Künstler waren emigriert, sprich: ins Ausland geflohen), zu Diplomaten und auch zu meinen Kollegen, den anderen ausländischen Korrespondenten. Darüber hinaus musste ein Reporter ständig unterwegs sein, um die Stimmung im Volk zu erfassen.

Ich hatte mir alles ganz anders vorgestellt. Zuerst überraschte es mich, dass den meisten Deutschen die Einschränkung ihrer persönlichen Freiheit ebensowenig auszumachen schien wie die Zerstörung eines Grossteils ihrer glänzenden Kultur, an deren Stelle eine geistlose Barbarei Abscheulichkeiten im Blut- und Boden-Stil setzte. Auch schienen sie nichts dabei zu finden, dass man ihr Leben und ihre Arbeit in einem Ausmass reglementierte, das auch einem Generationen lang von der Obrigkeit gedruckten Volk unbekannt sein dürfte.

Gewiss liess sich bald erkennen, dass die Zurückhaltung der Menschen ihrer Angst vor dem KZ entsprang. Das galt vor allem für Juden, ehemalige Kommunisten und Sozialisten wie auch für solche, die der Regierung zu liberal oder zu pazifistisch gesonnen waren. Schliesslich hatten die blutigen Juni-Säuberungen nur allzu deutlich gezeigt, wie rücksichtslos Hitler durchgreifen konnte.

Doch sah ich auch, dass sich der Naziterror der frühen Jahre nur auf das Leben vergleichsweise weniger Deutscher auswirkte. Die grosse Mehrheit schien sich nicht besonders um das zu sorgen, was einigen wenigen Kommunisten, Sozialisten, Pazifisten, widerspenstigen Priestern und Pastoren sowie den Juden widerfuhr. Ein noch nicht lange im Land lebender Beobachter musste jedoch, wenn auch zögernd, wie ich zu dem Ergebnis kommen, dass sich die Menschen insgesamt nicht von einer gewissenlosen Tyrannei unterdrückt fühlten. Im Gegenteil stellte ich überrascht fest, dass sie das System mit aufrichtiger Begeisterung zu tragen schienen. Auf irgendeine Weise flösste ihnen Hitler neue Hoffnung ein, neues Vertrauen und einen erstaunlichen neuen Glauben an die Zukunft ihres Landes.

Am wichtigsten schien ihnen zu sein, dass der Führer beabsichtigte, die Vergangenheit mit all ihren bitteren Enttäuschungen und Qualen zu tilgen. Er versprach, Deutschland von den Folgen seiner Niederlage des Jahres 1918 zu befreien, es sollte die Fesseln des Friedensdiktats abschütteln, das man dem geschlagenen Volk auferlegt hatte. Immer wieder versicherte er den Menschen, er werde erneut ein starkes Deutschland schaffen, das seinen Platz unter den anderen Grossmächten einnehmen konnte.

Da er damit den Wunsch der meisten Deutschen traf, selbst jener, die dem Nationalsozialismus gleichgültig oder gar feindselig gegenüberstanden, brachten sie die Opfer, die ihnen der Führer abverlangte: Verzicht auf persönliche Freiheit, eine spartanische Lebensweise (Kanonen statt Butter) und schwere Arbeit.

Als ich in Deutschland ankam, machte Hitler gerade sein Versprechen wahr, die Arbeitslosigkeit zu beseitigen. Die Zahl der amtlich registrierten Arbeitslosen, im Jahr zuvor sechs Millionen, hatte sich bereits um über eine Million vermindert. In nicht einmal zwei weiteren Jahren, hiess es, werde es weniger als eine Million Arbeitslose und bald darauf gar keine mehr geben. Schon bald erkannte ich, welche Bedeutung der deutsche Arbeiter einem sicheren Arbeitsplatz und einem vollen Henkelmann beimass. Als ich einige der grossen Industriebetriebe am Rande Berlins aufsuchte, die jetzt dank der geheimen Rüstungsaufträge vollbeschäftigt waren, hatte ich mich auf Protestäusserungen gegen die Unterdrückung der freien Gewerkschaften eingestellt – immerhin einst die stärksten in Europa und das Rückgrat der Weimarer Republik. Stattdessen musste ich feststellen, dass nicht einmal die organisierten Arbeiter unglücklich zu sein schienen.

Sie waren in ihrer Mehrzahl bis zum Verbot ihrer Parteien im ersten Jahr der Hitlerherrschaft Sozialdemokraten gewesen, viele auch Kommunisten. Nur wenige derer, mit denen ich sprach, waren der NSDAP beigetreten, und die meisten schienen auch noch marxistische Anschauungen zu vertreten. Offensichtlich aber waren sie damit zufrieden, einen Arbeitsplatz zu haben, und überliessen die Politik, mit der sie sich vor 1933 so intensiv beschäftigt hatten, einfach den Nazis. Trotz gelegentlicher Unmutsäusserungen taten sie wie alle anderen in Deutschland, was man ihnen sagte, und zwar überraschend folgsam.

Auch versagte die Arbeiterschaft ähnlich den meisten anderen Deutschen der Obrigkeit ihre Gefolgschaft keineswegs, als das Land vor allem militärisch erstarkte und sich Hitler daran machte, nicht nur die im Krieg verlorenen Gebiete «heim ins Reich» zu holen, sondern noch einige dazu zu erobern. Ihr Fleiss ermöglichte die rasche Wiederaufrüstung Deutschlands, und zu keinem Zeitpunkt

gab es einen Aufstand des deutschen Proletariats wie im Jahre 1918. Insgesamt hatte das deutsche Volk wohl die Nazityrannei akzeptiert und unterstützte sie. Das war die verblüffende Wirklichkeit, die ein frisch im Lande angekommener amerikanischer Korrespondent zur Kenntnis nehmen musste, auch wenn man es draussen nach wie vor auch dann nicht glauben mochte, als wir diese Tatsache berichteten.

Wenn es schon keinen Aufstand gab, so leisteten doch in jenem Herbst die Kirchen wachsenden Widerstand. Sowohl protestantische als auch katholische Geistliche stellten sich gegen das, was sie als Verfolgung ihres Glaubens zu begreifen begannen. Um die Zweifel und Befürchtungen in der katholischen Kirche zu zerstreuen, hatte Hitler, selbst ein Taufscheinkatholik, im Sommer des Vorjahres mit dem Vatikan ein Konkordat abgeschlossen, das den Katholiken Deutschlands Glaubensfreiheit garantierte wie auch der katholischen Kirche das Recht, ihre eigenen Angelegenheiten zu betreiben. Da gerade zu jener Zeit auf der ganzen Welt die beginnenden Übergriffe des neuen Regimes vor allem gegen Juden Abscheu erregt hatten, lieferte der Konkordatsabschluss nicht nur den Nazis das im In- und Ausland dringend benötigte Ansehen, sondern er beruhigte auch deutsche Katholiken, immerhin ein Drittel der Bevölkerung des Landes.

Diese Beruhigung allerdings hielt nicht lange an, denn fünf Tage nach Unterzeichnung des Konkordats verabschiedete die Reichsregierung ein Gesetz zur Sterilisierung, das die katholische Kirche als Schlag ins Gesicht empfand, und weitere fünf Tage darauf unternahm Hitler die ersten Schritte zur Auflösung der katholischen Jugendorganisationen, deren Mitglieder sich bald darauf zwangsweise in der Hitlerjugend wiederfanden. In den darauffolgenden Jahren wurden Tausende von katholischen Priestern, Nonnen und prominenten Laien in «Schutzhaft» genommen, häufig gestützt auf erfundene Vorwürfe wie «unmoralischer» Lebenswandel oder «Devisenvergehen». Erich Klausener, den Führer der Katholischen Aktion, hatte man während der Säuberungen vom 30. Juni an seinem Schreibtisch ermordet und seine sämtlichen Mitarbeiter in KZs gebracht. Zahlreichen katholischen Publikationen wurde das Erscheinen untersagt, und sogar das Beichtgeheimnis wurde von Gestapoagenten verletzt, die sich als Kommunikanten ausgaben und anschliessend die Priester, die ihnen «die Beichte abgenommen» hatten, unter der Anklage, Wühlarbeit gegen den Staat zu leisten, verhafteten.

Immer wieder hörte ich in den nächsten Jahren Schreckensberichte, die mir Priester und Nonnen insgeheim anvertrauten, denn in der gleichgeschalteten

Presse durfte über solche Übergriffe gegen die Kirche nichts erscheinen. Gelegentlich riegelte auch die Gestapo den Amtssitz des Münchener Kardinal-Erzbischofs oder des Bischofs von Berlin ab, so dass niemand hinein oder heraus konnte. Das war gewöhnlich der Fall, wenn die Polizei verboten hatte, Hirtenbriefe von der Kanzel zu verlesen, in denen gegen die jüngsten Verfolgungen Anklage erhoben wurde. Jedesmal spielte man uns ausländischen Korrespondenten allerdings Abschriften davon zu, so dass wir zumindest die Aussenwelt auf dem Laufenden halten konnten.

Zu Beginn des Frühjahrs 1937 war die Führung der katholischen Kirche in Deutschland, die anfänglich wie auch die protestantische Geistlichkeit versucht hatte, mit den neuen Machthabern zu paktieren, gründlich desillusioniert. Der Kardinal-Erzbischof von München erklärte, dass er tief bekümmert sei. Er und andere deutsche Prälaten hatten sich voller Verzweiflung an den Vatikan um Hilfe gewandt, der schliesslich dem, was das Naziregime der Kirche in Deutschland antat, nicht mehr stillschweigend Zusehen konnte. So veröffentlichte Papst Pius XI. am 14. März jenes Jahres zur Erleichterung der bedrängten deutschen Kirchenführer die Enzyklika «Mit brennender Sorge», die der Naziregierung Unterhöhnung und Verletzung des Konkordats vorwarf und sie bezichtigte, gegenüber Christus und seiner Kirche Misstrauen, Zwietracht, Hass und Verleumdung zu säen und ihnen offen wie auch insgeheim feindlich gegenüberzutreten.

Goebbels, der wie Hitler vor Wut schäumte, verbot die Veröffentlichung der Enzyklika in Deutschland, doch viele Kirchenführer liessen unter Gefahr ihres Lebens Vervielfältigungen in Umlauf bringen, und bald gingen sie im ganzen Reich verstohlen von Hand zu Hand.

«Habe über die Auseinandersetzungen innerhalb der protestantischen Kirchen berichtet», notierte ich am Abend des 15. November im ersten Berliner Jahr in mein Tagebuch.

In gewisser Weise war das interessanter und wichtiger als der Kampf der katholischen Kirche um ihre Freiheit. Immerhin bildeten die Katholiken eine gemeinsame Front, während die Protestanten uneins waren. Die meisten der etwa 45 Millionen Protestanten, zwei Drittel des deutschen Volkes, gehörten 28 lutherischen und reformierten Kirchen an, deren grösste mit 18 Millionen Mitgliedern die Altpreuussische Union war. Mit dem Aufstieg des Nationalsozialismus kam es unter den Protestanten zu weiteren Spaltungen. Im Jahr vor der Machtübernahme hatten Hitleranhänger die «Glaubensbewegung Deutsche Christen» gegründet, gleichsam eine NS-Fraktion innerhalb der Evangelischen Kirche, die die antisemitische Hetze der Partei glühend unterstützte und eine «arteigene» Volkskirche

wollte. Zum Erreichen dieses Ziels sollte es gehören, «Undeutsches» aus der Bibel, vor allem aus dem Alten Testament, zu tilgen. Hitlers Führungsgrundsätze sollten auf eine neue protestantische Reichskirche übertragen werden, die alle Protestanten unter staatlicher Führung zusammenfasste. Nachdem ich einige der Versammlungen dieser «Deutschen Christen» besucht hatte, kam ich allerdings zu dem Ergebnis, dass es sich bei ihnen eher um Heiden als um Christen handelte.

Der Führer dieser Bewegung in Berlin schlug beispielsweise die Abschaffung des Alten Testaments «mit seinen Erzählungen von Viehhändlern und Luden» vor. Hand in Hand damit sollte eine Überarbeitung des Neuen Testaments gehen, so dass die Lehre Christi «ganz und gar mit den Forderungen des Nationalsozialismus zur Deckung gebracht» wurde. In jenem Herbst und Winter verlangten die Deutschen Christen, alle Pastoren sollten einen Treueid auf Hitler leisten und übergetretene Juden aus ihren Gemeinden ausschliessen. Der Kriegsruf dieser Gemeinschaft hiess: «Ein Volk, ein Reich, ein Glaube.»

Front gegen die Deutschen Christen machte die Bekennende Kirche. Sie widersetzte sich der Durchdringung der protestantischen Kirche mit Nazis und nationalsozialistischem Gedankengut, wies die Rassenlehre der Nazis zurück und verurteilte die gegen das Christentum gerichteten Erklärungen der Parteiführung. Als ich in Deutschland eintraf, machten die beiden etwa gleich starken Gruppen zusammen nur etwa ein Drittel der evangelischen Christenheit des Landes aus. Zwischen ihnen stand die Mehrheit der Protestanten, die sich keiner der beiden einander befehdenden Gruppen anschliessen mochte, sondern offenbar abwartete, welche von ihnen die Oberhand behielt und was Hitler zu tun gedachte, den die meisten politisch unterstützten.

Mich interessierte schon bald der Führer der Bekennenden Kirche, Pastor Martin Niemöller, dessen Predigten in der Christuskirche des Villenviertels Berlin-Dahlem ich mehr oder weniger regelmässig zu besuchen begann – nicht etwa, wie ich gestehen muss, weil sie mich besonders angesprochen hätten, sondern weil diese Gemeinde und ihr Hirte, zumindest was ihren christlichen Glauben betraf, zu einem Symbol des Widerstandes gegen die totalitäre Herrschaft geworden waren und damit nicht nur meine Bewunderung erregten, sondern mir auch Material für meine Berichte lieferten.

Die von der Führung als aufsässig empfundenen Predigten Niemöllers und die entschlossen vorgetragenen Forderungen seiner Gemeinde nach Religionsfreiheit machten Schlagzeilen, wenn auch nicht in Deutschland, wo darüber nicht berich-

tet werden durfte, so doch im Ausland, dem wir es zur Kenntnis bringen konnten.

Dass ausgerechnet Martin Niemöller eine solche Rolle übernahm, verwunderte, hatte er doch als hochdekoriertes U-Boot-Kommandant des Weltkriegs nicht nur in den ersten Nachkriegsjahren eine Weile einem der über 100 in ihrer Mehrzahl republikfeindlich eingestellten Freikorps angehört, dem auch so mancher stramme Naziführer entstammte, sondern als glühender Nationalist auch Hitlers Machtübernahme willkommen geheissen. In seiner 1933 erschienenen Autobiographie «Vom U-Boot zur Kanzel» hatte er erklärt, für ihn seien die Jahre der Weimarer Republik, wie für so manchen anderen Pfarrer auch, «Jahre der Finsternis» gewesen, und in einem Schlusswort drückte er die Gewissheit aus, Hitlers Triumph werde zur nationalen Wiedererweckung führen, für die auch er so lange gekämpft hatte. Die nationalsozialistische Presse besprach das Buch äusserst lobend, und es fand reissenden Absatz.

Kaum zwei Jahre später war Martin Niemöller vollständig desillusioniert, und er hatte in eben jenem Herbst eine Gruppe gleichgesinnter Geistlicher in Dahlem zusammengerufen, bei der sich seine Bekennende Kirche als die rechtmässige protestantische Kirche Deutschlands erklärte und sogleich eine «Vorläufige Kirchenleitung» einsetzte.

Das war ein offener Akt der Herausforderung, denn im Jahr zuvor hatte Hitler, nachdem er den Protestanten einen Vorgeschmack seines SA- und Gestapoterrors gegeben hatte – verschiedene Geistliche wurden festgenommen und verprügelt, andere von ihren Kanzeln gejagt –, einen Holzkopf namens Ludwig Müller als «Reichsbischof» der neuen und ihrer Zielsetzung nach alle Protestanten einbeziehenden «Reichskirche» aufgezwungen. «Reibi» Müller, ein früherer und ergebener Anhänger Hitlers, war von seinem Amt als Feldgeistlicher in Ostpreussen in die neue Position gehoben und von Hitler aufgefordert worden, die Kirche zu einigen und den Zielen des Nationalsozialismus anzupassen.

Es hiess, Hitler habe stets den deutschen Protestanten gegenüber eine gewisse Verachtung empfunden. Man munkelte, dass er über sie gesagt hatte, man könne mit ihnen nach Belieben umspringen, sie würden kuscheln wie Hunde. Diesen Kleingeistern breche schon der Schweiß aus, wenn man nur mit ihnen spreche.

Doch in jenem Herbst 1934 musste er erkennen, dass nicht alle so willenlos waren, wie er glaubte, und das erzürnte ihn. In Parteikreisen hörte man, er könne nicht verstehen, dass ein Mann wie Niemöller als ehemaliger U-Boot-Kommandant, patriotischer Nationalist und früherer Befürworter des Nationalsozialismus,

es wagte, ihm entgegenzutreten. Noch mehr verärgert muss er gewesen sein, als am Abend des 8. November rund 20'000 Gläubige in Dahlem zusammenkamen, um zuzuhören, wie sich Niemöller und andere gegen den Versuch wandten, den deutschen Protestantismus dem Nationalsozialismus anzupassen. Es war die erste grössere, nicht von einer Partei ausgehende Demonstration seit der Machtergreifung. Obwohl die Behörden die Zusammenkunft verboten hatten, fand sie in offener Missachtung dieser Anordnung statt.

Noch nie hatte das totalitäre Regime solch kämpferische Kritik gehört. Man sah Gestapoagenten in der Menge mitstenografieren. Pfarrer Dr. Koch, einer der führenden Männer der Bekennenden Kirche, erklärte, man kämpfe gegen die Verleumdung Christi und des wahren Christentums und wende sich auch gegen die falschen Propheten, die die Lehre von Blut und Boden sowie einen rassistischen Mystizismus verkündeten. Eine von der Menge mit Beifall bedachte Entschliessung forderte die Abschaffung des ganzen ketzerischen, unwahrhaften und unterdrückerischen Systems der «Reichskirche».

Niemöller verweigerte sich in seinem Schlusswort jedem Kompromiss. Es gehe jetzt, sagte er, um die Frage, welchem Herrn die deutschen Protestanten dienen sollten, Christus oder einem anderen. Dieser «andere», das verstand jeder, war Adolf Hitler, sein gestürztes Idol.

Obwohl diese aufrührerische Gruppe innerhalb der protestantischen Kirche des Dritten Reichs, die in der Minderheit war und blieb, in den nächsten Jahren einige Erfolge errang, kämpfte sie auf verlorenem Posten. Die Gestapo verhaftete in den nächsten 12 Monaten 700 Pfarrer der Bekennenden Kirche. Der unfähige «Reibi» Müller, der nicht einmal mit dieser von aussen kommenden Hilfe Hitlers Auftrag zum Zusammenschluss der protestantischen Kirche auszuführen vermochte, trat Ende 1935 nicht nur von seinem Amt zurück, sondern verschwand ganz von der Bildfläche. Dieser beachtliche Sieg Niemöllers und seiner Anhänger war auch fast schon der letzte.

Im Frühjahr 1937 machte Niemöller in seinen Predigten und in den kurzen Gesprächen, die andere ausländische Korrespondenten und ich mit ihm führten, kein Hehl daraus, dass er das Ende kommen sah. Hager und mit den glühenden Augen eines frühchristlichen Märtyrers wirkte er auf seiner Kanzel dem Schicksal gegenüber ebenso gelassen, wie er vermutlich in der Kommandozentrale seines U-Boots im Krieg gewesen war. Am Sonntag, dem 27. Juni 1937, fuhr ich nach Dahlem, um mir eine Predigt anzuhören, von der jedem klar war, dass sie seine letzte sein konnte. Die Kirche quoll über vor Besuchern. Als wisse er wie

alle Anwesenden nur zu gut, was kommen würde, schloss Niemöller seine Predigt mit einem Hinweis darauf, dass es ihm und seinen Getreuen ebensowenig wie einst den Jüngern Christi möglich sei, dem Arm der Obrigkeit zu entrinnen. Wie diese seien aber auch sie nicht bereit, auf Befehl von Menschen stillzuschweigen, wenn ihnen Gott zu reden gebiete. Denn «man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen».

Drei Tage später wurde er verhaftet und ins Gefängnis nach Moabit gebracht. Nach acht Monaten machte man ihm vor einem der von Hitler für die Aburteilung von Staatsfeinden eingerichteten Sondergerichte den Prozess. Zwar wurde er im Hauptpunkt der Anklage (Wühlarbeit gegen den Staat) freigesprochen, denn alle seine Angriffe waren offen erfolgt, aber dennoch wegen «Missbrauchs der Kanzel», und weil er in seiner Kirche Kollekten abgehalten hatte, zu 2'000 Mark Geldstrafe und sieben Monaten Gefängnis verurteilt. Da die Strafe mit der Untersuchungshaft mehr als verbüsst war, wurde er auf freien Fuss gesetzt. Kaum hatte er, umringt von seinen glücklichen Angehörigen und Gemeindemitgliedern den Gerichtssaal verlassen, als ihn die Gestapo in «Schutzhaft» nahm und ins Konzentrationslager brachte, erst nach Sachsenhausen und dann nach Dachau, wo ihn erst nach sieben Jahren die Amerikaner in den letzten Kriegstagen befreiten.

Nach meiner Zählung wurden in jenem Jahr 807 weitere Pastoren und führende Laien der Bekennenden Kirche verhaftet und die meisten von ihnen ins KZ gebracht. Diese Unterdrückung entmutigte Niemöllers Anhänger fast vollständig, und die Mehrheit der protestantischen Pfarrer gab dem Nazidruck und -terror wie fast alle Deutschen nach.

In gewisser Weise überraschte mich, obwohl ich es verstand, dass sich Ende 1937 der hochgeachtete hannoversche Bischof Marahrens von Dr. Kerrl, einem als Nachfolger von «Reibi» Müller zum Minister für kirchliche Angelegenheiten ernannten Juristen, zu einer öffentlichen Erklärung veranlasst sah, die aufrechteren Gottesmännern, wie beispielsweise Niemöller, besonders erniedrigend erscheinen musste. In ihr hiess es nämlich, dass die nationalsozialistische Lebensauffassung die nationale und politische Lehre sei, die den Deutschen ausmache und bestimme und als solche auch für deutsche Christen verpflichtend sei. Im Frühjahr 1938 tat dann der gute Mann den letzten Schritt und ordnete an, alle Pfarrer seiner Diözese hätten einen Eid der Treue und des Gehorsams auf den Führer persönlich abzulegen.

Hätte ich damals schon gewusst, wie unterwürfig sich grosse Teile der protestantischen Geistlichkeit Deutschlands gegenüber der Staatsgewalt schon immer

verhalten hatten, wäre ich davon weniger überrascht gewesen. Vor allem auf Martin Luthers Einfluss zurückgehend, hatte sich der deutsche Protestantismus seit dem 16. Jahrhundert zu einem Instrument königlicher und fürstlicher absoluter Gewalt entwickelt. Bis Könige und Fürsten schliesslich 1918 entthront wurden, waren sie jeweils Oberhäupter ihrer Landeskirchen gewesen.

Wie man mir erklärte, hatten sich Bischöfe und Pfarrer mit wenigen Ausnahmen nicht nur im 19. Jahrhundert den immer stärker werdenden liberalen und demokratischen Bestrebungen widersetzt, auch die Weimarer Republik war ihnen wie den meisten protestantischen Pfarrern, unter ihnen auch Martin Niemöller, nicht nur deshalb suspekt gewesen, weil sie ihre früheren Oberhäupter abgesetzt hatte, sondern auch, weil sie vorwiegend von den Katholiken, den Sozialisten und den Gewerkschaften gestützt wurde.

Im Rückblick erkenne ich, dass auch ich, wie einige meiner Kollegen, der Verfolgung der evangelischen und katholischen Kirche vergleichsweise zu grosses Gewicht beigemessen habe – Widerstand gegen totalitäre Herrschaft macht nun einmal Schlagzeilen, und wir nutzten natürlich, was sich uns bot.

Was ich hervorzuheben unterliess, war, dass in den ersten Jahren des Dritten Reichs die Mehrheit der Deutschen vom Kirchenkampf nicht betroffen war und sich auch nicht besonders dafür interessierte. Ich hätte mir denken müssen, dass Menschen, die so leichthin ihre politische, kulturelle und wirtschaftliche Freiheit aufgegeben hatten, von einigen Ausnahmen abgesehen, für die Erhaltung der Religionsfreiheit kaum das Leben oder auch nur eine Verhaftung riskieren würden.

Was den Deutschen in den dreissiger Jahren wirklich in die Augen stach, waren Hitlers glänzende Erfolge: Er schaffte Arbeitsplätze, sorgte für einen gewissen Wohlstand, stellte Deutschlands militärische Macht wieder her und eilte in der Aussenpolitik von Triumph zu Triumph, was sich besonders eindrucksvoll darin manifestierte, dass er im Krieg verlorengegangenen Boden dem Reich wieder einverleibte und es durch die Inbesitznahme neuer Gebiete vergrösserte. Es gab nicht viele Deutsche, denen die Verhaftung von ein paar Tausend Pfarrern, Priestern und Nonnen oder der Streit verschiedener protestantischer Glaubensgemeinschaften schlaflose Nächte bereiteten.

Damals kam es mir eigentümlich vor, wie auch eigentlich noch heute, dass dieses christliche Volk, dem die Welt die Reformation und damit den Protestantismus verdankt und dessen Katholiken im Kulturkampf des 19. Jahrhunderts über Bismarck siegreich geblieben waren, nicht begriff, dass das Naziregime

letztlich das Christentum zugrunde richten und das Heidentum der frühen germanischen Stammesgötter zusammen mit dem Neuheidentum der Naziführer an dessen Stelle setzen wollte. Daran liessen bei ihren öffentlichen Äusserungen Nazigrössen wie Rosenberg und Himmler nicht den geringsten Zweifel, und es war undenkbar, dass Hitler das nicht billigte. Einer der engsten Vertrauten des Führers, Martin Bormann, sagte einmal anlässlich einer Parteitagung: «Für uns sind Nationalsozialismus und Christentum unvereinbar.»

Inzwischen kennen wir Hitlers Ziel genau: Er wollte die christliche Religion mit Stumpf und Stiel ausrotten. Zu Beginn des Krieges entwarf Alfred Rosenberg, ein ausgesprochener Heide, ein 30-Punkte-Programm für die Nationale Reichskirche. Einmal davon abgesehen, dass er der dümmste Nazibonze war, den ich je kennengelernt habe (möglicherweise mit Ausnahme von Joachim von Ribbentrop, dem konfusen Aussenminister), hatte er eine Reihe von Ämtern; unter anderem war er Beauftragter des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP».

Wer die dreissig «Artikel» der neuen «Nationalen Reichskirche» näher betrachtet, dem muss ein Schauer über den Rücken laufen, und nur der verlorene Krieg, so katastrophal seine Auswirkungen auf das Leben des Einzelnen und des Volkes waren, hat den Deutschen die darin enthaltene Heimsuchung erspart.

Widerstand gegen die Nazierrschaft fand sich in jenem ersten Herbst meines Aufenthalts in Deutschland ausgerechnet in der Musikwelt. Auf diese kleine Sensation stürzten wir Auslandskorrespondenten uns ebenso begierig wie zuvor auf den Widerstand der Kirchen. Gegen Ende November bekam der weltbekannte Dirigent Wilhelm Furtwängler Schwierigkeiten, weil er sich in den Spalten einer führenden Berliner Morgenzeitung leidenschaftlich für Paul Hindemith eingesetzt hatte, den Parteikreise als Juden und Gegner der nationalsozialistischen «Kultur» angegriffen hatten und dessen Werke nicht mehr aufgeführt werden durften. Obwohl Furtwängler bei Goebbels selbst gegen das Aufführungsverbot der Musik jüdischer Komponisten, insbesondere Mendelssohns, protestiert hatte, war er zögernd auf diese Linie eingeschwenkt. Hindemith aber, erklärte er, sei erstens kein Jude und darüber hinaus einer der wenigen lebenden schöpferischen Komponisten, dessen Werke das Kulturleben Deutschlands zu bereichern vermöchten. Ausserdem ging es Furtwängler, wie er erklärte, nicht nur darum, Hindemith zu verteidigen, er wollte auch der Öffentlichkeit zeigen, in welchem Masse sich politische Eiferer in

das deutsche Kunst- und Kulturleben einmischten. Wohin komme man, fragte er, wenn Kunst aus politischen Gründen unkontrolliert diffamiert werden dürfe.

Das war in der Tat eine gute und mutige Frage, und ich berichtete in einem Artikel die tapferen Worte des berühmten Dirigenten. Ich erfuhr, dass Furtwängler sich nicht zum ersten Mal gegen Versuche gestemmt hatte, auch das Reich der Musik der Naziherrschaft unterzuordnen. Er lehnte sich gegen die von den Nazis gemachte Unterscheidung zwischen Juden und Nicht-Juden auf und erklärte, ihm sei nur eines wichtig: ob jemand ein guter oder ein schlechter Künstler sei. Er forderte nachhaltig, dass man jüdische Dirigenten wie Bruno Walter und Otto Klemperer, auf die man in Deutschland mit Recht schon lange stolz war, weiter dirigieren liess.

Solch mutige Mannesworte hatten seit Hitlers Machtübernahme nur wenige gewagt, und die Folgen liessen sich leicht Voraussagen. Anfang Dezember musste Furtwängler als künstlerischer Leiter und Dirigent des Berliner Philharmonischen Orchesters und der Berliner Staatsoper zurücktreten, der beiden bedeutendsten musikalischen Institutionen Deutschlands. Etwa ein Jahr später machte er dann seinen Frieden mit den Behörden und übernahm erneut die Stabführung bei den Philharmonikern. Manche, vor allem im Ausland, verübelten ihm das, doch sei zu seiner Ehre gesagt, dass er darauf bestand, trotz des Wutgeheuls von Goebbels, Rosenberg und der übrigen Nazimeute vier oder fünf jüdische Musiker in seinem Orchester zu behalten. Als das mit Kriegsbeginn schliesslich unmöglich wurde und sich Pläne für die «Endlösung» der Judenfrage abzeichneten, gelang es dem Dirigenten, wie ich hörte, seine jüdischen Musiker in der Schweiz in Sicherheit zu bringen.

Trotz meiner Vorbehalte dagegen, dass Furtwängler wieder auf seinen Posten zurückgekehrt war, fand ich bisweilen, vor allem in der verdunkelten Hauptstadt der frühen Kriegsjahre, eine willkommene Abwechslung von meiner Arbeit darin, dass ich mich von meinem Schreibtisch wegstahl, um dem nach wie vor bedeutenden Orchester unter seinem hinreissenden Dirigenten zuzuhören, vor allem, wenn Bach, Mozart und Beethoven auf dem Programm stand.

Natürlich nahm die Verfolgung der Juden ganz andere Ausmasse an als die der widerspenstigen Kirchenmänner, Sozialisten, Kommunisten, Musiker und anderen. Von Berlin aus konnten wir sehen, wie sie von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr mechanischer und menschenverachtender wurde. Dieser Aspekt von Hitlers primitiver Herrschaft prägte sich einem amerikanischen Korrespondenten in Ber-

lin weit stärker ein als jeder andere, und ich war beständig niedergeschlagen und oft verzweifelt.

Gleich nach seiner Übernahme der Kanzlerschaft hatte sich der Führer, ohne Zeit zu verlieren, gegen die Juden gewandt und sie schon in seinem ersten Amtsjahr von allen öffentlichen Funktionen ausgeschlossen. Nicht Beamte noch Journalisten konnten sie sein, nicht Bauer noch Lehrer, durften weder im Rundfunk, in Theatern noch in Filmen mitwirken. Ein Jahr später, 1934 dann, ging er noch weiter. Jetzt wurde ihnen die Tätigkeit an Börsen und Banken verboten, das Recht auf Unternehmensbesitz (insbesondere Kaufhäuser, Zeitungen und Zeitschriften) abgesprochen, und auch als Ärzte oder Anwälte durften sie nicht mehr praktizieren. Parallel zu diesen Verwaltungsmassnahmen kam es immer wieder zu brutalen Misshandlungen und Ermordungen von Juden in SA-Kasernen, Gefängnissen, Zuchthäusern und KZs, wohin man sie einfach deshalb brachte, weil sie Juden waren.

Doch sollte es mit der Verkündung der «Nürnberger Gesetze» 1935 noch schlimmer kommen. Sie sprachen allen Juden die deutsche Staatsangehörigkeit ab und degradierten sie damit zu blossen «Subjekten», denen die Eheschliessung und aussereheliche geschlechtliche Beziehungen mit «Staatsangehörigen deutschen und artverwandten Blutes» bei Zuchthaus – oder Gefängnisstrafen untersagt war.

Auch war es ihnen verboten, «arische» weibliche Hausangestellte unter 45 Jahren zu beschäftigen, da Hitler, wie sich in *Mein Kampf* gezeigt hatte, von der Wahnvorstellung besessen war, Juden hätten nichts anderes im Sinn, als braves deutsches Dienstpersonal zu vergewaltigen und auf diese Weise mit ihrem «minderwertigen» Blut zu besudeln.

In den darauffolgenden Jahren wurde es meine traurige Aufgabe, über 13 verschiedene Durchführungsverordnungen zu diesen Nürnberger Gesetzen zu berichten, die letzten Endes auf nichts anderes als die vollständige Entrechtung der Juden hinausliefen. Sie durften sich praktisch nur noch im Ghetto aufhalten und hatten keine Möglichkeit mehr, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Die ursprünglich von SA- und SS-Schlägern ausserhalb der Gesetze betriebene Unterdrückung der Juden wurde jetzt durch das deutsche «Recht» sanktioniert. Hitler verkörperte, wie seine Verherrlicher in der gleichgeschalteten Presse unermüdlich hervorhoben, das Gesetz, und ein anderes gab es im Dritten Reich nicht.

Wir ausländischen Korrespondenten versuchten, den Juden so gut zu helfen, wie wir konnten. Tess und ich gewährten einigen, die wir kannten und die untergetaucht waren, Obdach, bis sie ins Ausland entfliehen konnten. Wir nutzten un-

sere Beziehungen zu den Botschaften und Konsulaten der USA, Grossbritanniens, Frankreichs und der Schweiz, um ihnen die Visabeschaffung zu erleichtern, und trieben, obwohl Strafe darauf stand, einiges an Devisen auf, damit sie sich die erste Zeit im Ausland über Wasser halten konnten.

Bisweilen brachten wir auch für eine Weile jüdische Bekannte oder deren Bekannte bei uns unter, die übel zugerichtet aus dem Gefängnis gekommen waren, und kümmerten uns um sie, bis sie sich hinlänglich erholt hatten, um zu ihren Angehörigen zurückzukehren, ohne diese allzu sehr zu erschrecken. Einer von ihnen war ein wohlbekannter Berliner Anwalt, ein hochdekoriertes Kriegsteilnehmer, der bei der Verteidigung des Vaterlandes einen Arm und ein Bein auf dem Schlachtfeld eingebüsst hatte. Als Führer des jüdischen Kriegsveteranenbundes hatte man ihn ohne Anklage eingekerkert und in der üblichen Weise behandelt. Als er eines Morgens bei uns auftauchte, war er körperlich und seelisch so zugerichtet, dass er seinen Angehörigen nicht unter die Augen zu treten wagte. Wir versteckten ihn in einem der Zimmer unserer geräumigen Stüdiowohnung, bis er soweit wieder hergestellt war, dass er heimkehren konnte. Einige Wochen darauf bot sich die Möglichkeit, ihn aus dem Land zu schmuggeln, und er ging nach London. Wir mussten uns damit abfinden, dass all die Bemühungen nichts waren als ein Tropfen auf einen heissen Stein und dass es für die meisten Juden keine Hilfe gab.

Zahlreiche Juden erkannten in den ersten Jahren der Naziherrschaft gar nicht, in welcher Gefahr sie schwebten, und sie schienen nicht zu begreifen, dass es nur noch schlimmer werden konnte. Eine erstaunlich grosse Anzahl, vor allem unter den Wohlhabenderen, war offensichtlich der Ansicht, irgendwie würden sich die Dinge zum Besseren wenden. Da sie in Deutschland verwurzelt waren, ihren gesamten Besitz im Lande hatten und sich für gute Deutsche hielten, zögerten sie fortzugehen. Sie glaubten, die Übergriffe gegen Juden würden irgendwann aufhören, und unseren Rat, das Land zu verlassen, solange noch Zeit war, nahmen sie nicht nur nicht an, sondern erklärten, wir sollten uns um unsere eigenen Angelegenheiten kümmern. Am Osterwochenende 1935 notierte ich in Bad Saarow, einem beliebten Ausflugsort unweit von Berlin, in mein Tagebuch:

Über die Ostertage frei genommen. Im Hotel hauptsächlich wohlhabende Juden. Wir sind ein wenig überrascht zu sehen, wie viele von ihnen noch furchtlos und, wie ich glaube, voll unbegründeten Optimismus sind. Ein ausländi-

scher Berichterstatter im Berlin jener Jahre musste peinlichst darauf achten, dass er seine Informanten deckte, die Männer und Frauen, die uns unter grosser Gefahr Nachrichten zuspielten, von denen die Regierung nicht wollte, dass sie an die Öffentlichkeit drangen. Die Vorstellung, dass die kleinste Sorglosigkeit sie gefährden und ihnen einen Hochverratsprozess eintragen konnte, was meist das Todesurteil bedeutete, bedrückte mich täglich. Wurde tatsächlich einer derer, die mich mit Material versorgten, festgenommen und, wie es in zwei Fällen geschah, die Todesstrafe verhängt, zog ich benommen und verzweifelt durch die Strassen der Stadt, zermarterte mir das Gehirn und überlegte, welcher Fehler oder welche Nachlässigkeit meinerseits die Gestapo auf diese Menschen aufmerksam gemacht haben konnte.

Da diese Gewährsleute auch andere Korrespondenten mit Nachrichten belieferten, traf ich mich in solchen Fällen nach der Arbeit mit meinen Kollegen, und gemeinsam grübelten wir, ob einer von uns unwillentlich oder unwissentlich etwas hatte durchsickern lassen.

Uns alle hatte die Gestapo schon in unseren Redaktionen und Wohnungen heimgesucht und die Namen von Informanten aus uns herauszupressen versucht. Meine Kontakte zur Geheimen Staatspolizei, die auf den Augenblick zurückgingen, da ich zum ersten Mal Berliner Boden betreten hatte, wurden zur Dauereinrichtung. Bei keiner dieser Befragungen durch Himmlers Schergen habe ich irgendetwas preisgegeben, und ich bin sicher, dass das, mit ganz wenigen Ausnahmen, auch für meine Kollegen galt. Was hatte ich schliesslich zu verlieren? Wenn sie mir auf die Schliche kamen, konnten sie mich höchstens ausweisen, wohingegen meine deutschen Gewährsleute ihr Leben aufs Spiel setzten.

Einer der später zum Tode Verurteilten war ein furchtloser, junger protestantischer Geistlicher, der unter Missachtung der von uns meist eingehaltenen Vorsichtsmassnahmen, wie beispielsweise, dass wir uns nur im Dunkeln an nicht einsehbaren Stellen des Tiergartens, auf einer belebten Strasse eines Arbeiterviertels oder im Gedränge eines Bahnhofs trafen, stracks in mein Büro oder meine Wohnung kam und mir dort ohne Umschweife sein Herz ausschüttete.

Ein anderer, der später zum Tode verurteilt wurde, war Redakteur an der *Börsenzeitung*, einem konservativen Berliner Morgenblatt. Über ihn notierte ich am 4. Januar 1936 in mein Tagebuch:

X von der *Börsenzeitung* wird nicht hingerichtet; man hat seine Todesstrafe zu lebenslänglicher Haft umgewandelt. Sein Verbrechen: Gelegentlich hat er eini-

gen von uns Kopien der geheimen Anweisungen zugespielt, mit denen Goebels täglich die Presse «beglückt» und sie dazu auffordert, eine Wahrheit zu unterdrücken und statt ihrer eine Lüge zu verbreiten. Ein polnischer Diplomat soll ihn ans Messer geliefert haben; ich habe dem Burschen nie getraut.

Auch die Todesstrafe des weiter oben erwähnten Pfarrers wurde zu lebenslänglicher Haft umgewandelt, und in beiden Fällen empfand ich tiefe Erleichterung, über die sich jedoch ein Schatten legte. Zwar würden sie weiterleben, aber für immer hinter Gittern – und das für Taten, die in keinem zivilisierten Land als Verbrechen galten.

Bisweilen, so entnehme ich meinem Berliner Tagebuch, hat mich die Verhaftung der Geistlichen unter meinen Gewährsleuten so mitgenommen, dass ich zumindest zeitweise die Berichterstattung über den Kirchenkampf aufgab, um nicht weitere Menschen zu gefährden.

Es fiel mir schwer, mitanzusehen zu müssen, auf wie barbarische Weise die Nazis behandelten, wen sie als ihren Feind ansahen. Zumindest in jenen frühen Jahren in Berlin war ich noch nicht so abgehärtet, dass ich mich mit der Verhängung der Todesstrafe hätte abfinden können, vor allem nicht bei Menschen, die ich kannte, und sei es noch so flüchtig.

Eines Vormittags in meinem ersten Winter in Deutschland sah ich auf der ersten Seite der Morgenzeitungen, dass man am Vortag bei Morgengrauen zwei junge deutsche Frauen hingerichtet hatte, die ich gelegentlich bei Botschaftsempfängen und Cocktailparties getroffen hatte. Beide äusserst gebildete und intelligente Frauen aus alten Adelsfamilien hatten aus ihrem Abscheu gegen die Nazis kein Hehl gemacht. Wahrscheinlich war ihnen das zum Verhängnis geworden, auch wenn ihre Verurteilung, wie es in den Zeitungen hiess, wegen Spionagetätigkeit für Polen erfolgt war. Ich stiess beim Frühstück auf die Nachricht, dass man diese anziehenden jungen Frauen mit ihrem seidenweichen dunklen Haar und den ausdrucksvollen Gesichtern mit feinen Zügen enthauptet hatte. An jenem Tag blieb mein Frühstück unbeendet.

Ähnlich tief bewegt hat mich eine weitere Enthauptung, die einige Jahre später in Berlin stattfand. Am 4. Juni 1937 heisst es in meinem Tagebuch:

Helmut Hirsch, ein zwanzigjähriger Jude, der eigentlich amerikanischer Staatsbürger ist, auch wenn er nie in Amerika war, wurde heute beim Morgengrauen enthauptet. Botschafter Dodd hat ihn einen Monat lang zu retten versucht, vergeblich.

Hirsch, ein junger Dichter, war in der Jugendbewegung aktiv gewesen, bevor die Nazis die freien Jugendbünde zerschlugen hatten.

Am Morgen der Hinrichtung liess ich mich beim Botschafter melden. Er war völlig niedergeschlagen und las mir mit Tränen in den Augen den letzten Brief vor, in dem er Hitler gebeten hatte, das Todesurteil in eine Haftstrafe umzuwandeln. Er sagte, er habe noch am Vorabend, als er erfuhr, dass Hirsch hingerichtet werden sollte, versucht, ein letztes Mal bei Hitler vorgelassen zu werden, damit er ihn um Gnade bitten konnte, doch man hatte ihn zurückgewiesen. Während er sprach, erklärte Dodd bitter, eine Justiz im Wortsinne gebe es in Nazideutschland nicht, und die vier Jahre, die er als Botschafter im Lande verbracht hatte, seien die grausamsten und bedrückendsten seines Lebens gewesen. Er hatte Präsident Roosevelt gebeten, ihn von seiner Aufgabe zu entbinden, da er genug habe, und erklärte mir, er werde froh sein, der Berliner Hölle zu entkommen und seinen Lehrstuhl in Chicago – er war ein bedeutender Historiker und auf Roosevelts persönliche Bitte als Botschafter nach Berlin gegangen – wieder einzunehmen.

An den letzten Tagen vor der Hinrichtung des jungen Hirsch hatte ich in Verbindung mit seiner in Prag lebenden Schwester und seinem Anwalt gestanden. Am Tag der Exekution bekam ich von ihnen eine Abschrift von Hirschs letztem Brief. Er war an seine Schwester gerichtet. Darin hiess es, er habe soeben erfahren, dass sein letztes Gesuch abgelehnt worden sei und dass es keine Hoffnung mehr gebe.

«Ich werde also sterben», schrieb er. «Bitte habt keine Angst. Ich habe auch keine, sondern fühle mich nach der quälenden Ungewissheit erleichtert.»

Er betrachtete rückblickend sein Leben und fand darin trotz aller Fehler und trotz seiner kurzen Dauer einen Sinn. Ein anrührendes und tapferes Lebewohl.

Der in meiner Tagebuchnotiz vom 4. Januar erwähnte polnische Diplomat, den ich des Denunziantentums verdächtigte, war nicht der einzige Mensch, dem gegenüber ich in Berlin Vorbehalte hatte. In meinem Beruf lernte man, nur wenigen zu trauen, zumal die Regierung gelegentlich *agents provocateurs* vorschickte, die sich als mit dem Regime Unzufriedene ausgaben – und ab und zu fiel man auch darauf herein. So gab es zu jener Zeit nur wenige Deutsche, die mein Vertrauen gewannen und auch verdienten. Zu ihnen gehörte eine junge Frau, die in einer Schlüsselposition beim Rundfunk tätig war. Sie hatte insgeheim eine Beziehung

zu einem jüdischen Bildhauer, der ins Ausland hatte fliehen müssen, und kaschierte ihre gegen das Regime gerichtete Tätigkeit mit einem Parteiabzeichen auf der Brust und damit, dass sie in aller Öffentlichkeit die Naziparolen wiederkäute. Wir freundeten uns miteinander an, und ich vertraute ihr vollständig. Sie belieferte mich mit ziemlich viel Material über Vorgänge in Regierungs- und Parteikreisen, an das ich sonst nicht herangekommen wäre, und hat mich häufig gewarnt, wenn mir wegen meiner Artikel, Rundfunkreportagen oder weil ich mich mit bestimmten Leuten getroffen hatte, Schwierigkeiten mit der Gestapo bevorstanden. Vor allem ihren Hinweisen verdankte ich es, dass ich im zweiten Kriegswinter so rechtzeitig Wind von der Absicht der Gestapo bekam, gegen mich ein Verfahren wegen Spionage einzuleiten, so dass ich das Land noch verlassen konnte.

Während des Krieges versorgten mich zwei Offiziere des Oberkommandos der Wehrmacht unter Lebensgefahr mit wertvollen und zuverlässigen Informationen. Einer war ein Spross einer alten Adelsfamilie, die seit Generationen Heeresoffiziere gestellt hatte, der andere ein bei Kriegsbeginn reaktivierter früherer österreichischer Marineoffizier. Beide verabscheuten die Nazis und widersetzten sich Hitlers Krieg, weil sie ihn für unnötig und nicht zu gewinnen hielten. Den grössten Ekel aber empfanden sie gegenüber dem barbarischen Vorgehen der Nazis in den besiegten Ländern. Sie hielten mich auf dem Laufenden über das, was im OKW vor sich ging, und obwohl ich manches davon nicht verwenden konnte, weil es mich Kopf und Kragen gekostet hätte, so half es mir doch, die Zusammenhänge für meine Kriegsberichterstattung besser zu verstehen.

Wenn ich auch keine Möglichkeit hatte, diesen Offizieren für das zu danken, was sie unter grossen Gefahren für mich taten, so konnte ich doch eines Junitags 1940 in Paris, nachdem die deutsche Wehrmacht, der ich als Berichterstatter zugeteilt worden war, in die französische Hauptstadt einmarschiert war, meinem österreichischen Freund einen kleinen Gefallen erweisen. Er hatte mir gerade den Hinweis gegeben, dass Hitler beabsichtigte, die Franzosen dadurch zu demütigen, dass er sie den Waffenstillstand bei Compiègne in eben jenem Salonwagen unterzeichnen lassen wollte, in dem Marschall Foch 1918 den Deutschen die Waffenstillstandsbedingungen diktiert hatte. Doch nicht das lag meinem Informanten an jenem Tag besonders am Herzen – er wollte unbedingt eine Französin wiedersehen, die er aus der Vorkriegszeit kannte. Da sie ihn als aufrechte Patriotin nicht in der Uniform des Feindes empfangen wollte, fragte er mich, ob ich ihm einen Zivilanzug und eine Krawatte leihen könnte. (Ich hatte mich geweigert, die uns Korrespondenten, die der deutschen Armee durch Belgien und Frankreich folg-

ten, angebotene deutsche Heeresuniform zu tragen.) Nach mehreren Tagen im Feld war meine Kleidung ziemlich verschmutzt und ausser Fassung, ausserdem passte sie ihm nicht so recht. Doch nicht einmal die Möglichkeit, die ich ihm warnend vorhielt, dass man ihn nämlich vor ein Kriegsgericht stellen würde, wenn man ihn als Offizier während des Krieges in Zivil antraf, konnte ihn von seinem Vorhaben abhalten; ihm muss sehr an der Frau gelegen haben.

Übrigens verdanke ich seinem Hinweis Hitler und das deutsch-französische Waffenstillstandsabkommen betreffend, dass ich, sozusagen Hitler zum Trotz, von der deutschen Wehrmacht erfahren habe, was einen meiner bemerkenswertesten Exklusivberichte ausmachte.

Die Männer um Hitler

Vorwiegend dank einer der tölpelhaftesten Gestalten unter den Naziführern bekam ich Gelegenheit, in jenem ersten Herbst und Winter die Bekanntschaft der Männer um Hitler zu machen.

Es waren meist gesellschaftliche Aussenseiter, die im Chaos der Niederlage und der Revolution von 1918, in der die Hohenzollernmonarchie unterging, Anfang der zwanziger Jahre in München zu Hitler gestossen waren, zu einer Zeit, als kaum jemand in Deutschland die soeben gegründete Nazipartei und ihren Führer so recht ernst nahm. In der Mehrzahl hatten diese Männer um Hitler an seinem lächerlichen Putschversuch von 1923 teilgenommen, waren wie er anschliessend in Haft gewesen und hatten die geradezu unglaublichen Wechselfälle miterlebt, in deren Verlauf die Partei wie durch ein Wunder an die Macht gelangt war. Der Führer hatte sie mit Schlüsselpositionen belohnt, und ein ausländischer Korrespondent musste sie einfach kennen.

Etwa einmal monatlich oder alle zwei Monate fungierte der Leiter des Ausenpolitischen Amtes der NSDAP, Alfred Rosenberg, ein hirnrissiger Tolpatsch, als Gastgeber eines Bierabends, zu dem die ausländischen Korrespondenten und einige Diplomaten ins Hotel *Adlon* eingeladen wurden.

Bei diesen Gelegenheiten erfuhr man, was ein gleichfalls und zu diesem Zweck eingeladenen Obernazi über seine Vorstellungen und die seines Amtes sagte, und man hatte anschliessend Gelegenheit, sich zwanglos mit ihm zu unterhalten. Gelegentlich lud Rosenberg auch einen General oder einen führenden Verwaltungsmann ein. An Nebentischen sassen weniger bedeutende Nazis, meist Stellvertreter der eigentlichen Grössen, die aber häufig ergiebige Nachrichtenquellen waren. Etwa alle halbe Stunde wechselten die kleinen und die grossen Bonzen ihre Plätze, so dass wir an unseren Tischen sitzen bleiben und trotzdem

im Verlauf eines Abends mit mehreren von ihnen reden konnten.

Ich hatte schon während meiner ersten Tage in Deutschland die ganze Bagage in Nürnberg gesehen, doch erst bei jenen Bierabenden in Berlin lernte ich sie näher kennen. Unter ihnen war «der Dicke», Hermann Göring, die verwegene Nummer Zwei hinter Hitler, ein Mann, der auf grossem Fuss lebte; dann Rudolf Hess, der etwas tumb wirkende Stellvertreter des Führers; der eitle, aufgeblasene und unglaublich dumme Joachim von Ribbentrop, der später Aussenminister wurde, sowie Heinrich Himmler. Man konnte ihn, mit seinem Zwicker, für einen harmlosen Dorfschullehrer halten, in Wirklichkeit aber war er der gefürchtete Reichsleiter SS und Chef der Gestapo, der bis zum Kriegsende den Tod ungezählter Juden auf sein Gewissen lud.

Bei anderer Gelegenheit kamen die Männer, die in entscheidender Position unter Ausschluss der Öffentlichkeit Heer, Marine und Luftwaffe aufbauten, obwohl der Versailler Vertrag die beiden ersten stark eingeschränkt und die letzte ganz und gar verboten hatte. In den ersten Anfängen des Dritten Reichs unterstanden die Streitkräfte dem Reichswehrminister General Werner von Blomberg, dem Chef der Heeresleitung und späteren Oberbefehlshaber des Heeres, General Freiherr Werner von Fritsch sowie Admiral Erich Raeder, Oberkommandierender der Marine, und selbstverständlich Göring, der an der Spitze der neuen und offiziell gar nicht existierenden Luftwaffe stand. Göring schien mir der umgänglichs-te aller führenden Nazis zu sein und einer der wenigen mit, wenn auch etwas derbem, Humor. Er konnte freundlich und sogar ganz reizend sein, ging aber, wenn es darauf ankam, buchstäblich über Leichen. Das hatte er mit seiner aktiven Beteiligung am Gemetzel vom 30. Juni hinlänglich bewiesen, und später war er weitgehend verantwortlich für das bestürzende Ende der glänzenden Laufbahn der Generäle von Blomberg und von Fritsch, die beide – ausgerechnet! – über Affären stolperten, in denen es um Beziehungen zum anderen bzw. zum eigenen Geschlecht ging.

Fritsch war an jenem ersten Bierabend anwesend, und ich wechselte einige Worte mit ihm; von Blomberg hiess es, er werde in einem Monat kommen, zu einem um Göring herum arrangierten Treffen.

Wer sich dort nie zeigte, weil er Rosenberg nicht ausstehen konnte, war der dritte Mann im Staat, Joseph Goebbels, der gerissene, glattzüngige und klumpfüssige Chef im «Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda. Doch ihn kennenzulernen, hatten wir im Propagandaministerium hinreichend Gelegenheit, wo er häufig Pressekonferenzen abhielt. Ausserdem sahen wir ihn bei seinen

feudalen Gesellschaften, zu deren Besuch er mit der Ankündigung warb, es würden Schönheiten von Bühne und Leinwand anwesend sein (er war Alleinherrscher über Theater und Film). Goebbels war mir schon recht bald ebenso widerwärtig wie Ribbentrop – beide waren unvorstellbar überheblich, allerdings besass Goebbels im Unterschied zu Ribbentrop eine scharfe Intelligenz. Ein Auslandskorrespondent durfte jedoch nicht wählerisch sein und musste mit ihm (und den anderen Nazigrössen, die ebenso abstossend waren, wenn nicht noch mehr) Zusammen treffen, wollte er wissen, was im Lande vor sich ging. Wir lernten, uns mit mehr abzufinden, als ich für möglich gehalten hätte.

Da war beispielsweise Alfred Rosenberg, unser Gastgeber bei den Bierabenden. Er war kein Widerling wie Ribbentrop, Goebbels oder Himmler, aber was ihm auf diesem Gebiet abging, machte er durch ein geradezu gespenstisches Ausmass an Verworrenheit wieder wett. Er war ein Langweiler, ein öder Schwätzer und von haarsträubender Dummheit.

Seine Rassentheorie, die von der Überlegenheit der «arischen» Deutschen und der Minderwertigkeit und rassistischen Krankheit der Juden – wie auch Slawen, Asiaten und Amerikaner – ausging, war idiotisch, und seine Unkenntnis geschichtlicher Zusammenhänge umfassend. Dennoch galt er, jedenfalls damals noch, bei der Naziführung einschliesslich Hitlers als intellektueller Kopf, und dieser Einschätzung verdankte er auch die Rolle als offizieller «Parteiphilosoph». In einer anderen Gesellschaft als jener hätte man ihn wohl kaum ernst genommen. Ausgerechnet dieser Erzfeind aller Juden und Kommunisten wie der Sowjetunion hatte mitten in den Wirren der Oktoberrevolution 1917 sein Architekturstudium in Moskau abgeschlossen. Seine zahlreichen Feinde in der Nazihierarchie behaupteten, er sei nur deshalb kein russischer Bolschewik geworden, weil ihm Lenin in seiner Partei keine Position hatte einräumen wollen.

Dass man Rosenberg hinter seinem Rücken den «Russen» nannte, lag daran, dass er tatsächlich (1893) als Russe zur Welt gekommen war, denn seine Heimatstadt Reval (heute Tallinn) in Estland hatte seit 1721 zum Zarenreich gehört. Zwar behauptete er, deutscher Abstammung zu sein, aber die Schulen, die er besuchte, waren russischsprachig, und als das Institut für Technik in Reval, an dem er Architektur studierte, vor der herannahenden deutschen Armee 1915 nach Moskau verlegt wurde, ging er mit und legte an der dortigen Universität sein Diplomexamen ab.

Er scheint sich nach der Revolution noch einige Monate in Moskau aufgehalten zu haben, vermutlich, weil er sich nicht entschliessen konnte, ob er sie unterstützen sollte oder nicht.

Nach dem Weltkrieg war er zuerst nach Paris und später nach München weitergezogen, wo er einen günstigen Nährboden für seine immer stärker werdenden antikommunistischen, antisemitischen und antisowjetischen Ressentiments fand. Dort stiess er auch auf Adolf Hitler, damals ein unbekannter, junger Agitator der Rechten, den die Entschlossenheit beeindruckte, mit der Rosenberg gegen die Juden und die Bolschewiken vom Leder zog. 1930 veröffentlichte Rosenberg ein umfangreiches Buch mit dem Titel *Der Mythos des Zwanzigsten Jahrhunderts*, ein verstiegenes Elaborat über seine unausgegorenen Vorstellungen zur Überlegenheit der nordischen Rasse. Hitler unternahm den Versuch, es zu lesen, und erklärte im vertrauten Kreis, dass es ein unmögliches Unterfangen sei. Dennoch wurde es nach der Zahl der verkauften Exemplare ein grosser Erfolg, was Baldur von Schirach, den Führer der Hitlerjugend, der sich selbst für einen Schriftsteller hielt, zu der Bemerkung veranlasste, Rosenberg habe mehr Exemplare eines von niemandem gelesenen Buches verkauft als irgendein Autor in der deutschen Geschichte. Ich habe nie eine Parteigrösse kennengelernt, die es gelesen hatte.

Die meisten der Aussenseiter um Hitler waren so verwegene Gestalten, dass man ihnen die Schlüsselrolle kaum glauben mochte, die sie bei der Führung jenes bedeutenden und mächtigen Landes spielten. Wer «inoffiziell» mit ihnen sprach, befand sich mit einem Schlag in der unvorstellbaren Wirklichkeit der hitlerischen Alptraum- und Wahnsinnswelt.

Meinem Tagebuch entnehme ich, dass ich am 15. November 1934 erstmals an einem dieser Bierabende Rosenbergs teilnahm. Der amerikanische Botschafter William E. Dodd war anwesend und wirkte, wie ich notierte, «äusserst unglücklich». Er konnte Deutsch, bewunderte die deutsche Kultur und war nach einem Jahr im Lande von den dort herrschenden Zuständen entsetzt und enttäuscht. Dass er daraus kein Geheimnis machte, steigerte weder sein Ansehen bei Hitler und dessen Gefolgsleuten noch, wie er mir anvertraute, bei den leitenden Beamten im Washingtoner Aussenministerium, die die Ansicht vertraten, er könne sich ruhig diplomatischer verhalten. Gerade seine Offenheit aber zog mich an, so dass wir bald gute Freunde wurden, was mir manche wertvolle Information von seiner Seite eintrug.

Der Ehrengast jenes Abends und zugleich das erste Kabinettsmitglied, das ich kennenlernte, war Dr. Bernhard Rust, Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung. Seine Qualifikation für diese Position an der Spitze des deutschen Bildungswesens, auf das einst die ganze westliche Welt neidvoll geschaut hatte, war erstaunlich. 1930 hatten ihn die Behörden der Weimarer Republik wegen «psychischer Labilität» aus dem Schuldienst entlassen. Vielleicht

hing diese Labilität mit seiner fanatischen Anhängerschaft an die «Bewegung» zusammen.

Aus der Lektüre von *Mein Kampf* wusste ich, dass Hitler für Lehrer stets nur schneidende Verachtung übriggehabt hatte. Keiner von ihnen hatte auf der Realschule seine Genialität erkannt, so dass er sie ohne Abschluss verlassen musste, und in Wien hatte man ihm den Zutritt zur Kunstakademie wegen mangelnder Begabung versagt. Das vergass er ihnen bis zum letzten Tag seines Lebens nicht, und so war es auch kein Wunder, dass Dr. Rust im Auftrag seines Meisters reihenweise Lehrer aus dem Schuldienst entliess: in den ersten fünf Jahren der Hitlerherrschaft etwa 2'800 Hochschullehrer – etwa ein Viertel der Gesamtzahl. Die Einschreibungen an den Universitäten gingen drastisch zurück und fielen nach sechs Jahren von 127'920 auf 58'325. An den Ingenieurschulen, einst vielbestauntes Vorbild für die ganze Welt, auf die Deutschland für seinen Nachwuchs an Wissenschaftlern und Ingenieuren angewiesen war, sah es ähnlich aus, die Zahl ihrer Hörer verminderte sich von 20'474 auf 9'554.

Das Ausbildungsniveau an den Hochschulen sank beängstigend, und in verschiedenen Veröffentlichungen der deutschen Industrie begann man, sich über den Wissensstand der Hochschulabsolventen zu beklagen, die als Führungskräfte, Ingenieure und Wissenschaftler beschäftigt wurden. Möglicherweise waren es gute Nazis, so konnte man zwischen den Zeilen lesen, aber von ihrer Aufgabe verstanden sie nichts.

Bei den Naturwissenschaftlern war das weiter nicht verwunderlich, denn das Lehrfach «Wissenschaft und Rasse» wurde an allen höheren Schulen und Hochschulen des Landes unterrichtet. Man hämmerte den jungen Leuten ein, dass es so etwas wie eine «von Natur aus überlegene deutsche Wissenschaft» und eine falsche und schlechte «jüdische Wissenschaft» gebe. Der neue Rektor der Berliner Universität, an der einst so viele bedeutende Wissenschaftler gelehrt hatten, ein Tierarzt und SA-Mann, hatte bereits 25 neue Kurse in Rassenkunde eingerichtet, und bevor er die ehemals hoch angesehene Institution endgültig zugrunde richtete, 86 Kurse auf seinem eigenen Fachgebiet. Die auf der ganzen Welt bekannte Humboldt-Universität war unter den Nazis zu einer tierärztlichen Ausbildungsstätte geworden!

Je gründlicher ich mich mit der Sache beschäftigte, desto unglaublicher wurde das Ganze. An den bedeutenden deutschen Universitäten bestand das Lehrangebot zum Teil aus (*Deutscher Physik*), (*Deutscher Chemie*) und (*Deutscher Mathematik* Selbst der Physik-Nobelpreisträger Philipp Lenard von der Universität Heidelberg verrannte sich in Hitlers abwegige Rassentheorie und erklärte, es gebe durchaus eine deutsche Physik, da die Naturwissenschaft, wie alles andere

Tun des Menschen, durch rassische Merkmale bedingt und beeinflusst sei.

Der immer abstruser werdende Grössenwahn der nationalsozialistischen Naturwissenschaftler faszinierte mich, weil er so lächerlich war. Professor Wilhelm Müller von der TH Aachen sah in der Veröffentlichung von Einsteins Relativitätstheorie, einer der Grundlagen der modernen Physik, nichts anderes als einen Anspruch auf «jüdische Weltherrschaft», und für Professor Ludwig Bieberback von der Berliner Humboldt-Universität war Einstein ein dem deutschen Wesen fremder Scharlatan. Sogar Professor Lenard schloss sich der Nazimeute bei ihrem Angriff auf Einstein und seine Theorie an, indem er erklärte, der Jude habe keinerlei Verständnis für wissenschaftliche Wahrheit und stehe in dieser Hinsicht dem arischen Forscher mit seinem ernsthaften Erkenntniswillen entgegen. Mithin sei die jüdische Physik ein Fantasiegebilde und ein Ergebnis degenerierter deutscher Grundlagenphysik.

Bei der Lektüre der Äusserungen dieser geachteten Naziwissenschaftler kam man sich vor wie im Irrenhaus. Denselben Eindruck hatte ich gehabt, als ich zum ersten Mal Dr. Rust bei jenem Bierabend zugehört hatte. Seine überaus törichten Ausführungen hatten es mir unmöglich gemacht, ihm auch nur eine einzige Frage zu stellen, als er für eine halbe Stunde an unseren Tisch kam.

Als ich an jenem Abend gemeinsam mit Botschafter Dodd das *Adlon* verliess, fragte ich ihn, was er von Rusts Vorstellungen zur Bildung und Erziehung halte.

«Ausgemachter Blödsinn», war seine Antwort.

Wie ich bald erfuhr, verliess sich Hitler bei der Erziehung der deutschen Jugend weniger auf das öffentliche Schulwesen als auf die Hitlerjugend. Aufbauen sollte ihm diese Jugendorganisation Baldur von Schirach, ein gutaussehender junger Mann von schlichter Gemütsart, den ich bald bei einem von Rosenbergs Bierabenden kennenlernte. Er wirkte wie einer jener oberflächlichen amerikanischen Studenten, die sich in erster Linie im Sport hervortun, und hinter seinem frischen Gesicht lag ein entsetzlich leeres Gehirn. Dass er in seinem Äusseren so amerikanisch wirkte, hatte vielleicht mit seinen Vorfahren zu tun, zu denen mütterlicherseits zwei Mitunterzeichner der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und ein Urgrossvater gehörten, der als Offizier auf der Seite der Südstaaten in einer Schlacht des Bürgerkriegs ein Bein verloren hatte.

Sogar Schirachs unreflektierter Antisemitismus war, wenn man ihm glaubte,

amerikanischen Ursprungs. Er erklärte, weil er mit 17 Jahren Henry Fords Buch über das internationale Judentum gelesen habe, sei er «auf Lebenszeit» zum Antisemiten geworden. Eigentlich war es unerheblich, woher sein Antisemitismus stammte – für eine Karriere im Dritten Reich war ein ausgeprägter Judenhass unerlässlich. Das ziemlich törichte Heidentum, das er der deutschen Jugend predigte, ging wohl auf Rosenberg zurück, denn Schirach war einer der wenigen Nazi-Bonzen, die den offiziellen «Parteiphilosophen» ernst nahmen.

Auch wenn Schirach nach aussen hin unbedeutend und weich wirkte, so war er doch von grosser Antriebsstärke, verfügte über eine bedeutende Organisationsgabe und war von derselben Brutalität wie alle, die in der Dschungelwelt des Nazitums ihren Weg machten. Das zeigte sich bald, als er die Hitlerjugend übernahm.

Vor Hitlers Machtübernahme hatte seine Jugendorganisation 1932, im letzten Jahr der Weimarer Republik, nur 100'000 Mitglieder umfasst – wenig im Vergleich mit den zehn Millionen der im Reichsjugendausschuss zusammengefassten anderen Jugendverbände. Das Zahlenverhältnis änderte sich rasch, als Schirach im Juni 1933 zum Jugendführer des Deutschen Reichs ernannt wurde. Er zog mit einem Trupp von 50 bewaffneten HJlern in das Büro des «Reichsausschusses Deutscher Jugendverbände», besetzte es und vertrieb dessen Leiter, einen alten preussischen Heeresoffizier, daraus. Als der ruhmreiche Admiral von Trotha, einer der bekanntesten Weltkriegs-Seehelden, an seine Stelle gesetzt wurde, ging Jung-Baldur auch gegen ihn vor, vertrieb ihn und beschlagnahmte das Millionenvermögen des Reichsausschusses, wozu auch die über ganz Deutschland verstreuten Jugendherbergen gehörten.

Der eine Million Mitglieder zählende Verband der katholischen Jugendorganisationen wurde aufgelöst, obwohl es im Konkordat ausdrücklich hiess, man werde diese unbehelligt lassen. Schliesslich erklärte Hitler 1936 in einem «Gesetz über die Hitlerjugend»:

§1

Die gesamte deutsche Jugend innerhalb des Reichsgebietes ist in der Hitlerjugend zusammengefasst.

§2

Die gesamte deutsche Jugend ist ausser in Elternhaus und Schule in der Hitlerjugend körperlich, geistig und sittlich im Geiste des Nationalsozialismus zum Dienst am Volk und zur Volksgemeinschaft zu erziehen.

Vom siebten bis zum achtzehnten Lebensjahr wurde die deutsche Jugend beiderlei Geschlechts durch die verschiedenen Unterorganisationen der Hitlerjugend «betreut». Der Pimpf (von sechs bis zehn Jahren) war eine Art Anwärter. Er bekam ein Büchlein, in dem er seinen persönlichen Weg durch die Jugendorganisation der Nazis verzeichnen konnte, einschliesslich seines eigenen ideologischen Fortschritts. Bestand er mit zehn Jahren bestimmte Prüfungen, wurde er ins Jungvolk aufgenommen. Dabei musste er einen Eid auf die Blutfahne ablegen und schwören, dass er für den Führer sein Leben in die Schanze schlagen werde, «so wahr mir Gott helfe».

Während bei den Jungen das Gewicht auf der vormilitärischen Ausbildung lag, ging es bei den «Jungmädels» und später im BDM in erster Linie um die Vorbereitung auf die Rolle als gesunde Mütter gesunder deutscher Kinder nordischer Prägung. Arbeitsdienst und Pflichtjahr standen am Ende dieses Weges zur Indoktrination junger Menschen.

Ende 1938 umfasste die Hitlerjugend mehr als siebeneinhalb Millionen Mitglieder. Trotz dieser eindrucksvollen Zahl war nicht zu übersehen, dass etwa vier Millionen Jugendliche der Organisation fernstanden. Da Hitler vermutete, dass widerspenstige Eltern ihre Kinder vom Beitritt abhielten, erliess er im März 1939, im letzten Friedensjahr, ein Gesetz, das die Zwangsmitgliedschaft aller deutschen Jugendlichen in der HJ vorschrieb. Sträubten sich Eltern, half meist die Drohung, man werde ihnen die Kinder fortnehmen und sie in staatlichen Waisenhäusern unterbringen.

Es war bedrückend zu sehen, wie Hitler die deutsche Jugend für sich vereinnahmte, ihre Seelen vergiftete und sie auf das ihr zgedachte elende Ende vorbereitete. Ich hatte das alles nicht für möglich gehalten, bis ich es mit eigenen Augen sah.

Kein Wunder also, dass 1945 in den letzten Kriegswochen, als bereits alles verloren war und der grosse Führer des Grossdeutschen Reiches sich das Leben nahm, ein zusammengewürfelter Haufen vierzehn- bis sechzehnjähriger Hitlerjugungen versuchte, Berlin bis zum letzten «Mann» zu verteidigen.

Dass diese Nation einmal so enden sollte, darauf wäre an jenem Herbstabend 1935 keiner der im *Adlon* Anwesenden verfallen. Zu denen, die es vielleicht insgeheim herbeigesehnt haben mochten, gehörte keinesfalls General Freiherr von Fritsch, der neben Hitler den grössten Anteil am raschen Aufbau der neuen deutschen Wehrmacht hatte und jetzt ihr Oberkommandierender war. Mir gab seine Anwesenheit die erste Gelegenheit, einige Worte mit ihm zu wechseln, und überrascht sah ich, wie wenig Mühe er sich gab, seine Verachtung für Rosenberg und die übrigen Nazis zu verbergen.

Als ich ihn einige Monate später wiedertraf, sprach er im selben Ton von ihnen. Zwar war er ein typischer preussischer Troupier der alten Schule, mit seinem Monokel geradezu ein Offizier aus dem Bilderbuch, aber ein überaus intelligenter, mir sogleich sympathischer Mann. Allerdings dürfte er sich kaum an meinen Namen erinnert haben – vermutlich erkannte er in mir lediglich einen der amerikanischen Korrespondenten, denen er trauen konnte, weil sich der altgediente Berichterstatter des Zeitungszaren Hearst, Karl von Wiegand, für sie verbürgt hatte. Mit ihm war er eng befreundet, und auf dessen Vermittlung ging es hauptsächlich zurück, dass ich mit von Fritsch bis zu seinem unerwarteten, traurigen Ende in gelegentlicher Verbindung stand.

Da bei Rosenbergs nächstem Bierabend im Dezember Hermann Göring der Ehrengast war, hatte ich Gelegenheit, einen Kontakt zum zweiten Mann des Reiches zu vertiefen, den ich schon früher angeknüpft hatte. Wie sich zeigte, kam dabei noch mehr heraus, nämlich eine Zusammenkunft mit dem wohl fürchterlichsten der Männer um Hitler, Heinrich Himmler, Reichsführer SS und Chef der Gestapo, sowie mit zwei der herausragendsten Militärs Deutschlands. Das war einmal Feldmarschall August von Mackensen, im Ersten Weltkrieg der brillianteste der deutschen Befehlshaber an der Ostfront und jetzt, mit 85 Jahren, längst im Ruhestand, und zum anderen General Werner von Blomberg, der gegenwärtige Verteidigungsminister, der Hitler das Heer zugeführt hatte und sich – was in Berlin kein Geheimnis war – fieberhaft bemühte, es unter Missachtung der Beschränkungen des Versailler Vertrags zu vergrössern. Diese Kenntnis schien Mackensen sehr zu gefallen, der den Raum in seiner alten Galauniform der Totenkopfhusaren betrat, Arm in Arm mit Göring, der seine neueste, von ihm selbst entworfene Luftwaffenuniform in Blau und Scharlachrot spazierenführte.

Nächst Hitler war Göring der populärste Naziführer im Reich und zugleich auch der mächtigste. Als preussischer Ministerpräsident und preussischer Innenminister besass er im bedeutendsten und grössten Teil des Deutschen Reiches eine nicht geringe Macht. Ihm unterstand in Preussen nicht nur die Polizei, sondern ein grosser Teil des Regierungsapparates, und er hatte dort nicht nur die Gestapo aufgebaut, sondern sich bereits im April 1934 die Kontrolle über diese «Geheime Staatspolizei im gesamten Reich gesichert. Mit ihrer Hilfe ging er unachsichtig gegen jegliche Opposition vor. Dazu richtete er auch Konzentrationslager ein, in denen inhaftiert wurde, wer sich der Naziherrschaft widersetzte oder wer Kommunist, Sozialist, Liberaler, Pazifist oder Jude war. Da er nicht nur Prä-

sident des Reichstags, sondern auch Reichsluftfahrtminister und damit bald auch Oberbefehlshaber der neuen Luftwaffe war und Hitler ihm noch eine ganze Reihe anderer Ämter und Titel übertrug, trat er als praktisch unumschränkter Herrscher auch über die deutsche Wirtschaft in Erscheinung.

Als Mann, der Wohlleben und Luxus liebte, besass er bereits mehrere Schlösser und hatte zusätzlich in der Nähe von Berlin das Gut «Schorfheide» erworben, das er später, nach seiner verstorbenen ersten Frau, «Karinhall» nannte. Man sagte ihm nach, dass er morphiumstüchtig sei, allerdings lange ohne die Droge auskomme und nur zu ihr Zuflucht nehme, wenn ihm die Dinge über den Kopf wuchsen. Göring war ein Held des Weltkriegs, der letzte Kommandeur des berühmten Jagdgeschwaders Richthofen und einer der wenigen Träger des höchsten deutschen Kriegsordens *Pour le Mérite*, obwohl er bei Kriegsende lediglich Hauptmannsrang bekleidet hatte.

Angesichts der Wirren der Nachkriegszeit hatte Göring Deutschland verlassen und seinen Lebensunterhalt zuerst in Dänemark, später in Schweden in der Zivilluftfahrt verdient. Als er sich in die Ehefrau eines schwedischen Offiziers und Mutter eines achtjährigen Jungen, Karin v. Kantzow, eine geborene Baroness Fock verliebte, willigte deren Mann, Nils v. Kantzow entgegenkommenderweise in eine Scheidung ein, und so konnte Göring 1923 seine schwedische Schönheit in München heiraten, wohin er inzwischen zurückgekehrt war. Dank ihres Vermögens konnten sie behaglich in einem eigenen Haus leben, ohne dass er Geld zu verdienen brauchte. Bevor er nach Schweden gegangen war, hatte sich Göring an der Münchener Universität immatrikuliert und 1922 dort eines Tages Hitler sprechen hören. Wie andere vor ihm, war er in den Bann von dessen Beredsamkeit geraten, der noch kleinen NSDAP beigetreten und konnte schon bald die Führung der SA übernehmen. Nachdem er bei Hitlers Marsch auf die Feldherrnhalle 1923 an dessen Seite von Polizeikugeln schwer verwundet wurde, floh er nach Österreich und lebte danach mit seiner Frau eine Weile in Schweden. Dank einer allgemeinen politischen Amnestie, der ironischerweise die deutschen Kommunisten mit zugestimmt hatten, konnte er 1927 nach Deutschland zurückkehren. Er hatte sich von seiner Verwundung vollständig erholt und war in Schweden von seiner Drogensucht geheilt worden. Mit seinen 34 Jahren war das einstige draufgängerische Flieger-As zwar schon recht füllig, hatte aber nichts von seiner Antriebskraft, seinem Ehrgeiz und seiner Lebenslust eingebüsst. Er stürzte sich erneut in die Arbeit für die Partei, so hoffnungslos ihre Lage seit dem fehlgeschlagenen Hitlerputsch auch zu sein schien, und begann seine Beziehungen in Wirtschaft und Gesellschaft zu pflegen, was ihm durch eine Beratertätigkeit bei der

aufblühenden deutschen Lufthansa erleichtert wurde. Zu diesen durchaus bedeutenden Kontakten gehörte nicht nur der frühere Kronprinz des Hauses Hohenzollern und Prinz Philipp von Hessen, der mit Prinzessin Mafalda, einer Tochter des italienischen Königs Viktor Emanuel, verheiratet war, sondern auch Fritz Thyssen und andere Industriearbete, ausserdem prominente Heeresoffiziere. Da Hitler genau diese Art von Beziehungen brauchte, führte Göring den Führer der NSDAP bald bei seinen Freunden und Bekannten ein.

1928 machte Hitler Göring zu einem der zwölf NSDAP-Abgeordneten im Reichstag, dessen Präsident Göring dann wurde, als die Partei 1932 die Mehrheit der Sitze errang. Im darauffolgenden Jahr sicherte sich Göring dann gleich nach Hitlers Machtübernahme die Position der Nummer zwei.

In einer totalitären Diktatur ist es nicht nötig, vom Volk geliebt zu werden, es genügt, gefürchtet zu werden, wie Stalin in der Sowjetunion. Dennoch konnte kein Zweifel daran bestehen, dass die Masse des deutschen Volkes – so erschreckend das auf mich und das Ausland wirkte – Hitler liebte, und Göring stand ihm in der Gunst des Volkes kaum nach. Man mochte seinen lautstarken Humor, seine unumwundene Ausdrucksweise, Jovialität und unkomplizierte Art. Er wirkte auf die Menschen wie ein Kumpel, und es schien ihnen überhaupt nichts auszumachen, dass er zugleich ein rücksichtsloser Mörder war. Mein Kollege Wally Deuel, ein durch und durch gütiger Mensch, Korrespondent der *Chicago Daily News* in Berlin, nannte ihn «blutrünstig».

Zwar sprach Göring an jenem Abend gut – er hatte ein gewisses Rednergeschick entwickelt –, doch enttäuschte mich, was er sagte. Ich hatte gehofft, etwas über die Luftwaffe zu erfahren, die er insgeheim aufbaute, aber er mied diesen Gegenstand. Als wir Korrespondenten uns bei ihm im Wesentlichen nach drei Dingen erkundigten, schienen ihm unsere bohrenden Fragen nichts auszumachen. Deutschen Berichterstattem war derlei sicher kaum je gestattet.

Wird die Gestapo weiterhin bestehen bleiben?

Ja.

Und die Konzentrationslager?

Auch.

Schliesslich fragte ein mutiger Kollege, ob tatsächlich, wie man in ausländischen Zeitungen lese, er selbst den Reichstagsbrand gelegt und ob er etwas dazu zu sagen habe. (Einen deutschen Journalisten, überlegte ich im Stillen, würde man für eine solche Frage postwendend ins KZ stecken.)

Erneut bestritt er, wie zu erwarten, die Verantwortung für die Tat und erklärte,

weder er noch sonst jemand in der NSDAP habe mit dem Reichstagsbrand etwas zu tun – er sei einzig und allein den Kommunisten anzulasten.

Ich habe es mir wohl eingebildet (notierte ich in mein Tagebuch), dass ich meinte, sein Gesicht habe sich bei der Frage nach dem Reichstagsbrand leicht gerötet.

Wir bemühten uns nicht, ihn weiter festzunageln, so gern ich das gesehen hätte. Es wäre dabei auch nichts herausgekommen. Immerhin ist es bezeichnend dafür, wie vorsichtig wir in dieser Diktatur taktieren mussten, dass wir es gar nicht erst versuchten.

Einige von uns waren keineswegs tapferer, als Göring im Zuge des Platzwechsels für etwa 20 Minuten an unseren Tisch kam. Ich fragte ihn, ob er etwas über die Berichte sagen wollte, dass er trotz des Verbots im Versailler Friedensvertrag eine deutsche Luftwaffe aufbaue, und er erklärte, er wünsche, gegenwärtig nicht darüber zu reden. Aber sein Lachen verriet ihn mehr oder weniger, und ich denke, das war auch seine Absicht. Er war kein unfreundlicher Mensch, und wenn man ihn ansah und ihm zuhörte, konnte man sich nur schwer vorstellen, wie brutal er tatsächlich war. Immerhin war er in Berlin während der Juni-Säuberungen für zahlreiche Hinrichtungen verantwortlich gewesen, während sich Hitler um die in München gekümmert hatte.

Als Göring sich erhob, um den Tisch zu verlassen, bat er mich, ihn wegen einer Angelegenheit aufzusuchen, die ich einige Tage zuvor angesprochen hatte. Dabei ging es nicht etwa um einen Gefallen, wie beispielsweise ein Exklusivinterview oder einen Hinweis auf bevorstehende Neuentwicklungen. In all meinen Jahren in Berlin habe ich nichts dergleichen von Hitler, ihm oder einer der anderen Nazigrößen erbeten. Keinesfalls wollte ich meine Freiheit einschränken, so viel über die Wahrheit zu schreiben, wie ich aufdecken konnte. Auf der anderen Seite beabsichtigte ich, möglichst einen gewissen Kontakt zu den Männern um Hitler herzustellen, um über ihre Vorhaben informiert zu sein.

Die Erschliessung solcher Nachrichtenquellen war im damaligen Deutschland schwieriger als in allen anderen Ländern, in denen ich je gearbeitet hatte. Da die meisten von Hitlers Gefolgsmännern fremden Ländern und deren Gebräuchen völlig unwissend gegenüberstanden (kaum einer von ihnen war je im Ausland gewesen), waren sie uns herumschnüffelnden Auslandskorrespondenten gegenüber äusserst misstrauisch. Ausserdem hatte jeder Angst, der Diktator werde dem nicht mehr trauen, der sich zu viel mit uns abgab. Immerhin hatte Hitler öffentlich

als einen der Gründe für die Beseitigung seines einzigen engen persönlichen Freundes, des OSAF Ernst Rohm, dessen angebliche Beziehung zur französischen Botschaft genannt.

Sich über eine solche Warnung hinwegzusetzen, bedeutete für einen Minister, Parteifunktionär oder Regierungsbeamten Gefahr – und zwar Lebensgefahr. Dennoch kam es vor, dass die Genannten – und auch der Führer selbst – es für wichtig hielten, die öffentliche Meinung des Auslandes im Sinne der Politik und der Ziele Nazideutschlands zu beeinflussen. In einem solchen Fall beorderten sie einen Auslandskorrespondenten zu sich, den sie als ihnen freundlich gesonnen einschätzten, und gewährten ihm ein Interview oder gaben ihm einen Hinweis auf bevorstehende Ereignisse oder politische Veränderungen, die häufig Schlagzeilen machten.

Mir wurde solche Ehre nie zuteil, und rascher als ich erwartet hatte, sah man mich in Regierungs- und Parteikreisen als der Sache der NSDAP gegenüber «feindlich» eingestellt an – kein Wunder, dass Nachrichtenquellen für mich immer spärlicher flossen.

Göring indessen wollte mich wegen einer ganz anderen Sache sprechen: Man hatte ihn aufgefordert, alle vier oder acht Wochen einen Artikel für *Universal Service* zu schreiben, und er hatte auch zugestimmt, sofern Hitler einverstanden und das Honorar verlockend genug war. (Görings Geldgier war allgemein bekannt.)

Allsonntäglich brachten die Zeitungen des Hearst-Konzerns und andere an *Universal Service* angeschlossene Blätter einen Artikel von einem weithin bekannten ausländischen Politiker. Aus Grossbritannien hatten Lloyd George und Winston Churchill, aus Frankreich Clemenceau und Poincare regelmässig Beiträge geschickt; zu ihnen stiess später Mussolini. Da wir Hitler, der das Angebot bereits abgelehnt hatte, nicht bekommen konnten, schlug unser New Yorker Büro vor, ich solle die Nummer zwei ansprechen, und so hatte ich Göring kürzlich angerufen.

Wie erwartet erwies er sich als zäher Verhandler. Obwohl man ihm von Anfang an ein hohes Honorar geboten hatte, verlangte er für spätere Artikel ein noch höheres – freundlich, aber beharrlich. Was konnte es einem Milliardär wie Hearst schon ausmachen, für einen Artikel 1'000 oder 2'000 Dollar mehr zu bezahlen, war sein Standpunkt.

Durch diese nicht besonders intensive Geschäftsbeziehung blieb ich eine Weile mit dem wichtigsten Mann nach Hitler in Berührung. Im Frühjahr darauf schickte er mir anlässlich seiner Eheschliessung mit der Provinzschauspielerin Emmy Sonnemann eine Einladung zu einem Galaempfang in der Oper, doch weil ich weder einen Gesellschaftsanzug besass noch solchen Ereignissen etwas abge-

winnen konnte, ging ich nicht hin. Da ich nie viel Berichtenswertes von ihm erfuhr, liess ich die Beziehung zu ihm einschlafen. Im Rückblick vermute ich, dass Göring mit den Artikeln, die er für uns schrieb, den westlichen Demokratien zeigen wollte, dass er einen mässigen Einfluss in Nazideutschland ausübte. Für die Innenpolitik, beispielsweise die Judenverfolgung, galt das allerdings kaum, denn daran beteiligte er sich sehr aktiv. In der Aussenpolitik galt das in gewissem Umfang und wurde deutlicher, als Hitler, von den leicht errungenen Erfolgen geblendet, unaufhaltsam auf den Krieg zusteuerte.

Mein Tagebuch erinnert mich daran, dass bei Rosenbergs Bierabend für Göring im Dezember 1934 noch eine weitere Nazigrösse anwesend war. Als uns Göring erneut versicherte, er beabsichtige, Gestapo und KZs beizubehalten, notierte ich: «Da muss Heinrich Himmler, Gestapochef und Reichsführer SS, der gleichfalls anwesend ist, lächeln.»

Himmler [so geht der Eintrag weiter], von dem es heisst, dass er der Haupthenker des 30. Juni war, ist mir ein Rätsel. Man sieht ihm die Rolle nicht an, die er spielt. Nicht besonders gross, mit dicken Brillengläsern vor den kleinen, aber lebhaften Augen, wirkt er eher wie ein mittlerer Beamter, keineswegs aber wie der Chef einer Geheimpolizei.

Als er an unseren Tisch kam, hatte er nicht viel zu sagen. Er schien sich in Gegenwart von Ausländern unbehaglich zu fühlen. Mir kam er als zu unbedeutend und mittelmässig vor, als dass er lange eine solche Schlüsselrolle in diesem Regime hätte spielen können – immerhin jedoch stand er an der Spitze der Organisationen, die Opfer auf Opfer in die entsetzlichen Konzentrationslager schickten. Wie sich zeigte, hätte mein Urteil nicht falscher ausfallen können.

Auf der anderen Seite bekleideten in dieser merkwürdigen Naziwelt erstaunlicherweise eine ganze Reihe eigentlich unfähiger, charakterloser Männer von geringer Intelligenz Schlüsselposten, in denen sie über Leben und Tod von Millionen zu entscheiden hatten.

Einer davon war Fritz Sauckel, ein brutaler, dummer Miesling, den Hitler während des Krieges zum Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz der Millionen von Zwangsarbeitern, vorwiegend Ausländer, machte; ein anderer, eine Null namens Adolf Eichmann, betrieb im Dienst der Gestapo die «Endlösung der Judenfrage», also die Vernichtung aller Juden.

Himmlers Lebensweg war ebenso unerheblich wie sein Aussehen und seine Persönlichkeit. Nachdem er die Münchener Technische Hochschule als Diplom-

landwirt verlassen hatte, wurde er Hühnerzüchter in Bayern und wäre das wohl auch geblieben, wenn er sich nicht der rechtsgerichteten NSDAP angeschlossen hätte. Seine Stunde kam, als ihn Gregor Strasser, damals der zweite Mann in der Partei, zu seinem Mitarbeiter machte. (Er lohnte es Strasser, indem er ihn bei den blutigen Säuberungen des Jahres 1934 ermorden liess.) Ihm wurde die Führung der «Schutzstaffel» (SS) anvertraut, als diese Organisation kaum mehr als eine 200köpfige Leibwache Hitlers war, und bewies sein Organisationstalent damit, dass er sie rasch zu einer Konkurrenz für die SA aufbaute. Seit nun unter den SA-Führern «aufgeräumt» worden war, hatte die SS die Sturmabteilung an Bedeutung überrundet.

Ich muss gestehen, dass ich damals, als ich Himmler bei dieser Gelegenheit und später bei anderen sah, nicht im Entferntesten ahnte, er könne sich als der entsetzlichste Mordapparatschik der Partei und des Regimes entpuppen, als der Mann schliesslich, der, abgesehen von Hitler, die grösste Verantwortung für die versuchte Auslöschung der Judenheit und der Slawen in den besetzten Gebieten trug.

Joseph Goebbels, ein von seiner Körpergrösse und seinem Äusseren her denkbar unnordisch wirkender Rheinländer, war Himmler 1925 mit 28 Jahren auf dem Posten als Strassers Sekretär gefolgt. Auch er hatte sich später gegen seinen Förderer gewendet, um sich bei Hitler in Gunst zu bringen. Zu Beginn des Jahres 1935 war dieser Mann mit seiner wachen Intelligenz und seiner komplizierten und neurotischen Persönlichkeitsstruktur dank des Vertrauens, das Hitler in ihn setzte und dank seiner Fähigkeiten als die Massen mitreissender Redner und glänzender Organisator, gestützt auf seine Rücksichtslosigkeit im Umgang mit Gegnern und Kollegen in Partei und Regierung auf den dritten Platz gelangt.

Wenn er auch wegen seiner Verachtung für Rosenberg nicht zu dessen Bierabenden ging, sahen wir ihn dennoch künftig bei seinen zahlreichen wichtigen Pressekonferenzen im Reichspropagandaministerium. Mir war er zuwider, und sogar aus dem Kreis der Männer um Hitler schlug ihm Abneigung entgegen. Sie nannten ihn privatim «die Ratte», denn selbst ihnen war er zu gerissen. Er schien weder innerhalb noch ausserhalb der Partei Freunde zu haben, doch Hitler, dem er in grenzenloser Treue ergeben war, schätzte seine Hingabe, seine Talente und seine Fähigkeit, Dinge in Gang zu bringen. Nachdem Goebbels 1926, zu einer Zeit, als Hitler im Norden Deutschlands kaum Anhänger besass, zum Gauleiter von Berlin-Brandenburg ernannt worden war, hatte er sein Teil dazu beigetragen, die Hauptstadt für die Nazis zu gewinnen.

Inzwischen war er ein mächtiger Mann und gebot als Propagandaminister über Presse und Staatsrundfunk. Ausserdem unterstand ihm die sogenannte Reichskulturkammer, was ihm die «Gleichschaltung» aller Massenmedien und des Kulturlebens im ganzen Lande ermöglichte. Er hatte das letzte Wort über das Programm von Orchestern (Mendelssohn war wie andere jüdische Komponisten tabu), befand darüber, wer spielen, welche Bücher auf den Markt kommen, welche Gemälde und Plastiken ausgestellt, welche Theaterstücke gespielt und welche Filme produziert werden durften oder sollten.

Dass nunmehr die idiotische Ideologie der NSDAP das gesamte Kulturleben eines grossen Landes bestimmte, war schlimm genug, dass es aber dem Diktat dieses Neurotikers unterworfen war, machte die Sache noch schlimmer. Zwar hatte Goebbels im Unterschied zu zahlreichen der Männer um Hitler ein akademisches Studium absolviert, verfügte über Kenntnisse in Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte und hatte auch Griechisch und Latein gelernt. Wer allerdings seine Ansprachen hörte oder seine Schriften las, hätte das nie vermutet. Auf mich wirkten sie stets banal, als Produkte eines Geistes, der zwar geschult und gewandt, aber doch ungeheuer mittelmässig war.

Für jemanden, dem die Propaganda für das In- und Ausland unterstand und der mit Auslandskorrespondenten aus aller Welt, in erster Linie allerdings aus den westlichen Demokratien, Umgang hatte, wusste Goebbels unglaublich wenig über die Vorgänge ausserhalb Deutschlands. Geschichte, Literatur und die Menschen anderer Länder schienen ihm völlig unbekannt zu sein. Er beherrschte keine moderne Fremdsprache, und die Vorstellungen, die er über Amerika hatte, waren von geradezu kindlicher Naivität. An dieser Schwäche litten alle Nazigrössen, angefangen bei Hitler, und ich begann zu fürchten, dass das unausdenkbare Folgen für das Dritte Reich und unglücklicherweise auch für einen grossen Teil der übrigen Welt haben konnte. In der Aussenpolitik gibt es nichts Gefährlicheres als Unkenntnis anderer Länder und ihrer Bewohner. Bald sollte Hitler einen unwissenden Hohlkopf zum neuen Aussenminister machen, der die Richtigkeit dieser Theorie überzeugend bewies.

Es handelte sich um den unerträglichen Ignoranten Joachim von Ribbentrop. Schon früh schätzte ich ihn als unfähig und faul ein, eitel wie ein Pfau, überheblich und humorlos. Zwar sprach er Französisch und Englisch recht geläufig – offensichtlich hatte er sich die Kenntnis dieser Sprachen während seiner «Wanderjahre» in der Schweiz, Frankreich, England und Kanada angeeignet –, doch ging damit nicht das geringste Wissen über diese Länder oder die Menschen, die dort

lebten, einher. Er war, kurz gesagt, die schlechteste Wahl für den Posten des Außenministers.

Warum also war Hitler auf ihn verfallen? Weil er, vermuteten wir, dem Führer hündisch ergeben war und ihm nie widersprach. Soweit wir wussten, zeigten Göring und Goebbels durchaus gelegentlich, dass sie anderer Meinung waren als der Führer, auch wenn ihnen dabei zweifellos das Schicksal bewusst war, das Gregor Strasser und Ernst Rohm für das gleiche «Delikt» ereilt hatte. Wo einige der Generäle, unter ihnen sicherlich von Fritsch, der Oberbefehlshaber des Heeres, und Ludwig Beck, Chef des Generalstabs des Heeres, den Diktator keine Sekunde lang für unfehlbar hielten und ihm auch unumwunden mitteilten, wenn sie anderer Ansicht waren als er, hielt Ribbentrop es für Hochverrat, Entscheidungen des Führers in Frage zu stellen oder auch nur zu bezweifeln, dass er jederzeit recht hatte.

Im Unterschied zu den meisten anderen Nazigetreuen war er erst spät dazugestossen. Wie viele von ihnen hatte er keine besondere Ausbildung, obwohl er aus einer soliden Mittelschichtfamilie stammte; sein Vater war Berufsoffizier in der kaiserlichen Armee gewesen. Er hatte die Mittelschule mit 16 Jahren verlassen und sich ein Jahr lang in London und später zwei Jahre lang in Kanada mit Gelegenheitsarbeiten durchgeschlagen. Bei Kriegsausbruch kehrte er 1914 nach Deutschland zurück, stand als Leutnant im Feld, wurde verwundet und bekam das Eiserne Kreuz Erster Klasse.

Während Hitler, Göring und die meisten anderen der treuen Parteianhänger erbittert über die Niederlage aus dem verlorenen Krieg zurückgekehrt waren und sich in den revolutionären Nachkriegsjahren haltlos treiben liessen, scheint sich Ribbentrop recht bald arrangiert zu haben. Er bekam eine Anstellung in einer Baumwoll-Importfirma, lernte 1920 Annelies, die Tochter des Sektfabrikanten Otto Henkell, kennen und heiratete sie. Er trat dann als Verkäufer in das Unternehmen des Schwiegervaters ein, und da er aktiv an der Expansion des einträglichen Geschäfts mitwirkte, indem er ihm den deutschen Markt für die Einfuhr von französischem Cognac und schottischem Whisky sicherte, wurde er bald Teilhaber im Unternehmen und vermögend. Durch die Art seiner Tätigkeit bedingt, reiste er ziemlich viel in Frankreich und Grossbritannien, verbesserte seine Sprachkenntnisse und stellte Beziehungen zu Geschäftsleuten in Westeuropa her. In Berlin kam er durch seine Frau mit den Reichen und den Hochgeborenen in Berührung.

Weil ihm ein «von» in seinem Namen nützlich schien, brachte er 1925 mit 32 Jahren eine Tante dazu, deren Mann, ein General, vom Kaiser nobilitiert worden

war, ihn zu adoptieren. Alles an diesem Einfaltspinsel wirkte unecht.

Hitler aber fand Gefallen an ihm, wie an so zahlreichen kleinen Geistern. Da Ribbentrop instinktiv spürte, dass der Führer der Nazipartei der Mann der Zukunft sein könnte, arrangierte er im August 1932 eine Zusammenkunft mit ihm, nur wenige Tage nach der Wahl vom 31. Juli, bei der die NSDAP durch einen triumphalen Sieg zur grössten Partei im Lande und im Reichstag geworden war. Opportunist, der er war, schien Ribbentrop der Zeitpunkt gekommen, auf den fahrenden Zug aufzuspringen. Er trat in die Partei ein und bot dem Führer seine Dienste an.

Bei den überaus wichtigen Geheimverhandlungen zwischen Hitler und, unter anderem, dem Reichspräsidenten, die im Januar des darauffolgenden Jahres stattfanden, spielte Ribbentrop eine gewisse Rolle. Nicht nur stellte er und seine Frau am Abend des 22. Januar ihre Dahlemer Villa zu einer streng geheimen Zusammenkunft zwischen Hitler und Oskar von Hindenburg, dem schwächlichen Sohn des alten Feldmarschalls und Reichspräsidenten, zur Verfügung, sie hatten diese Zusammenkunft auch eingefädelt. Als Ergebnis dieser Besprechung überredete Oskar von Hindenburg seinen greisen Vater, den Führer der NSDAP eine Woche später zum Reichskanzler zu ernennen.

Hitler vergass Ribbentrop den Gefallen nicht, und da ihn dessen Kenntnis des Englischen und Französischen sowie seine Verbindungen zu Kreisen des Adels und der Geschäftswelt beeindruckten, ernannte er ihn bei seiner Amtsübernahme als Reichskanzler zu seinem Berater in auswärtigen Angelegenheiten und schickte ihn später als Botschafter der Reichsregierung nach London. Das führte zum Eklat, weil Ribbentrop, als er erstmals an einem Empfang des Königs für das diplomatische Korps teilnahm, diesen mit zum Nazigruss erhobenem Arm und einem schmetternden «Heil Hitler!» begrüßte. In ganz England verlangte man seine Abberufung, doch Hitler hielt zu ihm, auch wenn Goebbels und Göring forderten, er müsse abgelöst werden, weil er England dem Deutschen Reich unnötig zum Feinde mache. Göring erklärte später, Hitler habe auf seine Kritik an Ribbentrops Fähigkeit, die Dinge in England richtig zu handhaben, erklärt, dafür kenne Ribbentrop «Lord Soundso» und «Minister Soundso». Auch Görings dagegen vorgebrachter Hinweis verfiel nicht, das Unglück bestehe gerade darin, dass diese Leute den Botschafter Ribbentrop kannten.

Wir Auslandskorrespondenten in Berlin lernten ihn gleichfalls kennen. Schon während seiner Tätigkeit als Botschafter in London eilte er gelegentlich nach Berlin zurück, um an allen möglichen aussenpolitischen Machenschaften teilzuneh-

men. Ich erinnere mich, wie lächerlich er beispielsweise am 25. November 1936 wirkte, als wir Reporter eilends zu einer «wichtigen» Ankündigung ins Propagandaministerium befohlen wurden. Es stellte sich heraus, dass es um die Unterzeichnung des Antikominternabkommens zwischen Deutschland und Japan ging. Ribbentrop kam, vom japanischen Botschafter gefolgt, hereinstolziert und erklärte in seiner salbungsvollsten Art: «Meine Herren, dieses Abkommen bedeutet, dass sich Deutschland und Japan zusammengeschlossen haben, um die *westliche* Kultur zu verteidigen.»

Einer der britischen Korrespondenten erhob sich und wollte wissen, ob er richtig gehört habe.

«Ribbentrop», notierte ich in mein Tagebuch, «ist so humorlos, dass er die Aussage ohne mit der Wimper zu zucken wiederholte.»

Mit solchen Männern umgab sich Hitler. Zwar gewöhnte man sich an sie, aber leicht war es nicht. Beispielsweise brachte ich es nie fertig, mich mit Julius Streicher abzufinden, dem sadistischen «Frankenführer» und Judenfresser aus Nürnberg, dessen sittliche Verfehlungen kaum zu überbieten waren. Wir haben ihn durch die Strassen dieser alten Stadt stiefeln sehen. Fast bis zum Schluss hielt Hitler an diesem perversen Psychopathen fest, der nicht nur Gauleiter von Franken war, sondern auch Herausgeber des unsagbar primitiven antisemitischen Hetzblattes *Der Stürmer*.

Es gab zwei weitere Nazigrößen, die ein Korrespondent gelegentlich bei Rosenbergs Bierabenden oder bei anderen Parteiveranstaltungen antraf und die im Auge zu behalten sich lohnte: Rudolf Hess und Robert Ley.

Seit Röhm's Ermordung betrachtete Hitler, so glaube ich, Hess als den ihm nächst stehenden Menschen, fast als einen Freund. Jedenfalls traute er ihm mehr als irgendeinem anderen seiner Mitarbeiter. Von ihnen allen war Hess der ergebnste, der selbstloseste und der am wenigsten ehrgeizige, allerdings auch nicht gerade ein Kirchenlicht. Schon als ich ihn in Nürnberg zuerst gesehen hatte, war er mir als etwas konfus erschienen; jetzt wirkte er geradezu wie ein Spinner auf mich. Er glaubte an Astrologen, Scharlatane und Naturheiler, wie in gewissem Umfang auch Himmler und sogar Goebbels. Unter seinen buschigen Brauen lag ein grüblerisches Gesicht, das man auf den ersten Blick für das eines asketischen Denkers halten konnte. Im Gegensatz zu den meisten anderen Nazis in hoher Position war er introvertiert, und offenkundig hatte er, wie sie alle, etwas von einem Psychopathen an sich. Alles in allem hielt ich ihn für einen der anständigeren Männer um Hitler, zumindest war er weniger widerlich als die meisten von ihnen.

Er war als Sohn eines deutschen Grosshandelskaufmanns in Ägypten zur Welt gekommen und hatte die ersten 14 Lebensjahre dort verbracht, bis ihn die Eltern zum Schulbesuch nach Deutschland schickten. Während des Krieges hatte er im selben bayerischen Regiment wie Hitler gedient, doch scheinen sie einander dort nicht begegnet zu sein. Er wurde zweimal verwundet und ging unmittelbar vor Kriegsende noch zur Luftwaffe. In München schrieb er sich an der Universität ein, geriet dort unter den Einfluss des berühmten Geopolitikers Karl Haushofer, dessen Vorstellungen von der Notwendigkeit, den Lebensraum der Deutschen zu erweitern, Hitler durch Hess' Vermittlung aufnahm und zu einem der Hauptziele des Nationalsozialismus machte.

Hess trat schon 1920 der Partei bei, bald nach Hitler, als sie erst eine Handvoll Mitglieder zählte, und wurde, nachdem er 1923 an Hitlers Seite mit zur Feldherrnhalle marschiert war, wie dieser zu Festungshaft verurteilt. Ab 1925 wirkte er als dessen Privatsekretär und liess sich während der Haft in Landsberg geduldig Kapitel auf Kapitel von *Mein Kampf* diktieren, wobei er stillschweigend orthographische Schnitzer verbesserte.

Als Hitler 1933 an die Macht kam, wurde Hess Stellvertreter des Führers» und erhielt einige Monate darauf den Rang eines Reichsministers ohne Geschäftsbereich. Er verfügte jetzt schon über ein gerüttelt Mass Macht und Einfluss im Dritten Reich, denn er stand in der Parteihierarchie unmittelbar unter Hitler und bekleidete eine Reihe bedeutender Regierungsfunktionen. Ich vermutete damals – also Ende 1934 –, dass Hitler Hess trotz seiner Zweifel an dessen Fähigkeiten wahrscheinlich insgeheim als seinen möglichen Nachfolger vorgesehen hatte. Als später der Krieg ausbrach, teilte er der Öffentlichkeit mit, der wendigere Göring sei der erste, Hess aber der zweite seiner Nachfolger. Letzten Endes war diese Reihenfolge unerheblich, aber beide Männer hatten Ende 1934, als sich Hitler daran machte, die ersten beiden Jahre im Amt des Reichskanzlers zu feiern, als zwei seiner engsten Mitarbeiter eine grosse Machtfülle.

Von Hess erfuhr ich nie besonders viel, denn während Göring und Goebbels gelegentlich offen ihre Meinung sagten, blieb er stumm. Er sprach in der Öffentlichkeit nicht schlecht, aber er hatte selbst nichts zu sagen, redete immer nur dem Führer nach. Da er in Ägypten, damals unter britischer Herrschaft, aufgewachsen war, musste er wohl recht gut Englisch sprechen, doch als ich ihn auf Englisch ansprach, antwortete er unverzüglich auf Deutsch.

Wie seine Genossen schien er Ausländern zu misstrauen und – obwohl er jahrelang im Ausland gelebt und die NSDAP im Ausland organisiert hatte – erstaun-

lich wenig über andere Länder zu wissen. Wie Ribbentrop meinte er, Grossbritannien und die Briten zu verstehen, und gewiss bewunderte er sie. Doch seine Unwissenheit in dieser Hinsicht sollte sich erweisen, als er während des Krieges in der irrigen Annahme nach Schottland flog, er könne die Briten dazu bringen, mit Nazideutschland einen Separatfrieden zu schliessen und – noch aberwitziger – erreichen, dass sie an der Seite des Dritten Reiches gegen das bolschewistische Russland zu Felde zogen.

Bei meinen gelegentlichen Begegnungen mit Hess gewann ich den Eindruck, dass er nie richtig aus der Pubertät herausgekommen war, und es verblüffte mich zu sehen, wie weit er es im Dschungelkrieg des Kampfes um die Macht in der NSDAP gebracht hatte.

Später dachte ich, allerdings aus ganz anderen Gründen, Ähnliches über Dr. Robert Ley, der gerade jetzt ins Rampenlicht der Öffentlichkeit zu treten begann. Der Stahlmagnat Fritz Thyssen nannte ihn einen «lallenden Trunkenbold», und tatsächlich stotterte er leicht angetrunken bei einem von Rosenbergs Bierabenden, und zwar nicht zum ersten Mal. Sein Sekretär, der Ley für einen bedeutenden Mann hielt, beklagte sich, er sei «ständig betrunken», und dennoch erwies er sich in jener verrückten Naziwelt als ebenso durchsetzungsfähig wie einige seiner weniger zimperlichen Genossen.

In bitterer Armut, als Sohn eines Landarbeiters geboren, hatte er sich zäh und beharrlich durch die Höhere Schule und die Universität emporgearbeitet – im kaiserlichen Deutschland weit schwieriger als in Amerika – und einen Doktorgrad als Chemiker erworben. Nach einer Kriegsverwundung und einem Zwischenspiel als Universitätslehrer war er eine Weile Chemiker bei IG Farben, trat 1924 der NSDAP bei und gab bald darauf seinen Beruf auf, um sich ausschliesslich der Parteiarbeit zu widmen. Hitler ernannte ihn zum Gauleiter im Rheinland und vertraute ihm kurz nach der Machtergreifung eine gewaltige Aufgabe an: Er sollte die mächtigen freien Gewerkschaften zerschlagen, eins der Bollwerke der Weimarer Republik.

Um die Gewerkschaften vor dem ihnen zgedachten Schlag in Sicherheit zu wiegen, erklärte Hitler 1933, drei Monate nach der Machtübernahme, den 1. Mai zum gesetzlichen Feiertag, der als «Tag der nationalen Arbeit» begangen werden sollte. Ein halbes Jahrhundert lang war er der antikapitalistische Feier- und Kampftag der Arbeiter Deutschlands – und Europas – gewesen, und in allen Hauptstädten des Kontinents hielten Sozialisten, Kommunisten und Gewerkschaftler seit jeher riesige Maikundgebungen ab.

Obwohl Hitler gerade erst die kommunistische und die sozialistische Partei zerschlagen hatte und jetzt insgeheim den Gewerkschaften das gleiche Schicksal

zudachte, versprach er ihnen, der 1. Mai werde unter dem Nationalsozialismus begangen wie nie zuvor. Das geschah auch, aber anders, als es die Gewerkschaftsführer erwarteten. Man flog sie mit Arbeiterabordnungen aus dem ganzen Reichsgebiet nach Berlin, und auf dem Tempelhofer Feld wurden Tausende von Banern entrollt, zum Zeichen der Solidarität der Naziregierung mit dem Arbeiter.

Bei einem Empfang der Arbeitervertreter in der Reichskanzlei vor der Massenkundgebung wies Hitler darauf hin, wie haltlos und ungerecht die Behauptung sei, die nationalsozialistische Revolution richte sich gegen den deutschen Arbeiter – das Gegenteil sei der Fall.

Später formulierte er in seiner Rede vor über 100'000 Arbeitern auf dem Tempelhofer Feld als Motto des Tages: «Ehret die Arbeit und achtet den Arbeiter!» und versprach, der 1. Mai werde das ganze Jahrhundert hindurch zu Ehren der deutschen Arbeit gefeiert werden.

Am Vormittag des 2. Mai besetzten Polizei, SS- und SA-Leute sämtliche Gewerkschaftsbüros. Die Gewerkschaften wurden aufgelöst, ihre Vermögen beschlagnahmt und ihre Führer festgenommen, verprügelt und in Konzentrationslager geschafft.

Ley, der die ganze Operation geleitet hatte, versuchte die Arbeiter mit der üblichen Doppelzüngigkeit der Nazi-propaganda zu beruhigen und erklärte, dass ihre Institutionen den Nationalsozialisten heilig seien. Er wies auf seine bescheidene Herkunft als Sohn eines Landarbeiters hin und beteuerte, wie sehr ihm Armut und Ausbeutung durch das anonyme Kapital vertraut seien. Er versicherte ihnen, die Partei werde den Schutz und die Rechte der Arbeiter noch weiter als bisher ausbauen.

Binnen drei Wochen zeigte sich, wie hohltönend solche Versprechungen waren. Per Gesetz bereitete Hitler der Tarifautonomie der Gewerkschaften ein Ende und verbot Streiks. Diesen Erlass erläuterte Ley der Öffentlichkeit dahingehend, dass er das Versprechen enthalte, dem wirklichen Führer in der Fabrik die absolute Führung zurückzugeben – dem Arbeitgeber. Fortan, fügte er hinzu, werde der Arbeitgeber «Herr im Hause» sein.

Im Herbst meiner Ankunft in Berlin war Dr. Ley gerade eifrig damit beschäftigt, die «Deutsche Arbeitsfront» als Ersatz für die aufgelösten Gewerkschaften einzurichten. Wie so manches in Nazilanden, war auch die «Arbeitsfront» ein Schwindelunternehmen. Sie vertrat nicht den Arbeiter, denn gleichberechtigte Mitglieder waren nicht nur Lohn- und Gehaltsempfänger, sondern auch Freiberufler und Angehörige der Unternehmervereinigungen. Alle mussten in die DAF eintreten, die meiner Ansicht nach nichts anderes war als ein riesiges Propagandaunternehmen und, wie die Arbeiter bald merkten, ein gigantisches Täuschungs-

manöver. Dr. Ley ging es darum, dass der deutsche Arbeiter spurte. Forderungen nach Lohnerhöhungen und Drohungen, diese mit Streiks durchzusetzen, gab es nicht mehr. Der Arbeiter tat wie jeder andere im Reich Hitlers, was man ihm sagte. Wie in Frühzeiten der Industrialisierung nahm er, was ihm der Arbeitgeber bot.

Schlimmer noch aber war, dass der Staat den deutschen Arbeiter an seinen Arbeitsplatz kettete, wie einst Leibeigene. Einige Monate nachdem ich Ley bei Rosenbergs Bierabend begegnet war, führte er im Februar 1935 das «Arbeitsbuch» ein, in dem alle Fertigkeiten und Tätigkeiten eines Arbeiters eingetragen wurden. Niemand konnte eingestellt werden, der ein solches Buch nicht besass. Nicht nur lieferte es Behörden und Arbeitgebern auf dem letzten Stand befindliche Angaben über jeden Beschäftigten, es diente auch dazu, den Arbeiter an seinem Platz festzuhalten. Wer seine Arbeitsstelle wechseln wollte, dessen Arbeitgeber konnte das Arbeitsbuch zurückbehalten und ihn auf diese Weise daran hindern, woanders einer genehmigten Tätigkeit nachzugehen. 1938 wurden die Vorschriften noch verschärft, und jeder Deutsche war verpflichtet, dort zu arbeiten, wohin der Staat ihn stellte.

Wie der Unterschicht im alten Rom bot der unternehmende Dr. Ley der deutschen Arbeiterschaft «Zirkusspiele», um ihre Aufmerksamkeit vom fehlenden Brot und der mangelnden Freiheit abzulenken. Im Rahmen der Arbeitsfront schuf er eine als «Kraft durch Freude» (KdF) bezeichnete, riesige Organisation, die dem deutschen Arbeiter für wenig Geld Sport, Spiel und Urlaub ermöglichte. Er liess zwei 25'000-t-Kreuzfahrtschiffe bauen (eines davon trug seinen Namen) und charterte zehn weitere, um den Arbeitern verblüffend billige KdF-Kreuzfahrten anbieten zu können. Hunderte von Erholungsorten an Meeresstränden und Seen wurden ausschliesslich für die KdF-Organisation reserviert.

Während der nächsten Jahre besuchte ich gelegentlich den einen oder anderen dieser Orte und liess mich einmal sogar von Dr. Ley zur Teilnahme an einer KdF-Kreuzfahrt verlocken. Er wollte, dass ich sah, wie glücklich der deutsche Arbeiter im Dritten Reich war. Mir erschien das Leben an den Ferienorten und insbesondere auf den Kreuzfahrtschiffen entsetzlich reglementiert, doch die deutschen Arbeiter und ihre Angehörigen schienen den Urlaub zu geniessen. Deutsche waren schon immer gross im Organisieren gewesen, sogar in ihrer Freizeit. Einzelne, mit denen ich sprach, verwiesen stolz darauf, dass sich erstmals in der Geschichte ein Arbeiter samt seiner Familie eine Kreuzfahrt leisten, eine Woche lang am Strand faulenzen oder in den Bergen Ski fahren konnte.

Durch diese Art von Unterhaltung und, was noch wichtiger war, durch die

Vollbeschäftigung nach den schlimmen Jahren der Nachkriegs-Arbeitslosigkeit war es Hitler gelungen, den deutschen Arbeiter auf seine Seite zu ziehen, obwohl er ihm die Gewerkschaften genommen, seine Löhne gekürzt und die Arbeitgeber zu unumschränkten Herren in ihren Unternehmen gemacht hatte. Zwar hatte ich den Eindruck, dass die Arbeiterschaft der Nazipropaganda weniger auf den Leim gegangen war als irgendeine andere Gruppe der deutschen Gesellschaft, doch auch wenn sie weniger nationalsozialistisch infiltriert wirkte – sie machte mit, dankbar für die geregelte Arbeit. Der Arbeiter genoss die neuen Freizeitmöglichkeiten, die ihm die KdF-Organisation bot. Ohne seinen regelmässigen Beitrag als geschickter und unermüdlicher Arbeiter hätte die grosse Kriegsmaschinerie, die Hitler um die Zeit meiner Ankunft in Berlin zu schaffen im Begriff stand, nie das riesige Ausmass annehmen können, das sie schliesslich erreichte.

Mir war Robert Ley unsympathisch, wenn auch nicht so sehr zuwider wie Himmler, Ribbentrop, Goebbels und Rosenberg. Er wirkte auf mich jähzornig und ordinär – ein leicht erregbarer unbeherrschter Grobian, unsicher und seelisch ungestützt, wie die meisten der Männer um Hitler. Trotz seiner Universitätsausbildung schien er nicht imstande zu sein, eine zusammenhängende Rede zu formulieren – ich habe mindestens ein Dutzend gehört – oder auch nur eine zusammenhängende Unterhaltung zu führen.

Wahrscheinlich litt Ley in den Jahren, in denen ich ab 1934 mit ihm zu tun hatte und in denen er sein unvorstellbares Arbeitsimperium aufbaute, an einer fortschreitenden Hirnschädigung. Das allerdings wusste ich damals nicht, sonst hätte ich sein seltsames Wesen besser verstehen können. Beim Nürnberger Prozess erklärte Dr. Douglas M. Kelley, der amerikanische Psychiater, der die unter Anklage stehenden Haupt-Kriegsverbrecher zu begutachten hatte, dass Dr. Ley an einer organischen Gehirnerkrankung litt, die sich in den letzten Jahren zunehmend verschlimmert hatte.

Aber der alte Trunkenbold, der im Dritten Reich ein so grosses Mass an Macht ausgeübt hatte, fand auch da noch einen Ausweg. Er schlug, wie Göring, dem Henker der Alliierten ein Schnippchen und erhängte sich in seiner Zelle.

Über zwei weitere Männer um Hitler soll noch etwas gesagt werden: Wilhelm Frick und Martin Bormann.

Frick war der perfekte deutsche Bürokrat, zeitlebens ein farbloser, aber fähiger Beamter, bis ihn Hitler zur Belohnung für der Partei erwiesene Dienste zum Innenminister seiner ersten Regierung machte. Dieses Amt hatte Frick bis 1943 inne. Zu den erwähnten Diensten in der Vergangenheit hatte es gehört, dass er

als Beamter in der Polizeidirektion München Hitlers Pläne beim Marsch auf die Feldherrnhalle 1923 deckte, und für diese frühe Hilfe war Hitler besonders dankbar. Als Reichsinnenminister war der Jurist Frick für einen Grossteil der «Gesetzgebung» im Dritten Reich mitverantwortlich, einschliesslich der Nürnberger Gesetze, die das Schicksal der Juden besiegelten.

Ich hatte mehrfach mit Frick zu tun, und dabei gewann ich den Eindruck, dass ihm die Welt ausserhalb Deutschlands, aus der ich kam, so fern und fremdartig schien, dass er keinen Gedanken auf sie verschwendete. Meine Kollegen von der Auslandspresse und ich schienen auf ihn wie merkwürdige Besucher vom Mars zu wirken. Er kannte nichts als Deutschland und die kleine Welt des deutschen Beamtentums und der Parteiführung der NSDAP. Er war neben Hess der einzige führende Nazi beim Nürnberger Prozess, der sich weigerte, zu seiner Verteidigung etwas zu sagen. Erst nachdem man ihn zum Tode verurteilt hatte, ergriff er das Wort und erklärte dem Gericht, er habe ein reines Gewissen, denn er habe nie etwas anderes getan als seine Pflicht.

Martin Bormann hatte sich, als ich nach mehr als sechs Jahren Korrespondententätigkeit in Deutschland Berlin 1940 verliess, noch nicht besonders hervorgetan, obwohl er ein fanatischer Nazi war. Sein Aufstieg begann erst, als sein unmittelbarer Vorgesetzter Hess, Hitlers Stellvertreter, von seinem denkwürdigen Flug nach England 1941 nicht zurückkehrte. Bormann, der eine Haftstrafe von einem Jahr wegen Beteiligung an einem politischen Mord verbüsst hatte und bis dahin Stabsleiter bei Hess war, übernahm die Stelle seines einstigen Vorgesetzten, wurde bald Leiter der Parteikanzlei und machte sich dem Diktator als sein Vertrauter und Sekretär des Führers» unentbehrlich. Als ein Mann, der seine Intrigen im Hintergrund betrieb und den man daher in der Öffentlichkeit kaum kannte, war er die Art Deutscher, zu der sich Hitler hingezogen fühlte. Gegen Ende, als alles verloren war, rangierte Bormann als mächtigster aller Männer um Hitler, sogar noch vor Göring, Goebbels und Himmler.

So also sahen die Männer aus, mit denen sich Hitler in den ersten Jahren des Dritten Reiches umgab. In einer normalen, zivilisierten Gesellschaft hätten sie sicherlich als absonderliche Versammlung von Aussenseitern gewirkt. Aber so, das musste ich mir immer wieder sagen, erschienen sie den meisten Deutschen eben nicht. Die grosse Mehrheit des Volkes zollte diesen Mordgesellen wohl mehr als das Ausmass an Achtung, das sie hohen Regierungsvertretern stets entgegenbringt.

Über ihnen allen thronte Adolf Hitler. Trotz seines tyrannischen, brutalen und unberechenbaren Wesens wurde er vom Volk in einer Weise verherrlicht, wie vor ihm wohl keine Gestalt in der deutschen Geschichte. Die Menge liebte ihn, und viele verehrten in ihm den Retter des Vaterlandes. Die meisten waren fest davon überzeugt, dass er sie aus den Tiefen der Niederlage von 1918 herausführen werde, aus den Folgen des Wirtschafts- und Währungszusammenbruchs der zwanziger Jahre, der die Menschen alle Ersparnisse gekostet hatte, und aus der Wirtschaftskrise der frühen dreissiger, die so viele in Not und Arbeitslosigkeit gestürzt hatte. Er rettete das Volk aus dem politischen Chaos und der Handlungsunfähigkeit der Weimarer Republik und begann, den alliierten Siegermächten, die Deutschland den «Schandfrieden» von Versailles diktiert hatten, eine Nase zu drehen. Er versprach, das Vaterland aus den Fesseln dieses unwürdigen Vertrags zu befreien, und stand bereits im Begriff, Deutschland wieder erstarben zu lassen. In weniger als zwei Jahren hatte er es zum ersten Mal in seiner Geschichte vollständig geeint.

Das für all diese Leistungen und Versprechungen dankbare deutsche Volk stand erstaunlich geschlossen, mit grosser Hingabe, Begeisterung und einem beachtlichen Vertrauensvorschuss hinter dem Führer.

Im Ausland hatte man das noch kaum erkannt, mir jedoch in Berlin wurde es schmerzlich bewusst, als sich das Jahr 1934, das dem Diktator so eindrucksvolle Erfolge beschert hatte, dem Ende zuneigte.

In jenem ersten Berliner Herbst bescherte mir das Glück eine ergiebige Nachrichtenquelle, die sich für mich als äusserst nützlich erwies. Ich selbst fand in Nazi-Kreisen so gut wie keine Kontakte, von denen ich hätte erfahren können, was hinter den Kulissen vor sich ging. In Diktaturen wissen die Mächtigen und ihre Helfershelfer, wie man Partei- und Staatsgeheimnisse schützt. Wer dabei ertappt wurde, dass er Angaben weiterleitete, die er für sich behalten sollte, setzte sein Leben aufs Spiel, und so blieb mir das meiste von dem verborgen, was hinter der totalitären Fassade vor sich ging. Im Laufe der Zeit machte mich meine Haltung gegenüber den Nazis bei Hitler und den ihm Nahestehenden verdächtiger als die meisten meiner Kollegen, doch auch sie erfuhren weiss Gott herzlich wenig über die Pläne der Regierung.

Eine Ausnahme bildete Norman Ebbutt von der Londoner *Times*. Obwohl er den Nazis so feindlich gesonnen war, dass man ihn schliesslich auswies, verfügte er im Parteiapparat und innerhalb der Regierung über Beziehungen, die ihn in den

Stand setzten, auch über geheime Dinge, die an höchster Stelle geplant wurden, rasch, genau und in Einzelheiten etwas zu erfahren.

Zu seinem grossen Kummer aber war die in ganz Grossbritannien hochgeschätzte *Times* häufig nicht bereit zu bringen, was er berichtete. Das konservative Blatt tat damals alles, was in seiner Kraft stand, um Hitler milde zu stimmen und die britische Regierung zu einer ähnlichen Haltung zu veranlassen. Ein Grossteil der unangenehmen Wahrheiten, die Ebbutt allabendlich telefonisch von Berlin nach London durchgab, fand seinen Weg nicht in die Spalten der Zeitung. Entmutigt und enttäuscht, dass die *Times* seine Berichte immer wieder entweder gar nicht oder nur stark gekürzt brachte, überliess er mir häufig von ihr nicht verwertetes Material, damit es wenigstens irgendwo veröffentlicht wurde. Da meine Berichte in England nicht erschienen, sah er darin keinen Bruch der Treuepflicht seinem Arbeitgeber gegenüber. So kam es, dass ich weit mehr über Hitlers Absichten und die seiner Regierung erfuhr, als ich eigentlich sollte.

Bedingt durch diese glückliche Entwicklung und gestützt auf das Hintergrundwissen, das ich mir in den vergangenen Monaten angeeignet hatte, fühlte ich mich durchaus imstande, über die in rascher Folge hereinbrechenden Ereignisse zu berichten. Die Eigendynamik der von den Barbaren ausgelösten Ereignisse trieb das Dritte Reich – und damit Europa – unaufhaltsam dem Krieg in die Arme.

Dass es dahin kommen musste, konnte ein Blinder sehen. Die meisten von uns amerikanischen Korrespondenten in Berlin dürften vor Ende 1935 instinktiv gespürt haben, welchen Weg Hitler gewählt hatte und was an dessen Ende lag.

Ich kann allerdings nicht sagen, dass ich mir dessen bewusst war, als Tess und ich am Ende unserer ersten vier Monate im Lande gemeinsam mit einigen Kollegen an einem Winterabend das neue Jahr mit Champagner begrüsst. Wir verbrachten den grössten Teil der Nacht mit Spekulationen darüber, was es uns bringen mochte. Einig waren wir uns darin, dass Hitler, nachdem er gewaltsam und erfolgreich seine Diktatur gefestigt hatte, als nächstes in der Aussenpolitik aktiv werden würde. Er hatte oft genug gesagt, dass er entschlossen war, Deutschland den ihm zustehenden Platz an der Sonne zu verschaffen.

Aber wie?

Wir waren ziemlich sicher, dass die vor uns liegenden 12 Monate die Antwort auf die Frage liefern würden, und gespannt sah ich der Zukunft entgegen.

Buch drei

1935-1938

Der Weg in die Katastrophe

Am 13. Januar 1935 erklärten sich neun Zehntel der stimmberechtigten Bewohner des seit Kriegsende von Frankreich besetzten Saargebiets für die Vereinigung mit Deutschland. In einer Rundfunkansprache vom Berchtesgadener Postamt aus begrüßte Hitler die Rückkehr seiner «lieben Volksgenossen und -genossinnen von der Saar». Er nutzte die Gelegenheit, der Weltöffentlichkeit zu versichern, nunmehr werde das Deutsche Reich «keine territorialen Forderungen an Frankreich mehr stellen». Die Franzosen beruhigte das, denn für sie bedeutete es, dass Deutschland von jetzt an keinen Anspruch mehr auf den alten Zankapfel Elsass-Lothringen erhob.

In Saarbrücken, wohin ich am 1. März flog, dem Tag, da die Übergabe des Saargebiets an Deutschland erfolgen sollte, überraschte mich die geradezu hysterische Begeisterung, mit der die dortige, vorwiegend katholische Arbeiterschaft Hitler begrüßte, den Polizeitruppen und die Leibstandarte SS begleiteten. Der Regen, der den ganzen Tag über fiel, dämpfte den Jubel der Bevölkerung nicht. Der Führer schien zufrieden.

Bevor er eintraf, stand ich auf der Tribüne neben General Werner von Fritsch, dem Oberbefehlshaber des insgeheim immer grösser werdenden Heeres. Obwohl er mich nur flüchtig von einem der Bierabende her kannte, unternahm er keinen Versuch, seine Verachtung für die Nazis bis hinauf zu Hitler und für diese einfachen Saarländer, die für die «Heimkehr ins Reich» gestimmt hatten, zu verbergen. Mich wunderten seine sarkastischen Bemerkungen über SS und Partei ebenso wie die, die er über jede der eintreffenden Parteigrößen machte. Wie konnte sich der Führer, fragte ich mich, auf eine Armee verlassen, deren Generäle sich über ihn zu mokieren schienen? Als Hitler mit seiner Eskorte eintraf, knurrte der General etwas Unverständliches und ging auf seinen Platz unmittelbar hinter dem Führer.

Ich behielt ihn im Auge – für den Fall, dass er seine Waffe zog. Er war in einer zur Beseitigung des Diktators idealen Position.

Die friedliche Wiedereingliederung des Saargebiets und Hitlers Verzicht auf weitere Gebietsforderungen an Frankreich schufen im Westen eine zuversichtliche und Deutschland gegenüber freundliche Stimmung. Im Februar boten die Regierungen Frankreichs und Grossbritanniens Hitler an, die das Militär betreffenden Einschränkungen des Friedensvertrags aufzuheben und seine Forderungen nach absoluter Gleichheit der Rüstung zu erfüllen, sofern er sich an einer allgemeinen europäischen Lösung beteiligte. Dazu sollte ein Ost-Locarno-Pakt geschlossen werden, der den Ländern im Osten des Reiches, vor allem der Tschechoslowakei, Polen und der Sowjetunion dieselbe Sicherheit garantierte, die die Völker des Westens durch den Locarno-Vertrag genossen. Selbstverständlich würden diese Sicherheiten auch für Deutschland gelten.

Das bedeutete ein beachtliches Zugeständnis der Westalliierten, dem Frankreich nach einigem Zögern auf Betreiben Grossbritanniens zugestimmt hatte.

Wir westlichen Korrespondenten waren in unserer Naivität sicher, dass Hitler das Angebot der Franzosen und Briten annehmen würde. Es musste doch verlockend für ihn sein, denn immerhin waren die Demokratien Grossbritannien und Frankreich jetzt bereit, Nazideutschland zu gewähren, was sie der demokratischen Weimarer Republik jahrelang verweigert hatten. Als Gegenleistung erwarteten sie von Deutschland lediglich dieselben Zusagen für den Frieden im Osten, die es für den im Westen gemacht hatte. Umso mehr überraschte mich Hitlers Antwort vom 14. Februar. Mit ausweichenden Worten begrüßte er den Plan insofern, als er Deutschland die Möglichkeit einer Wiederbewaffnung zubilligte – von dem vorgeschlagenen Ost-Locarno-Pakt aber wollte er nichts wissen. Das hätte mich warnen sollen, tat es aber nicht.

In meinen störrischen Schädel wollte nicht hinein, dass Hitler unter keinen Umständen bereit sein würde, für die riesigen Gebiete des Ostens den Status quo anzuerkennen. Diese meine Unwissenheit – und ich denke, sie wurde von meinen Kollegen und den diplomatischen Vertretern des Westens, ganz zu schweigen von den Regierungen in London, Paris und Moskau geteilt – war unentschuldigbar.

Völlig eindeutig hatte Hitler in *Mein Kampf* sein Ziel im Osten formuliert: Lebensraum für Deutschland und die Deutschen. Das aber war «im Grossen und Ganzen nur auf Kosten Russlands» möglich. Auch darauf, wie man sich diesen Lebensraum aneignen wollte, hatte er die Antwort bereits gegeben: «Was der

Güte verweigert wird, hat eben die Faust sich zu nehmen.»

Nichts konnte klarer sein, aber wie die meisten derer, die sich die Mühe gemacht hatten, die Programmschrift der nationalsozialistischen Bewegung zu lesen, hatte ich die von Hitler in diesem Wortbrei festgeschriebenen Ziele nicht für bare Münze genommen. Der Umstand, dass wohl keiner von denen, die sich durch seine dort formulierten verquollenen Gedanken hindurchgearbeitet hatten, diese ernst nahm, erwies sich als günstig für ihn – war es ihm doch so möglich, einmal an der Macht, seine wahren Ziele, die jedem hätten bekannt sein können, erfolgreich zu verschleiern, bis ihm der richtige Zeitpunkt gekommen schien, seine Absichten in die Tat umzusetzen.

Das tat er am Vormittag des 16. März 1935 blitzartig mit der ersten seiner «Samstag-Sonntag-Aktionen». Für mich war das der Anfang einer Reihe von Ereignissen, die den Weg in den Krieg kennzeichneten und die für die nächsten viereinhalb Jahre meine Zeit, Aufmerksamkeit und Energie in Anspruch nehmen, mein Leben und meine Arbeit bestimmen und bis zum Ende meiner Tage einen tiefen Eindruck auf mich hinterlassen würden.

An jenem denkwürdigen Tag wischte der ehemalige österreichische Habsburgs- und jetzige Alleinherrscher über Deutschland mit einer einfachen Erklärung der Reichsregierung die das Militär betreffenden Beschränkungen des Versailler Vertrages vom Tisch. Er führte die durch den Friedensvertrag untersagte allgemeine Wehrpflicht wieder ein und vergrösserte das den Deutschen zugestandene 100'000-Mann-Heer auf mehr als eine halbe Million. Ausserdem hatte der Friedensvertrag vorgesehen, dass die ohnehin schon kleine deutsche Wehrmacht weder Panzer noch schwere Artillerie oder eine Luftwaffe haben sollte – auch darüber setzte sich Hitler hinweg.

Am folgenden Tag, dem 17. März, einem Sonntag, herrschte in Deutschland jubel und Festtagsstimmung. Mit einem kühnen Streich hatte Hitler an einem Tag erreicht, was in all den Jahren die Regierung der Republik nicht einmal zu versuchen gewagt hatte. In den Augen der meisten Deutschen, unter ihnen auch solche, die in Opposition zu seiner brutalen Herrschaft standen, hatte er die Ehre des Landes wiederhergestellt. Das verhasste Versailler «Friedensdiktat» war zerfetzt.

Noch müde davon, dass ich die halbe Nacht zum Sonntag damit verbracht hatte, meine Berichte telefonisch zur Weiterleitung nach New York an unser Büro in Paris durchzugeben, nahm ich am Sonntag an den Feierlichkeiten teil, um über

sie zu berichten. Ein Bild, wie es sich jetzt bot, hatte in Deutschland seit 1914 niemand gesehen.

Jenen Sonntag, er fiel mit dem Heldengedenktag zusammen, nutzten Hitler und Goebbels geschickt als Rahmen zur Feier der am Vortag geschaffenen vollendeten Tatsachen. In einem Meer von Uniformen mischten sich das Feldgrau und die Pickelhauben der Kaiserlichen Armee mit den leuchtenderen Farben der neuen Streitkräfte – unter ihnen auch das Lichtblau der Luftwaffe, das bisher kaum jemand gesehen hatte, da sie offiziell nicht existierte.

Hitler zur Seite schritt der letzte noch lebende Feldmarschall des Kaiserlichen Heeres, General Feldmarschall von Mackensen in seiner Uniform der Totenkopfhusaren, noch munterer als bei Rosenbergs Bierabend.

Junge Offiziere hielten starr wie Marmorstandbilder die Kriegsfahnen emporgerect, über ihnen bildete ein riesiges, schwarz-silbernes Eisernes Kreuz einen Blickfang. Zur Eröffnung der Feierlichkeiten spielten die Berliner Philharmoniker den Trauermarsch aus Beethovens Dritter Symphonie, eine Musik, die den Deutschen, wie ich beobachtet hatte, unfehlbar in tiefster Seele anspricht.

Anstelle Hitlers, der bei dieser Gelegenheit kein einziges Wort sagte, sprach der Verteidigungsminister General von Blomberg, ohnehin nichts als Hitlers Sprachrohr. Das Ganze war wieder einmal eine schamlose Propagandafanfare der Nazis für den Frieden; sie sollte die Wirkung des Überraschungsschlages abschwächen, mit dem der Führer den Frieden in Europa an jenem Wochenende zu gefährden drohte.

Während Hitler selbstgefällig zusah, sagte Blomberg, Europa sei für einen neuen Weltkrieg zu klein geworden, und ein künftiger Krieg könne nur die Selbstzerstörung aller bedeuten. Er behauptete, Deutschland wolle lediglich Frieden und gleiches Recht für alle. Das hatte sinngemäss der Führer in seiner Erklärung vor dem deutschen Volk am Vortag auch gesagt – nichts als leere Worte!

Es war nicht Hitlers letzter Versuch, beim eigenen Volk und vor der Weltöffentlichkeit den Eindruck zu erwecken, als sei er zur Wahrung des Friedens entschlossen. Es muss ihn selbst verblüfft haben, wie gut dieser Trick funktionierte. Sogar gegen die Naziherrschaft eingestellte Deutsche, mit denen ich an jenem Wochenende sprach, glaubten, ihm liege wirklich der Friede am Herzen, und die rechtsgerichtete Londoner Sonntagspresse begrüßte Hitlers Friedensbekundungen lauthals.

In mein Tagebuch schrieb ich an jenem Samstagabend: *Was werden London und Paris unternehmen?*

Welch eine törichte Frage! Nichts taten sie. Dabei hätte ein Einmarsch der Franzosen in Deutschland das sofortige Ende Adolf Hitlers und des Dritten Reiches bedeutet, und angesichts eines so flagranten Bruchs des Friedensvertrags hätten sie durchaus ein Recht dazu gehabt.

Hitler, so erfuhr ich, nahm die mangelnde Entschlossenheit Grossbritanniens und Frankreichs umgehend zur Kenntnis. Ich konnte kaum glauben, dass die Westalliierten trotz ihrer unstreitigen militärischen Überlegenheit nicht eingriffen. Hitler, das merkte ich nach einer Weile und nach einigen Besuchen in London und Paris, hatte damit gerechnet und beschleunigte jetzt sogar das Tempo seiner Wiederaufrüstung. Wer gleichsam über Nacht ein Heer von 500'000 Mann ausrüsten will, braucht nicht nur zahlreiche Geschütze und Panzer, sondern auch viel Geld. Hinzu kam hier die Notwendigkeit, die neue Luftwaffe auf die Beine zu stellen und die Tonnage der Marine zu vergrössern. Die dafür nötigen Mittel sollte der Reichswirtschaftsminister als Generalbevollmächtigter der Wehrmacht beschaffen, und er war bereit, wie er dem Führer versicherte, dazu auch Gebrauch von der Notenpresse zu machen. Da er ausserdem über ungeheure Beträge aus beschlagnahmten Judenvermögen und eingefrorenen Ausländerguthaben verfügte, witzelte er, die Rüstungsaufwendungen des Reiches würden zum Teil mit Krediten seiner politischen Feinde finanziert.

Um weiterem Unbehagen im Ausland, vor allem in London, Paris und Rom, hinsichtlich der Wiederaufrüstung Deutschlands vorzubeugen, beschloss Hitler, seine Friedensliebe und seinen Wunsch nach Abrüstung erneut zu beteuern – vielleicht liess sich damit sogar ein Keil zwischen die Alliierten treiben. Auch wenn sie bei seinem März-Coup nicht interveniert hatten, drohten sie im Mai eine Front gegen ihn zu bilden. Am 11. April begann im italienischen Stresa eine Konferenz der Regierungschefs von England, Frankreich und Italien, bei der Hitlers Vorgehen einmütig verurteilt wurde. Diesem Votum schloss sich der Völkerbundsrat in Genf an und setzte einen Ausschuss ein, der über Gegenmassnahmen beschliessen sollte. Eilends unterzeichnete Frankreich ein Schutz-und-Trutz-Bündnis mit Russland, und Moskau traf ein ähnliches Abkommen mit der Tschechoslowakei.

Auch wenn diese Aktivitäten auf mich den Eindruck leerer Gesten machten, bemerkte ich doch in politischen, diplomatischen und militärischen Kreisen in Berlin zunehmende Nervosität. Die Generäle fürchteten wohl trotz ihres Hochgefühls angesichts der Aussicht, rasch eine grosse Armee aufzubauen, die Alliierten könnten sich zu vorbeugenden militärischen Aktionen gegen Deutschland herausgefordert fühlen. Ihnen war klar, dass es Frankreich, Italien, Polen, der Tschechoslowakei und der Sowjetunion gemeinsam durchaus möglich war, das

Reich auch in die Knie zu zwingen, wenn sich Grossbritannien mit seiner starken Seestreitmacht abseits hielt. Man munkelte, dass die Generalität Hitler ihre Besorgnisse vorgetragen habe – selbstverständlich ganz unauffällig. Noch unauffälliger verhielt sich in dieser Frage das britische Aussenministerium.

Vor diesem Hintergrund hielt Hitler am Abend des 21. Mai eine weitere, den Frieden beschwörende Ansprache vor dem aus lauter Pappkameraden bestehenden Reichstag – eine der beredtesten und sicherlich auch eine der klügsten und irreführendsten seiner Reichstagsreden, die ich mir pflichtschuldigt anhörte. Noch nie zuvor hatte ich erlebt, dass er den Frieden so leidenschaftlich und so bewegend beschwor. Mehrere Male während dieser mitreissenden Zweistundenrede merkte ich, wie mich seine Worte förmlich packten, bis ich mich wieder fing und denken konnte: *Nichts als leeres Stroh. Es ist ihm gar nicht ernst damit. Aber den Deutschen und der Weltöffentlichkeit wird es Eindruck machen.* Das galt vor allem für die Briten – und auf sie war ein Teil seiner schwungvollen Rede ganz bewusst zugeschnitten.

Was konnte vernünftiger und überzeugender sein als diese Worte, die er mit seiner wunderbar modulierten, leisen und klangvollen Stimme von sich gab, Worte, in denen er die Torheit der menschlichen Kriegführung verdamnte, während aus seinem ganzen Wesen Aufrichtigkeit sprach:

«Das Blut, das auf dem europäischen Kontinent seit 300 Jahren vergossen wurde, steht ausser jedem Verhältnis zu dem volklichen Resultat der Ereignisse. Frankreich ist am Ende Frankreich geblieben, Deutschland Deutschland, Polen Polen, Italien Italien usw. Was dynastischer Egoismus, politische Leidenschaft und patriotische Verblendung an scheinbaren tiefgreifenden staatspolitischen Veränderungen unter Strömen von Blut erreicht haben, hat in nationaler Beziehung stets nur die Oberfläche ihrer Völker geritzt, ihre grundsätzliche Markierung aber wesentlich kaum mehr verschoben. Hätten diese Staaten nur einen Bruchteil ihrer Opfer für klügere Zwecke angesetzt, so wäre der Erfolg sicher grösser und dauerhafter gewesen... Jeder Krieg verzehrt... die Aulose der Besten.»

Deutschland, so fuhr er fort, habe nicht im Entferntesten die Absicht, andere Völker zu unterjochen – genau das Gegenteil dessen, was er in *Mein Kampf* geschrieben hatte, wo er es geradezu als Pflicht der deutschen Herrenrasse hingestellt hatte, Lebensraum im Osten zu erobern.

Jetzt begann sich die Stimme des Führers zu heben, und seine Bewegungen wurden lebhafter, während er laut ausrief:

«Nein! Das nationalsozialistische Deutschland will den Frieden aus tiefinnersten weltanschaulichen Überzeugungen. Es will ihn weiter aus der einfachen primitiven Erkenntnis, dass kein Krieg geeignet sein würde, das Wesen unserer allgemeinen europäischen Not zu beheben...»

Nach einer kurzen Pause – er war ein Meister der rhetorischen Pause – schrie er fast heraus: «Deutschland braucht den Frieden, und es will den Frieden.»

Dann folgten seine Vorschläge für einen dauerhaften Frieden in Europa, in 13 Punkte unterteilt (wie oft hatte ich ihn auf Wilsons 14-Punkte-Programm hinweisen hören!). Während er sie aufzählte, klangen sie so bewundernswert vernünftig, dass ich vermutete, sie würden nicht nur auf Deutschland einen nachhaltigen günstigen Eindruck machen, sondern, woran Hitler noch weit mehr gelegen war, auf die übrige Welt. Er schickte seinen Vorschlägen einige Erinnerungen und feierlich beteuerte Versprechungen voraus, anschliessend erklärte er, Deutschland habe Frankreichs Grenzen so anerkannt und garantiert, wie sie nach der Saarabstimmung festgelegt worden waren, und auf alle Gebietsansprüche in Elsass-Lothringen verzichtet, obwohl es für dessen Besitz immerhin zwei Kriege geführt habe. Unter Hinweis auf den Nichtangriffspakt mit Polen versicherte er, Deutschland werde ihn bedingungslos einhalten, denn es erkenne Polen als Land eines grossen Volkes mit ausgeprägtem Nationalbewusstsein an. Zum Thema Österreich, seiner Heimat, sagte er:

«Deutschland hat weder die Absicht noch den Willen, sich in die inneren österreichischen Verhältnisse einzumengen, Österreich etwa zu annektieren oder anzuschliessen.»

Beruhigende Worte für ein Europa, das Hitlers Appetit auf Österreich fürchtete, aber nichtsdestoweniger eine schamlose Lüge. Noch vor kaum einem Jahr waren am 25. Juli 1934 Angehörige der (verbotenen) österreichischen SS, die ihre Befehle von Berlin empfangen, ins Wiener Bundeskanzleramt eingedrungen und hatten den österreichischen Kanzler Dr. Engelbert Dollfuß kaltblütig erschossen. Das eigentliche Ziel dieses Putschversuchs war der Anschluss «Deutsch-Österreichs» an Deutschland – in Berlin piffen es die Spatzen von den Dächern, dass mit seinem Einverständnis Naziterroristen bemüht waren, die österreichische Regierung zu stürzen. Ich musste an den allerersten Absatz aus *Mein Kampf* denken, in dem Hitler geschrieben hatte, die Wiedervereinigung dieser «zwei deutschen Staaten» sei «eine mit allen Mitteln durchzuführende Lebensaufgabe».

Hitlers 13-Punkte-Friedensprogramm wirkte auf mich wie ein wahres Meisterwerk. Alles klang so vernünftig und enthielt genau die Vorschläge, die sich das unruhige Europa von ihm erhofft hatte. Wie tolerant und versöhnlich alles schien!

Er, der die das deutsche Militär betreffenden Vorschriften des Versailler Friedensvertrags einseitig ausser Kraft gesetzt hatte, verpflichtete sich «feierlichst», alle Artikel, die nicht den militärischen Bereich berührten, «einschliesslich der territorialen Bestimmungen unbedingt [zu] respektieren». Insbesondere, hiess es weiter, werde die deutsche Reichsregierung «alle aus dem Locarno-Pakt sich ergebenden Verpflichtungen» erfüllen und die entmilitarisierte Zone im Rheinland achten, auf die sich der Vertrag gründete.

Ich fragte mich im Stillen, wie viele wohl bemerken würden, dass er der alliierten Forderung auswich, als Gegenleistung für die Deutschland gewährte Rüstungsgleichheit dem schon angesprochenen Ost-Locarno-Pakt beizutreten. Stattdessen schlug er zweiseitige Abkommen vor, während er zugleich betonte, Deutschland sei jederzeit bereit, als Beitrag zur allgemeinen Sicherheit Nichtangriffspakte mit allen Nachbarländern abzuschliessen. Wer im Ausland wusste denn schon, dass Russland keine gemeinsame Grenze mit Deutschland hatte und daher nicht zu diesen «Nachbarländern» gehörte?

Nun kam Hitler auf die Frage der Abrüstung zu sprechen. Wenn es ihm mit seinem Angebot ernst war, lief das auf eine Sensation hinaus:

«Die Deutsche Reichsregierung ist bereit, jeder Beschränkung zuzustimmen, die zu einer Beseitigung der gerade für den Angriff besonders geeigneten schwersten Waffen führt: Diese Waffen umfassen: 1. schwerste Artillerie und 2. schwerste Tanks... Deutschland erklärt sich bereit, jeder Begrenzung der Kaliberstärke der Artillerie, der Schlachtschiffe, Kreuzer und Torpedoboote... (sowie der) Begrenzung des Tonnengehalts der U-Boote oder auch ihrer vollkommenen Beseitigung... zuzustimmen.»

Das aber war noch nicht alles. Hitler zufolge wünschte Deutschland die «Verfemung von Kampfmitteln und Kampfmethoden, die ihrem innersten Wesen nach in Widerspruch stehen zur... Genfer Konvention des Roten Kreuzes». Er schlug vor, den Abwurf von Bomben *aller Art* ausserhalb von Kampfgebieten zu ächten. Er zeigte sich sogar willens, noch weiter zu gehen, und zwar «bis zur vollständigen internationalen Ächtung von Bombenabwürfen überhaupt».

In sehr geschickter Weise schien mir Hitler einen speziell für Grossbritannien vorbereiteten Köder ausgelegt zu haben. Er erklärte sich bereit, die Stärke der

neuen deutschen Marine auf 35 Prozent der Tonnage der englischen Flotte zu begrenzen, womit das Deutsche Reich immer noch 15 Prozent unter der französischen Flottentonnage läge. Ebenfalls äusserst geschickt ging er gleichzeitig auf Einwände ein, die «in den verschiedenen Pressekommentaren» erhoben worden seien, dass es sich dabei lediglich um einen Anfang der deutschen Forderungen handle, und bekräftigte: «Diese Forderung ist für Deutschland eine endgültige und bleibende.»

Der Führer hatte jetzt seit mehr als zwei Stunden gesprochen und, wie ich zu geben musste, eine durchschlagende Wirkung erzielt. Kurz nach zehn Uhr abends beendete er seine Ausführungen.

«Wer in Europa die Brandfackel des Krieges erhebt, kann nur das Chaos wünschen. Wir aber leben in der festen Überzeugung, dass sich in unserer Zeit nicht erfüllt der Untergang des Abendlandes, sondern seine Wiederauferstehung. Dass Deutschland zu diesem grossen Werk einen unvergänglichen Beitrag liefern möge, ist unsere stolze Hoffnung und unser unerschütterlicher Glaube.»

Diese massvoll klingenden Worte Hitlers brannten sich mir geradezu unauslöschlich ins Gedächtnis, und ich musste an sie denken, als sich später der Diktator daran machte, schlagend zu beweisen, wie wenig ernst es ihm damit gewesen war.

An jenem Abend aber beeindruckte mich die Rede – wie übrigens auch die Londoner *Times*, die sie geradezu überschwenglich bejubelte – so sehr, dass auch ich fest überzeugt war, Hitler wolle den Frieden, was auch sonst ich gegen ihn einzuwenden hatte. Wie entsetzlich naiv von mir!

Ich wäre wohl weniger leichtgläubig gewesen, hätte ich gewusst, was Hitler zu *tun* im Begriff stand, während er mit seinen Worten die Weltöffentlichkeit einlullte.

Zum ersten hatte er am Vormittag eben des Tages, an dem er seine grosse Friedensrede hielt, unter strengster Geheimhaltung in einer Kabinettsitzung das neue deutsche Wehrgesetz verkündet, durch das die Wehrmacht vollständig umorganisiert wurde und das eine spartanische Kriegswirtschaft vorsah. Während er über den Frieden redete, um alle Welt in Sicherheit zu wiegen, rüstete er so rasch er konnte zum Krieg.

Zum zweiten hatte er, bereits drei Wochen *bevor* er in seiner Friedensrede erklärt hatte, Deutschland werde die «territorialen Bestimmungen unbedingt respektieren», die ihm der Versailler Friedensvertrag vorschrieb, wie auch die Verpflichtungen, die es in Locarno freiwillig eingegangen war, einschliesslich der Entmili-

tarisierung des Rheinlandes, *das Oberkommando des Heeres angewiesen, Pläne für die militärische Besetzung des Rheinlandes auszuarbeiten.*

Die so minutiös geplante Operation, die blitzschnell gegen die Franzosen geführt werden sollte, wurde so geheimgehalten, dass nur ganz wenig Offiziere davon erfahren durften.

Solche geheimen Anweisungen kamen erst nach dem Krieg ans Licht, als den Alliierten vertrauliche Unterlagen der Deutschen in die Hände fielen. Wie blind waren wir damals in Berlin gegenüber dem, was hinter der prunkvollen Fassade des Dritten Reiches wirklich vor sich ging!

Ein wichtiger Bestandteil von Hitlers Plänen war – und er machte daraus kein Geheimnis – sein Bemühen, die Westalliierten zu entzweien, indem er abwechselnd mal dem einen, dann wieder dem anderen einen verlockenden Köder hinhielt, während er zugleich ihr Misstrauen so weit zerstreute, dass sie sich nicht zu einem Präventivschlag gegen ihn zusammenschlossen. Bestimmt gelang ihm das leichter, als er gedacht hatte – meiner Ansicht nach erschreckend leicht, vor allem bei den Briten, deren Schwächen er durchaus kannte.

In seiner Friedensrede vom 21. Mai hatte er ihnen in aller Öffentlichkeit ein Flottenabkommen angeboten. Bald darauf handelte Ribbentrop in London mit den Briten dessen Einzelheiten aus. Man einigte sich rasch, und am 18. Juni wurde in London der Flottenvertrag unterzeichnet. Hinter dem Rücken der Hauptverbündeten, nämlich Frankreichs und Italiens, die gleichfalls Seemächte waren und sich angesichts der deutschen Wiederbewaffnung besorgt zeigten, hatte die britische Regierung zugestimmt, die im Friedensvertrag vorgesehenen Flottenbeschränkungen um eines Vorteils willen aufzugeben, den sie für sich zu sehen meinte. Damit verschaffte sich Hitler die Mittel zum Aufbau einer See-streitmacht, die bald der Frankreichs und Italiens ebenbürtig war.

Der britische Schachzug verblüffte uns Korrespondenten in Berlin. «Ich verstehe es nicht», schrieb ich in mein Tagebuch. Besonders erstaunlich war, dass die Briten der Aufstockung der deutschen U-Boot-Waffe auf 60 Prozent der Tonnage Grossbritanniens zustimmten und unter ungewöhnlichen Umständen sogar auf 100 Prozent. «Die deutschen U-Boote», merkte ich in meinem Tagebuch an, «haben im vorigen Krieg die Briten fast besiegt und schaffen es im nächsten vielleicht tatsächlich.»

Dass die Briten ihre Alliierten so hintergingen, kam mir merkwürdig vor. Dabei war das keineswegs alles – London weigerte sich, den Franzosen Einzelhei-

ten des Flottenabkommens zur Kenntnis zu geben, mit Ausnahme der U-Boot-Tonnage. Wie ich weit später merkte, hatten die Briten den Deutschen praktisch gestattet, eine riesige Armada zu schaffen, zu der unter anderem fünf Schlachtschiffe gehörten, die schwerer und stärker bewaffnet waren als alles, was die Briten – oder irgendein anderes Volk – besass.

Mussolini, ein Zyniker wie Hitler, begriff die Haltung der Briten umgehend und schickte offenbar nach dem Motto «Was Hitler kann, kann ich auch» am 3. Oktober 1935 sein Expeditionsheer in die Berge des alten Kaiserreichs Äthiopien.

Am folgenden Tag, dem 4. Oktober, unterhielt ich mich im Auswärtigen Amt in der Wilhelmstrasse ziemlich lange mit Regierungs- und Parteifunktionären über Mussolinis Schachzug.

In der Wilhelmstrasse ist man begeistert. Entweder stolpert Mussolini und muss sich in Afrika so stark engagieren, dass er in Europa geschwächt ist – dann kann Hitler in das bisher vom Duce geschützte Österreich einmarschieren; oder er setzt sich gegenüber Frankreich und Grossbritannien (die nach Sanktionen des Völkerbundes rufen) durch und ist dann für ein Bündnis mit Hitler gegen die westlichen Demokratien interessant. Hitler hat so oder so den Vorteil davon.

Die Ereignisse zeigten bald, dass meine Voraussage zutraf.

Im September fuhr ich zum ersten Mal seit 1929 zu einem kurzen Besuch meiner Angehörigen, insbesondere meiner Mutter, nach Amerika. Die Zeit flog so rasch dahin – unfassbar, dass seit meinem Weggang von Iowa nach Europa zehn Jahre vergangen sein sollten!

Mitte September erfuhr ich, dass Hitler den Reichstag zu einer Sondersitzung nach Nürnberg einberufen hatte. Dabei war eine Reihe von Gesetzen erlassen worden, die die Juden im Deutschen Reich praktisch rechtlos machten. Unter anderem durften sie Arier weder heiraten noch sonstwie Beziehungen zu «reinblütigen» Deutschen haben. Niemanden in New York kümmerte das. Mich allerdings bedrückte diese Nachricht, obwohl man die Entwicklung Schritt für Schritt hatte verfolgen können und wir schon seit einem Jahr Zeugen der immer stärker werdenden Unterdrückung der Juden gewesen waren. Nicht einmal den Juden unter den Amerikanern ging die Ungeheuerlichkeit von Hitlers Vorgehen auf, das nicht nur gegen die Juden gerichtet war, sondern ganz allgemein gegen die Gebote der Menschlichkeit verstieß. Die meisten meiner amerikanischen Bekannten liessen durchblicken, dass sie mit dieser Art von «Gefühlsduselei» oder

«Sensationsmache» – denn so deuteten sie meine Betroffenheit – nicht viel im Sinn hatten.

Derlei Dinge trugen dazu bei, dass ich mich in meinem eigenen Lande unbehaglich fühlte und mir wie ein Fremder vorkam. Zweifellos war ich inzwischen in Europa heimischer als in meiner Heimat Amerika. Jetzt fiel mir auf, dass ich auch schon bei meinem ersten Besuch 1929 in meiner Geburtsstadt Chicago und später in Cedar Rapids, Iowa, wo ich seit meinem zehnten Lebensjahr aufgewachsen war, gewisse Anzeichen der Entfremdung gespürt hatte.

Damals war ich richtig froh gewesen, nach Paris zurückkehren zu können, und jetzt, 1935, drängte es mich schon nach zwei Wochen in New York «heim» zu reisen – obwohl dies «Daheim» Berlin war. Woher wohl diese Entwurzelung kam, die uns Amerikanern den Eindruck vermittelte, schon nach wenigen Jahren im Ausland zu Hause fremd zu sein? Für die Angehörigen anderer Völker galt das sicher nicht. Bald gewann ich den Eindruck, dass wir im Ausland tätigen Amerikaner auch in unseren Gastländern Fremde waren. Nie lernten wir die Sprache perfekt, und nie passten wir uns den dortigen Lebensgewohnheiten an. Wir blieben, was wir waren: ausländische *Beobachter*. Als ich das begriff, war mir klar, dass ich schliesslich doch heimkehren würde – hoffentlich, bevor es zu spät war.

Trotz aller Fremdheit, die ich empfand, fühlte ich mich in New York durchaus wohl. Ich lernte meine Angehörigen erneut kennen, vor allem meine Mutter, traf alte Freunde wieder, die für immer aus Europa zurückgekehrt waren, besuchte Gesellschaften und durchstreifte die begeisternde Stadt. Vielleicht, dachte ich, wenn ich ein wenig länger blieb, würde sich mein Gefühl der Nicht-Zugehörigkeit verlieren. Aber meine Auftraggeber bestanden darauf, dass ich nach Berlin zurückkehrte. Sie fürchteten (wie auch ich), dass Mussolini täglich in Äthiopien einmarschieren konnte, und versetzten Dosch-Fleurot nach Rom, damit er von dort aus berichtete. Für das Büro der *Universal* in Berlin war nun ich zuständig.

Diese Beförderung beflügelte mich. Zwar hatte ich gern mit Dosch zusammengearbeitet, und er würde mir sehr fehlen, doch hatte es auch seine Vorzüge, wenn man auf eigenen Füßen stand.

Einige Monate zuvor, Anfang Juni, waren Tess und ich nach Tempelhof gezogen, in die Wohnung von Hauptmann Hermann Köhl, einem Fliegerhelden des Weltkriegs ähnlich Hermann Göring, dem 1928 zusammen mit v. Hünefeld und Fitzmaurice der erste Atlantikflug von Osten nach Westen gelungen war. Er als gläubiger Katholik mochte mit dem Treiben seines Kriegskameraden Göring nichts

zu tun haben. Er überwarf sich mit ihm und zog sich auf einen kleinen Bauernhof in der Nähe Stuttgarts zurück.

Wir liebten die neue Behausung, die von zahllosen Gärten umgeben war. Die frische Luft und die Stille dort draussen taten uns gut. Zum Glück stand das Haus so weit vom Flughafen Tempelhof entfernt, dass wir vom Flugbetrieb nichts mitbekamen. Rasch hatten wir uns in unserer neuen Umgebung eingelebt.

Im Büro meiner Nachrichtenagentur allerdings begann ich, die Belastung zu spüren, die mit dem Versuch verbunden war, über die Nazidiktatur zu berichten. Gegen Jahresende war Goebbels offensichtlich schlechter Laune und drohte verschiedenen britischen und amerikanischen Korrespondenten die Ausweisung an. Schon früher, als ich erwartet hatte, stiess ich auf Schwierigkeiten.

Am Morgen des 23. Januar 1936 weckte mich ein Anruf von einem fanatischen Schreiberling aus dem Propagandaministerium namens Wilfred Bade. Er geiferte wegen irgendetwas, das ich über die Olympischen Winterspiele geschrieben hatte, die am 6. Februar in Garmisch-Partenkirchen eröffnet werden sollten. Es hiess, ich hätte, mit der Absicht, den Winterspielen zu schaden, einen unzutreffenden Artikel über Garmisch und die Juden geschrieben. Etwa sechs Wochen zuvor hatte ich in der Tat einige Berichte über diese Winterspiele verfasst und darin den Eifer angesprochen, mit dem die Deutschen sie, bei Hitler angefangen, gleichsam als Auftakt der Berliner Sommerspiele vorbereiteten. Der Führer wollte aus den Olympischen Spielen einen ungeheuren Triumph der Nazi-propaganda machen, und daher hatte ich im ersten meiner vier Artikel darauf hingewiesen, man achte streng darauf, dass die Schilder, die seit dem vorigen Sommer forderten Juden raus! und Juden unerwünscht! still und heimlich aus Garmisch entfernt wurden.

«Die Judenhetze in Deutschland», hatte ich hinzugefügt, «ist für die Zeit der Olympischen Spiele offiziell abgeblasen.»

Monatelang war man in Regierungskreisen in Berlin wegen der Drohung der Vereinigten Staaten besorgt gewesen, die Olympischen Spiele wegen der Verfolgung der Juden durch die Nazis zu boykottieren. Mein erster Bericht war am 10. Dezember in Zeitungen des ganzen Landes erschienen, zwei Tage nachdem die Vereinigung der Amateursportler der Vereinigten Staaten in einer stürmischen Sitzung in New York beschlossen hatten, die Olympischen Spiele in Deutschland nicht zu boykottieren.

Es dauerte nahezu sechs Wochen, bis Dr. Goebbels und sein Propagandaministerium auf meinen Artikel reagierten, jetzt aber fuhren sie alles Geschütz auf, das ihnen zur Verfügung stand. Nachdem sich Bade über mich ausgelassen hatte, legte er schliesslich auf, als ich zum Gegenangriff überging. Schon früh hatte ich gelernt, dass das die beste Möglichkeit war, mit Anwürfen von deutscher Seite fertig zu werden. Wenn einer brüllte, musste man zurückbrüllen, wurde man bedroht, forderte man den anderen auf, seine Drohungen ruhig wahrzumachen. Also hatte ich zurückgebrüllt. Doch wie sich zeigte, war Bades Anruf erst der Anfang. So schnell gab Goebbels nicht auf.

Das merkte Tess, als sie gegen Mittag im Radio Nachrichten hören wollte. Man verbreitete über den Äther, ich wolle die Spiele in Garmisch durch falsche Berichte über die Behandlung von Juden in Deutschland torpedieren. Nach der Mittagspause fand ich im Büro auf den Titelseiten der inzwischen eingetroffenen Nachmittagsausgaben schäumende Tiraden, in denen man mich als Lügner und «Deutschenhasser» bezeichnete.

Jedesmal, wenn der Bote neue Zeitungen mit weiteren Angriffen auf mich hereinbrachte, wurde es mir heisser unter dem Kragen. Viele Kollegen riefen an und rieten mir, die Sache gar nicht zur Kenntnis zu nehmen, weil sie vermuteten, man werde mich ausweisen, wenn ich zurückzuschlagen versuchte. Entschlossen, mit Bade abzurechnen, rief ich ihn immer wieder an. Schliesslich, es war wohl gegen neun Uhr abends, erklärte man mir, er sei nicht mehr im Büro. Voller Wut eilte ich nach draussen, die Wilhelmstrasse entlang, stürmte an einem Posten vorbei ins Propagandaministerium und platzte in Bades Dienstzimmer. Er sass an seinem Schreibtisch. Ich schrie ihn an, so laut ich konnte, verlangte eine Entschuldigung und eine Richtigstellung in der Presse. Wie zu erwarten war, brüllte er zurück. Unser Streit muss draussen gehört worden sein, denn zwei- oder dreimal steckten besorgte Untergebene die Köpfe durch die Tür – offensichtlich, um zu sehen, ob ihrem Vorgesetzten ein Leid geschah.

Schliesslich wurden wir ruhiger – vermutlich aus lauter Erschöpfung. Ich begriff, wie töricht es gewesen war anzunehmen, unter diesem Regime werde sich jemand für eine Lüge entschuldigen oder den Versuch machen, sie richtigzustellen. Bade murmelte jetzt etwas, das so klang wie: Man habe beschlossen, mich trotz meiner «Lügen» nicht des Landes zu verweisen. Ich forderte ihn auf, es ruhig zu versuchen. Aber auch das war töricht, denn es stand gar nicht in seiner Gewalt – derlei Dinge entschied der Oberpropagandist der Regierung, Goebbels, oder gar Hitler selbst. Man trug mir zu, dass die Nazibehörden mich eingeschüch-

tert zu haben glaubten und annahmen, ich würde mit meinen Äusserungen in Zukunft vorsichtiger sein. Falls sie das wirklich vermuteten, irrten sie.

Sowohl die Winterspiele in Garmisch als auch die bedeutenderen Sommerspiele in Berlin waren ein glänzender Erfolg für Adolf Hitler. Der Massstab, in dem die Nazis sie aufzogen, übertraf alles, was man in dieser Richtung je gesehen hatte. Die aus der ganzen Welt zusammengekommenen Athleten waren begeistert; die Zuschauer, vor allem die aus Amerika, waren beeindruckt. Meines Wissens hatten die Nazigrössen nie zuvor so aufwendige Gesellschaften gegeben wie jetzt, und Göring, Ribbentrop und Goebbels versuchten sich dabei gegenseitig zu übertrumpfen.

Die Spiele selbst waren nicht nur erstklassig organisiert und inszeniert, das ganze Land zeigte sich von seiner besten Seite: Hitler hatte nicht nur die Judenverfolgung ausgesetzt, er unternahm auch nichts gegen aufmüpfige Katholiken und Protestanten, und es kam auch zu keinem der üblichen Ausfälle gegen die «dekadenten» westlichen Demokratien und das «von Juden beherrschte» Amerika. Für eine Weile war alles Friede, Freude, Einigkeit, wenn man von gelegentlichen Hetztiraden in der Presse gegen die üblen Bolschewiken absah. Sie, also die Russen, hatte man nicht eingeladen; offensichtlich hielten die Olympischen Komitees (NOK) des faschistischen Italien, Nazideutschlands und der demokratisch regierten Länder LISA, Grossbritannien und Frankreich sie dessen noch nicht für würdig.

Ursprünglich hatte sowohl die amerikanische Leichtathletik-Union wie auch das US-amerikanische NOK 1933 nach Hitlers Machtübernahme mit überwältigender Mehrheit beschlossen, die Spiele zu boykottieren, wenn in den deutschen Mannschaften keine jüdischen Sportler zugelassen würden. Im Jahr darauf hatte das NOK der Vereinigten Staaten seinen Präsidenten Avery Brundage nach Deutschland entsandt, damit er sich an Ort und Stelle selbst davon überzeuge, ob sich Juden um Aufnahme in die Mannschaft bewerben konnten. Er stellte fest, dass das der Fall war, kehrte nach New York zurück und formulierte seine Empfehlung, die Spiele nicht zu boykottieren.

Da noch nicht alle überzeugt waren, wurde im September 1935 General Charles E. Sherrill, Mitglied sowohl des amerikanischen als auch des Internationalen Olympischen Komitees nach Deutschland geschickt, um die Sachlage erneut zu überprüfen. Während dieser im Lande umherreiste, erliess Hitler die Nürnberger Gesetze gegen die Juden, doch nahm der General keine Notiz davon. Er traf im Oktober wieder in New York ein und erklärte: «Ich bin nach Deutschland gereist, um zu erreichen, dass mindestens ein Jude in die deutsche Olympia-

mannschaft aufgenommen wird, und ich denke, dass ich meine Aufgabe erfüllt habe.»

Tatsächlich nahmen dank Sherrills Bemühungen sogar *zwei* Juden auf deutscher Seite an den Spielen teil. Beide waren eigens zu dem Zweck aus dem Exil zurückgekehrt, den Nazis bei ihrer Augenschwärze zu helfen. Kein im Lande lebender jüdischer Athlet durfte an den Ausscheidungskämpfen teilnehmen, dennoch gab sich das amerikanische NOK mit dem symbolischen Zugeständnis der beiden Renommierjuden zufrieden. Wir in Berlin trauten unseren Augen nicht, als wir in der *New York Times* lasen, was Frederick W. Rubien, der Sekretär des NOK der Vereinigten Staaten, von sich gegeben hatte:

Die Deutschen diskriminieren Juden bei den Ausscheidungen für die Olympischen Spiele nicht. Wenn sich Juden nicht qualifizieren, dann, weil sie nicht die geforderten Leistungen erbringen. Es gibt eben kein Dutzend Juden auf der Welt, die das für Olympia nötige Format haben.*

Auf diese unverfrorene Lüge gestützt kamen die Amerikaner 1936 nach Deutschland, um an den Olympischen Spielen teilzunehmen.

Der überragende Athlet in jenem Sommer, einer der bedeutendsten in der Geschichte der Olympischen Spiele, war der schwarze US-Amerikaner Jesse Owens, der vier Goldmedaillen gewann. Hitler, der jeden Tag auf der Tribüne den Wettkämpfen beiwohnte, weigerte sich, den Sprinter nach seinen überlegenen Medaillengewinnen zu empfangen. Immer, wenn Owens nach einem seiner Siege die Aschenbahn entlangtrabte, standen die Zuschauer auf und klatschten donnernden Beifall, nur Hitler, das konnte ich von meinem Platz auf der Presstribüne ganz in seiner Nähe sehen, wandte ihm den Rücken zu und redete mit einigen seiner Gefolgsleute. Einer von ihnen war Baldur von Schirach, und er berichtete, sehr viel später, was der Führer gesagt hatte, als er Owens den Rücken zuehrte: «Die

* In Wirklichkeit befand sich nahezu die Hälfte dieser Zahl, nämlich fünf, allein in der amerikanischen Mannschaft, und eine weit grössere Anzahl in Mannschaften anderer Länder. Zwei Juden, Sam Stoller und Marty Glickman, bildeten die Hälfte der amerikanischen 4x100-Meter-Staffel, von der man einen olympischen Rekord und möglicherweise einen Weltrekord erwartete, was sie auch vollbrachte. Aber noch am Vormittag vor dem Rennen wurden Stoller und Glickman in letzter Minute aus der Staffel genommen und durch Jesse Owens und Foy Draper ersetzt – wie der amerikanische Trainer erklärte, um die Staffel schneller zu machen. Auf Owens traf diese Behauptung sicherlich zu, aber Draper war die 100 Meter noch nie schneller als Stoller gelaufen. Auch wenn man mit dieser Handlungsweise kaum Hitler hatte einen Gefallen tun wollen, so hinterliess sie doch bei manchen Amerikanern einen schlechten Nachgeschmack.

Amerikaner sollten sich schämen, dass sie ihre Medaillen von Negern gewinnen lassen. Ich würde nie einem von ihnen die Hand geben.»

Als Schirach anregte, es würde sich gut machen, wenn der Führer sich mit Owens fotografieren liesse, erfüllte Hitler die blossе Vorstellung schon mit Schrecken.

Unter den herausragenden amerikanischen Besuchern der Olympischen Spiele waren Charles und Anne Lindbergh, die mit der Entführung und Ermordung ihres ersten Kindes einen schweren Schicksalsschlag erlitten hatten. Ihn hatte ich nicht mehr gesehen, seit ich acht Jahre zuvor vom Flughafen Le Bourget bei Paris über den rauschenden Empfang bei seiner Landung nach dem gelungenen ersten Atlantikflug berichtet hatte. Inzwischen wohnten sie bei dem totalitärem Gedanken- gut gegenüber aufgeschlossenen Nobelpreisträger Dr. Alexis Carrel. Ob es seinem Einfluss zuzuschreiben war, dass sie zwei Wochen vor Beginn der Spiele in Berlin eintrafen, weiss ich nicht, jedenfalls kümmerte sich Hermann Göring persönlich um sie, gab zu ihren Ehren rauschende Gesellschaften und beeindruckte Charles Lindbergh mit dem, was er ihm von der rasch grösser werdenden deutschen Luftwaffe zeigte. Lindbergh hatte sich geweigert, mit amerikanischen Korrespondenten in Berlin zusammenzutreffen, wohl weil ihn die Presse im Zusammenhang mit der Entführung seines Kindes gnadenlos gehetzt hatte, doch hatte die Lufthansa einige von uns für den 23. Juli zu Ehren Lindberghs und seiner Frau nach Tempelhof zum Tee eingeladen. Es überraschte mich zu sehen, wie wenig er sich verändert hatte – er sah immer noch wie ein grosser Junge aus, allerdings war er offenkundig selbstsicherer geworden.

Nach dem Tee demonstrierte man uns bei einem Probeflug das damals grösste Flugzeug der Welt, die *Feldmarsch all von Hindenburg*. Es war eine schwerfällige achtmotorige Maschine, die die Deutschen auf der Transatlantikroute einzusetzen hofften. Irgendwo über dem Wannsee übergab Göring den Steuerknüppel an Lindbergh, und so kamen wir in den Genuss einiger Flugfiguren, für die der Goliath der Lüfte sicherlich nicht konstruiert war. Wenn diese Manöver die Maschine in Stücke rissen, schoss es mir durch den Sinn, wäre das nicht nur Görings und Lindberghs, sondern auch mein Ende. Während den Ehrengästen gefüllte Tassen und Gläser von den Tischen auf den Schoss rutschten, fiel mir ein, dass ich kurz nach Lindberghs Landung in Paris gehört hatte, er liebe es, mit anderen seinen Schabernack zu treiben. Endlich setzte sich Göring wieder ans Steuer, und wir landeten glatt in Tempelhof.

In jener Woche wusste ich nicht so recht, woran ich mit Lindbergh war. Auf der einen Seite wies er in einer meiner Ansicht nach mutigen Ansprache warnend darauf hin, dass die neuen Bomber Europa in Schutt und Asche legen könnten, wenn die Menschheit dies tödliche Vernichtungsinstrument nicht ächtete oder zumindest seiner Anzahl und Grösse nach beschränkte. Andererseits beunruhigte es mich, dass ich aus Nazikreisen hörte, man habe bei den Lindberghs schon ein ziemlich weitgehendes «Verständnis» für Nazideutschland erreicht.

Durch Major Truman Smith, unseren mit Lindbergh befreundeten amerikanischen Militärattaché, versuchten einige von uns amerikanischen Korrespondenten erneut, mit ihm ins Gespräch zu kommen, weil wir hofften, damit ein Gegengewicht zur Nazi-propaganda herzustellen, auf die er möglicherweise hereingefallen war. Doch er weigerte sich erneut, uns zu empfangen.

Etwa zwei Wochen später, als Dr. Goebbels während der Olympischen Spiele seinen glänzenden Empfang auf der Pfaueninsel gab, kam Lindbergh, offensichtlich vom Propagandaminister dazu überredet, spät am Abend zu unserem Tisch herübergeschlendert und begrüßte uns recht freundlich. Ich hielt es für eine einzigartige Gelegenheit, den berühmten Flieger über das aufzuklären, was unter der Oberfläche von Hitlers Diktatur verborgen lag, aber wie schon zuvor so mancher amerikanische Geschäftsmann, den ich kennengelernt hatte, erklärte uns Lindbergh haarklein die Situation in Deutschland und drückte seine rückhaltlose Bewunderung für das dort Geleistete aus. Er hatte, ganz wie die bewussten Geschäftsleute, ein glückliches und einiges Volk vorgefunden. Als Flieger beeindruckte ihn vor allem die deutsche Luftwaffe und der Fortschritt der deutschen Luftfahrttechnik allgemein. Wieder hatten wir keine Gelegenheit, selbst etwas dazu zu sagen.

Allmählich schwand meine Lust, mir von prominenten amerikanischen Besuchern der Spiele die Zustände in Deutschland erläutern zu lassen. Eigentlich musste ich es ja besser wissen als sie. Viel wichtiger aber war, dass die Saat, die die Nazioberen in jenem Sommer in Berlin in Lindberghs Seele und die seiner klugen und anziehenden Frau streuten, sofern sie aufging, deren Urteilskraft gegenüber dem Verlauf der Geschichte wie auch der westlichen Kultur trüben würde.

Als jemand, der in den Tagen des allgemeinen Jubels bei Lindberghs Ankunft in Paris 1927 so rückhaltlose Bewunderung für seinen Mut, seine Bescheidenheit und auch Grösse empfunden hatte, war ich eigentlich eher traurig als überrascht, als er am 18. Oktober 1938, zwei Jahre nach seinem Besuch anlässlich der Olym-

pischen Spiele, aus Görings Hand das Verdienstkreuz mit Stern des von Hitler gestifteten Ordens vom Deutschen Adler für «Verdienste um das Reich» empfing.

Der Zeitpunkt hätte kaum unpassender sein können. Das Ganze zeigte meiner Ansicht nach nicht nur Lindberghs mangelndes Gespür, sondern auch, dass er nicht wusste, was auf der Welt vor sich ging. Erst drei Wochen war es her, dass Hitler in München unter Kriegsdrohungen Grossbritannien und Frankreich dazu gebracht hatte, ihm die Tschechoslowakei zu überlassen, und Europa wartete zitternd vor Furcht auf die nächste Androhung von Angriff und Krieg durch den wahnsinnigen Diktator. Am Abend, an dem man Lindbergh in Berlin den Orden umhängte, waren es noch drei Wochen bis zur Kristallnacht, die die schlimmste Judenverfolgung auslöste, die Deutschland je erlebt hatte und die ein Vorspiel war für die Massenvernichtung der Juden, die drei Jahre später begann.

Während Hitler im Februar 1936 in Garmisch-Partenkirchen gönnerhaft von der Tribüne herab dem friedlichen Wettstreit der Wintersportler zusah, beschäftigte sich sein rastloser Geist bereits mit einem Schachzug, der gewiss nicht friedlich und, wie er wusste, auch nicht ungefährlich war. Sofern er ihm gelang, würde das einen Wendepunkt auf Deutschlands triumphalem Weg aus der Niederlage des Jahres 1918 heraus bedeuten; schlug er fehl, konnte es für ihn und seine Nazidiktatur das Ende sein.

Selbstverständlich ahnten wir Korrespondenten, die wir uns um unsere Berichterstattung kümmerten, nichts von dem, was der Führer plante. Das galt für vieles von dem, was sich zu jener Zeit hinter der von den Nazis errichteten glanzvollen Fassade abspielte. So wusste keiner von uns, dass Hitler bereits am 2. Mai des Vorjahres, knapp drei Wochen vor seiner grossen Friedensrede vom 21. Mai, in der er geschworen hatte, nicht nur die territorialen Bedingungen des Versailler Vertrags, sondern auch den Locarno-Vertrag einzuhalten, seinem Kriegsminister General von Blomberg befohlen hatte, den Streitkräften erste Anweisungen für die Besetzung der entmilitarisierten Zone im Rheinland zu geben – eine eklatante Verletzung beider Verträge.

Gelegentlich hörte ich damals Gerüchte von geheimer militärischer Aktivität der Deutschen im Rheinland, meist aus der französischen Botschaft. Man munkelte, in der entmilitarisierten Zone würden nicht nur insgeheim Kasernen, Strassen und Eisenbahnlinien gebaut, sondern auch Waffen- und Munitionslager sowie Flugplätze angelegt. Obwohl meiner Ansicht nach der französische Botschafter André François-Poncet der am besten informierte ausländische Diplomat Berlins

war, nahm ich aus irgendwelchen Gründen diese Gerüchte nicht ernst, sondern hielt mich an den amerikanischen Militärattaché und dessen Mitarbeiter, die keinerlei ungewöhnliche Tätigkeit der deutschen Wehrmacht im Rheinland bemerkt hatten.

Ich hätte erkennen müssen, dass Hitlers zunehmend feindliche Haltung gegenüber dem französisch-russischen Beistandspakt, der im Frühjahr des Vorjahres eilig als Reaktion auf die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland (die den Bedingungen des Versailler Vertrags zuwiderlief) abgeschlossen worden war, möglicherweise einen blossen Vorwand für den Einmarsch ins Rheinland liefern sollte. In seiner grossen Friedensrede vom 21. Mai hatte er betont, die Unterzeichnung des Abkommens zwischen Frankreich und Russland verringere die vom Locarno-Vertrag gewährte Sicherheit, und das Auswärtige Amt hatte in aller Form bei der Pariser Regierung gegen jenes Abkommen protestiert. Da es die französische Nationalversammlung bis Jahresende und auch Anfang 1936 noch nicht bestätigt hatte, sah es ganz so aus, als müsse sich der Führer etwas anderes einfallen lassen.

Aber er verstand es, den rechten Zeitpunkt abzapassen. Wie nervös, seelisch labil und bisweilen hysterisch er auch sein konnte – wo es nötig war, brachte er Geduld auf. Zeit und Umstände arbeiteten in jenem Winter 1935/36 für ihn. Nicht nur hatte die Art, wie Nazideutschland die Winterspiele organisiert und sich ausländischen Besuchern präsentiert hatte, tiefen Eindruck auf die Weltöffentlichkeit gemacht, wichtiger noch war für Hitler das den ganzen Winter dauernde Bemühen der Briten und Franzosen – oder zumindest der Anschein davon –, über den Völkerbund zu erreichen, dass Italiens Überfall auf Äthiopien Einhalt geboten wurde. Er merkte, dass sich die Aufmerksamkeit Grossbritanniens und Frankreichs nicht auf Berlin konzentrierte, so dass sie warnende Hinweise auf die Entwicklung im Rheinland möglicherweise nicht beachteten.

Als dann am 27. Februar 1936 das französische Abgeordnetenhaus nach zweiwöchiger Debatte mit unerwartet hoher Mehrheit (353 zu 164) den französisch-russischen Vertrag billigte, hatte Hitler den Vorwand, den er brauchte. Ich ersehe aus meinem Tagebuch, dass ich allmählich zu begreifen begann, wohin der Hase lief. Am 28. Februar schrieb ich:

Das französische Parlament hat den Pakt mit der Sowjetunion mit grosser Mehrheit gebilligt. Grosse Entrüstung in der Wilhelmstrasse. Fred Oechsner [Leiter des United-Press-Büros] sagt, ihm und Roy Howard [von den Scripps-

Howard-Zeitungen] sei Hitler vorgestern sehr beunruhigt vorgekommen.

Wie aus meinem Tagebuch hervorgeht, sah ich immer noch den Wald vor lauter Bäumen nicht. Wenige Tage später war es dann klarer.

Berlin, 5. März. In Parteikreisen heisst es, Hitler wolle den Reichstag für den 13. einberufen. An jenem Tag soll der französische Senat das Abkommen mit der Sowjetunion ratifizieren. Schreckliche Stimmung heute in der Wilhelmstrasse, sie lässt sich aber nicht genau ausloten.

Die Stimmung war nicht nur schlecht, sondern auch unsicher. Es war deutlich zu sehen, dass uns etwas sehr Wichtiges bevorstand. Mit Sicherheit war eine von Hitlers Überraschungen zu erwarten, doch wusste keiner meiner Gewährsleute in der Partei oder der Regierung, worin diese bestehen würde. Vielleicht, dachte ich, zauderte Hitler, was bisweilen vorkam.

Da aber sollte ich mich irren. Wir wissen jetzt aus nach dem Krieg in die Hände der Alliierten gefallenem Geheimdokumenten, dass am 1. März, zwei Tage nach der Abstimmung im französischen Parlament, Hitler zur grossen Betroffenheit der Generalität seinen Entschluss gefasst hatte. Die Militärs waren der Überzeugung, die französische Armee werde die im Rheinland zusammengezogenen schwachen deutschen Kräfte vernichten, doch Hitler hörte nicht auf sie und liess am nächsten Tag den Befehl zur Besetzung geben. Blomberg erklärte seinen führenden Offizieren, es müsse auf jeden Fall ein Überraschungsschlag werden, und er erwarte, dass sich alles unblutig abspiele. Sollten die Franzosen entgegen Hitlers Ansicht doch kämpfen wollen, behielt sich der Oberkommandierende das Recht vor, über militärische Gegenmassnahmen zu entscheiden. Sechs Tage später erfuhr ich, worin diese bestanden hätten: in einem raschen Rückzug über den Rhein.

Am Freitag, dem 6. März, schrieb ich um Mitternacht nach einem hektischen Tag, an dem ich in ganz Berlin herauszubekommen versucht hatte, was vor sich ging, in mein Tagebuch: «Heute kursierten die wildesten Gerüchte in der Stadt.» Es war mir allerdings gelungen, einige Tatsachen herauszudestillieren.

Hitler hatte für den kommenden Tag um zwölf Uhr mittags den Reichstag einberufen und die Botschafter Grossbritanniens, Frankreichs, Italiens und Belgiens auf zehn Uhr ins Auswärtige Amt bestellt. Da es sich bei ihnen um die Vertreter der vier anderen Locarno-Mächte handelte, konnte ich mir mit Hilfe dessen, was ich aus Parteikreisen erfahren hatte, zusammenreimen, dass Hitler den Locarno-

Vertrag aufzukündigen beabsichtigte.* Genau ein Jahr zuvor hatte er im Parlament versprochen, er werde ihn «unbedingt respektieren». Ich vermutete, dass Hitler beabsichtigte, die Entmilitarisierung des Rheinlandes einseitig aufzuheben, obwohl das Auswärtige Amt das heftig dementierte. Ob er die Armee in Marsch setzen würde, liess sich nicht feststellen. Einige meiner Quellen sagten ja, andere wieder nein. Mir erschien es ein grosses Risiko, schrieb ich in einem meiner Berichte an jenem Abend, «angesichts dessen, dass die französische Armee sie leicht Zurückschlagen könnte».

Am nächsten Tag, dem 7. März 1936, begannen im Morgengrauen deutsche Truppen ihren Einmarsch in die entmilitarisierte Zone des Rheinlandes. Etwa eine Stunde später überschritt eine Streitmacht von symbolischer Grösse den Rhein und marschierte auf Aachen, Trier und Saarbrücken zu. Den Worten meines Korrespondenten in Köln zufolge, der seinen Augenzeugenbericht am frühen Morgen durchzutelefonieren begann, war es eine *Parade*. Die Reichswehrosoldaten in Feldgrau marschierten einfach hinter ihren munter spielenden Militärkapellen drein, Formationen gab es nicht. In Köln und anderen Städten begrüsst freudetrunkene Menschenmengen die Soldaten und warfen Blumen in ihre Reihen. Es gab kein Anzeichen einer Reaktion der Franzosen jenseits der Grenze, sagte mein Korrespondent.

Das wunderte mich. Natürlich wusste ich von 1934, wie es in Frankreich aussah. Den Franzosen war es seinerzeit wichtiger, gegeneinander zu kämpfen als gegen Deutsche. Dennoch schien es unfasslich, dass sie mit ihrer Hitlers Streitmacht so deutlich überlegenen Armee nicht eingriffen. Es ging ja nicht nur um die Sicherheit der Nordostgrenze, über die die deutschen Invasoren in der Vergangenheit immer wieder gekommen waren, sondern vielleicht sogar um den Sturz des Naziregimes. Den meisten von uns in Berlin, ob Ausländer oder Deutsche, war an jenem schicksalhaften 7. März 1936 klar, dass ein Eingreifen französischer Einheiten das Ende Hitlers bedeutet hätte.

* Der von den vier grossen Westmächten (Grossbritannien, Frankreich, Italien und Deutschland) und von Belgien im Oktober 1925 abgeschlossene Locarno-Vertrag garantierte die Grenzen Belgiens und Frankreichs mit Deutschland so, wie sie im Versailler Vertrag festgelegt waren, einschliesslich der entmilitarisierten Zone des Rheinlands. Artikel 42 und 43 dieses Vertrags sahen vor, dass Deutschland westlich des Rheins sowie in einem 50 Kilometer breiten Streifen östlich davon keine Truppen unterhalten und keine Befestigungen bauen durfte. Dies Zugeständnis war ein Teil des Preises, den das Land 1919 dafür an Frankreich zahlen musste, dass Marschall Foch auf seine Forderung verzichtete, die westrheinischen Gebiete müssten an Frankreich fallen. Die entmilitarisierte Zone gewährte Frankreich und Belgien eine gewisse Sicherheit gegen eine Wiederholung des plötzlichen deutschen Einmarsches von 1914.

Um zehn Uhr vormittags empfing Hitlers willfähriger Reichsausserminister, Konstantin Freiherr von Neurath, die Botschafter der Mitunterzeichner-Staaten des Locarno-Paktes und übergab ihnen eine lange (von Hitler verfasste) Denkschrift, aus der hervorging, dass sich Deutschland wegen des französisch-russischen Vertrags nicht länger an das Abkommen von Locarno gebunden fühlte und daher mit sofortiger Wirkung die entmilitarisierte Zone des Rheinlandes besetzen werde.

Dann kam ein typisch hitlerscher Streich. Kaum hatte er den Vertrag gebrochen, auf den der Frieden in Westeuropa gegründet war, schlug er einen neuen Friedensplan vor – in Form eines 7-Punkte-Programms. François-Poncet merkte dazu an: «Hitler hat seinen Gegner gehorft und dann gesagt: «Hier sind meine Friedensangebote!»»

In dieser Denkschrift machte sich Hitler erbötig, mit Frankreich und Belgien einen von Grossbritannien und Italien zu garantierenden Nichtangriffspakt mit 25jähriger Laufzeit zu unterzeichnen. Welchen Sinn aber sollte ein neuer Vertrag haben, wenn der alte, der genau dieselben Bedingungen enthielt, gerade gebrochen worden war? Aber damit hatte Hitlers Heuchelei ihren Höhepunkt noch nicht erreicht: In einem weiteren Punkt schlug er die Entmilitarisierung eines Bereichs zu *beiden* Seiten der französischen Westgrenze vor. Damit wäre Frankreich gezwungen gewesen, seine Maginot-Linie zu schleifen – jetzt, wo der Rhein wieder in deutscher Hand war, sein einziger Schutzwall vor einem erneuten deutschen Einfall. Sie zu bauen, hatte fast zehn Jahre und zig Milliarden Francs gekostet.

Am Mittag jenes Tages ging ich zur Krolloper*, um Hitlers Rede vor dem Reichstag zu hören. Er machte aus ihr ein Schauspiel – faszinierend, merkwürdig, beängstigend und sehr deutsch, zumindest sehr nazideutsch.

Im Hause herrschte grosse Spannung, da die meisten der Reichstagsabgeordneten noch nichts von der Neuigkeit wussten, wohl aber gehört hatten, dass etwas im Gange sei. In der Diplomatenloge fehlten die Botschafter Frankreichs, Grossbritanniens, Belgiens und Polens, die Italiens und der Vereinigten Staaten waren anwesend. General von Blomberg, der zusammen mit seinen Kabinettskollegen links auf der Bühne sass, zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Sein Gesicht war kreideweiss, und er tastete nervös mit seinen Fingern am Tisch herum. So unruhig hatte ich ihn noch nie gesehen.

* Nach dem Reichstagsbrand 1933 hatte Hitler beschlossen, das Gebäude nicht wieder instand setzen zu lassen, obwohl es lediglich im Inneren beschädigt worden war. Reichstagsitzungen fanden von nun an in der Krolloper statt – für diese Art Theater schien es mir genau der rechte Rahmen zu sein.

Wie fast immer begann Hitler damit, dass er das Unrecht des Versailler Vertrags und die Friedensliebe des deutschen Volkes herausstrich. Als er dann bei einem weiteren Lieblingsgegenstand ankam, den abscheulichen Bolschewiken, mit denen die Franzosen gerade einen schändlichen Vertrag geschlossen hatten, überschlug sich seine bis dahin leise und wohltonende Stimme in einem hysterischen Kreischen.

«Ich will nicht, dass über das deutsche Volk... das Grauen der kommunistischen internationalen Hassdiktatur gesenkt wird. Ich zittere für Europa bei dem Gedanken, was... werden soll, wenn durch das Hereinbrechen dieser destruktiven... asiatischen Weltauffassung das Chaos der bolschewistischen Revolution erfolgreich sein würde.»

Hier sprangen die Abgeordneten in ihren Braunhemden auf und klatschten frenetischen Beifall. Hitler senkte seine Stimme und erklärte, das Abkommen Frankreichs mit der Sowjetunion mache den Locarno-Vertrag ungültig – ein zweifelhaftes Argument, da zwischen beiden keine Verbindung bestand. Er machte eine Pause, liess seine hypnotischen Augen durch den grossen Saal gleiten und fuhr mit feierlicher, tiefer und volltönender Stimme fort:

«Deutschland sieht sich daher auch seinerseits nicht mehr als an diesen erloschenen Pakt gebunden an... Im Interesse des primitiven Rechts eines Volkes auf Sicherung seiner Grenzen und zur Wahrung seiner Verteidigungsmöglichkeiten hat daher die Deutsche Reichsregierung mit dem heutigen Tage die volle und uneingeschränkte Souveränität des Reiches in der entmilitarisierten Zone des Rheinlandes wieder hergestellt.»

Das war die Erklärung, auf die die Abgeordneten gewartet hatten. Die jetzt folgende Szene habe ich an jenem Abend in meinem Tagebuch so genau aufgezeichnet, wie es mir möglich war.

Jetzt springen die 600 Abgeordneten, alle von Hitler persönlich eingesetzt, willenlose, unbedeutende Männer mit grossen Leibern, faltigen Nacken, kurzgeschorenem Haar und sich wölbenden Bäuchen, in braunen Uniformen und schweren Stiefeln, Wachs in seinen geschickten Händen, wie Automaten auf, heben den rechten Arm zum Nazigruss und brechen in «Heil!»-Rufe aus, die

ersten zwei oder drei wild durcheinander, die nächsten 25 einstimmig – wie ein Anfeuerungsruf bei einem Sportereignis.

Hitler gebietet mit erhobener Hand Schweigen. Nur zögernd tritt Ruhe ein. Langsam nehmen die Automaten wieder Platz. Hitler hat sie jetzt in seinen Krallen, und er scheint das zu spüren. Bei seinen Worten: «Männer, Abgeordnete des Deutschen Reichstages!» herrscht Totenstille. «In dieser geschichtlichen Stunde, da in den westlichen Provinzen des Reiches deutsche Truppen soeben ihre künftigen Friedensgarnisonen beziehen, vereinigen wir uns alle zu zwei heiligen inneren Bekenntnissen.»

Seine Stimme versagt. Diesem hysterischen parlamentarischen Pöbel ist es neu, dass sich deutsche Soldaten bereits im Rheinland befinden. Alles Militärische in ihrem deutschen Blut steigt ihnen zu Kopf. Sie springen laut schreiend auf... ihre Hände erheben sich in sklavischem Gruss, ihre fanatisch glühenden Augen kleben an ihrem Messias. Dieser beherrscht seine Rolle meisterhaft. Das Haupt in gespielter Bescheidenheit gesenkt, wartet er geduldig, bis Stille eintritt, und sagt dann, immer noch leise, aber mit vor Rührung fast erstickter Stimme die beiden Bekenntnisse:

«Erstens zu dem Schwur, vor keiner Macht und vor keiner Gewalt in der Wiederherstellung der Ehre unseres Volkes zurückzuweichen und lieber der schwersten Not ehrenvoll zu erliegen, als jemals vor ihr zu kapitulieren.» [Damit bereitet er das Volk auf das vor, was geschehen kann, wenn die Franzosen eingreifen, dachte ich. Aber wenn das eintritt, kann nichts ihn retten.]

«Zweitens zu dem Bekenntnis, nun erst recht für eine Verständigung der Völker Europas und insbesondere für eine Verständigung mit unseren westlichen Völkern und Nachbarn einzutreten... Wir haben in Europa keine territorialen Forderungen zu stellen. Wir wissen..., dass ... Spannungen ... durch Kriege nicht gelöst werden können.»

Es dauerte lange, bis sich der Jubel legte. Schliesslich gebot Göring in seiner Eigenschaft als Präsident des Reichstags (eines seiner vielen Ämter) Ruhe und erklärte die Sitzung für geschlossen, woraufhin die Abgeordneten hinausströmten, immer noch unter dem Zauberbann ihres Führers. Sie gebärdeten sich, als gehöre ihnen – oder Nazideutschland – die Welt. Hinter dem Lächeln einiger Generäle, die gleichfalls den Raum verliessen, glaubte ich deutliche Nervosität zu entdecken. Es war zwei Uhr nachmittags, und sie hatten seit mehr als zwei Stunden keinen Kontakt mehr mit der Aussenwelt gehabt. Und wenn sich inzwischen die Franzosen in Marsch gesetzt hatten?

Erst als Hitler mit seinen Paladinen fortgefahren war, liessen uns die stämmigen

SS-Wachen aus dem Gebäude hinaus. Mit John Elliott vom *New York Herald-Tribune* ging ich zum Hotel *Adlon*, wo wir zu Mittag essen wollten. Wir brachten vor Verblüffung kaum ein Wort heraus.

Bevor ich ins Büro zurückkehrte, um meinen Bericht zu schreiben, machte ich einen kleinen Spaziergang im Tiergarten, um etwas frische Luft zu schnappen und meine Gedanken zu ordnen. Unterwegs begegnete mir General von Blomberg mit zwei Hunden an der Leine. In seinem immer noch aschfahlen Gesicht zuckte es.

Ob etwas schiefgegangen war? Vielleicht hatten die Franzosen endlich doch etwas unternommen. Am liebsten hätte ich ihn gefragt, aber da ich wusste, dass er nur bei Pressekonferenzen und Rosenbergs Bierabenden Korrespondenten Auskunft gab, erwiderte ich seinen freundlichen Gruss nickend und liess ihn seinen Weg fortsetzen.

Den Rest des Nachmittags und den frühen Abend verbrachte ich mit der Abfassung meines Berichts. Da es Samstag war – Hitler schien seine grossen Überraschungen immer am Wochenende zu starten* – und in den Vereinigten Staaten die Sonntagszeitungen sehr früh Redaktionsschluss hatten, gab ich meinen Bericht am Nachmittag stückweise telefonisch nach Paris durch, von wo er nach New York weitergeleitet wurde. Jedesmal erkundigte ich mich, was die Franzosen unternahmen.

«Bis jetzt nichts», war die gleichbleibende Antwort unseres Pariser Korrespondenten. Doch als ich spät abends meine letzte Rate durchtelefonierte, sagte er, die französische Regierung, die sich den ganzen Tag mit dem Generalstab beraten habe, sei schliesslich zu einer Entscheidung gekommen.

«Sie werden also marschieren!» entfuhr es mir.

«Nein», war seine Antwort, «sie wollen in Genf beim Völkerbund Protest einlegen.»

Ich konnte es nicht glauben.

Während ich vor dem Heimweg meinen Schreibtisch aufräumte, schaute ich auf die Wilhelmstrasse hinunter. Endlose SS-Kolonnen brachten dem Führer vor

* Es hatte ganz den Anschein, als habe Hitler in den ersten Jahren seine grossen Wagemstücke in der Aussenpolitik stets deshalb auf einen Samstag gelegt, weil er wusste, dass britische Kabinettsminister und hohe Regierungsbeamte ihre Wochenenden grundsätzlich ausserhalb Londons irgendwo auf dem Lande zu verbringen pflegten und keineswegs gewillt waren, an Staatsgeschäfte auch nur zu denken. Gerade ein Jahr vorher hatte er am 16. März 1935, gleichfalls einem Samstag, in offener Verletzung des Friedensvertrags das neue Wehrpflichtgesetz verkündet. Hitler, hiess es, verliess sich darauf, dass, wenn die britische Regierung am Wochenende nicht arbeitsfähig war, die Franzosen die Briten nicht um Unterstützung gegen Deutschland bitten würden, ohne die Frankreich nichts unternehmen konnte.

der Reichskanzlei einen Fackelzug, der wie ein Lichtband durch die Nacht glitt. Mein deutscher Mitarbeiter, den ich nach unten geschickt hatte, berichtete, Hitler nehme von seinem Balkon aus in nahezu gelöster Stimmung die Parade ab.

«Hitler ist ungeschoren davongekommen!» begann ich am folgenden Tag meinen Tagebucheintrag. Das ging nicht nur aus den Nachrichten hervor, die aus Paris und London eintrafen, sondern zeigte sich auch in den selbstzufriedenen Gesichtern Hitlers, Görings und der Generäle von Blomberg und Fritsch, die in der Staatsoper zum zweiten Mal in zwei Jahren den Heldengedenktag feierten – weniger zum Gedenken an die Kriegstoten der Nation als an die Dreistigkeit, mit der der Führer feierlich beschworene Abkommen gebrochen hatte.

Wie im Vorjahr verlas General von Blomberg die Gedenkrede. Für einen Mann, der 24 Stunden zuvor im Reichstag und am Nachmittag desselben Tages fast vor Angst vergangen war, wirkte er erstaunlich herausfordernd, wenn nicht gar grossspurig. Dann aber wurde mir bewusst, dass er lediglich ablas, was sein Herr und Meister für ihn formuliert hatte.

«Wir wollen keinen Angriffskrieg», sagte er, «aber wir fürchten auch keinen Verteidigungskrieg.»

Alles Bluff, dachte ich. Ich hatte auf meinem Weg zur Oper von einer Quelle im Generalstab erfahren, dass die am Vortag ins Rheinland einmarschierten deutschen Truppen strikten Befehl hatten, den Rückzug anzutreten, sobald französische Truppen sich sehen liessen. Nach Ansicht des Generalstabs waren sie für ein Gefecht gegen die reguläre französische Armee weder eingestellt noch ausgerüstet. Hitler hatte es einfach darauf ankommen lassen.

Nach der Zeremonie im Opernhaus rief ich in unserem Londoner Büro an, um zu erfahren, was die Briten beabsichtigten. Herzhaftes Gelächter war die Antwort auf meine Frage. Premierminister und Kabinett, hörte ich, waren noch nicht aus dem Wochenende zurückgekehrt, und ein grosser Teil der Sonntagsblätter, vor allem Garvins *Observer* und Lord Rothermeres *Dispatch* begrüsst Hitlers Schachzug geradezu. Meine Londoner Kollegen hatten einen Abzug des Leitartikels für die Montagsausgabe der *Times* vor sich liegen und teilten mir mit, zwar missbillige diese einflussreichste aller britischen Blätter Hitlers voreilige Handlungsweise, überschreibe den Artikel aber mit «Eine Chance für einen Neuanfang».

Die Franzosen jedenfalls hatten, unabhängig davon, was die Briten unternahmen, eine Gelegenheit gehabt, Hitler in den Arm zu fallen und ihn damit wahrscheinlich zu stürzen, sie aber ungenutzt verstreichen lassen. Stattdessen wollte

die französische Regierung beim Völkerbund vorstellig werden, der gerade durch sein Versagen bei Mussolinis Übergriff in Äthiopien bewiesen hatte, wie hilf- und rüchgratlos er war. Sicherlich hätte die französische Armee die Deutschen aus dem Rheinland vertreiben können, und das wäre das Ende Hitlers und Nazi-deutschlands gewesen. Davon war ich fest überzeugt. Um drei Uhr in der Nacht zum Montag notierte ich in meinem Tagebuch:

Ich verstehe nicht, warum die französische Armee nicht eingreift. Bestimmt ist sie der Reichswehr haushoch überlegen. Damit wäre Hitlers Ende besiegelt, denn er hat alles auf diese eine Karte gesetzt, und wenn die Franzosen ihn dadurch demütigen, dass sie das Westufer des Rheins besetzen, kann er sich nicht halten.

Jahrelang widersprachen Berliner Kollegen wie auch Londoner und Pariser Bekannte meiner Behauptung, dass die französische Armee ohne Weiteres die Reichswehr-Speerspitzen im Rheinland hätte zurückdrängen können und dass das den Untergang Adolf Hitlers bedeutet hätte. Doch im Laufe der Zeit bestätigte sich diese Ansicht aus der besten aller denkbaren Quellen. Beim Nürnberger Prozess erklärte General Jodl 1946, das deutsche Oberkommando der Wehrmacht habe die Truppen zurückziehen wollen, als es erfuhr, dass die Franzosen 13 Divisionen an der Grenze zusammenzogen.

«Angesichts der Situation, in der wir uns befanden», fuhr Jodl fort, «hätten die Franzosen leichtes Spiel mit der Reichswehr gehabt.»*

Wir wissen jetzt, dass Hitler derselben Ansicht war und erklärt hatte, dass die Deutschen sich eilends hätten zurückziehen müssen, wenn die Franzosen ins Rheinland einmarschiert wären, denn das militärische Potential hätte nicht einmal für einen bescheidenen Widerstand gereicht.

Auch auf die Frage, welches Schicksal Hitler und seiner Diktatur in einem solchen Fall geblüht hätte, hat er selbst die Antwort geliefert und erklärt, dass ein Rückzug auf deutscher Seite für die Führung einen Zusammenbruch bedeutet hätte.

Der Diktator war also gar nicht so zuversichtlich gewesen, wie er an jenem Samstagvormittag im Reichstag und am Sonntagmorgen bei der Feier des Helldengedenktags gewirkt hatte. Später gestand er, dass die 48 Stunden nach dem

* *TMWC. Trial of the Major War Criminals*, Nuremberg documents and testimony, Bd. XV, S. 352.

Einmarsch ins Rheinland die nervenaufreibendsten seines ganzen Lebens gewesen seien.

Doch da er eisern entschlossen war, sein Vorhaben durchzuführen und es darauf ankommen liess, ob die Franzosen stillhalten würden oder nicht, blieb er den Vorstellungen der militärischen Führung gegenüber taub. Später sagte er sogar zu General von Rundstedt, dass er Blombergs Rückzugs-Aufforderung als Feigheit ansehe.

Das war das erste, aber nicht das letzte Mal, dass Hitler inmitten einer von ihm selbst geschaffenen Krise standhaft blieb, während seine Generäle schwankten.

Das deutsche Volk war von Hitlers kühnem Streich sehr angetan, vor allem natürlich die Rheinländer. Dosch-Fleurot war eigens von Rom ins Rheinland geflogen, um uns bei der Arbeit zu helfen. In einem Bericht, den ich an jenem Abend für ihn nach Paris durchgab, hiess es, katholische Priester hätten an den Rheinbrücken den deutschen Soldaten den Segen erteilt und Kardinal Schulte habe im Kölner Dom Hitler für seine Tat gepriesen. Doschs Ansicht nach hatten die Katholiken des Rheinlandes erstaunlich rasch die Verfolgung der Kirche durch die Nazis vergessen.

Überaus geschickt forderte Hitler, wie schon früher bei solchen Gelegenheiten, zu einer Volksabstimmung über seine Handlungsweise auf. Das Ergebnis liess sich leicht voraussagen – welcher Deutsche würde sich gegen eine solche nationale Tat aussprechen? Obwohl wir Auslandskorrespondenten in einigen der Wahllokale, die wir am 29. März, dem Tag der Abstimmung, besuchen konnten, Unregelmässigkeiten entdeckten, kann es keinen Zweifel daran geben, dass Hitler einen überwältigenden Vertrauensbeweis erhielt. Den amtlichen Angaben nach beteiligten sich etwa 99 Prozent der gut 45 Millionen Wahlberechtigten, die bis auf einen verschwindend geringen Teil die Handlungsweise des Diktators billigten.

In meinen Berichten und in meinem Tagebuch schrieb ich damals ziemlich viel über die Bedeutung von Hitlers Einmarsch ins entmilitarisierte Rheinland und über Frankreichs unverständliches Zaudern, dagegen einzuschreiten. Erst Jahre später begriff ich die ganze Bedeutung dieses Schrittes.

«So geht Locarno dahin, der Hauptpfeiler im europäischen Friedensgebäude», heisst es in meinem Tagebuch als Kommentar zum Einmarsch der Reichswehr ins Rheinland. Dieser für Europa so bedeutungsschwere Schlag hatte auch noch andere Folgen, denn mit seinem kühnen Handstreich stärkte Hitler seine Position in Deutschland ungemein und legte die Zerstrittenheit und Gleichgültigkeit der westlichen Demokratien bloss. Wir vermögen jetzt zu erkennen, dass die Beset-

zung des Rheinlandes ein Meilenstein auf dem Weg zum Krieg war, denn auf sie ging die Verschiebung des militärischen Kräftegleichgewichts in Europa zurück.

Im Rückblick lässt sich erkennen, dass der erfolgreiche Schachzug des Nazidiktators ihm einen in seinen ungeheuerlichen Konsequenzen eindrucksvollen und schicksalhafteren Sieg eintrug, als ich damals ahnen konnte. Im Inland, das zeigte das Ergebnis der Volksabstimmung, hob er Hitlers Popularität und Macht auf eine Höhe, die kein deutscher Herrscher je erreicht hatte, und liess ihn auch den Generälen überlegen erscheinen; sie hatten sich in einer Krise, in der er standhaft geblieben war, als zögernd und unschlüssig erwiesen. Auch mussten sie anerkennen, dass seine Urteilskraft in der Aussenpolitik und selbst auf militärischem Gebiet der ihren überlegen war, denn sie hatten befürchtet, Frankreich werde sich zur Wehr setzen – er hatte es besser gewusst.

Vor allem erkannte Hitler deutlicher als jeder andere Politiker in Europa (möglicherweise mit Ausnahme Winston Churchills, der aber keinerlei Machtposition innehatte), dass die Besetzung des Rheinlandes, so unbedeutend sie als militärische Operation sein mochte, unabsehbare strategische Folgen für Europa zeitigte. Den Schaden hatten die westlichen Demokratien, vor allem Frankreich, sowie deren Verbündete im Osten: die Tschechoslowakei, Polen und die Sowjetunion. Die passive Haltung Frankreichs und die mangelnde Bereitschaft der Briten, ihren Bündnispartner bei etwas zu unterstützen, das kaum umfangreicher gewesen wäre als eine Polizeiaktion, wuchs sich für den Westen zu einer Katastrophe aus, auf die alle nachfolgenden Katastrophen zurückgingen. Im März 1936 bot sich den beiden westlichen Demokratien die letzte Gelegenheit, ohne Gefahr eines ernsthaften Krieges dem weiteren Aufstieg Deutschlands Einhalt zu gebieten und sogar – wir wissen heute, dass Hitler das selbst so sah – den Nazityrannen und sein Regime zu stürzen. Sie liessen sie ungenutzt verstreichen.

Sogar in Frankreich dauerte es Jahre, bis man erkannte, dass dies Frühlingss-wochenende im Rheinland für das Land den Anfang vom Ende bedeutet hatte. Nicht nur war das ganze in Versailles errichtete und durch den Locarno-Vertrag gestützte Gebäude des Friedens und der Sicherheit in Europa eingestürzt, auch die französischen Bündnisse mit den östlich Deutschlands gelegenen Ländern waren wertlos geworden. Ein Frankreich, das gegen einen deutschen Einmarsch ins Rheinland nicht kämpfte, obwohl weder Befestigungsanlagen noch ein starker Gegner zu überwinden waren, würde gewiss erst recht nichts unternehmen, wenn es erst einmal solche Befestigungen gab und die Nazistreitkräfte deutlich

erstarkt waren. Frankreichs Ostalliierte (die Sowjetunion, Polen, die Tschechoslowakei, Jugoslawien und Rumänien) mussten erkennen, dass an jenem Wochenende die Grundlage ihrer Sicherheit zerstört worden war, nämlich die Gewissheit französischer Hilfe aus dem Westen, falls Deutschland im Osten angriff.

All das stellte Konstantin Freiherr von Neurath, der deutsche Aussenminister, dem amerikanischen Botschafter in Frankreich, William C. Bullitt, deutlich vor Augen, der ihm während seiner Urlaubsreise in Deutschland am 18.Mai, fünf Wochen nach dem Einmarsch ins Rheinland, in Berlin einen Höflichkeitsbesuch abstattete.

Nach Washington berichtete Bullitt, Neurath habe gesagt, die deutsche Regierung werde in auswärtigen Angelegenheiten nicht eher aktiv, bis das Rheinland «verdaut» sei, das müsse man so verstehen, dass die deutsche Regierung alles Erdenkliche tun werde, um einen Putsch der Nazis in Österreich eher zu verhindern als zu unterstützen, und gegenüber der Tschechoslowakei überaus vorsichtig taktiere, solange die deutschen Befestigungen an der französischen und belgischen Grenze nicht fertiggestellt seien. Dann aber würden die Länder Mitteleuropas erkennen, dass Frankreich nicht nach Belieben in Deutschland einfallen könne; sie würden ihre Aussenpolitik mit anderen Augen sehen. «Eine neue Machtkonstellation wird sich ergeben», schloss er.*

Diese Entwicklung setzte jetzt ein.

* *NCA, Nazi conspiracy and Aggression*, Teil der Nürnberger Dokumente, Bd. VII, S. 890 (Dokument L-150)

Auch wenn die Tage mit dem Versuch angefüllt waren, möglichst viel von dem, was vorfiel, zu berichten, zu deuten und mit Sinn zu erfüllen, hatten wir doch auch das menschlich verständliche Bedürfnis nach etwas Privatleben.

Ab und zu gelang es uns, eine kurze Weile aus unserem Bewusstsein zu verdrängen, was sonst während eines zwölfstündigen Arbeitstags im Vordergrund stand – schliesslich hatten wir Frauen und Kinder, mit denen wir hin und wieder etwas unternehmen wollten. Gelegentlich war Zeit für einen Opern-, Theater- oder Konzertbesuch: trotz allem in Berlin nach wie vor ein lohnendes Erlebnis. Da aber die meisten von uns für die Morgenzeitungen arbeiteten und nachts schreiben mussten, waren solche Genüsse selten, wie wir auch kaum Gelegenheit hatten, privaten Einladungen zu folgen. Zwischen 17 Uhr und 21 Uhr entwickelten wir unsere grösste Betriebsamkeit, führten die letzten Recherchen für Berichte durch, an denen wir den ganzen Tag gearbeitet hatten, schrieben sie und gaben sie dann telefonisch nach Paris oder London durch.

Nach Feierabend (für mich hiess das meist zwischen Mitternacht und zwei Uhr morgens) trafen sich häufig einige von uns noch kurz in einem Lokal, wo die britischen, französischen und amerikanischen Korrespondenten in einer Ecke des Hauptschankraums einen Stammtisch hatten. Dort assen wir eine Kleinigkeit, tranken etwas und tauschten uns über die Erlebnisse des Tages aus. Bisweilen stiessen auch einige deutsche Spitzenreporter oder Schriftleiter zu uns, und obwohl wir hin und wieder von ihnen einen Hinweis oder eine Erklärung für bestimmte der Vorgänge um Hitler bekamen, misstrauten wir ihnen eigentlich immer. Wir wussten, dass einige von ihnen im Auftrag Goebbels, Himmlers oder Görings oder des grossen Meisters selbst kamen, um uns auszuhorchen.

Der Inhaber, Willy Lehmann, nannte sein Lokal *Ristorante Italiano*, und obwohl Willy nichts Italienisches an sich hatte und seine zurückhaltende Frau eine gutaussehende, schlanke Belgierin war, gab es gute Spaghetti und exzellentes *Vitello*. Lag es nun daran, dass er vor den Nazis unter seinen Gästen keinen Kotau machte, in den Augen der Obrigkeit uns gegenüber zu freundlich wirkte oder dass seine Frau Ausländerin war – Willy hatte oft Schwierigkeiten mit den Behörden, die ihm mit der Schliessung seiner Taverne drohten und ihre Drohung gelegentlich auch wahr machten. Endgültig geschlossen wurde sie wohl ein, zwei Jahre nach Kriegsbeginn.

Neben gelegentlichen Kulturgenüssen bot uns das ansonsten trübe Leben in Berlin noch einige andere Ablenkungen. So kaufte ich einem deutschen Boxer, den Tess und ich in einer Bar kennengelernt hatten und der dringend Geld brauchte, äusserst preisgünstig ein Segelboot mit einer für zwei Personen ausreichenden Kabine ab. Damit konnten wir, zumindest während der Sommermonate, rasch den Forderungen des Alltags entfliehen – eine wahre Wohltat für die Nerven.

Hatte ich an einem Samstagnachmittag einmal den Eindruck, meine Anwesenheit im Büro der Agentur werde nicht dringend erforderlich sein, fuhren wir mit der Strassenbahn hinaus, dorthin, wo unser Boot lag, segelten ein Stück die Havel entlang, ankerten in einer kleinen Bucht, schwammen eine Weile, machten uns ein Abendessen, zu dem wir eine Flasche Wein tranken, und legten uns zur Ruhe, nachdem wir anhand der Radionachrichten festgestellt hatten, dass nichts Sensationelles im Anzug war. (Andernfalls hätte ich rasch zu einem der vielen Cafés am Ufer segeln oder paddeln, eine Taxe herbeitelefonieren und sofort zur Arbeit in die Stadt fahren können.)

Früh am Sonntagmorgen brachte ein Motorboot den an der Havel ankernden Segelbooten Zeitungen, Kaffee und Brötchen. Während des Frühstücks durchblätterten wir die Sonntagszeitungen, denn obwohl die gleichgeschaltete Presse langweilig und uninteressant war, fand ein Korrespondent darin gelegentlich einen Hinweis auf eine für die Montagsausgabe geeignete Geschichte – gewöhnlich etwas, das die Hintergründe dessen beleuchten oder erhellen konnte, was im Dritten Reich geschah. Ich machte mir einige Notizen, um sie gegebenenfalls am Abend zu verwenden, dann schwammen wir wieder ein wenig, sonnten uns eine Weile an Deck und segelten zu unserem Liegeplatz zurück. Selbst ganz in der Nähe des Ufers vergisst man auf einem Segelboot rasch alle Sorgen, geniesst die einzigartige Stille, die nur vom Platschen des Wassers gegen die Bootswand unterbrochen wird, und spürt einen tiefen Frieden, den man woanders nicht fände.

Dazu trug sicher auch bei, dass Tess und ich einander sehr liebten. Sie war da-

mals 26 und ich 32, ein wunderbares Alter, in dem Zeit und Umstände noch nicht viel von ihrem Recht gefordert haben. Wir waren glücklich, dass wir trotz allem ein so ausgeglichenes und reiches Eheleben führen konnten.

Auch anderswo fanden Ereignisse statt, die sich in Berlin auswirkten, und mit ihnen mussten wir uns gleichfalls beschäftigen.

Am 2. Mai 1936 zogen Mussolinis Legionen in Addis Abeba ein, was die Eroberung Äthiopiens besiegelte. Für den Duce war es nicht nur ein Triumph über das zurückgebliebene Königreich in den Bergen, sondern auch über den Völkerbund und die beiden grossen westlichen Demokratien Frankreich und Grossbritannien, die sich gegen seine Aggression ausgesprochen hatten.

Hitler und seine Mannen waren entzückt. Das bedeutete das Ende des – wie es den Deutschen schien – auf ihre Niederlage gegründeten Völkerbundes, aus dem Deutschland unter Hitler ausgetreten war. Der italienische Sieg würde überdies, dessen war Hitler sicher, dafür sorgen, dass es unter keinen Umständen zu einer Aussöhnung Mussolinis mit Frankreich und Grossbritannien kam, den Ländern, auf deren Betreiben die kaum spürbaren Sanktionen des Völkerbunds gegen ihn erfolgt waren. Nun konnte er Italien leicht auf seine Seite bringen, und damit wäre dann die Isolation Nazideutschlands durchbrochen.

Hitlers geradezu hingerissene Bewunderung für Mussolini als Staatsmann und seine abwegige Einschätzung Italiens als Weltmacht waren mir schleierhaft. Zuerst konnte ich es kaum glauben, dass der Führer den Duce so ernst nahm. Dass ihn der Italiener beeindruckte, der immerhin zehn Jahre vor ihm eine faschistische Diktatur errichtet und aus dessen Erfahrungen er gelernt hatte, war zu verstehen; dass aber er, der Menschen so genau einzuschätzen verstand, nicht merkte, dass der aufgeblasene Diktator ohne jede Substanz war, verblüffte mich. Noch erstaunlicher war, dass Hitler, bei der Beurteilung des Kräftegleichgewichts in Europa so realistisch, die Macht Italiens derart überschätzte und das Land als Verbündeten umwarb, noch dazu als einzigen.

Diesen Prozess der Werbung beschleunigte eine weitere Entwicklung, die kurz nach der Unterjochung Äthiopiens durch Italien folgte. Sie bewirkte ein Bündnis, dessen Folgen sich letztlich nicht nur für die beiden faschistischen Diktaturen, sondern auch für Grossbritannien und Frankreich als schicksalhaft erweisen sollten – auch die Vereinigten Staaten blieben davon nicht unberührt.

Am Abend des 18. Juli 1936 notierte ich in Berlin in mein Tagebuch:

Schwierigkeiten in Spanien. Eine Revolte der Rechten. Kämpfe in Madrid, Barcelona und anderen Städten.

Am Vortag hatte General Francisco Franco, der auf die Kanarischen Inseln verbannte Chef des Generalstabs a. D., auf den Inseln und in Marokko eine Militärrevolte ausgelöst, die am folgenden Tag auf das Festland übersprang. Zuerst erfuhren wir in Berlin darüber nichts Genaues. Sowohl die Führer der Aufrührer wie auch die republikanische Regierung beanspruchten den Sieg für sich, doch am 27. Juli heisst es in meinem Tagebuch:

Die spanische Regierung scheint die Oberhand zu gewinnen. Die Revolte ist in Barcelona und Madrid, den bedeutendsten Städten Spaniens, erstickt. Doch scheint sie weit ernsthafter zu sein, als man vor einer Woche annahm. Die Nazis stehen gegen die spanische Regierung, und in Parteikreisen heisst es, man werde den Aufrührern helfen.

Welches Ausmass diese Hilfe annehmen sollte, zeigte sich in den nächsten Tagen. Verständlicherweise war Hitler ein weiteres faschistisches Land hochwillkommen, noch dazu, wenn es an Frankreich grenzte. Eine solche Entwicklung würde in dem Land, gegen das der Führer wegen der Niederlage Deutschlands 1918 auf Rache sann, zu noch mehr Unruhe und Furcht führen.

Hitlers Entscheidung, den Aufstand in Spanien zu unterstützen, fiel fünf Tage nach dessen Ausbruch. Wie immer um diese Zeit verbrachte der Führer einige Tage in Bayreuth, um den Wagner-Festspielen beizuwohnen. Am 22. Juli wurde ihm nach der Vorstellung ein dringendes Schreiben Francos ausgehändigt, in dem dieser um deutsche Hilfe bat. Hitler rief Göring und von Blomberg zu sich, die gleichfalls in Bayreuth waren, und noch am selben Abend fiel die Entscheidung, den spanischen Rebellen militärische Hilfe zu gewähren.

Auch wenn diese Hilfe nie das Ausmass der durch Italien gewährten erreichte, das nicht nur über 50'000 Soldaten, sondern neben Panzern und Flugzeugen auch ungeheure Mengen an Waffen lieferte, war sie dennoch beträchtlich und belief sich deutschen Schätzungen zufolge auf mehr als eine halbe Milliarde Reichsmark. Deutschland lieferte nicht nur Waffen, sondern stellte auch 30 Kompanien Panzergrenadiere und die 6'000 Mann starke Legion Condor zur Verfügung, eine Luftwaffeneinheit, die von gepanzerten Bodestreitkräften unterstützt wurde und die sich durch die «Ausradierung» der baskischen Stadt Guernica mitsamt ihrer

Bevölkerung ins Bewusstsein der Weltöffentlichkeit einprägte. Verglichen mit der im grossen Massstab durchgeführten Wiederbewaffnung Deutschlands war das nicht viel, aber für Hitler zahlte sich diese Hilfe in mehrfacher Hinsicht aus.

Nicht nur ermöglichte er damit Franco seinen Triumph und die Zerstörung einer weiteren europäischen Demokratie, sondern er hoffte, damit noch einen faschistischen Bundesgenossen zu gewinnen, der dem Nachbarland Frankreich und wahrscheinlich auch (trotz der in London vorherrschenden franco-freundlichen Stimmung) Grossbritannien feindlich gegenüberstand. Der Spanische Bürgerkrieg hatte Frankreich noch weiter gespalten, wobei sich die Rechte, die für Franco und gegen die eigene Regierung eintrat, und die Linke, die die spanische Republik zu retten versuchte, gegenseitig des Verrats bezichtigten. Er vertiefte auch den Graben zwischen England und Frankreich, das mit seiner linken Volksfrontregierung sein eigenes Überleben durch einen Sieg Francos gefährdet sah, während die Sympathien der Briten mit ihrer Tory-Regierung bei den konservativen, gegen die Kommunisten eifernden aufständischen Generälen waren.

Ein Sieg Francos, das wusste Hitler, würde gleichzeitig einen Schlag gegen die Sowjetunion bedeuten, die als einzige Nation der spanischen Republik zu Hilfe gekommen war, zweifellos in der Hoffnung, das Land könne nach der Niederschlagung des Aufstandes kommunistisch werden. Doch was auch immer die Nazi-Propaganda oder sonstige rechtsgerichtete Propagandisten behaupteten, die republikanische Regierung Spaniens war nie kommunistisch gewesen.

Den grössten Nutzen aber zog Deutschland aus der Unterstützung Francos dadurch, dass ihm der Bürgerkrieg, wie sich Göring später rühmte, die Möglichkeit bot, seine neuen Kanonen, Panzer und Kampfflugzeuge mitsamt den dazugehörigen Truppen «unter Praxisbedingungen» zu erproben.

Trotz des Abscheus, den ich gegen Hitlers Einmischung in die Angelegenheit der spanischen Republik empfand, konnte ich nicht umhin, den Vorausblick und das Geschick zu bewundern, mit denen er dabei zu Werke ging; als grösster Vorteil erwies sich allerdings für ihn, dass der Bürgerkrieg in Spanien Mussolini dazu veranlasste, ins Lager Deutschlands einzuschwenken.

Bevor die beiden faschistischen Mächte die Franco-Rebellen als rechtmässige spanische Regierung anerkannten, reiste im Oktober 1936 der Schwiegersohn des Duce und Aussenminister Italiens, Galeazzo Ciano, nach Berlin und unterzeichnete gemeinsam mit Aussenminister v. Neurath ein Geheimprotokoll, das faktisch ein Bündnis zwischen Italien und Deutschland besiegelte, die berühmte

«Achse Berlin-Rom», über die wir Auslandskorrespondenten damals, das erkenne ich heute, viel zu viel schrieben. Bei jeder Gelegenheit brüstete sich Mussolini mit seiner «Achse», und Hitler versuchte, die Leichtgläubigen davon zu überzeugen, dass sie die Grundlage einer neuen Ordnung in Europa sei. In Wirklichkeit bedeutete sie letzten Endes den Untergang Mussolinis und seiner faschistischen Regierung. Auch Hitler musste teuer dafür bezahlen, vor allem gegen Kriegsende, als Italien dem Dritten Reich wie ein Mühlstein am Halse hing.

Trotz all der grossen Worte in Berlin und Rom und der Befürchtungen, die dieses Bündnis in London und vor allem in Paris hervorrief, konnte ich es nie wirklich ernst nehmen, dazu waren die daran Beteiligten zu ungleich. Wohl hatte Italien eine glänzende Geschichte und Kultur, aber nicht einmal nach der Einverleibung Äthiopiens verfügte es über Bodenschätze und Industriekapazitäten von solchem Umfang, dass man es als Grossmacht hätte einstufen können.

Die vielgerühmte Achse war nichts als Augenwischerei und Etikettenschwindel.

«Bis jetzt war es ein Frühjahr ohne Hitler-Überraschung» hatte ich am 8. April 1937 meinen Tagebucheintrag begonnen. Es war kaum zu glauben. In den nahezu drei Jahren, die ich jetzt in Deutschland verbracht hatte, war es das erste Frühjahr, in dem Hitler Europa noch nicht mit einem unerwarteten, kühnen Schachzug aufgeschreckt hatte.

In seiner Rede vor dem Reichstag am 30. Januar, dem vierten Jahrestag seiner Machtergreifung, hatte Hitler erklärt, «die Zeit der sogenannten Überraschungen» sei nunmehr vorbei, und er hatte diesmal, jedenfalls vorerst, sogar Wort gehalten. Fast sah es so aus, als könne man aufatmen.

Einige Tage zuvor hatte ich mich versucht gefühlt, die ungewöhnliche Ruhe zu nutzen und, wie mir von der Zeppelin-Reederei angeboten, kostenlos mit dem neuen Riesenluftschiff *Hindenburg* bei seinem für die erste Maiwoche vorgesehenen Saison-Eröffnungsflug nach Lakehurst in New Jersey mitzufahren. Ich hatte schon verschiedentlich über diesen Zeppelin berichtet, der von Frankfurt nach New York mit zweieinhalb Tagen kaum halb so lange brauchte wie die schnellsten Schiffe für die Atlantiküberquerung; die Rückreise schaffte er sogar in zwei Tagen. Nicht nur wäre es eine Abwechslung, ich würde auf diese Weise auch einen Blitzurlaub zu Hause verbringen können.

Doch im New Yorker Büro der *Universal* war man von meiner Absicht, Berlin zu verlassen, nicht erbaut, und da eine mir zugesagte Hilfskraft, durch Sparmass-

nahmen bedingt, nicht eingestellt worden war, musste ich das Angebot abschlagen. Am nächsten Tag rief der Presseagent der Zeppelin-Reederei an und bot Tess eine Freipassage an, da er wusste, dass sie im Vorjahr einen Grossteil der Vorarbeit für meine Artikelreihe bei der Indienstellung des Luftschiffes in Friedrichshafen geleistet hatte.

Aus einem mir nicht mehr gegenwärtigen Grund – vielleicht hatte ich eine Art Vorahnung – lehnte ich in ihrem Namen dankend ab, ohne ihr gegenüber die Sache zu erwähnen. Anschliessend vergass ich das Ganze. Dass die *Hindenburg* im Sommer die Transatlantikroute bediente, war schon nicht mehr besonders aufregend, denn immerhin hatte sie im Vorjahr ohne Zwischenfälle zehn planmässige Hin- und Rückflüge hinter sich gebracht.

Zum letzten Mal hatte man mir für das Luftschiff in den Zeitungen Amerikas Platz eingeräumt, als der Streit darüber entbrannte, ob die Vereinigten Staaten Dr. Hugo Eckener genug unbrennbares Helium verkaufen würden, um seinen neuen Zeppelin damit zu füllen. Im Frühjahr des Vorjahres hatte er mir gesagt, er sei im Begriff, nach Washington zu reisen, um dort seinen «guten Freund» Präsident Roosevelt darum zu bitten. Allem Anschein nach verfügten ausschliesslich die Vereinigten Staaten über Helium, das einzige nicht leichtentzündliche Gas. Später hörte ich von Eckener, Roosevelt sei durchaus bereit gewesen, ihm zu helfen, doch der Innenminister Harold Ickes, ein unerbittlicher Nazigegner, habe sich diesem Wunsch erfolgreich widersetzt. Also hatte man das Luftschiff für seine Linienflüge mit hochentzündlichem Wasserstoff füllen müssen, und vielleicht führte die Erinnerung daran unbewusst dazu, dass ich Tess den ihr für die erste Reise 1937 zgedachten Freiplatz verschwieg.

Gegen vier Uhr morgens weckte mich am 7. Mai ein Anruf von Bill Hillman, dem Leiter unseres Londoner Büros, der mir mitteilte, die *Hindenburg* sei bei der Landung in Lakehurst in Flammen aufgegangen und das Unglück habe zahlreiche Todesopfer gefordert (wie sich später herausstellte 36). New York wollte die «Reaktion» aus Deutschland – binnen einer Stunde.

Sofort rief ich Dr. Ludwig Dürr an, den technischen Direktor und Chefkonstrukteur. Er hatte noch nichts von dem Unglück gehört und war nicht bereit, es zu glauben. Da ich um diese Tageszeit sonst niemanden an den Apparat bekam, gab ich diese «Reaktion» nach London durch.

Ich konnte nicht wieder einschlafen, einmal, weil mich das Ereignis aufgewühlt hatte, zum anderen aber, weil ich daran denken musste, dass Tess und ich nur durch einen dummen Zufall diesem Unglück entronnen waren. Wie gut, dass ich ihr nichts von der Einladung gesagt hatte!

Kurz darauf meldete sich bei mir Claire Trask, die Berliner Repräsentantin der US-Rundfunkgesellschaft *Columbia Broadcasting System*, und bat mich um einen Bericht mit deutschen Meinungen zum *Hindenburg-Unglück*. Ich lehnte das Ansinnen ab – die blossе Vorstellung, in ein Mikrofon sprechen zu müssen, machte mir Angst. Ausserdem sah es ganz nach einem hektischen Tag im Büro aus, denn schon waren Telegramme aus New York gekommen, die zusätzliche deutsche «Stimmen» forderten. Vor allem wollte man wissen, was Dr. Eckener und seine Mitarbeiter zur Ursache des Unglücks zu sagen hatten und wie die deutsche Öffentlichkeit auf die Weigerung der Amerikaner reagierte, Helium zur Füllung des Luftschiffs zur Verfügung zu stellen.

Claire Trask liess sich aber nicht abweisen, und so erklärte ich mich schliesslich bereit, eine 15minütige Reportage für CBS zu machen, auch wenn ich, wie ich ihr immer wieder versicherte, noch nie zuvor im Rundfunk gesprochen hatte. Wegen der besonderen Situation erinnere ich mich ziemlich genau an Einzelheiten meiner ersten Sendung. Als erstes musste das Manuskript dem Reichsluftfahrtministerium zur Genehmigung vorgelegt werden, und da ich am Text der Reportage immer dann arbeitete, wenn ich gerade wieder einen Bericht für *Universal* fertig hatte, lief Claire Trask mit jeweils einer oder zwei fertigen Manuskriptseiten zum Ministerium.

Schon übernervös angesichts des immer näher rückenden Augenblicks der Sendung, kam ich 15 Minuten vor Beginn im Studio an, lediglich um zu erfahren, dass Claire Trask, die mich einführen und darauf achten sollte, dass ich die Zeit einhielt, mit dem zensierten Manuskript noch nicht zurück war. Schliesslich kam sie wenige Minuten vor der Sendung atemlos an. Wenigstens hatte ich jetzt einen Text, aber mir passte es nicht, dass das Luftfahrtministerium einen Absatz gestrichen hatte, in dem es hiess, die Naziregierung vermute einen Sabotageakt von Nazigegegnern, zumal ich ihn schon für einen Zeitungsbericht durchtelegraphiert hatte. Ein telefonisches Streitgespräch mit dem Luftfahrtministerium fruchtete nichts, und als ich auflegte, hatte ein Techniker bereits begonnen, die letzten 60 Sekunden abzuzählen.

Plötzlich hatte ich einen Kloss im Hals. Was für entsetzliche, nervenzerfetzende Aufregungen, bis man mit einer einfachen Rundfunksendung beginnen konnte!

Ich schluckte und räusperte mich. Mit zitternder und völlig unkontrolliert auf und ab rutschender Stimme begann ich, meine Lippen waren wie ausgedörzt, meine Kehle trocken. Nach der ersten Seite verlor sich meine Ängstlichkeit, aber

trotzdem nahm mich das Ganze so mit, dass ich zum Schluss völlig erschöpft war. Derlei war offensichtlich gar nichts für mich.

An jenem Abend vertraute ich meinem Tagebuch an: «Zum Rundfunksprecher bin ich wohl völlig ungeeignet.»

Seit Anfang des Jahres 1937 hatte man aus New York gerüchtweise gehört, der Nachrichtendienst *Universal Service* werde eingestellt. Offensichtlich hatte er Hearst Verluste eingetragen, die hinzunehmen er nicht länger bereit war – für mich Anlass genug, mich wieder einmal nach einer neuen Tätigkeit umzusehen.

Als Frank Knox, Inhaber und Herausgeber der *Chicago Daily News* im Mai nach Berlin kam, fragte er mich, ob ich für seine Zeitung arbeiten wolle. Der Leiter der Auslandsredaktion, Carroll Binder, der viele Jahre bei der *News* Auslandskorrespondent gewesen war und mich kannte, würde im Juli herüberkommen und könnte sich bei dieser Gelegenheit mit mir in Verbindung setzen.

Inzwischen versuchte ich es, wie schon einmal Ende der 20er Jahre in Paris, bei der *New York Times*, diesmal über den seit Kurzem «pensionierten» Briten Frederick T. Birchall. Er war trotz seines Alters ein wahres Energiebündel, als Leiter der Auslandskorrespondent nach Europa gegangen und hielt sich wegen seiner Beziehung zu einer Deutschen meist in Berlin auf. Obwohl er sein ganzes Leben als Journalist in New York verbracht hatte, sah er keinen Grund, seine britische Staatsangehörigkeit aufzugeben. Er trat mir durchaus freundlich gegenüber, und nachdem wir im Verlauf des Sommers recht häufig miteinander gesprochen (und getrunken) hatten, gelangten wir schliesslich zu einer Art Abkommen. Die *New York Times* würde mich ab Herbst einstellen, vermutlich in ihrem Berliner Büro, wenn es auch möglich war, dass man mich nach Moskau schickte, ein Gedanke, der mich nach drei Jahren in Berlin begeisterte. Wir handelten sogar ein (nicht besonders üppiges) Gehalt miteinander aus.

Mit dieser glänzenden Aussicht, endlich für eine Zeitung arbeiten zu dürfen, zu der es mich schon immer hingezogen hatte, ganz gleich, ob nun *Universal* aufge-

löst würde oder nicht, fuhr ich mit Tess Anfang Juli in Urlaub. Wir flogen von Berlin nach London, wo wir einige alte Freunde und auch Caroll Binder besuchen wollten, der mir, wie ich annahm, eine Stelle bei der *Chicago Daily News* anzubieten gedachte. Wenn ich von zwei unserer besten amerikanischen Blätter praktisch feste Zusagen für eine Anstellung hatte, brauchte ich mir über meine berufliche Zukunft keine Sorgen zu machen.

Von England aus ging es weiter nach Paris, wo ich mich unter anderem mit Seymour Berkson, dem New Yorker Chef von *Universal Service* unterhielt, der gerade Urlaub in Frankreich machte und mir mit grossem Nachdruck versicherte, unsere Nachrichtenagentur werde keineswegs geschlossen; es gehe ihr im Gegenteil glänzend. Von Paris aus wollten wir zu einem richtigen Faulenzerurlaub nach Le Lavandou an der Riviera fahren. Nach zehn Tagen dort musste ich dann wieder in die Tretmühle nach Berlin zurück, während Tess mit einer Freundin bis zum Herbst bleiben sollte, denn sie erwartete ein Kind, unser erstes.

In London lief nicht alles wie geplant. Es war schön, wieder mit zwei meiner ältesten und engsten Freunde zusammen zu sein, Jay Allen und Knick (Knickerbocker), beides bekannte Auslandskorrespondenten, die ich lange nicht gesehen hatte. Wir trafen uns an einem Abend im Hause Knicks, wo auch Caroll Binder zu uns stossen sollte. Jay sagte, Binder wolle mir bei der Gelegenheit eine Anstellung bei der *Chicago Daily News* anbieten, wie es Colonel Knox versprochen hatte. Wir plauderten bis zwei Uhr morgens, und ich rechnete jeden Augenblick damit, dass Binder, der sehr freundlich zu mir war, mich beiseite nahm, um mir zu sagen, ich könne an dem und dem Ort anfangen. Er aber erwähnte die Sache mit keiner Silbe.

Mein Tagebuch enthält für jenen Tag einen Hinweis auf einen Mann, von dem ich nie zuvor gehört hatte.

Jay gab mir auch eine Karte für Ed Murrow, der, wie er sagte, mit CBS zu tun hatte. Allerdings werde ich keine Zeit haben, ihn aufzusuchen, weil ich morgen abreisen muss.

Jay Allen brachte uns zur Bahn und schlug vor, ich könne ja Murrow bei meiner Rückkehr nach London aufsuchen. Das aber ging nicht, weil ich mit Tess von Plymouth nach Frankreich fuhr und nicht wieder nach London zurückkehrte. Dann vergass ich den Namen des Rundfunkmenschen.

In Paris traf ich mich mit Berkson, der steif und fest behauptete, an den Gerüchten über die Schliessung von *Universal* sei kein wahres Wort, schon gar nicht

jetzt, wo das Unternehmen zum ersten Mal seit seiner Gründung Gewinne abwerfe.

Zwar hatte mich Binders mangelndes Interesse ein wenig entmutigt, doch Berksons Versicherungen stärkten mir den Rücken. In der Gewissheit, dass mir nicht von heute auf morgen der Stuhl vor die Tür gesetzt würde, bestiegen wir den Zug nach Süden. In Le Lavandou verbrachten wir zehn herrliche Tage und schmiedeten angesichts des Familienzuwachses Pläne für unsere Zukunft. Sie wirkte durchaus rosig, denn da Hitler und Nazideutschland bei der Berichterstattung nach wie vor einen hohen Stellenwert hatten, gab es viel zu schreiben. Ich war entschlossen, so lange wie möglich am Ball zu bleiben.

Damals war Berlin für einen Ausländer aus einem freien Land nicht unbedingt der ideale Ort zur Erziehung seiner Kinder, ganz gleich, ob es Krieg gab oder nicht. Der Unsinn der nationalsozialistischen Indoktrination vergiftete den unkritischen Geist junger Menschen, die zum anderen durch Reglementierung unselbstständig gehalten wurden. Die eigenen Kinder von ihnen fernzuhalten, würde wohl nicht einfach sein. Hinzu kam die beständige Spannung, der Hexenbrei aus Hass und Aufhetzung, die rücksichtslose Unterdrückung der Juden und derer, die anderer Meinung waren, das beständige Knallen von Stiefelabsätzen auf dem Strassenpflaster, das hysterische Gekreisch Hitlers, Görings und Goebbels' aus dem Radio – all das schuf keine gesunde Atmosphäre für die Kindererziehung. Tess als Österreicherin lehnte Berlin – und die Deutschen – nach wie vor heftig ab, mehr noch als ich.

Andererseits war zu bedenken, dass es an jedem Beruf und an jeder Lebenssituation etwas auszusetzen gab und dass wir es, wenn man es recht überlegte, doch ziemlich gut hatten. So kehrte ich also nach nahezu zwei Wochen in der Sonne Südfrankreichs Anfang August nach Berlin zurück, wohin mir Tess einen Monat später folgen sollte.

Der Schlag kam aus heiterem Himmel. In meinem Tagebuch vom 14. August in Berlin heisst es:

Universal Service hat doch dichtgemacht. Hearst stösst alles ab, was Verluste bringt. Ich bleibe hier bei INS, dem wichtigsten Telegrammdienst der Hearst-Gruppe, aber als zweiter Mann, und das gefällt mir nicht.

Mich störte weniger, dass ich die Nummer zwei im Büro war, denn mit Dosch-Fleurot, der mich nach Berlin gebracht hatte, hatte es sich in dieser Position gut zusammengearbeitet. Er war aber auch ein grossartiger und eindrucksvoller Mann, was man von Pierre Huss, dem Korrespondenten des *International News Service*, nicht sagen konnte. Ausserdem stand er auf Seiten der Nazis und war bei

ihnen wohlgefallen. Beständig mahnte er mich zur Zurückhaltung ihnen gegenüber.

Schon am zweiten Tag nach meiner Versetzung zu INS kam es zur ersten Meinungsverschiedenheit. Norman Ebbutt von der Londoner *Times*, den Hitler ausgewiesen hatte, reiste an jenem Abend ab, und da er ein guter Freund war und mir in mancherlei Weise geholfen hatte, wollte ich ihn zusammen mit meinen britischen und amerikanischen Kollegen zum Bahnhof begleiten, obwohl Goebbels uns hatte wissen lassen, man werde eine solche Handlungsweise als unfreundlichen Akt ansehen. Huss forderte mich auf, nicht hinzugehen, denn das werde INS schaden, die eine Reihe von Nazi-Zeitungen belieferte, und er selbst werde dadurch bei den Behörden in ein «schiefes Licht» geraten. Ich teilte ihm mit, dass ich eine solche Handlungsweise für feige hielt, und ging.

Als ich eine Woche später, am 24. August, gegen zehn Uhr abends in meinem Büro dabei war, einen telegrafischen Bericht durchzugeben, brachte der deutsche Bürobote mit eigentümlichem Gesichtsausdruck ein Telegramm herein. Ich warf einen Blick auf die Meldung, die aus New York kam. Man sah sich bei INS leider ausserstande, alle früheren *Universal-Korrespondenten* weiter zu beschäftigen, und räumte mir die üblichen zwei Wochen Kündigungsfrist ein.

Ich war wie vom Donner gerührt.

Dass *Universal* die Arbeit einstellte, hätte mich warnen sollen. Vermutlich hatte ich mich durch das Bewusstsein, bei INS in Lohn und Brot zu stehen, einlullen lassen. Dass sich die Dinge nicht so entwickelten, wie ich gehofft hatte, hätte ich an Binders kühler Haltung und Birchalls Hinhaltetaktik merken müssen. Noch am Tag, an dem *Universal* aufhörte, war ich bei ihm gewesen und hatte ihm voller Naivität gesagt, ich könne sofort bei der *New York Times* anfangen.

«Vor dem 1. September geht es nicht», hatte er erwidert. «Es tut mir leid, man scheint in New York nicht so recht zu wissen, was man will.» Das galt wohl eher für ihn.

Ich beendete meinen Bericht, gab ihn telegrafisch durch und machte hinter dem Reichstag einen kleinen Spaziergang die Spree entlang, um meine Gedanken zu sammeln. Es war ein schöner, warmer Augustabend, am Himmel standen die Sterne, und um die Biegung des Flusses kam ein Ausflüglerboot mit fröhlichen und, wie es schien, unbeschwerten Menschen. Ich beneidete sie.

Was sollte ich jetzt tun? Wohin mich wenden, wenn ich nicht für die *New York Times* arbeiten konnte? Am besten wäre es vermutlich, so rasch wie möglich nach

New York zu gehen, sofern mir jemand das Geld für die Überfahrt lieh. Dort konnte ein amerikanischer Journalist trotz der immer noch andauernden Wirtschaftskrise wohl am ehesten Arbeit finden.

Aber ich war seit 12 Jahren nicht in Amerika gewesen und hatte nie in New York gearbeitet. Ausserdem kannte ich in der Stadt kaum jemanden, und aus der Branche eigentlich nur zwei Leute: Jimmy James, der inzwischen ein hohes Tier bei der *New York Times* war, und Wilbur Forrest, ein früherer Auslandskorrespondent, den ich aus meinen Pariser Jahren kannte. Er war jetzt zwar Chefredakteur des *New York Herald-Tribune*, hatte aber schon durchblicken lassen, dass dort für mich keine Aussicht bestand.

Wer käme noch in Frage? Niemand fiel mir ein. Solange die Wirtschaftskrise dauerte, war es wohl aussichtslos.

Noch ganz benommen und mit einem dicken Kloss im Magen kehrte ich ins Büro zurück.

Auf meinem Schreibtisch lag ein Telegramm, das kurz vor dem INS-Kabel gekommen war, das ich aber noch nicht geöffnet hatte, weil ich zuerst meinen Bericht beenden wollte. Jetzt riss ich den Umschlag auf. Es kam aus Salzburg.

VORSCHLÄGE ABENDESSEN ADLON 27/28 MURROW COLUMBIA BROADCASTING.

Ich sollte ihm nach Wien zurücktelegrafieren.

Jay Allen, fiel mir jetzt wieder ein, hatte mir in London vorgeschlagen, auf dem Rückweg bei Murrow vorzusprechen, aber dazu war keine Gelegenheit gewesen. Murrow, der noch nicht lange in London war, hatte zu Jay gesagt, er brauche einen erfahrenen Auslandskorrespondenten für die CBS. Wie es schien, verfügte er selbst über keinerlei journalistische Erfahrung und hatte zuvor bei CBS in New York Schulfunk- oder Kindersendungen oder dergleichen gemacht.

Mit dem Medium Radio hatte ich kaum je zu tun gehabt. Gelegentlich hörte ich mir in Berlin Kurznachrichten und den Wetterbericht an und ab und zu schaltete ich den Apparat für ein Symphoniekonzert oder eine Oper an, wenn ich eine freie Stunde hatte. Ich hatte keine Ahnung davon, wie Rundfunk in Amerika aussah, denn als ich das Land verlassen hatte, steckte er noch in den Kinderschuhen. Bei der Reportage für die CBS im Mai hatte ich vor Nervosität kaum ein Wort herausgebracht und mir bei der Gelegenheit geschworen, es nie wieder zu versuchen. Es hatte mich auch niemand darum gebeten. Am Freitag, dem 27. August

1937, traf ich mich mit Ed Murrow in der Halle *des Adlon*. Ich war verblüfft, wie gut er aussah: Er hatte schwarzes Haar, ein regelmässig geschnittenes Gesicht mit einem kräftigen Kinn und blitzenden dunklen Augen. So etwas würde man eigentlich eher aus Hollywood erwarten, dachte ich. Gegen seinen eleganten, frisch gebügelden, dunklen Anzug, vermutlich von einem teuren Londoner Schneider, stachen mein zerdrücktes, graues Flanelljackett und meine ungebügelte Hose deutlich ab. Sicher hatte er mich zum Essen eingeladen, um aus mir Material für eine Rundfunksendung herauszuholen. Ich würde mich bemühen, nicht unfreundlich zu sein. Er war schliesslich nicht der erste.

Doch während wir zur Bar gingen, liess etwas an seinem Wesen meine Zurückhaltung schmelzen. Aus der Art, wie er mich ansah und wie er sprach, erkannte ich, dass er mit Hollywood nichts zu tun hatte.

Wir unterhielten uns über gemeinsame Bekannte, und ich stellte überrascht fest, dass es ziemlich viele waren. Offenkundig fanden wir die gleiche Art Menschen sympathisch: die liberaleren und intelligenteren unter den amerikanischen Auslandskorrespondenten, die Labour-Party-Leute in England und die Befürworter des New Deal zu Hause. Bei einem Martini sprach er über sein Vorhaben, jüdische und andere Intellektuelle aus Nazideutschland herauszuholen. Er hatte den Vorsitz in irgendeinem Universitätsausschuss, der bereits verschiedenen von ihnen in Amerika Arbeit verschafft hatte, und er fragte mich, ob meiner Ansicht nach das internationale Arbeitsamt in Genf, dem die Vereinigten Staaten angehörten, obwohl sie sonst nichts mit dem Völkerbund zu tun haben wollten, Ergebnisse vorweisen könne. Er sagte, er kenne dessen Leiter, John Winant, recht gut, ein früherer Gouverneur des Bundesstaates New Hampshire.

Dann sprach er über den Rundfunk in den Vereinigten Staaten. Das Wichtigste daran, erklärte er, waren die bisher noch ungenutzten Möglichkeiten des Mediums. Obwohl es schon eine ganze Reihe von Stationen gab, lag noch viel brach.

«Was haben Sie an diesem Wochenende vor?»

«Eigentlich nichts», sagte ich. «Wahrscheinlich werde ich bei den Leuten von der *New York Times* wegen der Stelle nachhaken, die sie mir versprochen haben. Im Übrigen möchte ich gern segeln gehen. Wollen Sie mitkommen?»

«Gern», sagte er mit einem sympathischen Lächeln. «Auf einem Boot lässt es sich herrlich reden.»

Er wandte sich mir zu und sah mich fragend an. «Wie fest ist Ihre Beziehung zur *New York Times*!» wollte er wissen.

«Gar nicht fest», sagte ich. «Birchall verspricht mir schon seit längerer Zeit eine Anstellung, aber bis jetzt ist nichts daraus geworden. Das letzte, was ich von ihm gehört habe, ist, dass es nächste Woche soweit sein soll.»

«Ich suche einen erfahrenen Auslandskorrespondenten», begann Murrow, «als Leiter eines CBS-Büros auf dem Kontinent. Ich kann nicht alles von London aus erledigen.»

Die erste gute Nachricht seit Monaten! Auf Murrows Frage, ob mich das reizen könne, sagte ich, wobei ich mir Mühe gab, meine Erregung zu verbergen: «Könnte ganz interessant sein.»

Als Anfangsgehalt vereinbarten wir, was ich zuletzt bekommen hatte. Zwar hatte ich gehofft, er würde etwas dazulegen, denn CBS und NBC verdienten dem Vernehmen nach gut und zahlten gute Gehälter, aber das behielt ich für mich. Mit meinen 125 Dollar pro Woche würden wir auch weiterhin unser Auskommen haben, selbst wenn wir demnächst zu dritt waren. Birchall hatte durchblicken lassen, dass selbst dieser Betrag der *New York Times* als recht hoch erschien. Es war mit Sicherheit nicht der richtige Zeitpunkt, eine Anstellung an der Gehaltsfrage scheitern zu lassen. Nach der Ungewissheit der letzten Tage war es ein schönes Gefühl, eine Dauerstellung angeboten zu bekommen.

Ich merkte, dass Murrow versuchte, meine Gedanken zu lesen. Ich liess mir Zeit – für den Fall, dass er sein Angebot erhöhen wollte. Schliesslich zogen sich seine dunklen Augen zusammen.

«Sind wir uns einig?» wollte er wissen.

«Ich... ich... denke schon», war meine Antwort. «Es kommt alles etwas plötzlich.»

«Für Sie nicht mehr als für mich», sagte er mit einem feinen Lächeln, das die Spannung lindern half. «Herzlich willkommen bei CBS!»

Wir assen ausgezeichnet, tranken Kaffee und Cognac, und es wurde allmählich spät.

«Ach, eins hätte ich fast vergessen», sagte Murrow. «Die... äh... Stimme.»

«Die Stimme?»

«Ja, Ihre.»

«Wahrscheinlich klingt sie über den Rundfunk entsetzlich.»

«Das bezweifle ich, aber auf jeden Fall stellt sie einen wichtigen Faktor dar, und deshalb wollen Bill Paley und seine zahlreichen Vizepräsidenten sie vorher hören. Wir setzen für nächste Woche eine Probesendung an, und Sie reden eine Viertelstunde lang, sagen wir, über den kommenden Reichsparteitag.»

Vermutlich war mein Gesicht immer länger geworden. Da hatte mir der Mann gerade rechtzeitig eine gute Arbeit auf einem neuen Gebiet angeboten, und jetzt hing das Ganze davon ab, dass meine Stimme im Äther den richtigen Klang hatte – jedenfalls in den Ohren eines gewissen Bill Paley.

«Wer ist das überhaupt?» wollte ich wissen.

«Der Präsident der CBS, ihm gehört das ganze Sendernetz», erklärte Murrow.

Die Sache hing also nicht von meinen Qualitäten als Auslandskorrespondent, von meiner Intelligenz und meiner Erfahrung ab – sondern von der Stimme, die Gott mir gegeben hatte. Was für ein eigentümliches Unternehmen! Der Henker hole es !

Murrow schien meine gedrückte Stimmung zu bemerken.

«Machen Sie sich keine Sorgen», beruhigte er mich. «Bestimmt gibt es da keine Schwierigkeiten.»

Der entscheidende Tag war der 5. September. Alles, was überhaupt nur schiefgehen konnte, ging schief. Ich war entsetzlich nervös, schon bevor der Schlamassel richtig begann. Mir kam es vor, als sei alles noch schlimmer als bei meiner bisher einzigen Sendung an jenem Tag, an dem die *Hindenburg* in Flammen aufgegangen war und ich aus Berlin über die deutschen Reaktionen berichten musste.

So viel stand für mich auf dem Spiel, und alles hing davon ab, was ein Mikrofon, ein Verstärker und der Äther zwischen Berlin und New York mit meiner Stimme anstellten. Unablässig musste ich an Paley und all die CBS-Vizepräsidenten denken, die kopfschüttelnd brummten, der Bursche mag ja ein guter Auslandskorrespondent sein – aber was für eine grauenhafte Stimme er hat! Das ist nicht der Richtige für uns.

Es war ein Wunder, dass die Sendung überhaupt stattfand. Als erstes entdeckte Claire Trask, die auch diesmal wieder die einleitenden Worte sprechen sollte, eine Viertelstunde vor der für den frühen Nachmittag angesetzten Sendung, dass sie ihr Manuskript in einem Café vergessen hatte. Sie eilte aus dem Studio, um es zu holen, und liess mich allein mit dem Techniker zurück. Während die Minuten verrannen, begann es allmählich so auszusehen, als müsse ich die Einführungsworte selbst sprechen.

Der deutsche Techniker entschuldigte sich für das drangvolle Durcheinander des Studios, das man in irgendeinem Raum der Reichspost, der voller riesiger Versandkisten stand (sie sahen aus, als hätte man Klaviere darin verschickt), behelfsmässig eingerichtet hatte. Die CBS konnte die deutschen Rundfunkstudios in Berlin nicht mitbenutzen, weil sich die NBC in einem Abkommen deren aus-

schliessliche Nutzung gesichert hatte, wie auch beim Vatikan, der gleichfalls der CBS die Möglichkeit von Rundfunkübertragungen verweigerte.

«Zu Ihren ersten Aufgaben», hatte mir Murrow gesagt, «gehört es, dass Sie diese beiden Monopole der NBC durchbrechen – Auftrag von Bill Paley.»

Da das Post- und Fernmeldeministerium die Kurzwellensender besass und betrieb, über die Rundfunksendungen nach Amerika gingen, stellte es uns dieses Studio zur Verfügung, an dessen einer Schmalseite ein einzelnes Mikrofon auf einem Stativ stand. Offenkundig sendete ausser CBS niemand aus dem Raum.

Schliesslich kehrte Claire atemlos mit ihrem Manuskript zurück. Wir hatten noch eine Minute. Als wir das Standmikrofon, das für einen Riesen von 2.50 Meter eingestellt zu sein schien, herunterholen wollten, erwies es sich, dass es etwa zwei Meter über dem Erdboden unverrückbar festsass.

«Tut mir leid!» sagte der Techniker und empfahl mir, mit in den Nacken gelegtem Kopf zur Decke zu sprechen. Doch auf diese Weise brachte ich nur einige gequetschte Laute heraus. Mit einem Mal fiel mir die Lösung ein, und ich wies auf den unmittelbar hinter dem Mikrofon stehenden Klavierverschlag, der an die 1.80 Meter hoch sein mochte.

«Bitte», wandte ich mich an den Techniker, der uns gerade signalisiert hatte, dass noch 30 Sekunden bis zur Sendung waren, «würden Sie mich da hinaufheben?»

Der Gedanke schien ihm abwegig vorzukommen, und er wehrte ab. Doch ich fasste nach seiner Schulter und zog mich auf die Kiste hinauf. Zögernd von dem Techniker unterstützt, schaffte Claire es auch. Nun waren unsere Köpfe auf gleicher Höhe wie das Mikrofon. Beide mussten wir unwillkürlich lachen.

«Ruhe bitte», verkündete der Techniker. «Zehn Sekunden!» Es blieb gar nicht genug Zeit, nervös zu werden, und meine einzige Sorge war, dass ich diese entscheidende Sendung kichernd beginnen könnte.

Dann war es soweit. Mit von der Klavierkiste herunterbaumelnden Beinen sprach ich so deutlich ins Mikrofon, wie ich konnte, und versuchte, an alles zu denken, was mir Murrow in der vergangenen Woche eingehämmert hatte: langsam sprechen, häufig Pausen machen, bestimmte Wörter und Sätze hervorheben und vor allem entspannt und natürlich reden – man durfte auf keinen Fall den Eindruck haben, als läse ich den Text ab.

Das aber war leichter gesagt als getan. Meine Stimme rutschte immer wieder eine Oktave hoch, meine Kehle war ganz ausgedörrt und meine Lippen trocken.

Ich konnte mir noch so viel Mühe geben, es klang nie wirklich ungezwungen.

«Prima!» lobte mich Claire später, als wir in einem Strassencafé einen ordentlichen Schnaps gekippt hatten. Ich war sicher, dass es entsetzlich gewesen war.

Nur gut, dass ich in letzter Minute einen dringenden Auftrag übernommen hatte, für *United Press* vom Reichsparteitag in Nürnberg zu berichten. Das würde dem Warten auf das Urteil von der Geschäftsleitung der CBS in New York einen Teil der Spannung nehmen, zudem sicherte es mir ein weiteres Wochengehalt, das ich dringend brauchen konnte. Ausserdem konnte ich möglicherweise eine Anstellung bei U. P. bekommen, falls die Sache mit CBS nichts wurde.

Murrow hatte mir fest zugesagt, bis Dienstag Bescheid zu geben – bis dahin waren noch zwei Tage. Keinesfalls sollte ich eine andere Stelle annehmen, bis ich von ihm gehört hatte. Das würde mir nicht schwerfallen, auch wenn Birchall gesagt hatte, er werde mich in Nürnberg sehen und hoffe, mir dann endgültig etwas über die Stelle bei der *New York Times* sagen zu können. Ich nahm ihn schon nicht mehr sonderlich ernst. Trotzdem – es konnte nicht schaden, in dieser Woche, in der auf die eine oder andere Weise über mein Schicksal entschieden wurde, mit ihm in Berührung zu bleiben.

Wie sich zeigte, gab es 1937 über den Parteitag nicht viel zu sagen, und es geschah auch nichts besonders Aufregendes, das mich von meinen Grübeleien hätte ablenken können.

Die Juden waren bereits aus dem deutschen Alltag verschwunden. Die zwei Jahre zuvor verkündeten Nürnberger Gesetze hatten ihre Unterdrückung mit dem Mäntelchen der Rechtmässigkeit behängt. Die neue Wehrmacht aus Wehrpflichtigen, die von Hitler im selben Jahr ins Leben gerufen worden war, wurde rasch weiter aufgebaut und auf den Krieg vorbereitet. Es war deutlich zu erkennen, dass Hitlers Herz und Sinn sich vor allem mit Heer, Marine und Luftwaffe beschäftigten. Die Parteibarden und die SA- und SS-Männer, die ihm geholfen hatten, an die Macht zu kommen, und für die der jährliche Parteitag ein Höhepunkt war, mussten natürlich hofiert werden, damit sie bei Laune blieben. Das aber brachte der Führer mit seinem üblichen Geplauder leicht zustande.

Dieses Jahr diente Hitler dazu, seine Diktatur zu festigen. Nahezu allumfassend war der eiserne Griff, in dem er das Land hielt. Die anfänglich zweifelnde militärische Führung stand zu ihm, wozu gewiss auch rasche Beförderung, höhere

Besoldung und die Aussicht auf die Herrschaft über eine riesige militärische Maschinerie beitrug. Die Wiederaufrüstung war in vollem Gang. Die Kirchen waren des Kampfes müde und hatten mehr oder weniger kapituliert. Die Arbeiter, deren Löhne man gesenkt und deren Gewerkschaften man zerschlagen hatte, schienen froh zu sein, dass sie wenigstens wieder Arbeit hatten.

Es liess sich nicht leugnen, dass die überwiegende Mehrheit der Menschen rückhaltlos hinter dem Führer zu stehen schien. Im Vorjahr hatten sie der Besetzung des Rheinlands zugejubelt, mit der er die Briten gedemütigt hatte, vor allem aber die Franzosen, die dem tatenlos zugesehen hatten. Jetzt errichtete Hitler in fieberhafter Eile Festungsanlagen, so dass ihm die Franzosen nicht vom Westen her in den Rücken fallen konnten, wenn er zum deutschen «Ostlandritt» aufbrach.

Dass von Murrow, der in sein Londoner Büro zurückgekehrt war, kein Wort kam, machte mir Sorgen, während die Tage in Nürnberg vergingen. Birchall, den ich überall traf, versicherte immer wieder, meine Aussichten stünden gut. Bei der *Times* in New York, behauptete er, erwäge man sogar, mich nach Moskau zu schicken, was ich sehr bezweifelte, so interessant das gewesen wäre. Am von Murrow als letztem Termin genannten Dienstag kam ein Telegramm von ihm:

ERWARTE NEW YORK ANTWORT MORGEN KÖNNEN SIE ANDERE
ENTSCHEIDUNGEN GEFAHRLOS AUFSCHIEBEN?

Ich antwortete ihm nicht. Meiner Ansicht nach hatte CBS reichlich Zeit für eine Entscheidung gehabt – zwei volle Tage –, und vermutlich war sie auch längst gefallen, nur hielt man damit noch hinter dem Berg. Als auch die nächsten beiden Tage ohne die kürzeste Mitteilung von Murrow vergingen, gab ich die Hoffnung auf. Zum Teufel mit CBS und auch mit der *New York Times*! Gleich nach dem Parteitag würde ich mit dem ersten Schiff nach Amerika fahren und mir in New York eine Stelle suchen.

Der 10. September war für einen Auslandskorrespondenten in Nürnberg ein harter Tag. Um sechs Uhr abends kehrte ich zerschlagen von einem langen Nachmittag ins Hotel zurück, der damit begonnen hatte, dass ich einer Hitlerrede vor 10'000 Frauen zuhören musste, in denen er sich zwei Stunden lang über ihre Pflichten als gute deutsche Ehefrauen und Mütter erging. Dann musste ich ihm zu seinem Hotel folgen, dem *Deutschen Hof*, wo er einen Staatsempfang für die Diplomaten gab. Auch hier konnte Hitler es sich nicht versagen, eine Rede zu halten. Im Hotel hatte ich gerade Zeit, einen Bericht über die beiden Veranstaltungen

gen abzufassen, ein frisches Hemd anzuziehen – der Tag war entsetzlich heiss ein Butterbrot herunterzuschlingen und ein Glas Bier zu trinken, bevor ich um sieben Uhr einen Bus zur Zeppelinwiese nehmen musste, wo Hitler den Tag mit einer weiteren langen Ansprache vor einer Viertelmillion politischer Führer zu beenden gedachte.

Mir reichte es für den Tag. Mit einem Mal fiel mir ein, dass es Freitag war und ich seit Dienstag nichts von Ed Murrow gehört hatte. Hatte er Angst, mir die schlechte Nachricht zu übermitteln? Ihn anzurufen, blieb keine Zeit, der Bus fuhr in fünf Minuten. Ich bastelte ein Telegramm zurecht, das ich beim Hinausgehen am Empfang abgeben wollte.

In dem Augenblick klingelte mein Telefon. Ein Gespräch aus London wurde mir gemeldet. Murrow war in der Leitung. Am Ton seiner Stimme konnte ich hören, was er zu sagen hatte, obwohl seine Worte ziemlich geheimnisvoll klangen. «Bill, es tut mir schrecklich leid, dass Sie so lange warten mussten, aber die Mistkerle in New York konnten sich ewig nicht entschliessen.»

«Und?»

«Sie finden Sie grossartig!»

«Tatsächlich?»

«Wann können Sie anfangen?» erkundigte er sich.

«Wann Sie wollen.»

«Sagen wir, am 1. Oktober?»

«Einverstanden.»

Ich schickte Tess rasch ein Telegramm nach Paris und kam mit Verspätung beim Pressebus an. Ein Kollege hatte ihn auf mich warten lassen. Zwar hatte es die ganze Woche hindurch mit Unterbrechungen geregnet, so dass es bei diesem Parteitag nichts mit dem «Führerwetter» war, aber nun klärte es auf, und die Scheinwerfer um die Zeppelinwiese schossen ihre Strahlen kilometerweit in den Himmel hinauf, und trotz Hitlers schnarrender Stimme, die über die riesige Fläche in die Dunkelheit dröhnte, fühlte ich mich wohl.

Wie das Schicksal so spielte, sass ich neben Birchall und konnte es mir nicht verkneifen, ihm meine Neuigkeit mitzuteilen. Er erwiderte, die *New York Times* habe mich wirklich für die Stelle in Moskau haben wollen, und es sei ihm unerfindlich, wie ein intelligenter Mensch zum Rundfunk überlaufen könne, der Nachrichten höchst oberflächlich behandle und dessen Zuhörer in Wirklichkeit auch gar keine Nachrichten, sondern Unterhaltung wollten. Ich würde beim Rundfunk meine Zeit und mein Talent verschwenden.

«Ich wette, dass Sie sich in zwei bis drei Jahren zur Zeitung zurücksehen.»
Schon möglich, dachte ich. Vielleicht aber auch nicht.

Murrow hatte mir den Eindruck vermittelt, dass man mit diesem neuartigen Medium Radio neue Horizonte erschliessen könne. Wir mussten uns damals alles selbst erarbeiten. Vielleicht ergab sich eine neue Dimension für die Nachrichtenberichterstattung. Die Direktübertragung von Ereignissen (zum Beispiel eine wichtige Führerrede), die dem Hörer ins Wohnzimmer geliefert wurde, so dass er gleichsam selbst dabei war, war etwas gänzlich Neues. Es gab keine Verzögerung, und nichts musste bearbeitet oder umgeschrieben werden wie bei der Zeitung. Der Hörer erfuhr, was vor sich ging, vom Reporter unmittelbar in dem Augenblick, da es stattfand. Die Hintergrundgeräusche eines Aufstandes in Paris, der Papst, der in Rom den Ostersegen erteilte, Hitler und Mussolini, die eine Ansprache an ihre Sturmtrupps hielten, konnten dem Hörer mehr sagen als alle Beschreibungen eines Zeitungsberichterstatters. Mit meinem Wechsel zum Rundfunk bekam ich eine spannende neue Aufgabe.

Als wir Ende September nach drei Jahren unter den Nazis Berlin verliessen, schrieb ich in mein Tagebuch:

Während ich Deutschland verlasse, dröhnt mir ein Marschlied der Nazis in den Ohren: *Denn heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt!*

Nun, ich würde zurückkehren, um mir das anzusehen, auch wenn ich jetzt von Berlin fortging und recht froh darüber war. In der Reichshauptstadt würde sich das Schicksal Europas und vielleicht der Welt entscheiden, und ich wollte auf jeden Fall dabei sein und so gut wie möglich darüber schreiben und nun also auch im Rundfunk darüber sprechen. Mir kam es vor, als habe es im Leben eines Menschen, wer auch immer er sein mochte und wann auch immer er gelebt hatte, nicht oft eine solche Gelegenheit gegeben, unmittelbar mitzuerleben, wie eine mächtige Welle geschichtlicher Ereignisse hoch emporwuchs, bevor sie über der Welt zusammenbrach, um sie zu verschlingen.

Auch wenn ich bei Weitem nicht an ihn heranreichte, sah ich mich doch mehr oder weniger in der Lage des grossen griechischen Historikers Thukydides, und mir kamen die Worte in den Sinn, mit denen er seine glänzende Geschichte des

Peloponnesischen Krieges einleitet: *Ich habe den ganzen Krieg in einem Alter miterlebt, in dem ich die Ereignisse begreifen konnte, und ich habe meine ungeteilte Aufmerksamkeit auf sie verwendet, um die Wahrheit über sie zu erfahren.*

Rückkehr nach Wien Der Anschluss und das Ende Österreichs Ein Durchbruch bei der Rundfunk-Berichterstattung 1937-1938

Die glänzenden Bilder, die mir Ed Murrow über unsere Aussichten gemalt hatte, wie wir den Rundfunk zu ernsthafter Nachrichten-Berichterstattung hinführen könnten, verflogen bald, zumindest was Europa betraf.

Nachdem ich Anfang Oktober eine Woche lang mit ihm über die Sache diskutiert hatte, vertraute ich meinem Tagebuch an:

Eines ist enttäuschend: Murrow und ich sollen gar nicht selbst im Rundfunk reden. Man will in New York, dass wir dafür Zeitungskorrespondenten anstellen. Wir arrangieren das Ganze nur. Da ich ebensoviel über Europa weiss wie die meisten Zeitungsjournalisten und ein bisschen mehr als die jüngeren, die keine Sprachkenntnisse und kein Hintergrundwissen haben, verstehe ich das Ganze nicht.

Murrow erklärte, CBS wolle nicht, dass wir selbst berichteten, weil der Sender sich sonst festlegte. Inwiefern, das war mir unverständlich.

Eine seltsame Geschichte, dieser Rundfunkjournalismus! Es war geradezu idiotisch. Ich fühlte mich von Murrow im Stich gelassen, und auch von den Spitzen der CBS, allen voran William S. Paley. Dabei hatte ich gedacht, man habe mich, wie Murrow mir gesagt hatte, wegen meiner Kenntnisse und meiner Erfahrung als altgedienter Auslandskorrespondent in Europa eingestellt! Doch da ich ohne diese Stelle arbeits- und mittellos gewesen wäre, ausgerechnet jetzt, wo wir Familienzuwachs bekamen, schluckte ich meine Enttäuschung herunter. Ich würde so lange dabeibleiben, bis mich wieder eine Zeitung haben wollte. Mit Murrow, das merkte ich rasch, liess sich glänzend arbeiten: Er besass Einfühlungsvermögen, war intelligent und ernsthaft. Hinter seiner Zurückhaltung verbarg sich menschliche Wärme und ein etwas skurriler Humor.

Lachend bastelten wir mir einen Titel zurecht, der die staatlichen europäischen Rundfunkgesellschaften, ohne deren Einrichtungen wir nicht arbeiten konnten, beeindrucken sollte, und entschied uns schliesslich für «Continental Representative of CBS» – mein Arbeitsbereich würde der gesamte europäische Kontinent mit Ausnahme Skandinaviens sein. Murrow in London firmierte als «European Director» der CBS. Wir überlegten, ob ich mich in Wien oder in Genf ansiedeln sollte – nur ein neutrales Land in zentraler Lage kam in Frage, von wo ich meine Sendungen unzensuriert in alle Länder ausstrahlen konnte.

Genf kannte ich von meiner Berichterstattung über den Völkerbund. Die Vorstellung, ständig dort leben und arbeiten zu müssen, erschien mir nicht verlockend. Dann schon eher Wien, es war eine Weltstadt, und es lag zentraler und günstiger. Hinzu kam der besondere Zauber der Stadt und ihre alte kulturelle Tradition, ganz davon abgesehen, dass Tess dort geboren war, wir einander dort kennengelernt, geheiratet und unser gemeinsames Leben begonnen hatten. Ed erklärte sich einverstanden, und so zogen wir nach Wien.

Mit zwei raschen Reisen nach Berlin und Rom erreichte ich, dass die Monopolyverträge der NBC aufgelöst wurden, unter denen die CBS aus Deutschland und dem Vatikan nicht hatte senden können. Obwohl Dr. Goebbels von meiner Rückkehr nicht gerade erbaut war, auch wenn es nur wenige Tage waren – er hatte geglaubt, mich auf immer los zu sein –, stimmte er der neuen Regelung zu. Sie bedeutete, dass zu einer Zeit, da dem Reich aus dem Ausland hauptsächlich Feindseligkeit und Boykottandrohungen entgegenschlugen, eine weitere grosse amerikanische Rundfunkstation aus Berlin berichtete. Da die Berichte aus Nazi-Deutschland eine meiner Hauptaufgaben sein würden, war es äusserst wichtig, dafür die deutschen Rundfunkstudios und andere Einrichtungen benutzen zu können.

In die Feste des NBC beim Vatikan einzubrechen, hatte sich als schwieriger erwiesen. Mit den Monsignori, die Radio Vatikan betrieben, einigte ich mich rasch. Sie verlangten lediglich ein paar tausend Lire als Ablösung (damals wenige hundert Dollar), sowie einen bescheidenen jährlichen Obolus als Beitrag zu ihrem Wohlergehen. Wie alle anderen Auslandskorrespondenten hatte ich auch früher schon, als ich in Rom arbeitete, einen Mann im Vatikan für Hinweise bezahlt. So ging es in der Ewigen Stadt nun einmal zu. Bill Paley in New York aber wandte sich dagegen, weil es in seinen Augen nach Bestechung aussah. CBS, betonte er, zahlte niemals jemandem Schmiergelder. Es dauerte einige Tage, bis ich ihm klar machen konnte, dass anders in Rom nichts zu erreichen war.

Mir war aus einem ganz besonderen Grund daran gelegen, mit Radio Vatikan zu einem Abschluss zu kommen, das bis dahin nicht nur der CBS den Gebrauch seiner Studios und Einrichtungen für Sendungen vom Petersplatz verweigert, sondern es uns auch erschwert hatte, Vatikansendungen zu übernehmen.

Noch nie war im Rundfunk über den Tod eines Papstes und die Wahl seines Nachfolgers berichtet worden, denn bei der Inthronisation Pius' XI. im Jahre 1922 steckte das Radio noch in seinen Anfängen. Nun aber war der Papst schon recht alt, und man hörte, es gehe ihm nicht gut. Eine Reportage über seinen Tod, die prunkvollen Beisetzungsfeierlichkeiten, die Wahl seines Nachfolgers und die farbenprächtigen Einsetzungsfeierlichkeiten konnte, so meinte ich, für CBS einen Durchbruch bedeuten, und in meinem Tagebuch heisst es, dass ich «ausführliche Vorkehrungen für die Rundfunk-Berichterstattung» über diese Ereignisse traf, bevor ich Rom verliess.

Paley und Murrow wollten unbedingt, dass ich mich eilends nach München begab, um von dort über etwas zu berichten, was Paley am Herzen lag. Diese meine erste «richtige» Reportage begeisterte mich nicht gerade. Der Herzog und die Herzogin von Windsor wollten sich unter der deutschen Arbeiterschaft umschauen, um zu sehen, unter welchen Bedingungen sie lebte und arbeitete. Ein ungeeigneteres Land dafür hätten sie sich nicht aussuchen können, nicht nur, weil Hitler die Gewerkschaften zerschlagen und ihren Besitz eingezogen hatte, sondern auch weil der Herzog und die Herzogin von einem Ernazi geführt wurden, von Dr. Robert Ley, dem Mann an der Spitze der Deutschen Arbeitsfront, der Organisation, die angeblich die Gewerkschaften ersetzen wollte. Dass der Herzog, der als Eduard VIII. auf den britischen Thron verzichtet hatte, um eine zweimal geschiedene Amerikanerin namens Wallis Simpson zu heiraten, anschliessend auch in den Vereinigten Staaten die Arbeitsbedingungen studieren wollte, bestätigte eine Meinung, die ich schon in England von ihm gewonnen hatte, als er noch Prince of Wales war – nämlich, dass er sehr töricht sein musste. Paley wies mich an, ihn näher kennenzulernen, nach New York zu begleiten und bei seiner Ankunft eine Rundfunkübertragung für die CBS zu arrangieren.

Glücklicherweise erübrigte sich das, denn als dort die Absicht des Herzogspaares bekannt wurde, das Land zu besuchen, nachdem es eine Reise mit demselben Zweck nach Deutschland unternommen hatte, war das Protestgeschrei so allgemein, dass man das Unternehmen abblies. Auf mich wirkte Mrs. Simpson zwar recht hübsch und anziehend, aber gewiss nicht schön oder gar betörend. Möglicherweise faszinierte den Herzog ihre dominierende Persönlichkeit, denn er selbst

schien eher schwach zu sein. In Berlin hatte man mir im Vorjahr gesagt, sie sympathisiere mit den Nazis und sei mit dem damaligen deutschen Botschafter Ribbentrop befreundet. Doch in München und auch sehr viel später noch in Amerika, wo ich das Paar gelegentlich traf, gewann ich den Eindruck, dass sie von Politik nicht viel verstand und auch nicht besonders daran interessiert war. Das galt im Wesentlichen aber auch für den Ex-König.

In unseren ersten Wiener Monaten liess sich deutlich erkennen, dass unter der Oberfläche des trüben Alltagslebens etwas gärte, das nicht nur für Österreich, sondern auch für Europa bedrohlich war. Ein guter Korrespondent hätte darüber berichten müssen, aber dem standen die Richtlinien entgegen. Paley und die anderen Grosskopfen in New York wollten einfach auf Ed Murrows und meine Bitten nicht hören, die Nachrichten selbst zu sprechen. Es ging mir gegen den Strich, dafür Zeitungskorrespondenten einstellen zu müssen.

Der Untergang des christlich-faschistischen Regimes Dr. Kurt Schuschniggs in Österreich wurde beschleunigt durch den aus Deutschland importierten Nationalsozialismus und durch das Wiedererstarken der Sozialisten, die Schuschniggs Vorgänger Dollfuss 1934 so blutig unterdrückt hatte, bevor ihn die Nazis ermordeten. Hitlers Appetit war geweckt, und man hörte gerüchtweise, dass in Berlin eine weitere gründliche Säuberung zu erwarten war, bevor der Führer als nächstes daran ging, dem Reich sein Geburtsland einzuverleiben. Aus diesem Wunsch hatte er nie ein Geheimnis gemacht.

Das schöne, kultivierte, prachtvolle, gemütliche Wien sah inzwischen ziemlich heruntergekommen aus. Die stattlichen Bauten aus der Epoche des Barock und des Neoklassizismus zerfielen, Farbe blätterte von den Wänden. Stadt und Menschen, notierte ich am Weihnachtstag 1937, wirkten «entsetzlich arm. Auch wer Arbeit hat, macht einen mürrischen Eindruck, und an jeder Strassenecke sieht man Bettler.» Wie immer in solchen Situationen schwammen manche Leute im Geld; man sah sie in den teuren Nachtclubs, den schicken Restaurants und den Luxushotels. Der grosse Fehler dieser im Vergleich mit dem Naziregime in Berlin milden klerikalen Diktatur lag darin, dass sie, wie Amerika in der Zeit vor Roosevelt, kein Sozialprogramm zur Linderung des Elends unter den Arbeitslosen, den Armen, den Kranken und den Alten hatte. Mussolini und Hitler hatten den Fehler nicht begangen, aber Bismarck in Deutschland lange vor ihnen auch nicht.

Verblüfft stellten Tess und ich fest, dass der Antisemitismus, der in der Stadt

schon immer stark ausgeprägt gewesen war, noch erstaunlich zugenommen hatte. Der Führer der christlich-sozialen Partei, Karl Lueger, der einmal Bürgermeister gewesen war und an dem sich Hitler ursprünglich orientiert hatte, förderte Antisemitismus schon seit Langem. Jetzt schürten die Nazis ihn aus dem Untergrund und versprachen, mit den Juden abzurechnen, wenn sie an die Macht kamen – genauso wie Hitler es in Deutschland getan hatte.

Obwohl ich nicht mehr dort lebte, gehörte es zu meinen Aufgaben, aus Deutschland für die CBS zu berichten. Aber wie? Ed Murrow und ich waren eifrig damit beschäftigt, Kinderchöre für ein Programm, das «Columbias Rundfunkschule» hiess, durch den Äther trillern zu lassen. Trotzdem verfolgte ich die Entwicklung so gut es ging, vor allem in Berlin und Wien, das Anfang Februar 1938 auf Kollisionskurs zu sein schien. In Berlin gab es parteiinterne Zwistigkeiten ähnlich denen, die 1934 zu den blutigen Säuberungen des 30. Juni geführt hatten. Immer wieder rief ich meine Kontakteleute in der Reichshauptstadt an, wobei natürlich zu beachten war, dass man am Telefon nichts Falsches sagte. Sie wussten, dass etwas «im Busch» war, waren aber nicht sicher, worum es dabei ging. Die für den 30. Januar, den fünften Jahrestag der Machtübernahme, angesetzte Reichstagssitzung war auf den 20. Februar verschoben worden, eine ungewöhnliche Massnahme.

Am 5. Februar – wieder ein Samstag! – platzte die Bombe. Hitler hatte am Abend zuvor die beiden Männer abserviert, die aus dem Nichts die Reichswehr aufgebaut hatten, Feldmarschall Werner von Blomberg, Kriegsminister und Oberkommandierender der Wehrmacht, sowie General Freiherr Werner von Fritsch, Oberbefehlshaber des Heeres. Der Führer, im Weltkrieg Gefreiter, löste das Kriegsministerium auf und setzte an dessen Stelle ein «Oberkommando der Wehrmacht» (OKW), zu dessen «Oberstem Befehlshaber» er sich selbst ernannte.

Um sicherzustellen, dass das Militär seine drastischen Massnahmen hinnahm, enthob Hitler 16 Generäle ihres Kommandos und versetzte 44 weitere. Als Trostpflaster für Göring, der gehofft hatte, an Blombergs Stelle nachzurücken, ernannte ihn Hitler zum Feldmarschall.

Das war aber noch nicht alles. Neurath, der verbindliche Aussenminister, ein Mann der alten Schule, wurde entlassen und durch Ribbentrop ersetzt. Zwei langgediente Karrierediplomaten, Ulrich von Hassell, Botschafter in Rom, und Herbert von Dirksen, Botschafter in Tokio, wurden pensioniert und Franz von Papen, der Abgesandte des Führers in Wien, seines Postens enthoben, was ihn mit sprachlosem Staunen erfüllte, denn er hatte dort eifrig Hitlers Interessen betrie-

ben. Ziemlich entsetzt hatte er Anfang Februar erfahren, dass Rudolf Hess den Plan ausgeheckt hatte, Hitler dadurch einen Vorwand zu liefern, seine Truppen nach Österreich in Marsch zu setzen, «um die Ordnung wieder herzustellen», dass vor der deutschen Botschaft in Wien ein Aufruhr veranstaltet und von einem gedungenen Mörder von Papen sowie der deutsche Militärattaché umgebracht wurden. Das notierte ich am 7. Februar in mein Tagebuch. Von Papen, der 1934 mit knapper Not den blutigen Säuberungen in Berlin entkommen war, hätte nicht erstaunt, sondern erleichtert sein müssen, dass man ihn seines Postens enthoben hatte – wahrscheinlich war er dadurch dem Tod wieder einmal um ein Haar entgangen.

Schliesslich wurde der alte Finanzzauberer Dr. Hjalmar Schacht, der eine so bedeutende Rolle bei Hitlers Machtübernahme gespielt und dem Hitler zu verdanken hatte, dass Nazideutschland noch nicht bankrottgegangen war, als Wirtschaftsminister durch eine blasse Figur namens Walther Funk ersetzt. Diese Entwicklung war von besonderer Bedeutung, und ich wollte nach Berlin eilen, um für CBS darüber zu berichten. Doch Paley und die übrigen Mitglieder der Unternehmensleitung in New York waren nicht daran interessiert. Zu meiner masslosen Enttäuschung sollte ich mich weiterhin um die Kinderchöre und das Kinderprogramm kümmern.

Hitlers Säuberung kennzeichnete einen Wendepunkt in der Entwicklung des Dritten Reiches. An einem einzigen Winterwochenende waren die letzten Konservativen, die beim Militär, im Auswärtigen Amt und im Wirtschaftsministerium Schlüsselpositionen besetzt hielten und Hitler bei seinen riskanten ausländischen Abenteuern im Wege stehen konnten, beiseitegefegt worden. Hindenburg und die konservativen Kräfte hatten Blomberg, Fritsch und Neurath in ihre Ämter eingesetzt, damit sie ein Gegengewicht zu den Nazis bildeten, und Schacht war später zu ihnen gestossen. Jetzt, da sie durch jüngere und willfähigere Leute ersetzt waren, hatte Hitler freie Hand für neue Unternehmungen, ohne dass er aus entscheidenden Positionen ernsthaften Widerstand befürchten musste.

Den eigentlichen Grund dafür, warum Feldmarschall von Blomberg und General von Fritsch just zu jener Zeit abtreten mussten, erfuhren wir erst viel später. Sie stolperten über ihr Privatleben und rissen fast General Walther von Brauchitsch noch mit sich, der Fritsch als Heeresführer folgte. Kurz gesagt ging es um Folgendes: Der verwitwete Feldmarschall von Blomberg hatte seiner Freundin, Fräulein Erna Gruhn, Ende 1937 einen Heiratsantrag gemacht. Das hochnäsige aristokratische Offizierskorps hatte sich dagegengestellt, weil sie eine Bürgerliche war. Da Hitler und Göring jedoch einverstanden waren – Göring liess sogar

eine Rivalin nach Südamerika spedieren –, fand am 12. Januar 1938 die Eheschliessung statt, bei der der Führer und Göring als Trauzeugen fungierten.

Einige Tage später wurde in Berlin, während sich das frischvermählte Paar auf Hochzeitsreise in Italien befand, eine Polizeiakte entdeckt, aus der hervorging, dass die Braut eine polizeibekannte Prostituierte gewesen und wegen Posierens für pornographische Bilder verurteilt worden war. Die neue Frau Feldmarschall hatte also einen Hintergrund, der mit ihrer neuen Stellung alles andere als vereinbar war.

Das Offizierskorps war höchst pikiert. Auch Hitler heuchelte Entsetzen und entliess seinen Feldmarschall am 25. Januar, zwei Wochen nach der Hochzeit. Die allgemeine Ansicht lässt sich mit den Worten General Ludwig Beck, Oberbefehlshaber im Generalstab des Heeres, zusammenfassen: «Es geht nicht an, dass der höchstrangige Offizier der Streitkräfte eine Hure heiratet.»

Das aber war nichts verglichen mit den Anschuldigungen, die man jetzt gegen General Werner von Fritsch erhob, einen begabten und aufrechten Offizier der alten Schule. Zu keinem Zeitpunkt hatte er seine Verachtung für Hitler und dessen Steigbügelhalter verhohlen, und er stand schon längst auf Himmlers «Abschussliste». Himmler spielte Hitler 1938 mit Hilfe seines Untergebenen Reinhard Heydrich und den Mitteln der Gestapo «Beweisdokumente» zu, aus denen hervorging, dass General von Fritsch sich homosexueller Verfehlungen nach § 175 StGB schuldig gemacht hatte und dass er seit 1935 an einen früheren Sträfling Schweigegelder zahlte, damit davon nichts an die Öffentlichkeit drang. Von Hitler zur Rede gestellt, war der General zu erbost, um ein Wort herauszubringen, und der Diktator enthob ihn seines Amtes. Später wurde Fritsch durch ein militärisches Ehrengericht vollständig rehabilitiert, das die Vorwürfe als böswillige Nachrede entlarvte. Doch wurde deshalb Fritsch weder in seine Position wieder eingesetzt noch Himmler und Heydrich der ihnen enthoben.

Während Tess und ich in Wien mehr oder weniger besorgt auf die Ankunft unseres Nachwuchses warteten, strebten die Ereignisse in Österreich einem Höhepunkt zu. Adolf Hitler, der dort den grössten Teil seiner Jugend verbracht hatte, drängte jetzt die österreichischen Nazis zur Machtübernahme. Damit wollte er das erste grosse Ziel seines Lebens erreichen: den Anschluss an Deutschland. Nachdem er in der Armee und im Auswärtigen Amt jene beseitigt hatte, die die Unter-

nehmung als zu gefährlich ablehnen mochten, ging er jetzt mit grosser Kühnheit und blitzgeschwindigkeit gegen Österreich vor.

In seinem Berghof oberhalb Berchtesgadens hatte Hitler am 13. Februar in einer Szene, die in der neueren europäischen Geschichte wohl ihresgleichen suchen dürfte, Schuschnigg bedroht und ihm zugesetzt, er solle den Nazis Österreich überlassen oder die deutsche Armee werde einmarschieren. Der überraschte 41-jährige österreichische Kanzler wusste sich gegen die Drohungen und Wutausbrüche Hitlers nicht anders zu helfen, als dass er versprach, das Verbot der Nationalsozialistischen Partei in Österreich aufzuheben, alle inhaftierten Nazis zu amnestieren – einschliesslich der Mörder seines Vorgängers Dollfuß – und österreichische Nazis in Schlüsselpositionen des Kabinetts zu berufen. Damit bekamen sie Einfluss auf die Polizei, die Armee und die Wirtschaft des Landes, die in das deutsche Wirtschaftssystem eingegliedert werden sollte. Wie Schuschnigg später zugab, unterschrieb er damit das Todesurteil Österreichs.

Vielleicht, dachte ich, konnte ich die CBS für den Untergang Österreichs «erwärmen» – immerhin wäre die Eroberung dieses Landes Hitlers bis dahin grösster Triumph. Ich bat darum, mir eine Viertelstunde Sendezeit dafür einzuräumen – kein Interesse. Ich hatte aus wohlunterrichteten Kreisen über das Zusammentreffen der beiden Kanzler in Berchtesgaden ziemlich viele Informationen bekommen, die bisher, soweit mir bekannt war, noch nicht veröffentlicht worden oder über den Rundfunk gegangen waren. Es nützte alles nichts, ich sollte mich weiter um meine Kinderchöre kümmern. Die nächste dieser Sendungen war für den 24. Februar vorgesehen. Meine solchen Nachrichten gegenüber völlig desinteressierten Vorgesetzten bei der CBS fanden es – immerhin – besonders schön, dass ich in das Programm, das von Sofia ausgestrahlt wurde, den bulgarischen König mit einbezog. Sie schlugen mir vor, spätestens am 25. von Wien aufzubrechen, damit ich reichlich Zeit zur Vorbereitung des Programms hätte. Da aber die in Wien ablaufenden Ereignisse einen besonders hohen Nachrichtenstellenwert hatten, hoffte ich noch immer, die CBS überzeugen zu können. Ausserdem wäre ich aus einem anderen Grund liebend gern daheim geblieben: Unser Baby konnte jeden Augenblick zur Welt kommen.

Doch ich fuhr und verbrachte den 23. Februar, meinen Geburtstag, im Orientexpress, der sich seinen Weg durch den schneebedeckten Balkan bahnte. Das Privatleben eines Auslandskorrespondenten hatte hintanzustehen, wenn es galt, einen Auftrag zu erledigen, und sei er noch so dümmlich. In den letzten Jahren hatte ich nur ein dürftiges Privatleben gehabt.

Als ich am Nachmittag des 26. Februar von Sofia nach Wien zurückkehrte, be-

grüsste mich am Ostbahnhof ein alter Kollege mit der Nachricht, dass ich am Vormittag Vater eines Mädchens geworden war. Meiner lieben Frau drohte, nachdem man in letzter Minute mit einem Kaiserschnitt ihr Leben und das des Kindes gerettet hatte, nach Ansicht der Ärzte keine Gefahr mehr. Ich fuhr sofort zum Krankenhaus.

Obwohl Tess nur mit knapper Not hatte gerettet werden können, sprach sie nicht gross darüber und wollte mir nur zeigen, was für ein schönes Kind wir hatten. Ich gebe zu, dass ich es für eines der bezauberndsten hielt, die ich je gesehen hatte. Aber Tess' Aussehen erschütterte mich. Sie wirkte sehr schwach und war so erschöpft, dass sie kaum sprechen konnte; jeder Atemzug schien sie grosse Mühe zu kosten.

Den grössten Teil der folgenden Tage und Abende verbrachte ich im Krankenhaus am Bett meiner Frau, die zu allem Überfluss in einem Bein eine Venenentzündung bekam, was ihr Leben erneut aufs Höchste gefährdete.

Auch ausserhalb der Klinik standen die Dinge nicht zum Besten. Die Regierung des Kanzlers Schuschnigg brach zusammen, dafür sorgten schon die seinem Kabinett von Hitler aufgezwungenen Nazis. Auf den Strassen kühlte der Nazipöbel sein Mütchen, angefeuert durch die Entlassung seiner Führer aus dem Gefängnis und die Wiederzulassung der Partei. Während ich am 24. Februar mein Kinderprogramm aus Sofia sendete, hatte Schuschnigg, wie ich erfuhr, versucht, im österreichischen Bundestag der ruhmredigen Ansprache Hitlers, die er vier Tage zuvor vor dem deutschen Reichstag gehalten hatte, die gebührende Antwort zu erteilen. An diesem trüben Sonntag, dem 20. Februar, hatten Tess und ich in Wien wie benommen vor dem Radio gesessen und dem jüngsten Ausbruch des Führers zugehört. Er hatte angekündigt, Deutschland werde die zehn Millionen Deutschen jenseits seiner Grenzen, sieben Millionen in Österreich und drei in der Tschechoslowakei, zu «schützen» wissen. Alle Welt wusste, was er damit meinte.

Schuschniggs Rede war in versöhnlichem Ton gehalten, aber es hiess darin, dass Österreich den Deutschen weit genug entgegengekommen war und dass es an der Zeit sei zu sagen: «Bis hierher und nicht weiter.» Österreich, hiess es schliesslich, werde niemals freiwillig seine Unabhängigkeit aufgeben, und Schuschnigg beschloss seine Rede mit dem zu Herzen gehenden Ruf: «Rotweissrot bis in den Tod.»

Diese Rede führte zu einem wilden Ausbruch der Nazis in Graz, die zu Tausenden auf den Marktplatz marschierten, die Lautsprecher herunterrissen, über die die Rede übertragen wurde, die österreichische Flagge herunterholten und statt ihrer die Hakenkreuzfahne hissten. Der österreichische Nazi Seyss-Inquart,

den Schuschnigg auf Hitlers Drängen zum Innenminister gemacht hatte, sah zu, wie seine Polizei nicht den leisesten Versuch unternahm, diese Ausschreitungen und andere zu unterbinden, die überall in Österreich ausbrachen.

Verzweifelt suchte Schuschnigg Hilfe bei den österreichischen Arbeitern, deren freie Gewerkschaften und politische Partei, die Sozialdemokraten, er unterdrückt hatte, nachdem sein Amtsvorgänger Dollfuss sie 1934 zerschlagen hatte. Sie standen für 42 Prozent der österreichischen Wählerschaft, und Schuschnigg versprach ihnen, ihre Partei wieder zuzulassen und ihre im Gefängnis befindlichen politischen Führer zu entlassen.

Aber es war zu spät.

Dennoch unternahm Schuschnigg einen letzten Versuch, Österreich vor Hitler und den Nazis zu bewahren. Er erklärte in Innsbruck am Abend des 9. März, vier Tage später – also am Sonntag, dem 13. März – werde eine Volksbefragung stattfinden. Das österreichische Volk sollte selbst entscheiden, ob es für ein freies, unabhängiges, soziales, christliches und vereintes Österreich eintrat: «Ja oder Nein?»

Mir entging diese plötzliche und schicksalhafte Ankündigung, da ich an jenem Abend im Nachtzug nach Laibach fuhr, der reizenden kleinen Hauptstadt Sloweniens, wo eine weitere der bewussten Kindersendungen stattfinden sollte. Ich hatte es immer noch nicht geschafft, jemanden bei CBS dazu zu bringen, dass man mich aus erster Hand über das Schicksal Österreichs berichten liess.

Die Sonne schien, und Frühling lag in der Luft, als der Zug aus Laibach am Freitag, dem 11. März, um acht Uhr morgens in Wiens Südbahnhof einfuhr. Ich fühlte mich wohl. In wenigen Augenblicken würde ich Tess und die Kleine sehen. Tess war noch immer im Krankenhaus, es schien ihr aber inzwischen besser zu gehen.

In unserer Wohnung angekommen, gab mir das Mädchen die Zeitungen der letzten drei Tage. Die Schlagzeilen auf den ersten Seiten setzten mich sofort ins Bild. Schuschnigg hatte für Sonntag eine Volksabstimmung angesetzt. Über Hitlers Reaktion darauf stand in den Wiener Blättern nichts.

Nach dem Frühstück fuhr ich mit der U-Bahn ins Krankenhaus. Tess hatte Fieber; der Arzt hatte der Venenentzündung in ihrem linken Bein keinen Einhalt zu bieten vermocht. Ihm schien ein mögliches Blutgerinnsel Sorgen zu bereiten. Ich tröstete meine Frau, so gut ich konnte, und blieb bei ihr, bis sie gegen elf Uhr einschlief. Mit einer Taxe fuhr ich zum *Café Schwarzenberg*, um mich über die Entwicklung zu informieren.

Fodor, der Wiener Korrespondent des *Manchester Guardian* und der *New York Post*, eine wandelnde Enzyklopädie über alles, was mit Österreich zu tun hatte, war dort, wie auch Ed Taylor, der jetzt an meiner Stelle für die *Chicago Tribune* arbeitete, beides alte Bekannte. Sie wirkten ein wenig angespannt, aber optimistisch – sogar Fodor, der als Jude bei einer Machtübernahme der Nazis um sein Leben fürchten musste. Die Volksbefragung würde friedlich verlaufen, nahm er an, und Schuschnigg als überzeugender Sieger daraus hervorgehen, nachdem er jetzt offenkundig die Unterstützung der Sozialisten gewonnen hatte. Das würde Hitler einen Schlag versetzen, darauf wies Fodor besonders hin.

Das hob meine Stimmung. Auf dem Weg in die Stadt hatte ich versucht, mich von Wunschdenken freizuhalten. Zwar war Schuschnigg nicht annähernd so schlimm wie Hitler, doch konnte man seine Volksbefragung kaum als freier oder demokratischer denn die bezeichnen, die ich Hitler in Deutschland hatte durchführen sehen. Da seit 1933 in Österreich keine freien Wahlen stattgefunden hatten, gab es keine auf dem neuesten Stand befindlichen Wählerverzeichnisse. Es war unrealistisch anzunehmen, die vier Tage, die bis zur Volksabstimmung verblieben, würden Schuschniggs politischen Gegnern Zeit zu einem Wahlkampf lassen. Ausserdem hatte ausschliesslich die sich autoritär gebärdende Vaterländische Front des Kanzlers Zugang zu den Rundfunksendern.

Auf all das würde ich in einer Sendung hinweisen – vorausgesetzt, die CBS gab *mir* Zugang zum Rundfunk. In einem Telegramm bestürmte ich Paul White, den Nachrichtendirektor in New York, er möge mich über die Ergebnisse der Volksbefragung am Sonntagabend berichten lassen. Doch bevor ich es telefonisch durchgeben konnte, begannen sich die Ereignisse dieses Freitags zu überstürzen.

Gegen vier Uhr nachmittags eilte ich erneut ins Krankenhaus, um zu sehen, ob es Tess besser ging. Am Karlsplatz, wo ich in die U-Bahn-Station wollte, stellte mir eine Menge von etwa 1'000 Menschen den Weg. Die meisten trugen Hakenkreuz-Armbinden am rechten Mantelärmel, verhielten sich aber überraschend ruhig. Ein einzelner Polizist schrie ihnen etwas zu und fuchtelte mit den Händen vor ihnen herum. Sie wichen zurück! Wenn das alles an Mumm ist, was die österreichischen Nazis aufbringen, dachte ich, kommt Schuschnigg mit seiner Volksabstimmung glatt durch. Ich setzte meinen Weg zum Krankenhaus fort. Tess sagte, sie fühle sich ein wenig besser. Dem Kind ging es auch gut. Beruhigt kehrte ich in die Stadt zurück.

Als ich gegen sechs Uhr aus der U-Bahn-Station auf den Karlsplatz trat, hatte

sich zu meiner Verblüffung das Bild dort gänzlich gewandelt. Ein Pöbel aus mehreren tausend brüllenden, hysterischen Nazis drängte sich in der zunehmenden Dunkelheit auf dem riesigen Platz. Der einsame Polizist, der noch zwei Stunden zuvor dort Dienst getan hatte, war entweder in der Menge verschwunden oder heimgegangen.

Die aufrührerische Menge drängte mich vom Platz über den Ring, an der Oper vorbei in die schmale, schicke Kärntnerstrasse, in der die Mehrzahl der besseren Läden lag, bis vor die Räume des deutschen «Touristen»-Büros – mit seinem riesigen, blumengeschmückten Porträt Adolf Hitlers im Schaufenster geradezu ein Wallfahrtsort für die österreichischen Nazis. Hier kam die Menge zum Stehen, und im Licht der Strassenlaternen sah ich einige der Gesichter um mich herum: Sie wirkten für jemanden, der Nazideutschland schon so lange wie ich kannte, vertraut. Solche Gesichter hatte ich bei den Parteitagungen in Nürnberg gesehen, die fanatischen Augen, die offenstehenden Münder und die vor Massenhysterie verzerrten Gesichter. Jetzt schrien sie: «Sieg Heil! Sieg Heil! Heil Hitler! Heil Hitler! Hängt Schuschnigg! Hängt Schuschnigg! Ein Volk, ein Reich, ein Führer!» So inbrünstig hatten die Braunhemden in Nürnberg die Naziparolen nie gebrüllt.

Schon häufig war ich Zeuge gewesen, wie die Wiener Polizei Nazidemonstrationen an dieser Stelle auflöste – diesmal aber standen die Beamten mit verschränkten Armen untätig daneben. Die meisten grinsten breit. Einige junge Frauen aus der Menge nahmen ihre Hakenkreuz-Armbinden ab und schoben sie den Polizisten über die Uniformärmel. Das Grinsen verstärkte sich. Offensichtlich stand die Wiener Polizei im Begriff, zu den Nazis überzulaufen. Was hatte diesen plötzlichen Umschwung bewirkt? Ich fragte einige der mir Zunächststehenden, doch sie waren zu erregt, um zu antworten.

Schliesslich erklärte mir eine nicht mehr ganz junge Frau: «Die Volksbefragung! Sie ist ausgesetzt. Hitler soll morgen kommen. Ist das nicht grossartig?» brüllte sie mir ins Ohr.

Das war mir neu. Falls das stimmte, überlegte ich, dürfte Schuschnigg die Nacht kaum überleben. Die Strasse und die Polizei hatte er bereits an die Nazis verloren. Ich wand mich aus der unruhigen Menge und kämpfte mich zum Hotel *Bristol* durch. Ed Taylor sass in der Halle. Er bestätigte, was ich gehört hatte. Schuschnigg hatte das Plebiszit ausgesetzt und zugesagt, bald über den Rundfunk eine Erklärung zu verlesen.

Ed und ich nahmen eine Taxe zur amerikanischen Gesandtschaft. John Wiley stand vor seinem Schreibtisch, hielt seine lange Zigarettenspitze in den Fingern

und versuchte zu lächeln – wie nach einem entsetzlichen Rückschlag.

«Alles ist vorbei, Freunde», sagte er gelassen. «Von Berlin ist ein Ultimatum gekommen. Entweder keine Volksabstimmung am Sonntag oder die deutsche Armee marschiert ein. Schuschnigg hat kapituliert.»

Wiley riet uns, das Radio laufen zu lassen. Jeden Augenblick konnte der Kanzler die Lage erläutern. Er lud uns ein, zum Abendessen zu bleiben und zuzuhören, aber ich musste unbedingt Murrow, der in Polen war, an den Apparat bekommen und mich seiner Hilfe versichern, damit ich in New York noch einmal wegen einer Rundfunkreportage vorstellig werden konnte. Ich kehrte zu unserer Wohnung zurück, in der sich auch mein Büro befand, und meldete ein Ferngespräch an. Dann schaltete ich das Radio ein. Es spielte gerade einen munteren Strauss-Walzer. Unter der Warschauer Nummer, die mir Ed gegeben hatte, konnte ich ihn nicht erreichen. Ich legte auf. Der Walzer brach mit einem Mal ab.

«Achtung! Achtung!» sagte eine erregte Stimme. «In wenigen Minuten bringen wir eine wichtige Erklärung.» Dann kam das vertraute Ticken des Metro-noms, an dem man den österreichischen Rundfunk erkannte. Es klang aufreizend. Tick... tick... tick... Ich stellte das Radio leiser. Eine mir wohlvertraute Stimme begann zu sprechen. Der Kanzler Schuschnigg erklärte:

«Ich bin vor eine schwere Situation gestellt. Die deutsche Regierung hat der Bundesregierung ein befristetes Ultimatum gestellt, einen von ihr vorgeschlagenen Bundeskanzler zu ernennen und die österreichische Regierung nach den Vorschlägen der Reichsregierung zu bestellen. Widrigenfalls ist der Einmarsch deutscher Truppen zu gewärtigen. Alle Nachrichten, die davon wissen wollen, dass in Österreich Unruhen ausgebrochen sind und Ströme von Arbeiterblut fließen, sind erfunden. Die österreichische Regierung wäre von sich aus in der Lage gewesen, Ruhe und Ordnung im Lande aufrechtzuerhalten. Der Bundespräsident beauftragt mich, dem österreichischen Volk mitzuteilen, dass wir der Gewalt weichen. Wir haben Auftrag gegeben, dass die Wehrmacht sich ohne Widerstand zurückziehen soll, weil wir nicht deutsches Blut fließen lassen wollen... Ich verabschiede mich in dieser Stunde von dem deutschen Volk in Österreich mit dem Wunsch: Gott schütze Österreich!»

Gegen Ende seiner Ansprache kam es mir vor, als versage seine Stimme, als werde er bald zu schluchzen beginnen. Aber es gelang ihm, sich bis zum Schluss zu beherrschen. Auf seine letzten Worte folgte eine kurze Stille, dann wurde die österreichische Nationalhymne gespielt – es klang, als komme sie von einer abgewetzten Schallplatte.

Kurz darauf meldete sich mit knarrender Stimme der Judas, Dr. Arthur Seyss-Inquart, früher ein Freund Schuschniggs – sie hatten im Krieg im selben Regiment gestanden –, und erklärte, er übernehme die Macht und fühle sich für die Aufrechterhaltung von Recht und Ordnung im Lande verantwortlich. Was er sagte, klang ein wenig verworren, aber einen Punkt stellte er ganz deutlich heraus. Die österreichische Armee, hiess es, werde keinen Widerstand leisten. Das war das erste, was ich über einen deutschen Einmarsch hörte. In Hitlers Ultimatum hatte es, so wie Schuschnigg erklärt hatte, geheissen: Kapitulation *oder* Einmarsch. Die Bedingungen seines eigenen Ultimatus hatte Hitler rasch gebrochen. Jetzt hatte er seinen Anschluss – das konnte Krieg bedeuten, denn für die alten Verbündeten Grossbritannien, Frankreich und Italien dürfte es zusammen mit der gut bewaffneten Tschechoslowakei die letzte Gelegenheit sein, Hitler in den Arm zu fallen.

Jedenfalls hatte ich hier den Stoff für die wichtigste Reportage meines Lebens, und was Amerika betraf, hatte ich sie für mich allein, denn mein einziger Rivale, Max Jordan von NBC, war nicht am Ort.

Nur senden musste man mich lassen! Sofern ich von CBS die Erlaubnis bekam, brauchte ich von der RAVAG, der österreichischen Rundfunkgesellschaft, ein Studio mit einem Mikrofon und eine Telefonleitung zu einem Kurzwellensender – am besten in Genf oder London, wo mir die Nazizensur nicht dazwischenfunken konnte. Wenn es keine andere Wahl gab, war ich auch bereit, über den Berliner Sender zu gehen und es darauf ankommen zu lassen.

Bisher hatte ich kein Wort aus New York gehört, ob die CBS überhaupt etwas von mir haben wollte, und auch an Murrow war nicht heranzukommen, der einen viel besseren Draht nach New York hatte als ich. Bis zur Stunde hatten weder er noch ich etwas berichten dürfen. Ob CBS jetzt eine Ausnahme machen würde? Ich überredete mich dazu, es zu glauben, und rief beim österreichischen Rundfunk an, um alles Erforderliche in die Wege zu leiten. Niemand ging an den Apparat. Wahrscheinlich hatten die Nazis den Sender bereits übernommen. Nun, ich hatte schon in Berlin mit ihnen zu tun gehabt und war sicher, auch in Wien mit ihnen fertig zu werden. Kurz entschlossen fuhr ich in die Stadt, um mir die Sache anzusehen.

In der Johannesgasse waren vor dem RAVAG-Gebäude feldgraue Soldaten mit Stahlhelmen und aufgepflanztem Bajonett aufgezogen. Man musste sie aus Deutschland hergeflogen haben. Sie sahen aus, als ob es ihnen ernst sei, doch nach einigem Hin und Her liessen sie mich ein. In der Vorhalle und in den Gängen herrschte grosses Durcheinander. Junge Männer in allerlei Naziuniformen liefen umher, schwingen Revolver und Seitengewehre und schrien unaufhörlich. Ich versuchte, mich an ihnen vorbei zu den Amtsräumen des Generaldirektors Emil Czeja und des Programmdirektors Erich Kunsti vorzuarbeiten, mit denen ich verschiedentlich zu tun gehabt hatte. Zuerst wollten mich die Wachen nicht durchlassen, doch nachdem ich sie angebrüllt hatte, durfte ich schliesslich passieren. Vor ihren Büroräumen fand ich meine beiden österreichischen Freunde von aufgeregten SS-Männern umgeben. Offensichtlich waren sie Gefangene. Es gelang mir, Kunsti anzusprechen, und ich fragte ihn, wann ich wohl senden könne.

Er zuckte die Schultern und sagte, wobei er zu lachen versuchte: «Mich gibt es hier nicht mehr.» Er wies auf einen narbengesichtigen SS-Mann.

«Fragen Sie ihn», fuhr er fort. «Ich glaube, er hat hier zu sagen.»

Ich ging zu dem Mann und erklärte, dass ich nach New York berichten wollte. Da er offensichtlich keine Ahnung vom Rundfunk hatte, konnte ich ihm keinen Eindruck machen, und so sagte ich schliesslich mit erhobener Stimme: «Ich möchte mit Ihren Vorgesetzten in Berlin sprechen. Ich kenne sie, denn ich habe mit ihnen zusammengearbeitet. Sie wollen bestimmt, dass meine Sendung durchgeht.»

Ich war zu dem Ergebnis gekommen, dass eine Leitung zu einem Kurzwellensender nach Berlin, von wo man mich nach New York weiterleiten konnte, die einzige Möglichkeit war, die mir blieb. Ich musste eben ein bisschen um den heissen Brei herumreden, um mich am dortigen Zensor vorbeizumogeln.

«Es gibt keine Leitungen nach Berlin», sagte der Holzkopf von SS-Mann. «Alle Leitungen sind tot. Vielleicht später.»

«Es ist aussichtslos», flüsterte mir Kunsti zu.

Einige Wächter schoben mich, Pistole in der Hand, beiseite. Ich beschloss, in der Nähe abzuwarten, ob sich eine Gelegenheit ergab, mit den Rundfunkgewaltigen in Berlin zu sprechen, sobald wieder Leitungen zur Verfügung standen. Ich sah auf die Uhr: Mitternacht. Eine Inlands-Nachrichtensendung kam über den Lautsprecher. Darin hiess es, am Ballhausplatz werde eine neue Regierung gebildet. Ich lief sofort hin und bekam noch mit, wie sich Seyss-Inquart vom Balkon aus zum Chef der neuen nationalsozialistischen Regierung des Landes ausrief.

Auf dem Rückweg zur RAVAG schaute ich kurz ins *Café Louvre*, wo sich normalerweise die amerikanischen Korrespondenten aufhielten. Bob Best von *United Press*, der dort praktisch wohnte, gab die neuesten Gerüchte zum Besten. Die schöne Slowakin Martha Fodor kämpfte mit den Tränen. Das war das Ende ihrer Welt. Ihr Mann war nicht anwesend, er versuchte, von zu Hause aus seinen Bericht nach London durchzutelefonieren. John Wiley, sagte sie, hatte sich schon gemeldet und gesagt, er werde sie am nächsten Morgen über die nahe Grenze nach Pressburg in die Slowakei bringen. Dort wären Fodor und seine Frau in Sicherheit.

Mein früherer Mitarbeiter aus der Zeit, als ich in Wien Korrespondent für die *Chicago Tribune* war, Emil Maass, kam grossspurig herein. Damals war er ein ziemlich unbedeutendes Männchen gewesen, für seine 30 Jahre ein bisschen zurückgeblieben. Er war halb amerikanischer, halb österreichischer Abstammung und besass zwei Pässe. Er trat an Bests Tisch, wo ich mit Martha Fodor und Major Goldschmidt, dem Monarchistenführer, sowie zwei, drei anderen sass.

«Nun, meine Damen und Herren», grinste er, «das war ja auch Zeit.»

Er schlug seinen Jackettaufschlag nach vorn, löste sein dort verborgen gehaltenes Parteiabzeichen und befestigte es demonstrativ so, dass es jetzt für alle Welt sichtbar war. Martha rief ihm zu: «Schämen Sie sich!», und Bob Best stand auf, als wolle er ihn schlagen. (An diese Szene musste ich später noch denken, als Best auf die andere Seite überlief.) Der Bursche wandte sich zum Gehen.

Ich wusste, dass Martha sich Gedanken über das Schicksal ihres Mannes machte, denn Fodor war Jude. Wiley, beruhigte ich sie, würde sie bestimmt in Sicherheit bringen. Er war ein zäher Ire, den ich schon aus Berlin kannte, und der wusste, wie man mit den Deutschen umgehen musste.

Major Goldschmidt, den ich ganz gern mochte, auch wenn er an der Spitze der auf verlorenem Posten für die Wiedereinsetzung der Habsburger in Österreich kämpfenden «Legitimisten»-Bewegung stand, erhob sich wortlos. Sein Vater war Jude gewesen, er aber war praktizierender Katholik. Hitler würde ihm wahrscheinlich weder den Mischlingsstatus noch seine politische Überzeugung verzeihen – wie er in *Mein Kampf* klargemacht hatte, hasste er nächst den Wiener Juden am meisten die Habsburger.

Einen Augenblick lang blieb der Major am Tisch stehen. «Vielen Dank für Ihre Freundschaft», sagte er ruhig, «auch wenn Ihnen nicht gefällt, wofür ich eingetreten bin.» Er schüttelte jedem von uns die Hand.

«Sie entschuldigen mich jetzt bitte», sagte er, «ich gehe nach Hause und hole meinen Revolver.» (Später an jenem Abend erschoss er sich dann.)

Vom *Café Louvre* eilte ich zurück zum österreichischen Rundfunk. Wieder war es schwierig, an den Wachen vorbeizukommen. Mein Holzkopf begrüßte mich nicht besonders freundlich.

«Sind Sie das schon wieder?» sagte er. «Es gibt immer noch keine Leitungen, also gehen Sie bitte.» Er nickte einigen SS-Leuten zu, von denen einer mich nicht besonders sanft am Arm fasste und mich auf die Strasse führte.

Einige Minuten stand ich dort in der Nachtkühle, unwillig, meine Niederlage einzugestehen. Noch einmal wollte ich in das Gebäude hinein, aber diesmal hatten die Wachen offenbar Anweisung bekommen. «Sie kommen nicht rein!» riefen sie mir zu. «Verschwinden Sie hier.»

Während ich über den Karlsplatz nach Hause ging, sah ich auf die Uhr. Es war drei Uhr morgens, mein Plan war fehlgeschlagen. Den ganzen Abend lang hatte ich einen grossartigen Bericht gehabt und konnte ihn nicht aus dem Lande bekommen. Ich fühlte mich zerschmettert.

In der kühlen Nachtluft klärte es sich in meinem Kopf. Wie selbstsüchtig und kleingeistig von mir, mich zu bemitleiden. Was war mein Unvermögen, den Bericht loszuwerden, im Vergleich zu dem, was hier geschah: was in einer einzigen Nacht diesem unglücklichen Land und wohl auch dem vom Krieg bedrohten Kontinent widerfahren war? Zweifellos war es ein Meilenstein in der europäischen Geschichte, eine grosse Tragödie für Österreich, und ein beachtlicher Triumph für Adolf Hitler. Ich hatte Glück gehabt, dabei sein zu dürfen. Trotz einer persönlichen Enttäuschung würde mein Leben und meine Arbeit weitergehen. Für viele Österreicher hingegen waren die Ereignisse dieser Nacht gleichbedeutend mit dem Ende einer Karriere, eines Unternehmens, mit Gefängnis oder KZ. Für die 200'000 Juden im Lande bedeuteten sie Schlimmeres.

Müde erstieg ich die Treppen zu unserer Wohnung. Es kam mir vor, als wohnte ich im 15. und nicht im dritten Stock. Da ich noch nicht einschlafen konnte, trank ich ein Bier, dann ein zweites ... Ich beschloss, die Ereignisse schriftlich festzuhalten, und sei es nur für mein Tagebuch.

Das Telefon klingelte. Es war Ed Murrow aus Warschau, endlich. Ich berichtete ihm, was es Neues gab und welches Pech ich gehabt hatte.

«Warum fliegen Sie nicht morgen früh nach London?» schlug Ed vor. «Sie können morgen Abend da sein und uns den ersten unzensierten Augenzeugenbericht liefern. Ich komm dann nach Wien.»

Weder Ed noch ich stellten uns die Frage, ob man mich von London und ihn von Wien aus für CBS würde berichten lassen. Ich denke, er nahm es einfach als selbstverständlich an.

Ich rief am Wiener Flughafen Aspern an: Alle Flüge für den kommenden Tag

waren ausgebucht, ausserdem bezweifelte man, ob überhaupt Zivilmaschinen starten durften. Der Flughafen war in deutscher Hand, und nur Militärflugzeuge bekamen Start- oder Landeerlaubnis. Ich beschloss, es dennoch zu versuchen.

Den ganzen nächsten Tag über, es war Samstag, der 12. März 1938, bemühte ich mich fieberhaft darum, nach London zu kommen. Als ich nach kaum einer Stunde Schlaf um sieben Uhr morgens am Flughafen eintraf, zeigte sich, dass nicht nur Görings Luftwaffe den Flugbetrieb, sondern auch die Gestapo das Abfertigungsgebäude übernommen hatte. Ein mürrischer Schwarzuniformierter rief mir zu, alle Zivilflüge seien gestrichen. Es sah ganz danach aus, denn minütlich landeten Militärmaschinen. Von einem Luftwaffenhauptmann erfuhr ich, die Sperre für Zivilflüge könne jeden Augenblick aufgehoben werden, und er riet mir, mein Glück bei British Airways zu versuchen, die eine Maschine zum Flug nach London angemeldet hatte. Sie war aber bereits mehr als ausgebucht – vorwiegend von verängstigten Juden, wie ich sehen konnte. Mein nächster Versuch führte mich zur Lufthansa. Für neun Uhr war ein Flug nach Berlin vorgesehen, und ich bekam einen Platz in der Maschine. Sie würde in Prag und Dresden Zwischenlanden und Berlin gegen Mittag erreichen. Es bestand eine gewisse Aussicht, dass ich von dort eine Maschine nach London bekam, sofern Hitler nicht – das fuhr mir plötzlich durch den Sinn – bis zum Ende der Anschlusskrise alle Zivilflüge von Berlin aus hatte streichen lassen.

Während ich darauf wartete, dass mein Flug aufgerufen wurde, sah ich zufällig einen mir flüchtig bekannten österreichischen Polizeibeamten, dem es offensichtlich überhaupt nicht gefiel, von überheblichen Gestapo-Lümmeln aus Berlin herumgestossen zu werden. Von ihm erfuhr ich etwas Wichtiges: Schuschnigg war nach seinem Rücktritt keineswegs geflohen, wie es die deutsche Propaganda berichtet hatte. Obwohl eine Maschine in Aspern für ihn startbereit stand, hatte sich der gestürzte Kanzler geweigert, die Gelegenheit zu nutzen. Schade, fügte mein Informant hinzu, denn inzwischen befand er sich im Gewahrsam der Gestapo, an einem unbekanntem Ort. Das nun überraschte mich keineswegs, aber ich gebe zu, dass ich auf das, was man anschliessend mit ihm anstellte, nicht gefasst war.

In Berlin führte mich mein erster Weg zum Büro der holländischen Luftfahrtgesellschaft. Ich hatte Glück: In einer Stunde ging eine Maschine nach Amsterdam, dort bestand Anschluss nach London. Ein Platz war noch frei, und ich buchte ihn sofort. Es blieb noch Zeit für ein Mittagessen und einen Blick in die Berliner Morgenzeitungen. Die Überschriften erschütterten mich, vor allem in Hitlers *Völ-*

kischem Beobachter. Quer über die erste Seite verkündete eine Schlagzeile in sieben Zentimeter hohen Buchstaben: DEUTSCH-ÖSTERREICH VOR DEM CHAOS GERETTET!

Es folgte eine Mischung aus Räuberpistole und Lügengespinnt, zweifellos aus der Feder des Propagandaministers Joseph Goebbels. Darin war die Rede von gewalttätigen «roten» Unruhen in den Hauptstrassen Wiens, wobei es zu «Kämpfen, Schiessereien und Plünderungen» gekommen sei. In einer DNB-Nachricht aus Wien hiess es, noch in der Nacht habe Seyss-Inquart Hitler telegrafisch gebeten, deutsche Truppen zu schicken, die Österreich vor dem durch «bewaffnete Sozialisten und Kommunisten» drohenden Blutvergiessen schützen sollten. Auch wenn ich aus meinen Berliner Jahren an Hitlers Lügen gewohnt war, vermochte ich kaum zu glauben, dass er zu einer solch dreisten Verdrehung der Wahrheit fähig war. Es hatte keinerlei Unruhen in Wien gegeben, und ich bezweifelte, dass selbst ein Verräter wie Seyss-Inquart derlei nach Berlin telegraphiert und die Unterstützung reichsdeutscher Truppen erbeten hatte. Hitler und seine Gefolgsleute, dessen war ich sicher, hatten das Telegramm gefälscht, um seine Invasion des Landes zu rechtfertigen.*

Ich steckte die Zeitungen in meine Aktentasche – das konnte ich alles während meiner Reportage aus London verlesen, sofern ich je dorthin kam. Kurz nach dem Mittagessen sah es für eine Weile so aus, als solle nichts daraus werden. Am Flughafen herrschte ziemliches Durcheinander, da deutschen Maschinen, die nach Wien flogen, Vorrang eingeräumt war. Unser Flug nach Amsterdam wurde immer wieder verschoben. Als ich schliesslich fast schon aufgegeben hatte, wurde er aufgerufen. Ich war erleichtert, als sich die Maschine nach einer Schleife über Berlin westwärts wandte. Endlich war ich den Fängen der Nazizensur entkommen. Sogleich begann ich, mein Manuskript für die Sendung in London zu entwerfen. Als wir in Croydon landeten, war es fast fertig. Ich rief vom Flughafen aus im Büro an, und zu meiner frohen Überraschung teilte mir die englische Sekretärin mit, New York habe dafür gesorgt, dass ich um halb zwölf abends, 18 Uhr 30 Ortszeit in New York, für eine 15minütige Sendung vorgesehen war.

Das war ein Durchbruch. Zum ersten Mal gestattete die CBS einem ihrer Mitarbeiter, selbst zu berichten, noch dazu direkt. Ich konnte es kaum glauben. Dann war es soweit. Über die Rückleitung hörte ich die Stimme des New Yorker Sprechers, der mich einführte.

* Das wurde durch deutsche Geheimdokumente bestätigt, die nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs den Alliierten in die Hände fielen.

Vor kaum 24 Stunden sind Nazitruppen über die Grenze nach Österreich eingedrungen. Zu diesem Zeitpunkt befand sich *Columbias* leitender Redakteur für Mitteleuropa, William L. Shirer, in Wien. Er ist heute Nachmittag nach London geflogen, um Ihnen einen unzensurierten Augenzeugenbericht zu bringen... *Wir schalten jetzt nach London.*

Auf dieses Stichwort hin begann ich meine erste Nachrichtensendung, seit ich für die CBS arbeitete.

Am nächsten Tag, einem Sonntag, kam es zu einem noch bedeutenderen Durchbruch. Ich darf wohl sagen, dass Ed Murrow und ich dabei mithalfen, der Rundfunk-Berichterstattung über aktuelle Ereignisse ein völlig neues Gesicht zu geben. Wir organisierten und sendeten die erste Nachrichten-Konferenzschaltung, die es auf der Welt je gegeben hatte. Aus dieser aus dem Augenblick geborenen Angelegenheit entstand das Prinzip der Rundfunknachrichten – und später der Fernsehnachrichten –, wie wir sie kennen.

Heute, im Zeitalter des Fernsehens und der Satellitenübermittlung, wirkt eine solche Konferenzschaltung einfach und alltäglich. Für die erste Sendung dieser Art am Abend des 13. März 1938 waren beträchtliche Schwierigkeiten zu überwinden, und zwar von uns in Europa. Wohl erklärten die CBS-Techniker der Unternehmensleitung, so etwas sei technisch nicht möglich, dabei brauchten sie lediglich die verschiedenen europäischen Kurzwellensender zu empfangen, mit denen wir arbeiteten, und die Sendungen in ihr eigenes Netz einzuspeisen, wie sie es seit Jahren taten. Murrow in Wien und ich in London mussten kurzfristig und noch dazu an einem Sonntagabend, an dem die Büros der europäischen Rundfunkgesellschaften geschlossen waren, für die Bereitstellung von Kurzwellensendern, Studios, Telefonleitungen und selbstverständlich Reportern in vier oder fünf Ländern sorgen. Dass die Zuständigen bei diesen Sendern in der Regel nur ihre Landessprache beherrschten und vor allem noch nie getan hatten, was wir von ihnen erwarteten – schon gar nicht so kurzfristig und an ihrem freien Tag –, all das brachte Probleme mit sich, die zu lösen mehr Zeit kostete, als ich mir vorgestellt hatte.

Erst um fünf Uhr nachmittags am Tag nach meinem Augenzeugenbericht aus London rief CBS von New York aus an, um sich zu erkundigen, ob Murrow und ich eine Konferenzschaltung der wichtigsten europäischen Hauptstädte zu einem späteren Zeitpunkt an jenem Abend arrangieren könnten. Zwar war es in Amerika erst Mittag, aber da in Europa der Tag fast um war, blieb uns nicht viel Zeit.

Paul W. White, der liebenswürdige Nachrichtendirektor von CBS, meldete sich am Telefon mit einer Stimme, die so klang, als spreche er von etwas Alltäglichem: «Wir wollen heute Abend eine Konferenzschaltung aus verschiedenen Ländern Europas bringen. Um ein Uhr nachts, eure Ortszeit. Wir stellen uns das so vor, dass aus London Sie und irgendein Unterhausabgeordneter sprechen, aus Wien Ed Murrow, und ein paar amerikanische Zeitungskorrespondenten aus Berlin, Paris und Rom. Das Ganze dauert eine halbe Stunde. Schaffen Sie und Murrow das?»

Ich sagte ja und legte auf. In Wahrheit hatte ich nicht die blässeste Vorstellung, wie ich die Sache anpacken sollte. Ich meldete ein Gespräch zu Murrow nach Wien an, und während ich darauf wartete, grübelte ich, wie wir vorgehen sollten. Die amerikanischen Auslandskorrespondenten in den verschiedenen Hauptstädten Europas kannte ich fast alle. Es würde nicht schwerfallen, in jeder von ihnen einen guten Mann zu finden, vorausgesetzt, wir kamen an einem Sonntagabend an die Leute heran und es blieb genug Zeit, die Sendeerlaubnis von ihren Arbeitgebern in Amerika einzuholen.

Ausserdem kannten Ed und ich inzwischen die Chefs und die leitenden Techniker der verschiedenen europäischen Rundfunkgesellschaften, deren technische Einrichtungen wir würden benutzen müssen, wie auch die wichtigsten Männer in den Post- und Fernmeldeministerien, auf deren Leitungen und Sender wir gleichfalls angewiesen waren. Während ich immer noch auf das Gespräch mit Murrow wartete, meldete ich Ferngespräche mit amerikanischen Korrespondenten in Paris, Rom und Berlin an, ausserdem rief ich die Direktoren und leitenden Ingenieure des französischen Rundfunks und des PTT-Ministeriums in Paris an, wie auch die des Postministeriums und der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft (RRG) in Berlin und der *Ente Italiano Audizioni Radiofoniche* (EIAR) in Turin. Ich war froh, dass ich Französisch, Deutsch und Italienisch sprach, denn sonst wäre ich an jenem Sonntagnachmittag hilflos gewesen.

Endlich kam das Gespräch mit Murrow. Er glaubte, von den Deutschen eine Telefonleitung nach Berlin bekommen zu können, von wo sein Bericht über die dortigen Kurzwellensender nach New York gehen konnte. Er gab mir auch einige nützliche Hinweise: So hatte Rom zwar einen guten Kurzwellensender, aber sofern er nicht verfügbar war, mussten wir die Beiträge mittels Telefon von Rom nach Genf oder London weitergeben. Da Paris über keine geeigneten Sender verfügte, musste ich durch die französischen PTT eine Telefonleitung von dort nach

London reservieren lassen. Bald klingelten meine Telefone unaufhörlich, und ich versuchte, in vier Sprachen mein Anliegen vorzutragen. In Turin kam ich an keinen einzigen Beamten oder Techniker der EIAR heran, der mir hätte helfen können. Ich müsse, so hiess es, über das italienische Kommunikationsministerium von Rom aus eine Telefonleitung reservieren. Dann war Berlin am Apparat. Die RRG erklärte sich bereit, mir ein Studio und einen Kurzwellensender zur Verfügung zu stellen, und man wollte auch versuchen, eine Leitung zu Murrow in Wien zu schalten, wies mich aber darauf hin, dass die einzige wirklich gute Leitung in den Händen der deutschen Wehrmacht und damit ihre Verfügbarkeit recht zweifelhaft war.

Im Verlauf des Abends begann die Sendung Gestalt zu gewinnen. White gab von New York aus die genauen Zeitpläne für jede Hauptstadt durch: London, Wien, Berlin, Paris und Rom, zusammen mit den jeweils für deren Ein- und Ausblenden vorgesehenen Stichworten. Ich rief die genannten Hauptstädte an und gab die Zeitpläne und Stichworte durch, in der Hoffnung, dass die Techniker unsere in englischer Sprache gehaltenen Stichworte verstanden.

Allmählich begannen auch die mir bekannten Zeitungsleute auf meine Anrufe zu reagieren. Edgar Mowrer, der Pariser Korrespondent der *Chicago Daily News*, den Hitler aus Berlin verjagt hatte, verbrachte das Wochenende auf dem Lande, wo ich ihn schliesslich aufstöberte. Es war nicht einfach, ihn zur vorzeitigen Rückkehr nach Paris zu bewegen, doch da er geradezu mit Leidenschaft über alles sprach, was mit dem Diktator zusammenhing, und gewiss tiefer als die meisten empfand, was Hitler Österreich angetan hatte, sagte er schliesslich zu. Frank Gervasi in Rom und Pierre Huss erklärten sich zur Sendung bereit, sofern man bei INS in New York einverstanden war. Also rief ich CBS an und sagte, sie sollten bei INS die Sendegenehmigung für Gervasi und Huss einholen.

«Wird gemacht», sagte Paul White, «und da wir Sie schon mal an der Strippe haben, über welche Sender und auf welchen Wellenlängen werden Rom und Berlin heute Nacht senden?»

Daran hatte ich in der Aufregung gar nicht mehr gedacht. Den römischen Sender bekämen wir wahrscheinlich nicht, sagte ich ihm, und wegen Berlin musste ich zurückrufen. Gervasis Bericht aus Rom, erläuterte ich, würde über eine Telefonleitung nach Genf gehen, sofern ich sie bekam. Es war sehr schwierig, an einem Sonntagabend mit den Schweizern und Italienern Verbindung zu bekommen.

«Und was ist mit Ihrem eigenen Bericht aus London?» wollte White dann wis-

sen. Im Eifer der Vorbereitungen für den Kontinent hatte ich ganz vergessen, ihn zu planen. White schärfte mir noch ein, dass man von einem Regierungsbeamten oder Unterhausabgeordneten erfahren wollte, was Grossbritannien gegen Hitlers Invasion Österreichs zu unternehmen gedenke.

Ich versprach, ihn später wieder zurückzurufen. Noch hatte ich keinen Abgeordneten an die Leitung bekommen können – sie alle verbrachten offenbar das Wochenende auf dem Lande, wie auch die Beamten aus Downing Street, die ich anzurufen versucht hatte. Andererseits war ich ziemlich sicher, die Antwort auf die Frage, was Grossbritannien im Zusammenhang mit der Krise zu tun gedachte, zu kennen: Nichts. Doch ich brauchte einen Regierungsvertreter, der mir das bestätigte.

Während ich einige Notizen für meine Sendung zu Papier brachte, bekam ich die Labour-Abgeordnete Ellen Wilkinson ans Telefon. Sie war, wie alle anderen auch, auf dem Lande. Es schien, als sei dieser englische Brauch durch nichts zu erschüttern, nicht einmal durch eine noch so schwere Krise auf dem europäischen Kontinent.

«Wie lange würden Sie nach London zurück brauchen?» fragte ich Miss Wilkinson.

«Etwa eine Stunde», war ihre Antwort.

Es war elf Uhr abends, uns blieben zwei Stunden.

«Gut», sagte ich zu ihr. «Die Sendung beginnt um ein Uhr. Ich treffe Sie kurz zuvor bei der BBC. Damit haben wir zwei Stunden, um einige brillante Bemerkungen über die Reaktionen Grossbritanniens auf Hitlers Annexion Österreichs an diesem Wochenende zu verfassen. Oder über die nicht stattfindenden Reaktionen.»

Gervasi meldete sich über eine andere Leitung aus Rom. «Die Italiener schaffen es so kurzfristig nicht», sagte er. «Was soll ich tun?»

«Wir leiten Sie über Genf», erklärte ich ihm. «Lassen Sie sich von der EI AR Leitungen und ein Studio in Rom reservieren.»

«Ich versuche es», sagte Gervasi, aber seine Stimme klang nicht besonders hoffnungsvoll. Er kannte seine Italiener.

«Ich kümmere mich um die Schweizer», sagte ich. «Und wenn alles schief läuft, rufen Sie mich in einer Stunde mit Ihrem Bericht an, und ich lese ihn von hier aus vor. New York möchte unbedingt wissen», fügte ich hinzu, «was Mussolini zu tun gedenkt.»

«Das wissen Sie doch selbst ganz genau», sagte Gervasi.

«Klar. Dasselbe wie Chamberlain hier in London. Nichts», sagte ich.

«Genau.»

«Aber New York möchte hören, wie Sie es aus Rom sagen, Frank. Es klingt eindrucksvoller als von mir hier aus London.»

Die Telefone klingelten weiter, und ich bemühte mich, jeden Anrufer zufriedenzustellen. Schliesslich war es eine Viertelstunde vor Mitternacht. Hastig lief ich die Strasse zum BBC-Funkhaus entlang. Gerade traf Ellen Wilkinson mit fliegendem kastanienbraunem Haar atemlos dort ein. Wir gingen zu einem der Studios hinab. New York kam durch, und ich sprach die letzten Einzelheiten mit Paul White ab. Es sah ganz so aus, als würde mit Paris, Berlin und Wien alles klargenhen – Ed Murrow war ziemlich zuversichtlich, dass er auf einer Leitung nach Berlin durchkommen würde. Paris kam auf einer Telefonleitung nach London, und Rom musste gestrichen werden – ich hatte einfach keine Leitung von dort nach Genf bekommen können. Aber Gervasi diktierte gerade seinen Text über Telefon aus Rom einem Stenographen durch. White war einverstanden, dass er gegen Ende nach London zurückschaltete, so dass ich den Text verlesen konnte.

Die letzten 15 Sekunden bis ein Uhr verrannen. Es war acht Uhr abends in New York. Durch meinen Kopfhörer kam die ruhige Stimme Bob Trouts, der die Sendung einleitete.

Dann war ich an der Reihe. Die Erregung fegte die ganze Müdigkeit der letzten 48 Stunden weg. Wenn wir die nächste halbe Stunde ohne allzu schlimme Panne hinter uns brachten, konnte das den Beginn von etwas Neuem im Rundfunk bedeuten. Ich sprach sehr kurz und drückte meinen Zweifel daran aus, dass die britische Regierung mehr gegen Hitler unternehmen werde, als eine Protestnote abzuschicken. Krieg würde es sicherlich nicht geben. Ellen Wilkinson, «die amerikanischen Hörern nicht vorgestellt zu werden braucht», sagte ich, während ich ihr das Mikrophon übergab, schloss sich dieser Meinung an. «Die Briten sind über Hitler *verärgert*», sagte sie, «aber niemand hierzulande wünscht einen Krieg.»

So enttäuschend die Reaktion der Briten für mich war, so konnte ich mir vorstellen, dass Miss Wilkinsons Worte wahrscheinlich die Mehrzahl unserer amerikanischen Hörer beruhigte, die wie so viele andere auch Angst vor einem Krieg hatten. Gewiss hatte Edgar Mowrer aus Paris und Ed Murrow aus Wien sie sehr beeindruckt. Mowrer, der Hitler verachtete und stets versucht hatte, die Welt vor ihm zu warnen, war nicht sicher, dass die Menschen überall endlich verstanden, dass er gleichbedeutend mit «unverhüllter brutaler Gewalt» war und eine Bedrohung für ganz Europa darstellte. Ed lieferte ein trauriges Bild der einst heiteren österreichischen Hauptstadt, die jetzt in den Fängen der Nazis war. Nur Huss aus

Berlin passte nicht ins Bild, dachte ich. Ich hätte jemanden auftreiben sollen, der weniger für die Nazis übrighatte als er. Er berichtete, dass «alle Schichten in Deutschland die *Tatsache* glaubten, dass Österreich aus eigenem Willen ins Reich heimgekehrt war». Die *Tatsache*? Das musste Huss besser wissen.

Dennoch lief meines Erachtens die Konferenzschaltung gut, wenn man bedenkt, dass es unser erster Versuch war. Berlin, Wien und Paris kamen zur rechten Zeit und deutlich verstehbar durch. Dann schaltete New York zurück zu mir nach London, damit ich Gervasis Bericht aus Rom verlesen konnte. Er betonte, dass sich Mussolini diesmal Hitlers Annexion Österreichs nicht widersetzen würde, wozu er noch vor vier Jahren bereit gewesen war, und erinnerte daran, dass der Duce jetzt zum Lager des Führers gehörte.

Paul White rief mich am Ende der Sendung noch einmal zurück und sagte, alle in New York, angefangen bei Paley, seien begeistert. Offenbar war es ein Riesenerfolg gewesen.

«Und zwar ein so grosser», sagte White, «dass wir morgen Abend dasselbe noch mal machen wollen, also heute Nacht nach Ihrer Zeit dort. Schaffen Sie das?»

Ich war entsetzlich müde, aber gleichfalls in Hochstimmung.

«Kein Problem», liess ich ihn wissen.

Obwohl ich unbedingt so rasch wie möglich nach Wien zurückkehren wollte, um bei Tess zu sein, die noch immer im Krankenhaus lag, und um zu sehen und zu berichten, was Adolf Hitler in seiner Heimat trieb, forderte mich New York auf, auch den Rest der Woche in London zu bleiben, um den Bericht von dort aus zu beenden. Damit bekam Ed Murrow eine wohlverdiente Gelegenheit, der Hörerschaft Hitlers triumphale Rückkehr nach Österreich zu schildern. Er war ebenso glücklich und erregt darüber, dass wir endlich als Reporter für die CBS arbeiten durften und dabei gleich die erste Rundfunk-Konferenzschaltung der Welt hergestellt hatten.

Obwohl er wie auch ich fast 24 Stunden am Tag auf den Beinen war, hatte er Zeit gefunden, täglich Tess zu besuchen und mir am Telefon zu sagen, wie es ihr ging. Leider war die Venenentzündung, wie der Arzt sagte, noch immer in einem kritischen Stadium. Unserem Töchterchen, dem einen Namen zu geben wir noch nicht Zeit gefunden hatten, ging es hingegen gut. Tess hatte den Schock angesichts Hitlers Machtübernahme in ihrer Heimat gut überstanden, sagte Ed. Die schwerste Belastung dürfte wohl das Durcheinander und das Entsetzen gewesen sein, die an den ersten Tagen im Krankenhaus geherrscht hatten. Jüdische Patien-

ten waren ohne Rücksicht auf ihren Zustand voller Panik davongelaufen, und Tess' Geburtshelfer, gleichfalls Jude, war spurlos verschwunden. All das machte mir Sorgen, doch Ed versicherte mir, dass sich Tess wirklich tapfer hielt. Am schlimmsten war für sie der ohrenbetäubende Lärm von Görings Bombern, die stündlich dicht über das Dach der Klinik flogen und sie am Schlafen hinderten.

In London gab es für mich viel zu tun. Einen grossen Teil des Montags brachte ich damit zu, die für halb vier morgens Londoner Zeit am Dienstag vorgesehene zweite Konferenzschaltung vorzubereiten. Erneut sollten Berichte aus London, Berlin, Paris, Wien und Rom übermittelt werden. Beim zweiten Mal war es etwas einfacher.

Es war ein herrliches Gefühl, von der CBS nach so langer Enthaltbarkeit mehrfach angefordert zu werden. Am Montagnachmittag um vier brachte ich eine Reportage über Premierminister Chamberlains Unterhausrede zu Hitlers Einmarsch in Österreich. Die Unmittelbarkeit des Rundfunks faszinierte mich. «Premierminister Neville Chamberlain», begann ich, «erhob sich vor einer halben Stunde, um im Unterhaus eine Erklärung abzugeben.» Sie lief noch über den Nachrichtenticker, während ich meinen Bericht begann.

Chamberlains Worte überraschten mich in keiner Weise, aber sie beunruhigten mich, wie auch etwas, das er am 2. März im Unterhaus über die Lage in Österreich gesagt hatte. Damals hatte er behauptet: «Was in Berchtesgaden vorgefallen ist, war nichts anderes, als dass sich zwei Staatsmänner auf bestimmte Massnahmen zur Verbesserung der Beziehungen zwischen ihren Ländern geeinigt haben.» Diese Erklärung hatte ich in Wien mit Erstaunen gelesen, denn ich wusste, dass die britische Gesandtschaft in Wien Chamberlain die Einzelheiten von Hitlers Berchtesgadener Ultimatum an Schuschnigg geliefert hatte. Das Täuschungsmanöver des Premierministers empörte mich.

Während ich jetzt seine Erklärung im Rundfunk verlas, wuchs meine Skepsis gegenüber vielem von dem, was er sagte. So behauptete er, sein neuer Aussenminister, Lord Halifax, habe dem neuen deutschen Aussenminister Ribbentrop 24 Stunden vor Hitlers Einmarsch in Österreich in London mitgeteilt, die britische Regierung lege grössten Wert darauf, dass alles getan werde, was eine Durchführung der Volksabstimmung in Österreich «ohne Störung oder Einschüchterung von deutscher Seite ermöglicht». Er selbst, fügte Chamberlain hinzu, habe sich sehr eindringlich im selben Sinne geäussert.

Das mochte glauben, wer wollte. *

Schliesslich rückte der Premierminister mit dem heraus, was er eigentlich hatte sagen wollen: *«Tatsache ist, dass nichts das in Österreich Geschehene hätte verhindern können, es sei denn, dies Land und andere Länder wären bereit gewesen, Gewalt anzuwenden.»*

Das stimmte schon, aber ich überlegte, wie die Zukunft Grossbritanniens aussehen würde, wenn es nicht bereit war, mit Gewalt gegen die Gewalt der Nazis vorzugehen.

Winston Churchill, damals noch ohne Macht und ein einsamer Rufer in der Wüste der britischen Politik, sprach den Gegenstand in einer Rede an, die mir als die pragmatischste und weitsichtigste aller an jenem Tag im Unterhaus gehaltenen erschien:

Die Schwere des Ereignisses vom 12. März lässt sich gar nicht überbetonen. Europa sieht sich einer Aggression gegenüber, und es bleibt nur die Wahl, nachzugeben wie Österreich oder wirksame Gegenmassnahmen zu ergreifen, solange es noch Zeit ist.

Wenn wir weiterhin den Ereignissen tatenlos Zusehen – einen wie grossen Teil dessen, was wir jetzt für unsere Sicherheit und die Erhaltung des Friedens tun können, geben wir dann auf? Wie viele Freunde werden sich von uns abwenden, wie viele mögliche Verbündete werden wir einen nach dem anderen im Abgrund des Entsetzens verschwinden sehen?

Doch nur wenige im Unterhaus schenkten Churchills Worten grössere Beachtung. Seine eigene Partei, die der Torys, stand geschlossen hinter Chamberlains Beschwichtigungspolitik den faschistischen Diktatoren gegenüber.

Noch etwas, das Churchill sagte, konnte jeden, der zu hören bereit war, daran erinnern, welch bedeutenden strategischen Sieg Hitler durch den Anschluss Österreichs errungen hatte.

Wien ist der Verkehrs- und Nachrichten-Knotenpunkt aller Länder der ehemaligen Donaumonarchie und Südosteuropas. Jetzt, da die Donau zum grossen Teil in deutscher Hand ist, gibt die Herrschaft über Wien Nazideutschland

* Nach dem Krieg stiess ich beim Durchlesen der in der Wilhelmstrasse gefundenen Geheimpapiere auf einen Bericht, den Ribbentrop am 10. März direkt an Hitler gesandt hatte und in dem es hiess, er sei nach einem Gespräch mit Chamberlain und Halifax «überzeugt, dass England mit Bezug auf Österreich nichts unternehmen wird». *[Documents on German Foreign Policy,*

die Möglichkeit, militärisch und wirtschaftlich auf das gesamte Verkehrs- und Nachrichtenwesen Südosteuropas einzuwirken – sei es auf der Strasse, auf dem Wasserweg und auf der Schiene. Welche Auswirkungen hat das auf die Struktur Europas?

Zu dieser entscheidenden Frage äusserte sich Chamberlain nicht. Einige meiner Kollegen, die Churchills Rede gehört hatten, sagten mir, er habe nie besser gesprochen. Das brachte mich auf einen Gedanken. Wie, wenn wir Churchill bäten, über unseren Sender seine Rede vor dem Unterhaus mit denselben eindringlichen Worten noch einmal zu halten?

Als ich Paley diesen Vorschlag über das Telefon machte, war er sogleich Feuer und Flamme. Offensichtlich kannte er Churchill.

«Rufen Sie Winston sofort an», sagte er, «und sagen Sie ihm, ich sähe es sehr gern, wenn er eine fünfzehnminütige Rundfunkrede für die CBS hielte – am besten soll er das wiederholen, was er im Unterhaus so treffend gesagt hat.»

«Ich rufe ihn sofort an», sagte ich. «Wieviel bieten wir ihm?»

«Fünfzig Dollar», kam es von Paley.

50 Dollar? Das kam mir unglaublich vor, es entsprach nur etwa zehn Pfund. Zufällig hatte ich vor einer Weile mit Churchills Sohn Randolph über die Einkommensverhältnisse seines Vaters gesprochen, und er hatte mir erklärt, dieser lebe hauptsächlich von den Abdrucksrechten für Spalten, die er für Wochenzeitungen verfasste und die auf der ganzen Welt nachgedruckt wurden. Damit verdiente er rund 300 Pfund pro Woche, wovon er recht behaglich leben, aber sicherlich nicht reich werden konnte.

«Bill», sagte ich zu Paley, «ich glaube nicht, dass Churchill das für fünfzig Dollar tut – das sind ja gerade zehn Pfund.»

Da Paley von seinem Angebot nicht abging, rief ich Churchill im Unterhaus an. Er sagte, er werde gern eine Viertelstunde für die CBS sprechen. «Darf ich fragen, welches Honorar dafür vorgesehen ist?» wollte er wissen.

«Zehn Pfund», gab ich zurück.

Für einen Augenblick schien ihm das die Sprache zu verschlagen, doch dann liess er sich vernehmen: «Sagen Sie Paley, dass ich für hundert Pfund dazu bereit bin.» Meiner Ansicht nach war gegen diese Forderung nichts einzuwenden, doch als ich sie Paley mitteilte, lehnte er sie rundheraus ab.

Nach jener hektischen Woche verliess ich London, niedergeschlagen im Bewusstsein, dass Hitler Österreich ungestraft an sich hatte bringen können, und dass sich

Briten und Franzosen als so feige erwiesen hatten. Ausser Churchill schien niemand in London die Bedeutung des Vorgefallenen zu begreifen und zu erkennen, dass der Anschluss nur ein weiterer Schritt Hitlers hin zur Beherrschung Europas war. Chamberlain hatte am Ende seiner Rede vor dem Unterhaus angekündigt, die Regierung werde ihr Aufrüstungsprogramm mit Bezug auf die Ereignisse «überdenken». Was für eine schwächliche Reaktion auf den deutschen Diktator!

Murrow holte mich am Flughafen Aspern ab. So spät am Abend hätte man mich nicht mehr ins Krankenhaus gelassen, aber Ed war kurz zuvor bei Tess gewesen und beruhigte mich: Obwohl es ihr immer noch ziemlich schlecht ging, würde sie auf jeden Fall durchkommen. Am schlimmsten war das Durcheinander bei der Machtübernahme der Nazis gewesen. Eine Jüdin, die am selben Gang lag wie Tess, hatte sich mit ihrem Säugling aus dem Fenster gestürzt, beide waren tot. Andere waren geflohen, und für Tess' verschwundenen Geburtshelfer hatte man einen anderen Arzt als Ersatz gefunden.

Als ich mit Ed vor unserem Haus in der Plösslgasse ankam, standen SS-Wachen mit Stahlhelm und auf gepflanztem Bajonett an der Tür. Nebenan vor dem Rothschild-Palais hielt ein ganzer Zug von ihnen Wache, und als wir in unser Haus gehen wollten, wurden wir von der SS zurückgestossen.

«Ich *wohne* hier!» sagte ich.

«Spielt keine Rolle, Sie kommen trotzdem nicht rein», gab einer der Bewacher zurück.

Ich versuchte meinen Zorn zu beherrschen, denn ich kannte diese rauen Bur-schen ja aus meiner Zeit in Deutschland.

«Wo finde ich Ihren befehlshabenden Offizier?» wollte ich wissen.

«Im Rothschild-Palais.»

Ein baumlanger SS-Mann begleitete uns in das an unser Haus stossende Gärt-nerhaus, in dem Louis Rothschild während des letzten Jahres gelebt hatte. Es war eigentlich ein recht grosses Gebäude. Beim Eintreten stiessen wir fast mit einigen SS-Offizieren zusammen, die Silber und anderen Raub aus dem Keller herauf-brachten. Einer, der das Kommando zu haben schien, schleppte einen schweren Kasten mit Silberbesteck. Er setzte ihn ab, ohne im mindesten peinlich berührt zu sein, während ich ihm unsere Situation erklärte und unsere Nationalität mitteilte. Die Sache kam ihm ziemlich komisch vor, aber er beauftragte den SS-Mann, uns zur Haustür zu begleiten.

«Aber dann müssen Sie drinbleiben – zumindest eine Weile», sagte er, erneut lachend, «bis wir mit unserer kleinen Unternehmung hier fertig sind.»

Aus einem Fenster meiner Wohnung sahen Ed und ich, nachdem wir uns einen ordentlichen Schnaps genehmigt hatten, zu, wie SS-Männer ihre Beute aus dem

Haus der Rothschilds schleppten und auf Lastwagen verladen. Da ich darauf brannte, mich in der Stadt umzusehen, schlichen wir die Treppen hinab, warteten, bis sich unsere Wächter von der Tür entfernt hatten, und schlüpfen ungesehen in die Dunkelheit hinaus. Auf den Strassen war es ziemlich still. Ed sagte, man habe Tausende von Juden zusammengetrieben und festgenommen, wie auch einige tausend Sozialisten und Schuschnigg-Anhänger. Der frühere Kanzler selbst, fuhr Ed fort, befinde sich in Gestapo-Haft, aber niemand wisse genau, wo.

Wir zogen etwa eine Stunde lang durch die Innenstadt und setzten uns dann in eine Bar in der Nähe der Kärntnerstrasse. Ed wirkte ziemlich bekümmert. Die Ereignisse der vergangenen Woche hatten ihn niedergedrückt: die Massenhysterie, Hitlers prahlerisches Brüllen, der Sadismus der Nazischläger auf den Strassen. Er sagte mir, wenige Abende zuvor habe er in eben dieser Bar einen jüdisch aussehenden Mann sich betrinken, ein Rasiermesser aus der Tasche ziehen und sich die Kehle durchschneiden sehen.

Doch als sich das Gespräch unserer Arbeit zuwandte, lebte Ed wieder etwas auf.

«Ich glaube, da haben wir etwas auf die Beine gestellt», sagte er – ich gewöhnte mich allmählich daran, dass er die Dinge herunterspielte, und es gefiel mir. «Wir sind sozusagen die ersten Radioreporter und haben eine Möglichkeit gefunden, die Nachrichten aus mehreren Städten gleichzeitig zu berichten. Vielleicht können wir jetzt ein bisschen umherreisen, mein Freund.»

Darauf tranken wir erneut, und während Murrow am nächsten Morgen nach London aufbrach, begab ich mich schleunigst ins Krankenhaus, um Tess zu besuchen. Ihr Zustand, teilte mir einer der Ärzte mit, war immer noch kritisch. Wir mussten nach wie vor mit der Bildung eines Blutgerinnsels rechnen. Was dabei herauskam, würde man erst im Lauf der Zeit sehen. Meines Erachtens hatten sich die Ärzte schon viel zu viel Zeit gelassen, denn Tess, die geglaubt hatte, äussers-tenfalls für eine Woche ins Krankenhaus zu müssen, war jetzt schon fast einen ganzen Monat dort.

Ich versuchte, meine privaten Sorgen über der Arbeit zu vergessen, und stellte eine Sondersendung darüber zusammen, wie sich Wien während der Woche meiner Abwesenheit verändert hatte. Da die Nazis unsere Sendungen zensierten, konnte ich keinen genauen Bericht geben. Ich musste unbedingt an einen neutralen Ort umziehen, sobald Tess aus dem Krankenhaus war.

Es war kaum zu glauben, was man jetzt in Wien zu sehen bekam. Die sonst

so freundlichen und gefühlvollen Wiener benahmen sich schlimmer als die Deutschen, vor allem den Juden gegenüber. Auf den Strassen sah man von johlenden und Beleidigungen brüllenden SS-Männern umgebene Arbeitstrupps aus jüdischen Männern und Frauen Schuschnigg-Parolen von Bürgersteigen und Hauswänden schrubben. Nie hatte ich in Berlin oder Nürnberg solche demütigenden Szenen und auch nicht solches Ausmass an Nazi-Sadismus erlebt. SA und SS holten Hunderte von Juden von den Strassen oder zerrten sie aus ihren Häusern, damit sie die Latrinen in den Kasernen und anderen von den Nazis beschlagnahmten Gebäuden reinigten. Ausländische Juden oder Ausländer, die auf die Nazirabauken wie Juden wirkten, wurden gleichfalls ergriffen und mit solch erniedrigenden Arbeiten beschäftigt.

John Wileys Frau, eine polnische Jüdin, wagte die amerikanische Gesandtschaft nicht zu verlassen, weil sie Angst hatte, aufgegriffen und einem solchen Säuberungskommando zugeteilt zu werden. Gillie, ein alter Bekannter, früher Korrespondent der Londoner *Morning Post* in Berlin und jetzt zur Berichterstattung über die Ereignisse im Zusammenhang mit dem Anschluss in Wien, wurde von einem SS-Trupp angehalten, als ich mit ihm am Stephansdom vorbeiging. Obwohl er reinblütiger Schotte war und auch so aussah, riefen sie ihm antisemitische Obszönitäten zu und begannen, ihn zu misshandeln. Ich sah mich nach einem Polizisten um, bis mir einfiel, dass der Ruf nach der Polizei vergebens sein würde – mit der SA legte man sich besser nicht an. Schliesslich zeigte Gillie seinen britischen Pass, und die Schlägertypen liessen von ihm ab.

Hitlers grösster Augenblick kam am 15. März, als er vom Balkon der neuen Hofburg, in der einst die habsburgischen Könige und Kaiser regiert hatten, der unter ihm versammelten ungeheuren Menge zurief: «Als der Führer und Kanzler der deutschen Nation und des Reiches melde ich vor der Geschichte nunmehr den Eintritt meiner Heimat in das Deutsche Reich.»

Zwei Tage zuvor, am eigentlich von Schuschnigg für die Volksabstimmung vorgesehenen Tag also, hatte Hitler in Linz in einem «Gesetz über die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich» den Anschluss offiziell verkündet. Sein erster Artikel lautete: «Österreich ist ein Land des Deutschen Reiches.» Nach der Verkündung dieses Gesetzes durch die Reichsregierung (die zu diesem Zeitpunkt praktisch aus Hitler allein bestand, da die als Mitunterzeichner aufgeführten Minister sich gar nicht in Linz befanden) ordnete Hitler mit der von ihm gewohnten Heuchelei «eine freie und geheime Volksabstimmung» an, in der

sich die «Deutsch-Österreicher» über die Vereinigung ihres Landes mit dem Deutschen Reich äussern konnten. Dass er das Ganze bereits beschlossen hatte und es der Öffentlichkeit zwei Tage später in Wien verkünden würde, war dafür unerheblich. Für diese Farce des «Plebiszits» wurde der 10. April festgesetzt. Als Hitler einige Tage später nach Berlin zurückkehrte, kündigte er an, auch die Reichsdeutschen würden am 10. April in einer Volksabstimmung Gelegenheit haben, den Anschluss zu billigen oder sich dagegen auszusprechen. Bei dieser Gelegenheit sollte auch gleich ein neuer Reichstag gewählt werden. Da Hitler dessen Abgeordnete selbst bestimmte und es ausser der NSDAP keine politische Partei im Lande mehr gab, war diese «Wahl» nichts als ein weiteres Täuschungsmanöver.

Jetzt, da ich ernsthafte Rundfunk-Berichterstattung betreiben konnte, beschäftigte ich mich auch mit den Scheinwahlen. Als könnten die Deutschen und Österreicher wirklich über den Anschluss bestimmen, reiste Hitler eifrig in Deutschland und Österreich umher und hielt bombastische Reden, in denen er die Wählermassen aufforderte, mit Ja zu stimmen. Er tat so, als sei Schuschnigg nach wie vor ein politischer Gegner und überhäufte den gestürzten und inhaftierten österreichischen Kanzler mit Kübeln von Hohn. Er wurde nicht müde zu wiederholen, jener habe ihn durch seine «Wahlfälschung» getäuscht. Offensichtlich wagte er weder den Deutschen und Österreichern noch der Weltöffentlichkeit mitzuteilen, dass er Schuschnigg bereits festgesetzt hatte. Eine solche Ungeheuerlichkeit war in Europa der Neuzeit noch nicht dagewesen.

Während seiner merkwürdigen Wahlkampagne schien Hitler auf einige der Dinge besonderen Wert zu legen, über die wir Auslandskorrespondenten uns mit Bezug auf seine Täuschungsmanöver geäussert hatten – insbesondere was die Einverleibung Österreichs ins Reich anging, bevor es zur Volksabstimmung gekommen war. In einer aus Königsberg im Rundfunk übertragenen Rede griff er die ausländische Presse an und lieferte eine lahme – und zugleich für ihn typische – Erklärung seiner Handlungsweise: «Ich habe im Laufe meines politischen Kampfes von meinem Volke viel Liebe bekommen. Als ich aber in diesen Tagen die ehemalige Reichsgrenze überschritt, da schlug mir ein Strom von Liebe entgegen, wie ich ihn niemals grösser empfunden habe.» Davon überwältigt, habe er beschlossen, nicht bis zum 10. April zu warten, «sondern sofort die Einigung herbeizuführen».

Wer das glaubte, und das galt bestimmt für Millionen und Abermillionen von Deutschen und Österreichern, nahm auch alles andere für bare Münze, was man ihm sagte.

Hitler beendete seine Wahlkampagne am 9. April in Wien, am Vorabend der

Abstimmung. Dort hielt er eine der beredtesten Ansprachen, die ich je von ihm gehört hatte. Am meisten beeindruckte mich daran, dass dieser Mann, der in seiner Jugend durch die Strassen dieser schönen Stadt gestrichen war, ebenso sprach, wie Kaiser Wilhelm II. und Kaiser Franz Josef gesprochen hatten, die letzten Herrscher der beiden Reiche*, als stehe er in ständiger Zwiesprache mit Gott, dessen Vertreter auf Erden er geworden war.

Ich glaube, dass es auch Gottes Wille war, von hier einen Knaben in das Reich zu schicken, ihn gross werden zu lassen, ihn zum Führer der Nation zu erheben, um es ihm zu ermöglichen, seine Heimat in das Reich hineinzuführen. Es gibt eine höhere Bestimmung, und wir alle sind nichts anderes als ihre Werkzeuge.

Als am 9. März Herr Schuschnigg sein Abkommen brach, da fühlte ich in dieser Sekunde, dass nun der Ruf der Vorsehung an mich ergangen war. Und was sich dann abspielte in drei Tagen, war auch nur denkbar im Vollzug eines Wunsches und Willens dieser Vorsehung...

Ich möchte dem danken, der mich zurückkehren liess in meine Heimat, auf dass ich sie nun hineinführe in mein Deutsches Reich! Möge am morgigen Tage jeder Deutsche die Stunde erkennen, sie ermessen und sich in Demut verbeugen vor dem Willen des Allmächtigen, der in wenigen Wochen ein Wunder an uns vollzogen hat!

Dass eine Mehrheit von Österreichern, die zweifellos am 13. März ja zu Schuschnigg gesagt hätte, am 10. April auch ja zu Hitler sagen würde, war von vornherein klar. Viele von ihnen glaubten reinen Herzens, das 1918 von seinem (slawischen und ungarischen) Hinterland abgeschnittene Österreich könne nur als Teil des Deutschen Reiches überleben. Selbstverständlich gab es eine grosse Zahl von Österreichern, die vom Nazibazillus infiziert waren. Sicherlich liessen sich in diesem überwiegend katholischen Land viele Gläubige von einer in der Öffentlichkeit weit publizierten Aufforderung Kardinal Innitzers beeinflussen, sie sollten mit Ja stimmen. Hinzu kam das weitverbreitete Misstrauen, wer nicht mit Ja stimme, werde ermittelt und bestraft.

Am Nachmittag der Volksabstimmung besuchte ich ein Wahllokal in der Hofburg. In einer der Wahlkabinen zeigte ein Musterwahlzettel, wie man die Ja-Stim-

* Karl I. regierte nur kurz – bis zur Revolution 1918 nachdem Franz Josef 1916 nach einer Regierungsdauer von 68 Jahren mit 86 Jahren das Zeitliche gesegnet hatte.

me abzugeben hatte. In der Ecke der Kabine sah ich einen ziemlich grossen Schlitz, der dem Nazi-Wahlausschuss, der höchstens einen guten Meter davon entfernt sass, einen Blick auf das Wahlverhalten gestattete.

Am Abend um halb acht machte ich eine 15minütige Sendung. Obwohl die Wahllokale gerade erst geschlossen hatten, versicherte mir ein offizieller Vertreter der Nazi-Partei unmittelbar vor der Sendung, dass die Österreicher mit 99 Prozent für den Anschluss gestimmt hätten – und siehe da: Das amtliche Ergebnis betrug 99,75 Prozent. Die für das Altreich angegebene Zahl hiess 99,08 Prozent.

Und so verschwand Österreich als eigenständiges Land für kurze Zeit aus der Geschichte, sein Name wurde von dem Österreicher ausgelöscht, der offenkundig dem Land nie vergeben konnte, dass es seinen wahren Wert nicht erkannt hatte. Wien wurde eine von vielen Städten des Reiches, Verwaltungshauptstadt einer Provinz, und siechte dahin. Der ehemalige österreichische Asylbewohner, der jetzt der mächtige deutsche Diktator war, hatte seine Heimat von der Landkarte gewischt und dessen einst glänzende Hauptstadt, durch die er sich abgelehnt gefühlt hatte, ihres letzten Restes an Glanz und Bedeutung beraubt.

Soweit mir bekannt ist, hat die deutsche Regierung zu keinem Zeitpunkt eine amtliche Erklärung über Schuschniggs Schicksal abgegeben. Der frühere österreichische Kanzler verschwand einfach aus dem Bewusstsein seiner Zeitgenossen. Eine ganze Weile bemühte ich mich festzustellen, was aus ihm geworden war.

Auf Befehl Hitlers wurde er am Vormittag des 12. März, wenige Stunden nach seinem erzwungenen Rücktritt, festgenommen und bis zum 28. Mai unter Hausarrest gestellt. In jener Zeit hörte ich von österreichischen Nazi-Mitläufern, die Gestapo, die ihn festhielt, hindere ihn mit verschiedenen Mitteln am Schlafen, beispielsweise dadurch, dass das Radio und die Beleuchtung in seinem Zimmer 24 Stunden am Tag nicht ausgeschaltet wurden. Er wurde dann ins Gestapohauptquartier im Wiener Hotel *Metropol* übergeführt, wo man ihn in den nächsten 17 Monaten in einem winzigen Zimmer im fünften Stock gefangen hielt.

Dort musste er mit einem Handtuch, das er jede Woche für seine persönlichen Bedürfnisse bekam, die Unterkunft, die Waschbecken, die Toiletteneimer und Latrinen seiner SS-Wächter säubern und andere entwürdigende Arbeiten erledigen. In seinem ersten Jahr als Hitlers Gefangener verlor er fast 25 Kilo und erkrankte, obwohl ein SS-Arzt, der ihn untersuchte, ihm ausgezeichnete Gesund-

heit bescheinigte. Es folgten weitere Jahre der Einzelhaft und dann ein Dahinvegetieren «unter den lebenden Toten», wie er die nachfolgenden Jahre in KZs beschrieb, in erster Linie Dachau und Sachsenhausen.

In Dachau wurden ihm im siebten Jahr seiner Haft kurz vor Kriegsende einige illustre Gefährten beigegeben – wie er selbst lauter Opfer von Hitlers Zorn, so der einstige Reichsbankpräsident Dr. Hjalmar Schacht, der frühere französische Premierminister Léon Blum, der Jude war, mit seiner Frau, Pastor Niemöller, der ehemalige U-Boot-Kommandant und spätere protestantische Pfarrer, der von seiner Kanzel in Berlin-Dahlem den Diktator herauszufordern gewagt hatte und auf acht Jahre in KZs verschwand, Prinz Philipp von Hessen mit seiner Gemahlin, Prinzessin Mafalda von Savoyen, Tochter des italienischen Königs, die man 1944 in Buchenwald ermordete, weil sich Hitler für König Emanuels «Überlaufen» zu den Alliierten rächen wollte, sowie eine Vielzahl hoher Offiziere der deutschen Wehrmacht.

Am 1. Mai 1945 traf diese seltsame Gruppe namhafter Gefangener, die man in aller Eile aus Dachau evakuiert und nach Süden gebracht hatte, damit sie nicht den von Westen her vorrückenden amerikanischen Truppen in die Hände fielen, in einem Dorf hoch in den Bergen Südtirols ein.

Der für den Trupp verantwortliche Gestapo-Offizier zeigte Schuschnigg eine Liste mit den Namen derer, die auf Himmlers Befehl zu liquidieren waren, bevor die Alliierten sie befreien konnten. Darunter war auch seiner, «in sauberer Druckschrift», wie er später sagte. Sein Mut sank. Hatte er Hitlers Schreckensherrschaft nur überlebt, um im letzten Augenblick umgebracht zu werden?

Seine Tagebucheintragung vom 4. Mai 1945 zeigt jedoch, dass es ein glückliches Ende gab: Um zwei Uhr nachmittags wurde Alarm gegeben. Die Amerikaner kamen und übernahmen das Hotel, in dem man sie festhielt. Sie waren frei.

Nicht alle österreichischen Juden kamen in den Lagern und Gefängnissen der Nazis um. Vielen «gestattete» man, sich freizukaufen und ins Ausland zu gehen. Gewöhnlich kostete es sie das ganze Vermögen. Baron Louis Rothschild tauschte seine Freiheit zum Beispiel gegen seine Stahlwerke ein, die er den Hermann-Göring-Werken überliess. Knapp der Hälfte von Wiens etwa 200*000 Juden mag es gelungen sein, sich ihre Freiheit zu erkaufen, bevor die Massenvernichtungen begannen.

Diesen einträglichen Handel mit der Freiheit von Menschen betrieb eine von SS-Gruppenführer Reinhard Heydrich innerhalb seiner Organisation eingesetzte Sondereinheit, das Amt für Jüdische Auswanderung. Nur von ihr durften Juden

Erlaubnisscheine zum Verlassen des Landes ausgestellt werden. Als die Aussiedlungs- und Auswanderungspolitik scheiterte, wurde aus dem Amt eine Organisation zur Vernichtung der Juden, die die systematische Auslöschung von fast sechs Millionen Juden betrieb.

Tess und unser Töchterchen durften schliesslich am 8. April das Krankenhaus verlassen. Wegen der Venenentzündung in ihrem Bein konnte Tess immer noch nicht gehen. «Das Schlimmste ist vorüber», notierte ich an jenem Abend in mein Tagebuch. Wir fühlten uns ungeheuer erleichtert – aber nicht für lange.

Obwohl Tess' Lebensgeister langsam wieder zurückkehrten, besserte sich ihr Zustand nicht erkennbar. Die Ärzte waren ratlos. Schliesslich stiess einer von ihnen zufällig auf die Lösung, indem er neue Röntgenaufnahmen anfertigen liess, auf denen sich zeigte, dass Metallgegenstände, vermutlich chirurgische Instrumente, nach dem Not-Kaiserschnitt in ihrem Körper vergessen worden waren. Am besten, hiess es, würden sie durch den ursprünglichen Operateur entfernt. Obwohl dieser immer noch untergetaucht war, gelang es mir, ihn aufzuspüren. Ich konnte es ihm nicht übelnehmen, dass er sein Leben durch ein Auftreten im Krankenhaus nicht in Gefahr bringen wollte, und wir kamen überein, dass er seinen Kunstfehler an einem sicheren Ort wiedergutmachen würde.

Dieser Ort fand sich in einem Kloster im Wienerwald, das über eine Klinik verfügte und dessen Nonnen bereit waren, uns für die Dauer der Operation Gastrecht zu gewähren. So fuhren wir im Schutz der Nacht zusammen mit dem Arzt hinaus zum Kloster, die Operation fand statt, die Instrumente wurden entfernt und Tess' Zustand besserte sich vom darauffolgenden Tag an langsam, aber stetig. Da wir es in der Aufregung und im Allgemeinen Durcheinander unterlassen hatten, unserem süssen Töchterchen einen Namen zu geben, holten wir das jetzt nach und nannten sie Eileen Inga.

Murrow und ich hatten uns darauf geeinigt, dass ich nach Genf ziehen würde, sobald Tess reisefähig war, denn von dort konnte ich ungehindert senden und Sendungen ohne Störungen durch die Nazibehörden vorbereiten. Jetzt, da Hitler erneut aktiv wurde, war vorauszusehen, dass es eine Menge zu berichten geben würde. Es war auch klar, *wo* Hitler den nächsten Schlag führen würde. Ich notierte es am 14. April, vier Tage nach Hitlers Schein-Volksabstimmung in meinem Tagebuch.

Mit Sicherheit ist die Tschechoslowakei als nächstes an der Reihe. Militärisch ist sie dem Untergang geweiht, da Deutschland sie durch die Einnahme Österreichs jetzt auf drei Seiten in der Zange hält.

Auch einen anderen Punkt notierte ich.

Alle unsere Sendungen von Prag müssen jetzt [nach dem Anschluss] über Telefon durch Deutschland gehen, auch die zur Übertragung per Kurzwellensender von Genf aus bestimmten. Für den Fall, dass es Schwierigkeiten gibt, ist das nicht gut. Muss mich bei den Tschechen nach ihrem neuen Kurzwellensender erkundigen, wenn ich morgen nach Prag fahre.

Zwei Tage später, am 16. April, liess ich Eduard Benes, den Präsidenten der Republik, und Alice Masaryk, die Tochter des von allen Tschechen hochverehrten Gründers der Nation in einer für Amerika bestimmten Rundfunksendung sprechen. Am Vorabend hatte ich zu Benes gesagt, den ich während meiner Arbeit beim Völkerbund kennengelernt hatte, dessen Wirken er nachdrücklich unterstützte, ich hoffte, er werde etwas über die Folgen des Anschlusses für sein Land sagen, das jetzt im Norden, Westen und Süden von einer ihm feindlich gesonnenen deutschen Diktatur umgeben war.

Er erklärte sich bereit, über die «Beziehungen zu Deutschland» zu sprechen. Das tat er in äusserst zurückhaltenden und gemässigten Worten, doch hatte ihm das nichts genützt, wie ich nach der Sendung erfuhr: Die Nazis hatten einfach ausgeblendet, was er über sie gesagt hatte. Zwar hatte CBS für uns eine Telefonleitung von Prag zum Sender Zeesen ausserhalb Berlins gemietet, doch auch, wenn wir über den Sender im neutralen Genf gegangen wären, hätte man uns ohne Weiteres ausblenden können, da die Leitung dorthin über deutsches Gebiet verlief.

Am folgenden Tag drängte ich beim tschechischen Rundfunk auf die rasche Fertigstellung des im Bau befindlichen neuen Kurzwellensenders, damit wir ungehindert über die Entwicklung berichten konnten. Ein wenig überraschte mich, dass sich weder Benes noch der leitende Ingenieur im Prager Rundfunk grössere Sorgen über Hitlers nächsten Schritt zu machen schienen. Als der erfahrene und kluge Staatsmann, der er war, musste Benes wissen, dass sich dieser gegen die Tschechoslowakei richten würde.

Es war fast belustigend zu sehen, wie häufig CBS uns jetzt berichten liess. Am Abend des 2. Mai, es war ein herrlicher Frühlingstag, stand ich mit einem Mikrofon auf dem Dach des königlichen Marstalls in Rom, von wo ich den Eingang

zum Quirinals-Palast im Auge hatte. Dort sollten der italienische König und Adolf Hitler in einer von stolzen Pferden gezogenen goldenen Kutsche erscheinen. Was ich bei dieser Gelegenheit erlebte, rundete mein Bild über den amerikanischen Rundfunk ab.

Ehrlich gesagt fühlte ich mich ziemlich albern. Hitlers offizieller Besuch in Rom war ein wichtiges Ereignis. Er wollte sehen, wie weit der aufgeblähte italienische Diktator bereit war, seine Eroberungspläne Europas zu unterstützen und um welchen Preis. Meiner Ansicht nach hätte ich von einem ruhigen Studio aus eine gehaltvollere Reportage liefern können, in New York liess man sich jedoch nicht von der Vorstellung abbringen, sie müsse vom Dach des Marstalls herab erfolgen. Es würde eindrucksvoller klingen, meinten die Herren.

Ich sollte also beginnen, sobald der Monarch mit seinem Gast eintraf. Was aber, wenn sie nicht pünktlich kamen? Man hätte alle Schwierigkeiten ohne Weiteres dadurch lösen können, dass man meine Reportage aufgezeichnet und anschliessend wiedergegeben hätte. Doch wie alle europäischen Rundfunkreporter durften wir keine Aufzeichnungen, sondern nur Direktsendungen machen. Ein Hörer in Amerika wusste, dass er an den Ereignissen teilnahm, während sie geschahen, im selben Augenblick. Das war die neue Dimension des Rundfunks, und es war natürlich eindrucksvoll.

Doch das Verbot, Aufnahmen zur späteren Wiedergabe zu machen, konnte schlimme Folgen haben. Das zeigte sich an jenem Abend, als ich auf das Erscheinen von Viktor Emanuels und Adolf Hitlers wartete.

Sie kamen sechs Minuten *früher* als geplant. Bis ich in mein Mikrofon sprechen durfte, waren sie in ihrer Kutsche vorbeigefahren, im Palast verschwunden, auf einen Balkon getreten, hatten der Menge zugewinkt und waren wieder hineingegangen. Es gab nichts mehr zu beschreiben. Hätte ich einige Minuten zuvor das Gesehene aufzeichnen dürfen, besässe New York eine Beschreibung des Ereignisses aus erster Hand, die man in die Nachrichtensendung einbauen konnte, während es stattfand.

Zu der Zeit, da Europa immer mehr dem Kriege entgegenging, versuchten Ed und ich vergeblich, von Paley die Erlaubnis für Aufzeichnungen zu erwirken. Das war aus zwei Gründen unerlässlich: Der erste hing mit den atmosphärischen Bedingungen für transatlantische Kurzwellensendungen zusammen. Sie änderten sich von Jahreszeit zu Jahreszeit, von Tag zu Tag, ja sogar von Stunde zu Stunde und wurden von mancherlei beeinflusst, einschliesslich Sonnenflecken und Magnetströmen vom Nordpol (ausserdem davon, ob es Tag oder Nacht war). Wegen der Zeitdifferenz entstand die Mehrzahl der für Amerika bestimmten Rundfunk-

Sendungen nachts, wurde aber am Tag in Amerika empfangen. Immer mehr unserer Sendungen über die Zuspitzung der Krise in Europa kamen nicht durch, weil CBS in New York sie unbedingt direkt haben wollte.

Auch andere Nachteile, die mit dem Aufzeichnungsverbot zusammenhingen, hinderten uns daran, das neue Medium vollständig zu nutzen. An jedem beliebigen Tag konnte es unterschiedliche Entwicklungen geben. Was dazu zu sagen war, liess sich aufzeichnen, während diese Entwicklungen stattfanden, und dann für die Abendsendung zusammenstellen und bearbeiten. Wenn es beispielsweise im Verlauf eines Tages in Berlin zu einer säbelrasslerischen Proklamation kam, zu Truppenbewegungen in der Hauptstadt, wenn über sensationelle Schlagzeilen in den Zeitungen zu berichten war, den Protest eines verärgerten Botschafters, eine flammende Rede Hitlers, Görings oder Goebbels', die Nazideutschlands nächstes Opfer bedrohte, so konnte keine Zeitung all das zusammenstellen und abends am Stück weitergeben, nur dem Rundfunk war das möglich. Doch Paley wollte einfach nichts davon wissen.

Murrow und ich versuchten, ihm klarzumachen, dass dieses Verbot nicht nur unseren Bemühungen bei der Berichterstattung über die Krise in Europa hinderlich war, sondern es unmöglich machen würde, über den Krieg zu berichten, sofern es zum Krieg kam. Um direkt zu senden, brauchten wir eine Telefonleitung von unserem Mikrofon zu einem Kurzwellensender. Man konnte schliesslich einer vorrückenden und sich zurückziehenden Armee nicht folgen, indem man eine Telefonleitung hinter sich herschleppte, und das Mikrofon auch nicht so nahe an die Kampflinie heranbringen, dass es den Schlachtenlärm aufnahm. Mit einem kompakten kleinen Aufnahmegerät jedoch war das alles möglich.

In dem bevorstehenden kriegerischen Konflikt, falls er kam, würde man Städte bombardieren, doch auch zwischen den wildesten Luftangriffen würde es Ruhephasen geben. Fiel nun die Sendezeit in eine solche Ruhephase, müsste man, damit die Hörerschaft einen solchen Angriff auch *hören* konnte, mit der Aufzeichnung beginnen, wenn die Bomben fielen, die Flak feuerte, die Sirenen heulten und die Schreie der Verletzten die Luft erfüllten.

Obwohl es so einfach und folgerichtig erschien, blieb Paley unerbittlich.

Unsere Abreise von Wien nach Genf verlief schwieriger, als wir gedacht hatten. Die letzten zehn Maitage hindurch hatte in Europa Nervosität geherrscht. Das Wochenende, das am Freitag, dem 20. Mai, begann, sah die Regierungen in London, Paris, Prag und Moskau von Panik ergriffen, weil sie glaubten, Europa stehe

am Rande des Krieges. Dafür gab es auch Gründe, denn verlässliche Berichte sprachen davon, dass 12 deutsche Divisionen zur tschechischen Grenze in Marsch gesetzt worden seien. Die Tschechen riefen in aller Eile Reservisten zu den Waffen und versetzten ihre Befestigungslinie in Alarmbereitschaft. Ich machte mich sofort nach Prag auf.

Dort sah es ganz so aus, als stehe der Krieg unmittelbar vor dem Ausbruch. Das Kabinett tagte, der Generalstab trat zusammen. Einander widersprechende Meldungen kamen aus den verschiedenen Hauptstädten. Die Luft war von Gerüchten geschwängert. Eilends einberufene Reservetruppen wurden zur «Front» in Marsch gesetzt. Verzweifelt bemühte ich mich, die Tschechen dazu zu bringen, dass sie ihren neuen Kurzwellensender in Betrieb nahmen, damit wir direkt nach New York senden konnten. Telefonleitungen durch Deutschland wurden uns verweigert, die einzigen, über die wir an Sender in Genf oder London herankommen konnten.

Am Montag, dem 23. Mai, liess die Krisenstimmung nach. Hitler schien angesichts des diplomatischen Drucks aus Russland, Grossbritannien und Frankreich und der stillen Entschlossenheit der Tschechen überraschend nachzugeben. Obwohl er über die Vereitlung seiner Pläne wütend war, wies er das Auswärtige Amt in Berlin an, die tschechische Regierung dahingehend zu informieren, dass die Berichte über deutsche Truppenzusammenziehungen an ihrer Grenze unbegründet waren und dass Deutschland nicht die Absicht hatte, die Tschechoslowakei anzugreifen.

Diese Erklärung war für das Ausland bestimmt, doch seinen Generälen gegenüber führte er, wie wir später erfuhren, eine andere Sprache. Am 28. Mai sagte er ihnen in Berlin, es sei sein unerschütterlicher Wille, die Tschechoslowakei von der Landkarte zu radieren. Er wies sie an, Pläne auszuarbeiten, die die Durchführung dieser Absicht bis zum 1. Oktober sicherstellten. Dieses Datum musste man sich die nächsten vier Monate hindurch merken.

Erleichtert wie alle anderen (auch wenn es in Prag ein interessantes Wochenende gewesen war), kehrte ich nach Wien zurück und setzte meine Umzugsvorbereitungen fort. Wir mussten bis zum 10. Juni in der Schweiz sein, da Tess' Visum an jenem Tag ablief und sie darauf beharrte, ihren österreichischen Pass zu behalten, der von den deutschen Behörden nicht mehr anerkannt wurde*. Jeder Österreicher brauchte bei Auslandsreisen jetzt einen deutschen Pass.

* Eine Ausländerin erwarb durch die Eheschliessung mit einem Amerikaner seinerzeit nicht die amerikanische Staatsbürgerschaft.

Schliesslich gelang es mir mit Hilfe der amerikanischen Gesandtschaft, für sie von den deutschen Behörden eine Ausreisegenehmigung zu erhalten. In meinem Tagebuch heisst es unter dem 9. Juni 1938:

Morgen verlassen wir Wien. Zwei Tage lang hat die Gestapo hier im Hause meine Bücher und alles andere durchwühlt und umgekrempelt... Tess ist wegen ihrer Verbände eigentlich nicht reisefähig, aber wir fliegen ja.

Nach meiner Rückkehr aus Prag war sie zum zweiten Mal operiert worden, und sie hatte sich nur quälend langsam erholt. Dennoch freuten wir uns darauf, am nächsten Tag diesem jetzt unter der Herrschaft der Nazis stehenden Land entrinnen zu dürfen.

Doch so einfach war es nicht, Österreich zu verlassen. Die Gestapo lauerte auf Beute, und die versprach sie sich keineswegs nur von Juden und gegen die Nazis eingestellten Österreichern, sondern wohl auch von Ausländern, die vielleicht entgegen den strengen Devisenvorschriften versuchten, ihr Geld aus dem Lande zu schmuggeln. Schon bei meiner Fahrt nach Italien, von wo ich über Hitlers Besuch berichten sollte, hatte ich es mit Gestapo-Männern zu tun bekommen, die an der Grenze mitten in der Nacht in mein Schlafwagen-Abteil gestürmt kamen. Kurzerhand beschlagnahmten sie alles, was ich an Devisen für meine Ausgaben in Rom bei mir hatte, und drohten mir mit Verhaftung. Zweifellos stand seither mein Name als der eines Verdächtigen in ihren Fahndungslisten. Da jeder legal nur 50 Mark mit aus dem Lande nehmen durfte, hatte ich genauestens zusammengestellt, wem ich wieviel schuldete, um alles Geld, das ich hatte, vor der Abreise unter die Leute zu bringen.

Gegen Mittag fuhr ich mit Tess, unserem Töchterchen und einer jungen Österreicherin, die wir als Kindermädchen mitnahmen, zum Flughafen nach Aspern. Im Abfertigungsgebäude erklärte ich dem zuständigen Gestapo-Mann, dass Tess wegen kurz zurückliegender Operationen zu schwach war, um stehen zu können, und dass ich bereit war, mit ihm gemeinsam ihr Gepäck durchzugehen. Im Warte-raum liess ich Tess sich auf eine Bank legen und bat sie, bis zum Aufruf unseres Fluges liegenzubleiben.

Der Gestapo-Mann war voller Misstrauen. Wieso hatte Tess keinen amerikanischen Pass, wenn sie angeblich meine Ehefrau war? Entschlossen, mich zu nichts Unbesonnenem hinreissen zu lassen, erklärte ich geduldig die Rechtslage entsprechend den amerikanischen Gesetzen. «Aha!» rief mein Quälgeist aus. «Sie ist also Österreicherin. Und wo ist ihr deutscher Pass?»

Ich bat ihn, die Ausreisegenehmigung näher ins Auge zu fassen, die immerhin vom Haupt-Gestapo-Büro in Wien abgestempelt war. Glücklicherweise beeindruckte ihn das, dann aber verfiel er sofort wieder in seine frühere Taktik. Tess, erklärte er, müsse wie alle anderen Fluggäste aufstehen und bei der Durchsuchung des Gepäcks persönlich anwesend sein.

Ich begann zu protestieren. Hätte ich doch nur einen der Ärzte mitgebracht! Vermutlich hätte das aber auch nichts genützt. Als ich meine Stimme zu erheben begann, winkte der Gestapo-Mann einen Polizeibeamten herbei, der mich beiseite nahm und in einen kleinen Raum führte, wo zwei Beamte meine Brieftasche, alle meine Anzugtaschen durchsuchten und mich von Kopf bis Fuss abtasteten. Dann führten sie mich in einen Nebenraum und forderten mich auf, dort zu warten. Als ich ihnen erklären wollte, dass ich unbedingt zu meiner hilfsbedürftigen Frau zurückkehren müsse, schlossen sie mir die Tür vor der Nase ab. Die Minuten vergingen. Sie kamen mir vor wie Stunden. Bestimmt war es längst Zeit für den Abflug unserer Maschine nach Genf.

Dann hörte ich, wie Tess rief: «Bill, sie nehmen mich mit! Sie ziehen mich aus! Wo bist du?»

Ich hämmerte gegen die Tür. Durch das Fenster konnte ich hören und sehen, wie die Motoren der schweizerischen DC-3 hochgejagt wurden, offensichtlich war der Pilot ungeduldig, dass man ihn warten liess. Nach einer Zeit, die mir endlos vorkam, öffnete ein Beamter in Zivil die Tür und führte mich zu einem Gang zwischen dem Warteraum und dem Flugfeld. Als ich die Tür zum Warteraum öffnen wollte, merkte ich, dass sie verschlossen war. Wieder hörte ich, wie die Motoren hochgejagt wurden. Wahrscheinlich flog die Maschine jetzt ohne uns ab – ich konnte sie vom Gang aus nicht sehen.

Dann öffnete sich eine Tür. Aus ihr trat meine Frau, auf das Kindermädchen gestützt, das auf dem anderen Arm unser Töchterchen hielt.

«Vorwärts!» blaffte uns ein Beamter an. «Sie haben die Maschine aufgehalten.» Ich hielt den Mund und fasste nach Tess.

Sie biss die Zähne zusammen und versuchte, ihre Wut herunterzuschlucken. «Die Mistweiber haben mich ausgezogen!» platzte es dann aus ihr heraus. «Und sogar einige von den Binden runtergerissen!» Ich hatte sie noch nie so ausser sich gesehen.

«Nur noch ein paar Minuten, Liebling», flüsterte ich ihr zu, «und dann sind wir hier weg: die verdammte Schweinebande...»

Ich nahm ihren anderen Arm und wir gingen durch die Tür, die nach draussen führte. So rasch wir konnten, eilten wir über das Gras des Flugfeldes. Keine 50

Meter entfernt stand die Maschine, beide Motoren liefen. Hoffentlich geschah in den nächsten Sekunden nicht noch etwas, damit wir bald in der Maschine und damit endlich in Sicherheit waren! Dann hatten wir es geschafft, und das Flugzeug nahm, über das Flugfeld hoppelnd, Anlauf für den Start.

Von Wien bis Zürich tanzte die Maschine in dicken Gewitterwolken über den Alpen auf und ab. Tess ging es entsetzlich schlecht, und ich dachte schon, unsere vier Monate alte Eileen Inga würde sterben. Das Kindermädchen wurde ohnmächtig. Mit Zürich kam dann endlich nach dem Alptraum der Nazibarbarei Zivilisation, Freiheit und gesunder Menschenverstand in Sicht.

Als der Arzt im Genfer Hotel Tess frisch verbunden hatte und wir etwas getrunken und zu Abend gegessen hatten, fühlten wir uns neu belebt.

«Und warum, um Gottes willen, haben die dich ausgezogen?» fragte ich Tess. «Mistweiber», wiederholte Tess, «stramme Hitler-Maiden aus Deutschland.» «Aber warum nur? Ich hatte ihnen doch gesagt, dass du wegen der Operation noch verbunden warst.»

«Geld haben sie gesucht», sagte Tess. «Sie waren sicher, dass wir unter den Verbänden ein Vermögen rausschmuggeln wollten, und sie haben es einfach nicht geglaubt, bis sie die Schweinerei sahen.»

In den nächsten Tagen, während wir daran gingen, uns einzuleben, kam mir das selbstzufriedene, biedere, fade calvinistische Genf, das mich früher entsetzlich gelangweilt hatte, als ich von dort über den Völkerbund berichtete, fast paradiesisch vor.

Den ganzen Spätsommer und Frühherbst des Jahres 1938 hindurch lagen die Schatten des Krieges über Europa.

Nachdem Hitler seine Heimat Österreich dem Deutschen Reich einverleibt hatte, wandte er sich seinem nächsten Opfer zu. Er begann, drei Millionen Sudetendeutsche in der Tschechoslowakei zum Aufruhr zu ermuntern, und versprach, ihnen mit der ganzen Macht des rasch aufrüstenden Dritten Reiches zu Hilfe zu kommen. Täglich befürchtete man einen Überfall auf die Tschechoslowakei.

Die bedrängte tschechische Regierung unter dem Mitbegründer der Nation, Eduard Benes, bemühte sich trotz der masslosen Provokation durch die Nazis und obwohl sie vermutete, dass die Briten insgeheim Hitler bei der Verfolgung seiner Ziele unterstützten, kaltes Blut zu bewahren. Wohl war sie bereit, den Sudetendeutschen die verlangte Selbstbestimmung zu gewähren, doch nicht um den Preis des Untergangs der tschechischen Nation.

Durch den Anschluss war die Tschechoslowakei strategisch gesehen in eine entsetzliche Lage geraten, denn Hitlers Armeen umschlossen sie nun auf drei Seiten. Lediglich knapp 200 Kilometer trennten die im Norden, also in Schlesien, stehenden deutschen Divisionen von denen im Süden, in Österreich. Wenn sie sich auf halbem Wege trafen, würden sie die Tschechoslowakei in zwei Teile schneiden und die Umzingelung der Herzlande Böhmen und Mähren vollenden. Nun schien die Tschechoslowakei nicht gerade hilflos, denn einmal verfügte sie über eine gut ausgebildete und gut bewaffnete Armee von 35 Divisionen, die hinter den nächst der französischen Maginot-Linie am schwersten zu überwindenden Befestigungsanlagen Europas standen, zum anderen hatte Frankreich dem Land vertraglich zugesichert, ihm im Fall eines Angriffs zu Hilfe zu kommen: ausser-

dem war auch die Sowjetunion verpflichtet, ihren tschechischen Verbündeten zu unterstützen.

Hitlers kaum verhüllte Drohung, die Tschechoslowakei «durch eine militärische Aktion zu zerschlagen», musste man im Lauf des Sommers immer ernster nehmen. Als sich die drei Millionen Sudetendeutschen, die in den Grenzgebieten Böhmens und Mährens lebten und von Himmlers SS Waffen und ein gewisses Mass an militärischer Ausbildung erhalten hatten, daran machten, auf Betreiben Berlins einen wahren Bürgerkrieg gegen die Prager Regierung zu entfesseln, beharrte der Führer mit zunehmendem Nachdruck darauf, dass sie und ihr Land dem Reich zu überlassen seien.

Eine solche Handlungsweise würde die Tschechoslowakei zerstören, denn nicht nur bedeutete sie einen Verlust wesentlicher Teile der Industrie und des Bergbaus sowie des Verkehrs- und Nachrichtensystems, auch die Festungsanlagen, ohne die sich das Land nicht gegen die Deutschen verteidigen liess, würden dann sinn- und nutzlos. Dennoch hiess es im Juni, Premierminister Chamberlain habe beschlossen, Hitlers Anspruch zu unterstützen. Im Mai hatte er bei einem Empfang Lady Astors vor einer Gruppe amerikanischer Auslandskorrespondenten «inoffiziell», aber ganz offen erklärt, Grossbritannien empfehle, «im Interesse des Friedens», den Deutschen das Sudetenland zu überlassen, und hinzugefügt, seiner Meinung nach würden im Falle eines deutschen Angriffs weder Frankreich noch vermutlich Russland ihren vertraglichen Verpflichtungen gegenüber den Tschechen nachkommen, und Grossbritannien werde sich mit Sicherheit aus einem solchen Konflikt heraushalten.

Vermutlich wusste auch die tschechische Regierung das, denn ihr Gesandter in London, der kluge Jan Masaryk, Sohn von Thomas Masaryk, des Mitbegründers und ersten Präsidenten der Tschechoslowakei, war mit einigen der bei jenem Empfang anwesenden amerikanischen Reporter gut bekannt. Berlin jedenfalls erfuhr diese Äusserung Chamberlains bald über seine Londoner Botschaft.

Vermuten, dass es sich so verhielt, musste schliesslich die ganze Welt, nachdem die Londoner *Times* begann, in Leitartikeln die tschechische Regierung zu drängen, sie möge den Sudetendeutschen und anderen Minoritäten auch dann die «Selbstbestimmung» gewähren, wenn das deren «Loslösen von der Tschechoslowakei» bedeutete. Hinter vorgehaltener Hand hörte man in London, diese *Times*-Leitartikel gingen auf eine Anregung des Premierministers selbst zurück. Soweit ich von Berlin aus hörte, besaßen die Deutschen diese Information ebenfalls.

So konnte es niemanden überraschen, dass Hitler Anfang August eine neue

Sudeten-Krise zu entfachen begann. Am 3. flog ich nach Prag, um darüber zu berichten. Wie lange schien das jetzt zurückzuliegen, dass eine Aggressionsdrohung durch eine Macht wie Deutschland sofort zu einer Sondersitzung des Völkerbundes geführt hätte! Durch sein Versagen beim Einfall Japans in die Mandchurei und bei Mussolinis Überfall auf Äthiopien hatte er jedoch alle Glaubwürdigkeit verloren, und weder Frankreich, einst eine seiner tragenden Säulen, noch die Tschechoslowakei, deren Präsident Benes mit zu den entschlossensten Verfechtern des Völkerbundes gehört hatte, machte sich die Mühe, eine Intervention gegen Hitler zu fordern. Jedes Land war jetzt auf sich selbst gestellt.

Meine Hauptaufgabe Anfang August in Prag war es, über die von Chamberlain (der damit offenbar seinen Landsleuten Sand in die Augen streuen wollte) als «Vermittler» zwischen den Sudetendeutschen und der Prager Regierung in die Tschechoslowakei entsandte sogenannte Runciman-Mission zu berichten. Begonnen hatte diese Täuschung der Öffentlichkeit mit einer Erklärung Chamberlains am 26. Juli im Unterhaus, in der es hiess, er entsende Lord Runciman «auf eine Bitte der tschechischen Regierung hin» nach Prag.

Das aber war eine Lüge. In Wahrheit hatte er den Tschechen Lord Runciman aufgezwungen und Benes durch den britischen Gesandten in Prag, Sir Basil Newton, schreckliche Folgen für den Fall angedroht, dass man Lord Runciman und seine Mission nicht aufnehme. Der von dieser britischen Ankündigung empörte Präsident stimmte schliesslich zu, möglicherweise, weil ihn das vorgeblich verbündete Frankreich dazu gedrängt hatte. Vermutlich verlor Benes allmählich das Vertrauen zu den Franzosen und zum Wert ihrer vertraglich zugesicherten Verpflichtung, sich seinem Land bei einem deutschen Überfall an die Seite zu stellen. Auch die Briten hatte er wohl schon abgeschrieben, nur wollte er sie als erfahrener Diplomat – vor seiner Präsidentschaft war er Aussenminister gewesen – wahrscheinlich nicht offen vor den Kopf stossen, und sei es nur, weil er sah, dass Chamberlain im diplomatischen Ränkespiel, das über das Schicksal seines Landes entscheiden würde, immer mehr zur Schlüsselfigur wurde.

Lord Runciman muss Benes als Vertreter der britischen Regierung recht unglaubwürdig erschienen sein, denn dieser Reedereimagnat und ehemalige Präsident der Handelskammer besass weder aussenpolitische Erfahrungen noch Kenntnisse. Seiner Haltung und seinen Äusserungen nach schien er Mitteleuropa als eine Art Wildnis anzusehen, in die sich ein aufrechter Brite nur wagt, wenn er damit König und Vaterland dienen konnte. Runcimans «Verhandlungen» mit

der tschechischen Regierung und den Sudetendeutschen waren ein Witz, denn die Führer der Sudetendeutschen, denen er sehr gewogen war, besaßen keinerlei Handlungsfreiheit. Sie waren inzwischen gute Nazis und empfangen ihre Befehle von Hitler aus Berlin.

Den ganzen August hindurch übte Runciman Druck auf die Tschechen aus, bis Benes Anfang September alle ihre Forderungen erfüllt hatte – neben vollständiger Selbstbestimmung ein bedeutenderes Mitspracherecht in den Angelegenheiten des Landes. Die Delegierten der Sudetendeutschen waren ratlos – wie konnten sie ein solches Angebot ausschlagen? Man trug die Frage Hitler vor.

Inzwischen war ich, des Hin und Hers müde, nach Genf zurückgekehrt, um vor ihrer Abreise nach Amerika noch einige Tage mit Frau und Kind zu verbringen. Tess wollte versuchen, ihre Einbürgerung zu erreichen und einen amerikanischen Pass zu bekommen. Es war mir auch ganz recht, dass sich die beiden ausserhalb Europas aufhielten, solange die Frage nicht entschieden war, ob es Krieg geben würde oder nicht.

In Berlin legte ich einen Zwischenaufenthalt ein und sah dort Hitler am 26. August die «grösste Truppenschau, die Deutschland seit der Schaffung der neuen Wehrmacht erlebt» hatte, abnehmen. Angeblich fand sie zu Ehren des zu einem Staatsbesuch in Deutschland weilenden Reichsverwesers von Ungarn statt, des Admirals Nikolaus von Horthy; in Wirklichkeit sollten natürlich Grossbritannien, Frankreich, die Sowjetunion und die Tschechoslowakei mit der neuen militärischen Macht Deutschlands beeindruckt werden. Als Zugmaschinen ein riesiges Feldgeschütz vorbeischleppten, das grösste Stück fahrbarer Artillerie, das ich je gesehen hatte, sah Hitler, der an jenem Tag in besonders kriegerischer Stimmung zu sein schien, zu den ausländischen Militärattachés hinüber, um ihre Reaktion zu beobachten. Den grössten Teil der Zeit, die er auf der Tribüne verbrachte, war er mürrisch, und ich erfuhr von höheren Parteichargen, dass er wegen der tschechischen Frage, die ihm unausgesetzt durch den Kopf ging, übelster Laune sei. Die Mehrzahl meiner Kollegen in Berlin vermutete, er werde erforderlichenfalls seine Sudetendeutschen und ihr Land mit Gewalt «heim ins Reich» holen. Ich hatte da meine Zweifel, und mein Tagebuch erinnert mich: «Erstens ist die deutsche Wehrmacht noch nicht soweit, und zweitens will das deutsche Volk auf keinen Fall einen Krieg.»

Doch war der Diktator unberechenbar und zu allem fähig, besonders in Anfällen von Grössenwahn wie jetzt. Die im deutschen Volk vorherrschende Stimmung würde ihn nicht unbedingt zurückhalten, denn schliesslich traf er die Entscheidungen. Das Volk gehorchte, nicht aber unbedingt die deutsche Generalität.

Tatsächlich gab es eine Verschwörung zu Adolf Hitlers Sturz, von der niemand wusste, vermutlich auch er selbst nicht. An ihrer Spitze stand kein Geringerer als der neue Chef des Generalstabs, Franz Haider, der im August Ludwig Beck auf diesen Posten gefolgt war, den einst so glänzende Vorgänger wie Moltke und Schlieffen bekleidet hatten. Da es Beck nicht gelungen war, Hitler davon zu überzeugen, dass es katastrophale Folgen haben müsse, mit der noch nicht hinreichend ausgebildeten und aufgebauten Wehrmacht einen Krieg zu führen, war er zurückgetreten. Wohl hatte er schon vor Hitlers Machtübernahme der Sache der NSDAP positiv gegenübergestanden, doch allmählich begann er, die Dinge im rechten Licht zu sehen. So widersetzte er sich 1938 seinem obersten Kriegsherrn nicht nur aus militärischen Gründen, sondern auch, weil er die Naziherrschaft als brutale und geistlose Tyrannei durchschaut hatte, die Deutschland in den Untergang trieb. Ähnliche Vorstellungen hegte sein Nachfolger, der 54jährige Haider.

Er war als erster Bayer und erster Katholik im Bruch mit der Tradition des preussischen Protestantismus Chef des Generalstabs geworden. Ähnlich Beck hatte er breitgefächerte geistige Interessen und ähnelte wie dieser in keiner Weise einem typischen überheblichen, stocksteifen Monokelträger alter preussischer Prägung. Mit seinem umgänglichen Wesen wirkte er auf mich eher wie ein Mathematik- oder Physikprofessor.

Als Chef des Generalstabs war er nicht nur für die Planung des Angriffs auf die Tschechoslowakei verantwortlich, sondern auch zur Schlüsselfigur im ersten ernsthaften Komplott gegen den Diktator des Dritten Reichs geworden. Davon erfuhr ich erst beim Nürnberger Prozess, der im November 1945 begann und bei dem Haider wie einige der anderen Überlebenden Aussagen zu dieser Verschwörung machte.

Einige Generäle und Obristen der Wehrmacht wollten gemeinsam mit einigen Zivilisten, deren prominenteste der in Ungnade gefallene frühere Reichsbankpräsident Dr. Hjalmar Schacht und der ehemalige Reichskommissar für Preisüberwachung und Oberbürgermeister von Leipzig Carl Friedrich Goerdeler waren, Hitler die Macht entwinden, sobald er den Befehl zum Angriff auf die Tschechoslowakei gab. Sie wollten den wahnsinnigen Diktator daran hindern, Deutschland in einen Krieg zu stürzen, von dem sie sicher waren, dass er Grossbritannien, Frankreich und Russland zu Gegnern Deutschlands machen würde, und der nicht zu gewinnen war. Einigen der Verschwörer war es ernsthaft darum zu tun, Hitler nicht nur deshalb abzusetzen, um das Vaterland vor einem verlorenen Krieg zu bewahren, sondern weil sie auch inzwischen die Naziherrschaft als verbrecherisch ansahen.

Es war allen klar, dass es ausschliesslich mit Hilfe der Wehrmacht möglich war, den von beträchtlichen Polizeikräften, der SS und der SA beschützten Führer zu stürzen. Zwar unterstanden General Haider als Chef des Generalstabs selbst keine Truppen, doch verfügte der Oberbefehlshaber des Heeres, Walther von Brauchitsch, über alle erforderlichen Streitkräfte. Doch da ihm Haider nicht so recht traute, benannte der Generalstab einige ihm vertrauenswürdig erscheinende Kommandeure in Schlüsselpositionen, die vorwiegend an wichtigen strategischen Stellen Truppenkontingente zur Verfügung hatten.

Entscheidend für den Erfolg des Anschlags war die 23. Infanteriedivision, die in der Potsdamer Garnison von General Graf Walter von Brockdorff-Ahlefeldt befehligt wurde. Sie sollte Hitler und die wichtigsten Männer um ihn, vor allem Göring, Goebbels und Himmler, festsetzen, die Ministerien besetzen und die Verkehrs- und Nachrichtenzentralen in Berlin in ihre Hand bringen.

Dreierlei war für ein Gelingen des Anschlags wichtig: Erstens brauchten die Verschwörer nach Hitlers Befehl zum Angriff gegen die Tschechoslowakei genug Zeit, um ihn und seine Vasallen zu ergreifen und den Truppen in den Arm fallen zu können, bevor sie die Grenze überschritten. Zweitens musste Hitler in Berlin sein, denn auf dem einer Festung ähnelnden Berghof bei Berchtesgaden, wo er trotz der zunehmenden Krise den grössten Teil des Spätsommers verbrachte, war an ihn nicht heranzukommen. Drittens mussten die Verschwörer sicher sein, dass sie mit ihrer Annahme recht hatten, Frankreich und Grossbritannien – sowie wahrscheinlich Russland – würden die Tschechen bei einem Angriff militärisch unterstützen, denn nur, wenn Deutschland eine sichere Niederlage drohte, glaubten sie die Absetzung des Diktators rechtfertigen zu können.

Sicherheitshalber schickten die Verschwörer vertrauliche Boten nach London, die die Haltung der Briten erkunden und ihnen zugleich mitteilen sollten, dass Hitler die Tschechoslowakei Ende September anzugreifen plante, dass aber, sofern Grossbritannien und Frankreich fest blieben, eine Gruppe von Militärs in Schlüsselstellungen unter Leitung des Chefs des Generalstabs Hitler stürzen würde, bevor er seinen Plan durchführen konnte.

Der erste Abgesandte war Generaloberst Ewald von Kleist, der am 18. August in London eintraf und von Sir Robert Vansittart, dem ständigen aussenpolitischen Berater der britischen Regierung und Deutschland-Experten, empfangen wurde, obwohl der mit den Nazis sympathisierende Berliner Botschafter Sir Nevile Hen-

derson seinem Aussenministerium davon abgeraten hatte. Auch Winston Churchill, der bei der Regierung in Ungnade war, empfing den deutschen Abgesandten, und beiden Männern legte Kleist Hitlers Pläne und die Verschwörung zu seinem Sturz dar. Er betonte ausserdem, dass eine Fortführung der beschwichtigenden Haltung Grossbritanniens zum Misserfolg des Komplotts gegen Hitler führen müsse, und beschwor sie, die Regierung, am besten der Premierminister selbst, müsse eine öffentliche Erklärung abgeben, dass Grossbritannien bei einem deutschen Angriff gegen die Tschechoslowakei Frankreich beispringen werde, um das Land zu schützen.

Vansittart wie auch Churchill trugen Kleists Botschaft dem Premier- und dem Aussenminister vor, doch Chamberlain sagte zu Lord Halifax, er halte einen grossen Teil dessen, was Kleist berichtet hatte, für unwahr oder zumindest für übertrieben.

Weitere Hinweise und Mitteilungen aus verschiedenen Quellen folgten, und am 2. September schickte General Haider, der den Eindruck hatte, dass die Briten die Verschwörung nach wie vor nicht ernst nahmen, seinen eigenen Abgesandten, einen ehemaligen Offizier, nach London zum Kriegsministerium und zur britischen Abwehr. Doch obwohl er für den Chef des deutschen Generalstabs sprach (gewiss das erste Mal, dass die Briten von diesem unmittelbar eine Botschaft bekamen), scheint er bei seinen britischen Kollegen keinen nachhaltigen Eindruck hinterlassen zu haben.

Schliesslich wandten sich die Verschwörer verzweifelt in einer letzten Bemühung über Erich Kordt, den Chef des Ministerbüros im Auswärtigen Amt, und dessen Bruder Theo, der in London Botschaftsrat war und die beide einer konspirativen Gruppe im Auswärtigen Amt angehörten, erneut an die Briten. Theo Kordt sollte dem britischen Aussenminister persönlich eine letzte geheime Mitteilung zukommen lassen. Dazu wurde er am 7. September durch eine Hintertür im Aussenministerium in die Gemächer von Lord Halifax geleitet. Ihm, dem zweitwichtigsten Mann der britischen Regierung, wiederholte Kordt, dass Hitler angeordnet hatte, spätestens am 1. Oktober die Tschechoslowakei zu überfallen, dass aber die deutsche Wehrmacht bereit war, den Diktator zu stürzen, sobald er den endgültigen Befehl zum Angriff gab, vorausgesetzt sie habe «den sicheren Beweis, dass England kämpfen wird, wenn die Tschechoslowakei angegriffen wird». Auch er drängte darauf, die britische Regierung möge Hitler «eine letzte Warnung» zukommen lassen, aus der unmissverständlich hervorgehe, was sie im Fall eines deutschen Angriffs zu tun gedenke.

Einige Tage lang erwog Chamberlain auch, eine solche Warnung abzugeben, denn ihm waren die Folgen dessen nur zu bewusst, was die britische Regierung

im Sommer 1914 unterlassen hatte. Doch Sir Nevile Henderson, der sich dafür einsetzte, dass sein Premierminister Hitler zugestand, was er in der Tschechoslowakei forderte, erreichte, dass sich Chamberlain zu einem anderen Vorgehen entschloss.

Nach den hektischen Ereignissen in Berlin und der zunehmenden Kriegsfurcht in Prag war Genf an jenen letzten Sommertagen äusserst erholsam. Mit Tess und Eileen verbrachte ich den grössten Teil der Vormittage in einem nahegelegenen Park und ganze Nachmittage am See; wir unternahmen gelegentlich kleine Dampferausflüge und gönnten uns ein gutes Mittagessen mit Weisswein aus der Region.

Eines frühen Septembertags verabschiedete ich mich von Tess und Eileen, die zum ersten Mal in meine Heimat reisten, und nahm erneut ein Flugzeug nach Prag. Noch vor Ende des Monats würde sich herausstellen, ob es zum Krieg kam oder nicht. Ich hatte versucht, die Mächtigen der CBS über die Situation ins Bild zu setzen. Bei der Abreise notierte ich in mein Tagebuch:

Habe fast die CBS überzeugt, dass sie mich von Prag aus täglich fünf Minuten lang berichten lassen – für den Rundfunk eine revolutionäre Neuerung.

Im Wesentlichen sah der amerikanische Rundfunk damals seine Hauptaufgabe in volkstümlicher Unterhaltung, doch zumindest hatte der Anschluss Österreichs den Verantwortlichen bei CBS die Möglichkeiten einer Rundfunk-Berichterstattung aufgezeigt: Mit ihr konnten wir wie kein anderes Medium den Menschen die schwerste Krise im Europa der Nachkriegszeit näherbringen.

Noch jetzt, nach fast einem halben Jahrhundert, vermag ich die nahezu unerträgliche Spannung förmlich mit Händen zu greifen, die in Europa beinahe den ganzen September hindurch herrschte. Zuerst schien das Geschick des Kontinents von dem abzuhängen, was beim Reichsparteitag geschah, der am 6. September begann und am 12. September seinen glanzvollen Abschluss damit finden sollte, dass Hitler verkündete, was er in der sudetendeutschen Frage zu unternehmen gedachte.

Als ich am 10. nach Prag zurückkehrte, war dort zwar alles ruhig, aber auch voller böser Vorahnungen. Am 5. hatte Präsident Benes in einem letzten verzweifelten Versuch, den Frieden zu bewahren, die sudetendeutschen Verhandlungspartner zusammengerufen und ihnen aufgetragen, ihre vollständigen Forderungen

gen schriftlich niederzulegen. Er erklärte sich bereit, sie zu erfüllen, wie auch immer sie aussahen.

«Mein Gott!» entfuhr es am nächsten Tag dem stellvertretenden Führer der Sudetendeutschen Partei, Karl Hermann Frank, vor einigen Korrespondenten. «Sie haben uns ja alles gegeben!» Aber das war das letzte, was Hitler gewollt hätte. Die Sudetendeutschen waren nie etwas anderes als Lockvögel auf dem Weg zu seinem eigentlichen Ziel gewesen, und das hiess: Zerstörung der Tschechoslowakei. Am 7. September trug er dem Führer der Sudetendeutschen Partei, Konrad Henlein, auf, alle Verhandlungen mit den Tschechen abzubrechen. Den fadenscheinigen Grund dafür lieferten angebliche Ausschreitungen der tschechischen Polizei in Mährisch-Ostrau.

Am 10., dem Tag meiner Ankunft, forderte Benes in einem Rundfunkappell an die Weltöffentlichkeit Ruhe und Frieden und erklärte, er sei sicher, dass sich die Krise durch gegenseitiges Vertrauen sowie durch Vernunft und guten Willen auf beiden Seiten lösen lasse. Die Antwort erteilte ihm der kriegslüsterne Göring von Nürnberg aus.

Als ich dem Präsidenten nach seiner Rede in der Halle des Funkhauses begegnete, hatte ich den Impuls, auf ihn zuzugehen und ihm zu sagen: «Aber, Herr Präsident, Hitler und Göring sind Verbrecher! Halten Sie die für fähig, Vernunft, guten Willen und Vertrauen zu zeigen?» Doch ich brachte den Mut dazu nicht auf und nickte ihm lediglich grüssend zu; er lächelte zurück und schritt vorbei.

Am nächsten Tag knisterte ganz Prag vor Spannung, Gerüchte schwirrten durch die Stadt. So hiess es unter anderem, die Deutschen hätten an der österreichisch-tschechischen Grenze 200'000 Soldaten zusammengezogen. London berichtete von ununterbrochenen Sitzungen in Downing Street. In Paris beriet sich Premierminister Daladier besorgt mit dem französischen Generalstabschef Maurice-Gustave Gamelin. Jeder in Europa schien ungeduldig Hitlers für den nächsten Tag angekündigte Rede zu erwarten.

Die letzte Eintragung in meinem Tagebuch vom 11. September heisst:

Endlich ist CBS mit täglichen Sendungen von fünf Minuten von hier aus einverstanden. Nur soll ich vorher telegrafieren, wenn ich meine, dass die Ereignisse den Zeitaufwand nicht rechtfertigen.

Grosser Gott! Der alte Kontinent stand kurz vor einem Kriegsausbruch – Hitler konnte in den nächsten 24 Stunden losschlagen und durch seine Bomber Prag gleichsam über Nacht von der Landkarte radieren – und mein Auftraggeber knauserte mit der Sendezeit!

Zur Überraschung und Erleichterung fast aller Menschen in Europa kam es in Hitlers Rede am nächsten Tag nicht zur Kriegserklärung. Zwar überschüttete er auf dem Schlusskongress des Parteitags vor einer Zuhörerschaft aus begeisterten Braunhemden die Tschechen und ihren Präsidenten mit Vorwürfen und beklagte, dass die Sudetendeutschen «in unerträglicher Weise unterdrückt» würden, doch liess er es dabei bewenden. Ich hörte die Rundfunkübertragung dieser Rede in der Wohnung von Bill Morell vom Londoner *Daily Express*. Obwohl ich schon bei zwei Parteitag dabei gewesen war, hatte ich noch nie Hitlers Stimme so hassvoll geifern und die bewusste Zuhörerschaft aus Getreuen der Partei ihre Zustimmung so hysterisch herausschreien gehört. Während Hitler die Tschechen und insbesondere ihren Präsidenten Benes angriff und beleidigte, schien er geradezu Gift zu speien. Wenn er auch keine sofortige Lösung der sudetendeutschen Frage forderte – gegebenenfalls nach einer Volksabstimmung –, was manche erwartet hatten, so beharrte er doch auf der «Selbstbestimmung» für die Sudetendeutschen.

Die Erleichterung in Prag, das den ganzen Abend verlassen dalag, weil alle Menschen vor dem Radio sassen und Hitlers Rede hörten, war ungeheuer. Ich hatte einen grossen Teil des regnerisch-trüben Tags damit verbracht, mich in den engen Strassen der Stadt umzusehen und die Haltung der Einwohnerschaft angesichts der Möglichkeit eines unmittelbar bevorstehenden Einmarschs und Krieges mit Luftangriffen zu erkunden. Überrascht sah ich, dass jeder unerschrocken seinen üblichen Beschäftigungen nachging – ein erstaunliches Volk.

Den darauffolgenden Tag und die Nacht vom 13. auf den 14. September in Prag werde ich nie vergessen.

«Bald gibt es Krieg», schrieb ich um drei Uhr morgens am 14. erschöpft in mein Tagebuch. «Seit Mitternacht warten wir auf deutsche Bomber. Schiessereien im Sudetenland. Dort ist das Kriegsrecht ausgerufen.»

Goebbels' Propagandamaschinerie hatte den Sudetendeutschen so eingeheizt, dass Hitlers Rede, die mir vergleichsweise zurückhaltend vorgekommen war, einen Funken in ein Pulverfass geworfen hatte. Der Volkszorn richtete sich gegen tschechische Polizeiwachen, Militärkasernen und öffentliche Gebäude, die geplündert und niedergebrannt wurden. Und so hatte die Regierung in Prag im Verlauf des Tages die Truppen Richtung Sudetenland in Marsch gesetzt und den ganzen Landesteil unter Kriegsrecht gestellt.

Genen 19 Uhr hiess es, Henlein habe eine Stunde zuvor der tschechischen Regierung ein Ultimatum zugestellt, das um Mitternacht abließ. Sofern bis dahin das Kriegsrecht nicht aufgehoben, die Staatspolizei aus dem Sudetenland abgezogen

und die Truppen in die Kasernen geschickt wurden, werde man die Verhandlungen abbrechen, und die Tschechen hätten sich «Weiterungen» selbst zuzuschreiben. Da Henlein, der spätere Gauleiter, seine Befehle unmittelbar vom Führer empfang, nahmen wir an, das Ultimatum werde von Hitler mitgetragen. Der Klar-text für die angedrohten «Weiterungen» hiess sicherlich Krieg.

Immerhin lebten die Menschen in Europa damals seit 20 Jahren im Frieden, und selbst der Weltkrieg, so mörderisch er gewesen war, hatte Städte und menschliche Behausungen ausserhalb der Kampfzonen verschont. Jetzt sahen sich die Menschen unvermittelt erstmals einem Krieg gegenüber – wir in Prag nahmen an, er werde noch in jener Nacht ausbrechen –, wie ihn die Menschheit nie zuvor erlebt hatte, mit Bombenangriffen aus der Luft, die über Nacht ganze Städte und mit ihnen deren Bewohner zerstören konnten. Die Bevölkerung hatte Angst, die deutschen Flugzeuge könnten Giftgasbomben abwerfen, und obwohl die Regierung zugesagt hatte, die Bewohner der Hauptstadt würden mit Gasmasken ausgerüstet, hiess es nach einer Weile, die Zeit habe zu ihrer Beschaffung nicht ausgereicht. Wahrscheinlich hatte man nicht genug Gasmasken.

In jener Nacht notierte ich fortlaufend, was ich angesichts der sich verdichtenden Kriegsgefahr empfand. Später, nachdem ich den Krieg aus erster Hand miterlebt hatte, vor allem nach Bombardierungen von beiden Seiten, zuerst in Berlin und später in London, verblasste die Erinnerung an die Schrecken jener Nacht ein wenig, in der wir Hitlers Bomber erwarteten. Aber vielleicht verdienen die Empfindungen als Bericht darüber, wie es beim *ersten Mal* war, einige Worte. Nachstehend ein Auszug aus dem, was ich damals in aller Eile zu Papier brachte:

Die Spannung und Verwirrung dieser Nacht in der Halle des Hotels *Ambassador*, wo Diplomaten und Korrespondenten Zusammenkommen, ist unbeschreiblich. Faszinierend zu sehen, wie die von plötzlicher Furcht ergriffenen Menschen reagieren. Einige ertragen es nicht und brechen zusammen, wollen fliehen – Gott weiss wohin. Die meisten nehmen es mit unterschiedlichen Graden von Gefasstheit auf.

Zeitungsleute, die ihre Berichte durchgeben wollen, drängen sich aufgereggt um die einzige Telefonistin. Juden versuchen, einen Platz im letzten Flugzeug oder Zug zu ergattern. Jeder, der durch die Drehtür hereinkommt, bringt neue, wildere Gerüchte mit, und wir alle umstehen ihn und hören ihm gläubig oder

ungläubig zu, je nach Temperament.

Görings Bomber sollen um Mitternacht kommen – es sei denn, die Tschechen akzeptieren das Ultimatum. Sie sollen Gaskanister abwerfen. Wo bekommt man Gasmasken? Es gibt keine. Was soll man sonst tun? Benes wird sich dem Ultimatum fügen. Er muss einfach!

Gegen Mitternacht, dem im Ultimatum angegebenen Zeitpunkt, legt sich eine gewisse Furcht auf uns alle. Immer wieder sehen wir nach der Uhr. Schliesslich kommt ein Beamter des tschechischen Aussenministeriums mit ernstem Gesicht herein.

«Abgelehnt», sagt er auf Deutsch. Die Tschechen akzeptieren die Bedingungen des Ultimatus nicht.

Die Korrespondenten rennen zu den Telefonkabinen. Mehrere Juden hasten nach draussen. Der Pressevertreter der Sudetendeutschen Partei, ein breitschultriger, umgänglicher Bursche, der uns gelegentlich mit Neuigkeiten aus seiner Partei versorgt, kommt wie gewöhnlich herein. Diesmal wirkt er alles andere als umgänglich.

«Haben sie es abgelehnt?» Ohne auf die Antwort zu warten, ergreift er eine kleine Tasche und verschwindet durch die Tür.

Wir alle haben Gespräche nach dem Sudetenland angemeldet, und schliesslich kommt eines davon auch durch. Dort finden schwere Kämpfe zwischen den Sudetendeutschen und der tschechischen Gendarmerie und Armee statt. Schwere Verluste auf beiden Seiten. Es ist Krieg. Bill Morrell ruft mich von der Polizeiwache eines Städtchens namens Haberbirk aus an und fragt mich, ob ich seinen Bericht nach London durchgebe.

Vor ihm, sagt er, liegen fünf Leichname, ein Deutscher und vier tschechische Polizisten. Die Sudetendeutschen hatten den Ort in ihre Gewalt gebracht und sich erst zurückgezogen, als Verstärkungen des tschechischen Militärs anrückten. Ich soll Bills schwangere Frau Mary anrufen und ihr sagen, dass alles in Ordnung sei.

Gegen zwei Uhr nachts rannte ich die Strasse zum Funkhaus entlang, um meine Sendung loszuwerden. Draussen war alles ruhig, kein Militär, keine Polizei. Vielleicht sahen wir Korrespondenten zu schwarz. Trotzdem, meiner Ansicht nach hatte ich einen guten Bericht. Aber er ging nicht durch: wegen atmosphärischer Störungen oder Sonnenfleckentätigkeit, vermuteten die tschechischen Rundfunktechniker.

Am nächsten Tag fuhr ich 300 Kilometer durch das Sudetenland. Das tschechische Heer hatte den Aufstand der Sudetendeutschen niedergeschlagen. Viele der Städte lagen in Trümmern. Beide Seiten zählten ihre Toten und Verwundeten, deren Zahl beträchtlich war. Am Abend kehrte ich mit dem Bewusstsein nach Prag zurück, dass Hitler eine empfindliche Schlappe erlitten hatte. Die Sudetendeutschen waren geschlagen, und trotz seiner grosssprecherischen Worte hatte der Nazidiktator nichts getan, um sie zu unterstützen. Doch dann fiel mein Blick auf die Schlagzeile einer Morgenzeitung: «MORGEN FLIEGT CHAMBERLAIN NACH BERCHTESGADEN ZU HITLER!» Die Tschechen, die nicht wussten, wie ihnen geschah, witterten Verrat, wohl mit Recht. Kurz nach Mitternacht sendete ich meinen Bericht, der aber wieder nicht durchkam.

Von London rief Murrow an und schlug mir vor, ich solle sogleich nach Berchtesgaden fahren, um über die Gespräche zwischen dem Führer und dem britischen Premierminister zu berichten. Diese Aussicht steigerte meine Niedergeschlagenheit. Ein Anruf beim Bahnhof ergab, dass gegenwärtig keine Züge über die Grenze nach Deutschland fuhren. Ich versuchte, einen Wagen zu mieten, doch kein tschechischer Fahrer war bereit, das Risiko einzugehen. Als ich Murrow am Telefon meine Schwierigkeiten schilderte, sagte er, es spiele keine Rolle – Chamberlain werde bereits am Vormittag nach London zurückkehren. Auch Ed vermutete einen faulen Handel.

Am nächsten Tag, dem 16. September, schienen die Tschechen dessen sicher zu sein. Sie nahmen an, dass Hitler ein Plebiszit für die Sudetendeutschen verlangt und Chamberlain es ihm zugesagt hatte. Dem Ausland gegenüber sah so etwas möglicherweise wie ein vernünftiger und demokratischer Vorschlag aus, auch wenn er ausgerechnet von Hitler stammte, dem Totengräber der Demokratie in Deutschland! Was aber der britische Premierminister nicht zu merken schien, so fürchteten die Tschechen, war, dass sie bei einer Abtretung des Sudetenlandes auch ihre Festungslinie in den Bergen aufgeben mussten und damit nicht mehr instande wären, sich gegen deutsche Angriffe zu verteidigen.

In meinem Bericht schrieb ich, die Tschechen würden lieber kämpfen als in diesem Punkt nachgeben, da das für sie die einzige Möglichkeit zu überleben sei. Mir schien es wichtig, den Amerikanern das in der allgemeinen Verwirrung zu sagen, aber die Vorstellung, dass meine Sendung wieder nicht durchgehen könnte, entmutigte mich. Zum dritten Mal in drei Tagen hatte CBS an jenem Morgen telegraphiert, man habe mich nicht hören können.

Das war ein mehr als ärgerlicher Rückschlag. Wenn Rundfunksendungen wegen «atmosphärischer Störungen» nicht regelmässig von Europa nach Amerika gehen konnten, gab es für die Verbreitung von Nachrichten aus dem Ausland kaum eine Zukunft, und die Öffentlichkeit daheim würde sich weiterhin auf Zeitungen verlassen müssen. Vermutlich hatte ich einen grossen Fehler gemacht, zum Radio überzuwechseln.

Doch später in jener Nacht hörte ich New York auf der Rückleitung einwandfrei und erfuhr, dass man auch mich gut empfangen hatte. Welche Erleichterung! Auch die Nachrichten waren nicht mehr so bedrückend: Die Tschechen leisteten Hitler Widerstand.

Am 18. brachten wir eine Sendung mit Premierminister Milan Hodza aus Prag. Er bezeichnete den Vorschlag einer Volksabstimmung, über die sich angeblich Chamberlain und Hitler einig waren, als «unannehmbar» und liess durchblicken, dass die Tschechen eher kämpfen als dem zustimmen würden. Als ich ihn aber nach seiner Ansprache im Funkhaus sah, wirkte er sehr nervös und erschöpft. Man sah ihm die Anspannung der letzten Tage an und fragte sich unwillkürlich, wie entschlossen er wirklich war.

In meinem Hotel erreichte mich ein Anruf Murrows. Ich sollte sofort nach Deutschland reisen. Briten und Franzosen, erklärte er, wollten nicht für die Tschechoslowakei kämpfen und forderten Prag auf, Hitler bedingungslos nachzugeben und das Sudetenland dem «grossdeutschen» Reich zu überlassen. Meinen Einwand, dabei würden die Tschechen nicht mitspielen, denn gerade erst habe sich Premierminister Hodza über unseren Sender in diesem Sinne geäussert, wischte Ed beiseite.

«Schon möglich, dass sie dann allein kämpfen», sagte er, «hoffentlich hast du recht. Aber jetzt trifft Chamberlain erst einmal am kommenden Mittwoch [also in drei Tagen] Hitler in Bad Godesberg, und du sollst darüber berichten. Wenn Krieg ausbricht, kannst du nach Prag zurückkehren.»

Ich holte einen Kollegen aus dem Bett und bat ihn, während meiner Abwesenheit für mich zu berichten. Er sagte zu, ich buchte telefonisch einen Platz auf der Morgenmaschine nach Berlin und war ganz überrascht, dass sie tatsächlich flog.

In Berlin am nächsten Tag jubilierten Nazikreise über das Treffen in Berchtesgaden. Hitler, hiess es, hatte Chamberlain davon überzeugt, dass die Tschechoslo-

wakei den Deutschen das Sudetenland überlassen müsse.* Das Foreign Office hatte eine vertrauliche Mitteilung dieses Inhalts an die britischen Botschaften im Ausland geschickt. Schon lange zuvor hatte ich in Berlin gelernt, bei meinen Reportagen ein wenig verhüllend zu formulieren, und das tat ich auch an jenem Tag in der Reichshauptstadt, als ich meine Rundfunksendung mit den Worten beendete: «Eines ist sicher: Mr. Chamberlain darf in Godesberg mit einem warmen Willkommen rechnen. Man gewinnt den Eindruck, dass er in Berlin ziemlich beliebt ist.» Anders gesagt, und ich hoffte, dass das in Amerika verstanden wurde, der Premierminister unterstützte Hitler gegen die Tschechoslowakei.

Das war schon schlimm genug, aber die Propagandalügen über die Behandlung der Sudetendeutschen durch die Tschechen, die Goebbels dem deutschen Volk pausenlos einhämmerte, um es in ein Kriegsfieber zu treiben, widerten mich noch mehr an. Die Nazipresse – und sonst gab es in Deutschland keine – war voll hetzender Schlagzeilen, in denen es von absichtlichen Fälschungen wimmelte. Dafür einige Beispiele:

FRAUEN UND KINDER VON TSCHECHISCHEN PANZERN NIEDERGEMÄHT! ERNEUT DEUTSCHE VON TSCHECHEN ERMORDET!

Die geschätzte *Börsenzeitung*, das Organ der Finanzwelt, schoss wohl den Vogel ab: GIFTGAS ANGRIFF AUF AUSSIG? Andere Blätter konnten es aber auch recht gut, denn sie teilten ihren Lesern mit, der tschechische Terror im Sudeten-

* Wohl eher getäuscht als überzeugt, dessen war ich sicher; ich erfuhr aber erst sehr viel später, in welchem Ausmass es Hitler gelungen war, den alternden Premierminister hinter Licht zu führen. Wir wissen jetzt, dass Chamberlain mit der Absicht nach Berchtesgaden gereist war, einen Kompromiss vorzuschlagen, bei dem die Tschechoslowakei ihre Bergfestungen praktisch unangetastet behalten konnte. Doch unter Hitlers Einfluss hatte er nicht einmal gewagt, den Punkt anzusprechen und «persönlich» Hitlers Forderung nach «Abtretung» der sudetendeutschen Gebiete akzeptiert. Hitler hatte den britischen Premierminister ausserdem damit eingeschüchert, dass er ihn im Glauben liess, er stehe im Begriff, die Tschechoslowakei anzugreifen, und habe seinem Besucher damit ein grosses Zugeständnis gemacht, dass er ihm zusagte, während der nächsten Tage von einer Invasion Abstand zu nehmen. Wie inzwischen aus deutschen Geheimdokumenten bekannt ist, wäre die Reichswehr gar nicht imstande gewesen, vor dem 1. Oktober – der ja schon immer als Zieldatum genannt worden war – den Angriff zu beginnen, also frühestens zwei Wochen später. Am meisten aber hat Hitler Chamberlain vielleicht mit dem persönlichen Eindruck «eingewickelt», den er ihm bei ihrem ersten Zusammentreffen gemacht hatte. «Trotz der Härte und Rücksichtslosigkeit, die ich in seinem Gesicht zu erkennen glaubte», schrieb Chamberlain seiner Schwester, «gewann ich den Eindruck, dass es sich um einen Mann handelte, dem man trauen konnte, wenn er sein Wort gegeben hatte.»

land nehme täglich zu, es komme zu Plünderungen und Schiessereien.

Auf jemanden, der gerade von dorthier kam, wirkten diese krankhaften Erfindungen von Goebbels und Hitler widerwärtig. Warum eigentlich hatte Chamberlain, der mit Runciman einen Augenzeugen an Ort und Stelle hatte, das nicht Hitler zumindest vorgehalten und die Dinge beim Namen genannt?

Die CBS in New York erwärmte sich allmählich für unsere Rundfunkreportagen und die in ihnen steckenden Möglichkeiten, auch wenn einige meiner Sendungen aus Prag nicht durchgekommen waren. Am nächsten Abend, dem 20., rief mich Paul White um sechs Uhr aus New York an, gerade als ich meinen Koffer für die Nachtfahrt nach Godesberg packte, von wo ich über das nächste Zusammentreffen zwischen Chamberlain und Hitler berichten sollte. Er schlug eine Reportage vor: Ich sollte im Zug nach Godesberg die Korrespondenten über ihre Meinung zu den Kriegsaussichten befragen. Beim Reichsrundfunk sagte man mir, das sei technisch nicht durchführbar, weil die Züge dafür nicht eingerichtet seien.

«Ginge denn eine Sendung vom Bahnhof Friedrichstrasse?» [Wo wir um 22 Uhr 30 den Nachtzug besteigen würden.] Als man das bejahte, rief ich White in New York an. Er war begeistert, und so bat ich mehrere amerikanische und britische Korrespondenten telefonisch, gegen zehn Uhr, also zum Sendebeginn, am Bahnhof zu sein.

Als ich fünf Minuten vor zehn dort eintraf, hatten deutsche Rundfunktechniker ein Mikrofon auf der Plattform aufgestellt. Schlag zehn war ich auf Sendung, und da kein Kollege gekommen war, hatte ich das Mikrofon für mich ganz allein. Rasch waren die Neuigkeiten abgehandelt, doch zum Glück hatte ich einen Arm voll Berliner Zeitungen mitgebracht und las die Schlagzeilen aus ihnen vor. Eine davon hiess: TSCHECHISCHE SOLDATEN GREIFEN DAS DEUTSCHE REICH AN! Die üblichen Lügen, aber wenn ich sie so bezeichnete, würde man mir die Leitung abschalten. Endlich traf der erste der Korrespondenten ein, und bevor er wusste, wie ihm geschah, drückte ich ihm das Mikrofon in die Hand. Es war Pierre Huss von der INS. Schliesslich trudelten noch einige andere ein: Webb Miller von *United Press*, der gerade aus London gekommen war, Ralph Barnes vom *New York Herald-Tribune* und Sigrid Schultz von der *Chicago Tribune*. Filippo Boiano vom *Popolo d'Italia* gab zu erkennen, dass auch er gern etwas gesagt hätte. Wohl wusste ich, dass er ein Gegner des Regimes war, nicht aber, wie gut er Englisch sprach. Es war ein wunderbares Italo-Amerikanisch, ganz wie im Theater. Dann wollte auch Jouve von der französischen Nachrichtenagentur *Ha-*

vas mitwirken, und bevor ich ihn nach seinem Englisch fragen konnte, plapperte er schon drauflos – auf Französisch. Während ich dolmetschte, so gut ich konnte, sah ich aus dem Augenwinkel den Zug abfahren. Ich beendete die Sendung ziemlich abrupt und rannte dem fahrenden Zug nach.

«Vermutlich ein Schlag ins Wasser», notierte ich in mein Tagebuch.

Wie wenig kannte ich doch meinen amerikanischen Rundfunk! Am nächsten Tag telegrafierte New York: SENDUNG BAHNHOF FRIEDRICHSTRASSE GESTERN ABEND RIESENERFOLG!

In Godesberg, einem verträumten Städtchen am Rhein, ging das Drama zwischen Chamberlain und Hitler weiter, auf dessen Ausgang ganz Europa fasziniert wartete. Nach dem Vorspiel in Berchtesgaden hob sich hier am 21. September der Vorhang zum zweiten Akt. Hitler, übelgelaunt und äusserst nervös, logierte wie gewöhnlich im Rheinhotel *Dreesen*. Auf dessen Terrasse frühstückte ich mit einem mir bekannten Österreicher, der eine deutsche Zeitschrift herausgab und von dem ich wusste, dass er insgeheim Hitler hasste. Plötzlich tauchte der Diktator auf und ging an uns vorbei zum Rheinufer, wo seine Yacht lag. Mein Bekannter stiess mich an und zischelte mir leise zu: «Sehen Sie nur seinen Gang!»

Auch mir war bereits aufgefallen, dass jeweils nach einigen Schritten seine rechte Schulter nervös hochzuckte und sein linkes Bein synchron dazu. Als er zurückkam, sah ich ihn aufmerksam an. Das nervöse Zucken war unverändert. Unter Hitlers Augen lagen tiefe schwarze Ringe. Er schien mir am Rande eines Nervenzusammenbruchs zu stehen.

Auch Neville Chamberlain wirkte bei seiner Landung in Köln bedrückt und nervös, wenn auch nicht so sehr wie der Führer. Trotz strahlenden Sonnenscheins hielt er mit finsterner Miene seinen Regenschirm fest umklammert. Es war bekannt, dass in der Presse und im Unterhaus die Opposition gegenüber seiner Beschwichtigungspolitik zu Lasten der Tschechoslowakei zunahm. Doch schien er auf der Fahrt nach Bad Godesberg, dessen Strassen sowohl mit dem Union Jack als auch mit der Hakenkreuzfahne geschmückt waren, etwas von seiner sonstigen Munterkeit wiederzufinden. Er logierte im Luxushotel auf dem Petersberg am rechten Rheinufer, Bad Godesberg gegenüber.

Trotz seines niedergeschlagenen Aussehens war Chamberlain, wie Mitglieder seiner Delegation hervorhoben, durchaus optimistisch, als er später am Nachmittag den Fluss überquerte, um sich mit Hitler an einen Tisch zu setzen. Von seinem Standpunkt aus verständlich, brachte er doch dem wilden Mann alles, was er in

Berchtesgaden verlangt hatte: die den Tschechen von Grossbritannien und Frankreich abgerungene Zustimmung, das Sudetenland an Deutschland abzutreten.

Eine volle Stunde lang schilderte Chamberlain des Langen und Breiten, wie er und die Franzosen den Tschechen zusetzen mussten, bis sie nachgaben. Hitlers Frage, ob er recht verstanden habe, dass die britische, französische und tschechische Regierung diesen Beschluss gemeinsam gefasst hätten, beantwortete Chamberlain strahlend mit «Ja». Und was sagte Hitler seelenruhig? «Es tut mir sehr leid, Herr Chamberlain, dass ich auf diese Dinge jetzt nicht mehr eingehen kann. Nach der Entwicklung der letzten Tage geht diese Lösung nicht mehr.»

Dr. Paul Schmidt, Hitlers Dolmetscher, erinnerte sich später, dass Chamberlain ruckartig hochfuhr, das Blut ihm ins Gesicht stieg und er Hitler böse anfunktete. Offenkundig konnte er sich noch immer nicht zu der Erkenntnis durchringen, dass Hitler wie ein gewöhnlicher Erpresser seine Forderung in dem Augenblick erhöhte, in dem sie akzeptiert wurde. Einige Tage später erklärte Chamberlain vor dem Unterhaus:

Man denke nicht, Hitler habe mich absichtlich getäuscht – ich selbst glaube das nicht einen Augenblick lang –, doch ich hatte erwartet, als ich nach Godesberg reiste, nur die Vorschläge mit ihm diskutieren zu müssen, die ich mitgebracht hatte, und daher erfüllte es mich mit Bestürzung zu erfahren, dass... diese Vorschläge nicht akzeptabel seien.

Als Chamberlain seine Friedenspläne, die zu Lasten der Tschechoslowakei gingen, wie ein Kartenhaus zusammenfallen sah, brachte er immerhin den Mut auf, Hitler zu antworten, und erklärte, er sei sowohl enttäuscht als auch bestürzt. Immerhin konnte er mit Recht sagen, dass er dem Führer angeboten hatte, was dieser verlangt hatte.

Bei Dr. Schmidt heisst es weiter, um dieses Ziel zu erreichen, habe Chamberlain seine politische Karriere aufs Spiel gesetzt. Verschiedentlich warf man ihm in Grossbritannien vor, die Tschechoslowakei verraten und verkauft und dem Diktator nachgegeben zu haben. Beim Verlassen Englands am Vormittag war er sogar ausgebuht worden.

Doch die schwierige Lage seines Gastes schien Hitler nicht sonderlich zu rühren. Er beharrte auf einer *militärischen Besetzung* des Sudetenlandes bis zum 1. Oktober spätestens. Man schrieb den 22. September.

Es muss gesagt werden, dass die beiden Männer, als sie nach ihrer dreistündigen Sitzung wieder auftauchten, nicht aussahen, als habe es zwischen ihnen Meinungsverschiedenheiten gegeben. Gerade als ich von einem Behelfsstudio in der

Portiersloge neben der Halle des Rheinhotels *Dreesen* meine Sendung beginnen wollte, kamen sie vorbei und verabschiedeten sich recht herzlich voneinander. Dem eitlen Chamberlain schien sogar der bestellte Beifall einer SS-Kompanie zu gefallen, die vor dem Hoteleingang Wache stand. Das durfte man angesichts des Vorgefallenen, dessen Einzelheiten bald durchsickerten, als überraschend bezeichnen. Tatsächlich schmollte Chamberlain den folgenden Freitag bis weit in den Abend hinein in seinem Hotel. Die für den Vormittag angesetzte Zusammenkunft wurde abgesagt. Offensichtlich waren die Gespräche in eine Sackgasse geraten.

«Nach diesem seltsamen Tag scheint der Krieg sehr nahe zu sein», notierte ich um vier Uhr morgens in mein Tagebuch.

Chamberlain selbst schien diesen Eindruck nicht zu haben. Er war von Hitler am Freitag für 22 Uhr 30 ins Rheinhotel eingeladen worden, und erst am nächsten Tag erfuhr ich, worum es gegangen war. Der trüben Stimmung bei allen deutschen Parteivertretern und Offizieren in der Hotelhalle – Ribbentrop, Goebbels, Himmler, General Keitel und andere tauchten immer wieder auf und verschwanden – liess sich entnehmen, dass die Zusammenkunft nicht besonders glücklich ablief. Als sie um halb zwei morgens beendet wurde und Hitler und Chamberlain an der Portiersloge vorbeikamen, während ich darauf wartete, auf Sendung gehen zu dürfen, sah ich, dass keiner von beiden besonders angespannt wirkte. Eher verhielten sie sich erstaunlich herzlich zueinander. Dr. Schmidt, der offizielle Dolmetscher, schrieb nieder, was ich durch die Glastür nicht hören konnte. Noch jetzt, nach fast einem halben Jahrhundert, ist erstaunlich, was er zu Papier brachte.

Da heisst es, Chamberlain habe sich herzlich vom Führer verabschiedet und erklärt, seiner Ansicht nach sei als Ergebnis der Gespräche der letzten Tage eine vertrauensvolle Beziehung zwischen ihnen entstanden. Er gebe die Hoffnung nicht auf, dass sich die gegenwärtige schwierige Krise meistern lasse, und er würde gern andere, noch anstehende Fragen im selben Geist mit dem Führer besprechen.

Der Führer dankte Chamberlain für seine Worte und sagte ihm, er hege ähnliche Hoffnungen, und wie er schon mehrfach erklärt habe, gehe es in der tschechischen Frage um die «letzte territoriale Forderung», die er in Europa zu stellen habe.

Gerade wollte ich gegen zwei Uhr morgens auf Sendung gehen, als Dr. Goebels in mein Behelfsstudio gestürzt kam, meine Notizen ergriff und mir erregt untersagte, irgendetwas anderes als den Wortlaut des offiziellen Kommuniqués zu sagen. Er wollte mich nicht einmal zitieren lassen, was Chamberlain bei der

Rückkehr in sein Hotel gesagt hatte. Einer meiner Bekannten hatte es mir gerade durchtelefoniert.

«Ist die Lage aussichtslos, Sir?» hatte ihn ein britischer Korrespondent gefragt.

«Das möchte ich nicht sagen», hatte die Antwort des Premierministers gelaundet. «Jetzt sind die Tschechen an der Reihe.»

Genau das wollte Hitler – den Tschechen die Verantwortung zuschieben. Chamberlains zweideutige Ausdrucksweise war schlimm genug, aber noch schlimmer war eine weitere Konzession, die er gerade Hitler gemacht hatte: Im Kommunique hiess es, er habe zugestimmt, Hitlers Forderungen – die deutsche Wehrmacht wolle ab 1. Oktober spätestens das Sudetenland besetzen – an die tschechische Regierung weiterzuleiten. Warum denn nur, um Gottes willen? Konnte Hitler seine Forderungen nicht selbst vortragen? Indem er sich zum Boten hergab, machte sich der britische Premierminister doch eigentlich zu Hitlers Helfershelfer.

Gegen halb drei taumelte ich erschöpft aus dem Hotel. Unmittelbar vor dem Hinausgehen hörte ich Goebbels sagen, dass dem tschechischen Rundfunk zufolge Präsident Benes die Generalmobilmachung angeordnet habe. «Das bedeutet Krieg», murmelte er.

Diese Neuigkeit weckte meine Lebensgeister ein wenig. Die Tschechen waren also bereit zu kämpfen. Trotz aller Kriegstreiberei Hitlers, Goebbels', Ribbentrops sowie der gleichgeschalteten Presse und des Rundfunks war ich nicht sicher, dass die Deutschen ihrerseits wirklich zu kämpfen gedachten.

Das warme, sonnige Wochenende vom 24. auf den 25. September wirkte in Berlin wie der Abschied des Sommers. In der Stadt herrschte überraschender Optimismus, niemand schien zu glauben, es könne Krieg geben. Am meisten erstaunte die Deutschen die Bereitschaft des britischen Premierministers, Hitlers Forderungen an Prag weiterzuleiten. Das sah aus, als stärke Chamberlain Hitler den Rücken. In der deutschen Presse las man an diesem Wochenende als neues Propaganda-Feldgeschrei «Mit Hitler und Chamberlain für den Frieden!»

Am Montag, dem 26. September, schwand der Optimismus in Berlin mit einem Schlag dahin. Es war bekannt geworden, dass die tschechische Regierung Hitlers Godesberger Forderungen abgelehnt und Frankreich, dem sie gleichfalls unannehmbar erschienen, über das Wochenende die Teilmobilmachung angeordnet hatte. Der Führer, hiess es, habe einen seiner schlimmsten Tobsuchtsanfälle

erlitten. Seiner Wut machte er in einer Rede im Sportpalast am selben Abend noch Luft.* Er brüllte und schrie, es war einer der schlimmsten Anfälle, die ich an ihm je beobachtet hatte. Er schäumte in endlosen Hasstiraden gegen «Herrn Benes», den er als «Vater der Lüge» bezeichnete. Um seine Zuhörerschaft von 15'000 Parteibonzen in die richtige Kriegsstimmung zu versetzen, malte er ein Schreckensgemälde der Zustände im Sudetenland. «Ganze Landstriche werden entvölkert, Ortschaften werden niedergebrannt, mit Granaten und Gas versucht man, die Deutschen auszuräuchern.»

Obwohl die Zuhörer dem giftspeienden Führer förmlich an den Lippen hingen, bewirkte diese Wiederholung der inzwischen abgestandenen Propagandalügen kein Kriegsfieber im Publikum. Fast hatte es den Anschein, als verstünden die Männer und Frauen im riesigen Rund nicht, was die Worte des Diktators bedeuteten.

Dabei redete er keineswegs um den heissen Brei herum. Ich sass oberhalb der Rednertribüne und übersetzte, so gut ich konnte, die aus ihm herausprudelnden Sätze in ein Mikrofon, durch das sie über Kurzwelle nach New York und über das Netz der CBS in die ganzen Vereinigten Staaten gingen. Hitler betonte zweimal, dass es sich um seine letzte Gebietsforderung in Europa handle. «Wir wollen gar keine Tschechen!» rief er verächtlich aus, aber das Sudetenland wolle er am 1. Oktober in Besitz nehmen – also in fünf Tagen, ob es ihm «Herr Benes» nun gebe oder nicht.

«Er [Benes] hat jetzt die Entscheidung in seiner Hand! Frieden oder Krieg!» Hitler beendete seine Rede mit der leisen, volltönenden Stimme, die so bewegend

* Schon am Nachmittag hatte er seine Wut teilweise beim Empfang eines Sonderbotschafters von Chamberlain, Sir Horace Wilson, abreagiert, der eigens nach Berlin geflogen war, um einen dringenden Brief zu überbringen, der den Diktator bat, vom Krieg Abstand zu nehmen, denn er könne (das wurde nachdrücklich betont) das Sudetenland kampfflos bekommen.

Als Dr. Schmidt den Brief zu übersetzen begann, der mit einem Hinweis auf die Ablehnung von Hitlers Godesberger Forderungen durch die Tschechen begann, sprang der Führer, wie wir später von Schmidt erfuhren, auf und schrie: «Es hat überhaupt keinen Zweck, noch irgendwie weiter zu verhandeln.»

Schmidt erinnerte sich an diese Szene als eine äusserst niederschmetternde, und er schrieb in seinen nach dem Krieg abgefassten Erinnerungen, dass Hitler zum ersten und letzten Mal in seiner Anwesenheit vollständig den Kopf verloren habe. Der Diktator sei zwar schliesslich zu seinem Sessel zurückgegangen, habe aber dann Schmidts Vorlesen mit Äusserungen des Inhalts unterbrochen, dass man die Deutschen wie Nigger behandle und er am 1. Oktober die Tschechoslowakei dort haben werde, wo er sie haben wolle. Von ihm aus könnten Frankreich und England ruhig eingreifen!

Wilson hatte Anweisung von Chamberlain, Hitler, sofern er nach wie vor mit Krieg drohte, eine weitere Botschaft zu übermitteln. Sie lief darauf hinaus, dass sich Grossbritannien verpflichtet fühlen werde, Frankreich zu unterstützen, falls es in Erfüllung seiner Zusagen der Tschechoslowakei gegenüber in Feindseligkeiten verwickelt werde. Aber der unerfahrene Wilson hatte nach Hitlers Wutausbruch nicht den Mut, ihm das zu sagen.

auf das deutsche Ohr wirkte. Dann setzte er sich vollständig erschöpft auf seinen Platz am Tisch der Versammlungsleitung, Goebbels nahm Hitlers Platz ein und erklärte: «Eines ist gewiss: 1918 wird sich niemals wiederholen!» Hitler blickte zu ihm auf, als seien das die Worte, nach denen er den ganzen Abend gesucht hatte. Er sprang auf, beschrieb mit der rechten Hand einen grossen Bogen durch die Luft, liess sie auf den Tisch fallen und schrie mit einem mir unvergesslichen Fanatismus in den Augen aus voller Kraft: «Ja!» Dann sank er erschöpft auf seinen Platz zurück.

Man durfte allerdings nicht vergessen – was ich bisweilen tat –, dass Hitler ein vollendeter Schauspieler war. Als ihn am Mittag des nächsten Tages Sir Horace Wilson erneut aufsuchte, schien sich Hitler vollständig erholt zu haben. Der britische Sonderbotschafter hatte nach Hitlers Rede in London angerufen und gefordert, man möge nicht darauf bestehen, dass er dem Reichskanzler Chamberlains bewusste Warnung weitergab, das scheine weder nötig noch klug.

Doch Chamberlain bestand darauf, wenn auch «mehr aus Sorge als aus Zorn». So unfähig der Premierminister im Umgang mit Hitler war, er hatte offenkundig die Geschichte im Blick und erinnerte daran, dass der Kaiser 1914 möglicherweise nicht in den Krieg eingetreten wäre, wenn der damalige britische Aussenminister, Sir Edward Grey, Berlin darauf hingewiesen hätte, dass Grossbritannien beabsichtige, Frankreich zu unterstützen.

In nahezu entschuldigendem Ton las Wilson schliesslich die britische Warnung vor, und Hitler erklärte darauf: «Ich kann die Lage nur zur Kenntnis nehmen.» Er warf den Briten und Franzosen vor, den Tschechen bei ihrer Weigerung seinen Bedingungen gegenüber beizustehen, und schrie mit einem Mal los: «Bei Ablehnung des deutschen Memorandums werde ich die Tschechoslowakei zerschlagen! ... Wenn Frankreich und England losschlagen wollen, dann sollen sie es nur tun. Mir ist das vollständig gleichgültig... Dann werden wir uns eben alle miteinander in der nächsten Woche im Kriege befinden!»

Das war nun eindeutig, aber für den unbeweglichen Wilson offenbar nicht deutlich genug. Schmidts Notizen über das Treffen zufolge wollte der Sonderbotschafter die Diskussion fortsetzen, doch Botschafter Henderson, der sich ebenfalls auf die Beschwichtigung verstand, setzte durch, dass er davon abliess. Allerdings hinderte das den dilettantischen Diplomaten nicht daran, dem Führer noch beim Händeschütteln zum Abschied zu versichern, er werde versuchen, die

Tschechen zur Vernunft zu bringen, was dieser mit den Worten quittierte, ihm solle das recht sein. Am Spätnachmittag dann diktierte Hitler einen in seinen Formulierungen klug abgewogenen Brief an Chamberlain.

Zu einem solchen Brief hatte er allen Anlass, denn am Dienstag, dem 27. September, war allerlei vorgefallen, worüber nachzudenken sich lohnte. Gegen Abend wurde ich selbst Zeuge eines Ereignisses, das gewiss den Nazidiktator dazu veranlasst hat, sich vor einem Kriegsabenteuer zu hüten.

Kurz davor, schon bald nach Wilsons Aufbruch, hatte Hitler einen streng geheimen Befehl an die für den Angriff vorgesehenen sieben Divisionen erlassen und sie angewiesen, ihre Ausgangspositionen näher an die tschechische Grenze zu verlegen. Drei Tage später, also am Freitag, 30. September, sollten sie zum Angriff bereit sein. Später am selben Nachmittag befahl er, dass insgeheim fünf weitere Divisionen für die Westfront in Kampfbereitschaft versetzt wurden. Selbstverständlich wussten wir Korrespondenten von diesen streng geheimen Massnahmen nichts. Bekannt war jedoch, dass Hitler angesichts der mangelnden Kriegsbegeisterung in der Bevölkerung angeordnet hatte, eine motorisierte Division, die sich auf dem Weg zur tschechischen Grenze befand, solle in Paradeformation durch Berlin ziehen. Er wollte dem Vorbeimarsch vom Balkon der Reichskanzlei aus Zusehen und hoffte wohl, ein solches Ereignis werde die Begeisterung der Menschen schüren. Um sicherzustellen, dass sich möglichst viele das Schauspiel ansahen, wurde die Parade so gelegt, dass sie die Stadtmitte um fünf Uhr nachmittags erreichte, zu einem Zeitpunkt, da Hunderttausende von Berlinern von ihren Arbeitsstellen heimwärts eilten.

Kurz vor fünf ging ich zur Ecke Wilhelmstrasse/Unter den Linden, denn dort musste der Zug auf dem Weg zur Reichskanzlei vorbei. Ich erwartete eine Wiederholung der Szenen, wie ich sie über das Jahr 1914 gelesen hatte, als eben auf dieser Strasse die deutschen Soldaten mit ihren Pickelhauben an Kaiser Wilhelm II. vorbeimarschiert waren, der auf dem Balkon des Stadtschlusses stand. Aus der freudetrunkenen Menge waren Blumen geworfen worden, und junge Mädchen hatten die Polizeiabsperrungen durchbrochen, um die Soldaten zu küssen.

Zu meiner Überraschung geschah nichts dergleichen. Nur relativ wenige Menschen säumten die Linden, die Berliner schienen es vorzuziehen, nach Feierabend geradenwegs mit U-Bahn oder Bus heimzufahren. Die wenigen Anwesenden sahen schweigend den vorüberfahrenden Panzern, Lastwagen und Geschützen zu. Nach einer Weile eilte ein Polizist aus Richtung der Reichskanzlei herbei und rief uns zu, der Führer sei auf den Balkon getreten.

Nur wenige gingen hin, unter anderem ich, um zu berichten. In meinem Tagebuch findet sich folgender Eintrag:

Hitler stand also da, und auf der Strasse oder der weiten Fläche des Wilhelmplatzes waren keine 200 Menschen. Er sah finster drein, wirkte verärgert und ging bald wieder hinein, überliess die Truppen sich selbst. Was ich heute Abend gesehen habe, könnte fast ein wenig Vertrauen in das deutsche Volk erwecken. Es ist ganz und gar gegen einen Krieg.

Auch einige weitere Entwicklungen jenes Tages waren nicht dazu angetan, Hitler in seiner Absicht zu bestärken.

In einem Telegramm aus Budapest hiess es, Jugoslawien und Rumänien hätten Ungarn darauf hingewiesen, dass sie mit militärischer Gewalt gegen das Land vorgehen würden, wenn es die Tschechoslowakei angriffe. Das würde den Krieg auf den Balkan tragen, was Hitler auf keinen Fall wollte. Er hatte nicht einmal genug Soldaten, um die Westfront ernsthaft gegen die Franzosen zu verteidigen.

In einem als «sehr dringend» gekennzeichneten Telegramm des deutschen Militärattachés aus Paris hiess es, die von Frankreich angekündigte «Teilmobilmachung» sei in Wirklichkeit so gut wie vollständig, und die Franzosen würden spätestens sechs Tage nach der Mobilmachung die ersten 65 Divisionen an die deutsche Grenze werfen. Gegen eine solche Streitmacht konnte Hitler nur ein Dutzend Divisionen aufbieten, die Hälfte davon Eingreifreserven von zweifelhaftem Wert. Der deutsche Militärattaché betonte auch, die französische Armee werde «sofort» angreifen – und zwar in Richtung Mainz.

Schliesslich teilte dieser pessimistische deutsche Offizier seinem obersten Kriegsherrn noch mit, dass die Italiener «absolut nichts» unternahmen, um französische Truppen an der französisch-italienischen Grenze zu binden.

Mussolini, zu jenem Zeitpunkt kein besonders zuverlässiger Verbündeter, wollte wissen, ob sein Diktatorkollege tatsächlich in drei Tagen den Krieg ausrufen würde. Bisher hatte Hitler seinen italienischen Freund darüber im Unklaren gelassen. Am Nachmittag schlug der Duce in einem Telegramm eine sofortige Zusammenkunft zwischen dem deutschen und dem italienischen Aussenminister vor, bei der über eine «militärische Zusammenarbeit» beschlossen werden sollte. Da Hitler, den diese Forderung überraschte, Mussolini unbedingt bei der Stange halten wollte, nahm er den Vorschlag an.

Selbst aus dem von Hitler bis dahin vollständig ignorierten Washington kam

eine Warnung. Der dortige deutsche Botschafter Hans Dieckhoff erklärte in einem als «sehr dringend» bezeichneten Telegramm, wenn Hitler gegen die Tschechoslowakei Macht anwende und Grossbritannien Frankreich zu Hilfe käme, würde auf Seiten Grossbritanniens «das ganze Gewicht der Vereinigten Staaten in die Waagschale geworfen».

Und schliesslich traf an jenem schicksalhaften Dienstag noch ein Telegramm vom deutschen Militärattaché aus Prag ein. Darin hiess es kurz und knapp: «Ruhe in Prag. Letzte Mobilisierungsmassnahmen ausgeführt: Insgesamt einberufen wurden geschätzt eine Million, Kampftruppen 800'000.»

Die gleiche Zahl an Soldaten stand Deutschland für *zwei* Fronten zur Verfügung. Die Mehrzahl der Tschechen war besser ausgebildet, und gemeinsam mit den Franzosen waren sie den Deutschen zahlenmässig im Verhältnis von mehr als zwei zu eins überlegen.

Angesichts dieser Nachrichten und im Bewusstsein, dass sein Ultimatum an die Tschechen, seine Godesberger Forderungen anzunehmen, am nächsten Tag um 14 Uhr ablief, verfasste Hitler einen letzten Brief an Chamberlain. Er sollte den Briten deutlich zeigen, dass Hitler nach wie vor den Krieg nicht wollte, und erklärte in gemässigtem Ton, dass es bei einer «Abtrennung des sudetendeutschen Siedlungsgebiets» durchaus Garantien für die übrige Tschechoslowakei gebe. Er fuhr fort, er müsse annehmen,

«... dass die Regierung in Prag den Vorschlag der Besetzung durch deutsche Truppen nur benutzt, um durch Entstellung des Sinns und Zwecks meiner Vorschläge diejenigen Kräfte in dritten Ländern, insbesondere in England und Frankreich, mobilzumachen, von denen sie eine bedingungslose Unterstützung ihrer Absichten und damit die Möglichkeit einer allgemeinen kriegerischen Konflagration erhofft. Ich muss es Ihrem Ermessen überlassen, ob Sie es bei dieser Sachlage für angebracht halten, Ihre Bemühungen, für die ich Ihnen bei dieser Gelegenheit noch einmal aufrichtig danken möchte, fortzusetzen, um derartige Machinationen zu durchkreuzen und die Regierung in Prag noch in letzter Stunde zur Vernunft zu bringen.»

An jenem Abend machte Chamberlain zu einem Zeitpunkt, da er Hitlers Brief noch nicht bekommen hatte, in einer Rundfunkansprache von London aus der Nation seine Entschlossenheit klar, auf dem eingeschlagenen Weg weiterzugehen, und sagte: «Ich würde nicht zögern, ein drittes Mal nach Deutschland zu fliegen, wenn ich mir davon etwas Nützliches versprechen könnte.»

Das musste dem Nazidiktator gefallen, und noch mehr sicherlich, was Chamberlain anschliessend sagte:

«Welches auch unsere Sympathie für eine kleine Nation sein mag, die einem grossen und mächtigen Nachbarn gegenübersteht, dürften wir uns dennoch nicht mit unserem ganzen Reich einzig für diese kleine Nation in einen Krieg begeben. Wenn wir uns schlagen müssen, dann muss es um grössere Dinge gehen.»

Hitlers Brief bekam der Premierminister um 22 Uhr 30 in der Downing Street. Verzweifelt griff dieser nach dem Strohalm und liess Hitler wissen, er sei sicher, dass der Führer alles Wesentliche unverzüglich und ohne Krieg bekommen könne. Er, Chamberlain, sei gern bereit, sogleich nach Berlin zu reisen, um mit ihm und Vertretern der tschechischen Regierung und, sofern Hitler das wünsche, auch in Anwesenheit von Vertretern Frankreichs und Italiens die Bedingungen der Übergabe zu diskutieren. Er erklärte, er könne sich nicht vorstellen, dass Hitler, nur weil die Lösung dieses schon lange schwelenden Problems um einige Tage verzögert würde, einen Weltkrieg heraufbeschwören wolle, der das Ende der Zivilisation bedeuten könne.

Der Gedanke einer Konferenz zwischen den Grossen Vier und der Tschechoslowakei zur endgültigen Beilegung des Konflikts wurde also zuerst von Chamberlain angesprochen. Aus irgendwelchen Gründen erreichte Chamberlains Antwort Hitler erst gegen Mittag des folgenden Tages, Mittwoch, 28. September. Eine Bitte des Premierministers an Mussolini, er möge Hitler zur Annahme des Vorschlags bewegen und selbst an der Konferenz teilnehmen, traf in Rom etwas eher ein und veranlasste den unruhigen Duce zu sofortigem Handeln.

Eine trübe Stimmung herrschte an jenem Morgen in Berlin, und aus den Mitteilungen, die aus London, Paris, Rom und Prag eingingen, war zu erkennen, dass man auch in diesen Hauptstädten mutlos war. Der Krieg schien unvermeidlich.

Ed Murrow sagte mir am Telefon, dass im Londoner Hyde Park Gräben ausgehoben, Schulkinder aus der Stadt evakuiert und die Patienten aus den Krankenhäusern verlegt wurden, damit diese als Lazarette dienen konnten. Am Vorabend, berichtete Ed, sei um 20 Uhr der Befehl für die Mobilisierung der Flotte ergangen, das Rückgrat der britischen Streitkräfte, und diese Mobilmachung habe die BBC um 23 Uhr 38 der Öffentlichkeit bekanntgegeben.

Er wollte wissen, ob die deutsche Bevölkerung von diesem, vom Krieg abgesehen drastischsten Schritt, den die Briten unternehmen konnten, unterrichtet sei, und ich teilte ihm wahrheitsgemäss mit, dass im deutschen Rundfunk oder in den Zeitungen kein Wort darüber zu finden gewesen war.

Raymond Gram Swing berichtete aus Paris, dass ein unglaublicher Ansturm auf die bereits überfüllten Züge, die die Stadt verliessen, eingesetzt habe. Alle Ausfallstrassen seien von Autos verstopft, denn die Zivilbevölkerung verlasse aus Angst vor deutschen Bomben voller Panik Paris. Immerhin war es Raymond gelungen, für Tess und Eileen Plätze im Zug nach Cherbourg zu bekommen, doch war er nicht sicher, ob der Zug seinen Bestimmungsort erreichen oder der Dampfer nach New York überhaupt auslaufen werde. Den ganzen Tag lang machte ich mir darüber Sorgen. In anderen Berichten hiess es, dass an der Westgrenze Tausende von Deutschen in Erwartung eines französischen Angriffs flohen.

Um zwei Uhr nachmittags lief Hitlers Ultimatum ab. Gegen Mittag fiel mir auf, dass überaus geschäftig wirkende Diplomaten die Reichskanzlei aufsuchten. Der Ausdruck auf den entschlossen dreinblickenden Gesichtern der Botschafter Italiens, Frankreichs und Grossbritanniens (Bernardo Attolico, André François-Poncet und Sir Nevile Henderson) liess sich so deuten, dass Hitlers Krieg in letzter Minute abgewendet werden sollte. Die Deutschen gaben sich nicht minder entschlossen: Göring, von dem ich wusste, dass er den Frieden wollte; Ribbentrop, der lautstark nach Krieg verlangte; Goebbels, der sich öffentlich noch nicht festgelegt hatte, und die Vertreter der Generalität, angeführt von Wilhelm Keitel, dem vor Hitler kriechenden Chef des OKW (Oberkommando der Wehrmacht). General Franz Haider, Chef des Generalstabs, glänzte durch Abwesenheit – wohl um, wie ich vermutete, letzte Vorbereitungen für den Angriff auf die Tschechoslowakei zu treffen. Später erfuhr ich, dass es andere Gründe gab. Mir kam es vor, als bezeichne dieser Tag einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte unserer Epoche, und dieser Eindruck wurde später durch zusätzliches Wissen gestützt.

Zweierlei geschah. Erstens verschob Hitler nach Ablauf des von ihm gestellten Ultimatus und auf Betreiben Mussolinis, von Chamberlain nachdrücklich dazu aufgefordert, seinen Angriff auf die Tschechoslowakei und stimmte einem Treffen mit Mussolini, Chamberlain und Daladier zu, bei dem am nächsten Tag in München die Einzelheiten der Übernahme des Sudetenlandes durch Deutschland geregelt werden sollten. Die Tschechen wurden dazu nicht eingeladen. Zweitens bliesen die Verschwörer unter Anführung General Haiders ihr Komplott gegen Hitler ab, als sie von dieser Konferenz erfuhren, denn das bedeutete, dass es kei-

nen Krieg geben würde. Damit entfiel ihrer Ansicht nach der Grund, den Führer zu entmachten.

Im Auswärtigen Amt in der Wilhelmstrasse wie in ganz Deutschland wurde die über den Rundfunk gegen fünf Uhr nachmittags verbreitete Nachricht von der Neuentwicklung mit ungeheurer Erleichterung – möglicherweise noch grösserer als in Paris und London – aufgenommen. Die Szene, die sich am Nachmittag im Unterhaus abspielte, setzte in einem Ausbruch von Massenhysterie aufgestaute Gefühle frei, wie man das unter den kühlen Briten selten erlebt. Die meisten Parlamentarier hatten, wie mir einige später sagten, vermutet, ein Krieg sei unvermeidlich. Um Viertel nach vier dauerte Chamberlains Rede bereits eine Stunde und 20 Minuten. In ihr verteidigte er seine Beschwichtigung Hitlers und lobte Mussolini, weil dieser einige Stunden zuvor Hitler überredet habe, seine «Mobilmachung» um 24 Stunden zu verschieben*. Er warf im Verlauf seiner Rede einen Blick auf ein Blatt, das man ihm gab, und sah lächelnd auf.

Das ist nicht alles, ich muss noch etwas sagen. Soeben erfahre ich von Herrn Hitler, dass er mich für morgen früh zu einer Zusammenkunft nach München einlädt. Zugleich hat er Signor Mussolini und Monsieur Daladier eingeladen. Signor Mussolini hat bereits zugesagt, und ich zweifle nicht, dass Monsieur Daladier gleichfalls kommen wird.

Ich brauche nicht ausdrücklich zu sagen, wie meine Antwort lauten wird...

Das war in der Tat nicht nötig. Der ehrwürdige Raum ging in einem wilden Schrei unter, wie er wohl dort noch nie gehört worden war. Die ehrenwerten Abgeordneten schrien sich lauthals ihren Jubel von der Seele und warfen Akten in die Luft, einige brachen offen in Tränen aus. Über dem Tumult hörte man einen Ruf, der auszudrücken schien, was alle zutiefst empfanden: «Gott sei für unseren Premierminister gedankt!»

Niemand fragte Chamberlain, warum die Tschechoslowakei von der Konferenz ausgeschlossen blieb, bei der über ihr Schicksal entschieden werden sollte. Am Morgen desselben Tages noch hatte er in seinem Brief an Hitler vorgeschlagen, dass das Land vertreten sein sollte. Auch fragte niemand, warum man nicht Russland eingeladen hatte, das im Fall eines deutschen Angriffs für die Sicher-

* Weder damals noch später habe ich verstanden, warum man davon sprach, die deutsche «Mobilmachung» sei aufgeschoben worden. Die deutschen Streitkräfte waren bereits vollständig mobilisiert, nur hatte das niemand öffentlich bekanntgegeben. Das hätte dem britischen Premierminister klar sein müssen.

heit der Tschechoslowakei garantierte. Wenn es je zum Krieg kam, würde Grossbritannien dringend jede Hilfe brauchen, die es von der Sowjetunion bekommen konnte.*

Jetzt würde es natürlich nicht zum Krieg kommen.

Und was war jetzt mit dem Haider-Komplott?

Der Chef des deutschen Generalstabs und seine Mitverschwörer gaben Chamberlain die Schuld daran, dass sie es abblasen mussten! Alles war bereit, Hitler an jenem schicksalhaften Mittwoch in Berlin festzusetzen, behauptete General Haider acht Jahre später in Nürnberg. Gerade war General von Witzleben zur Besprechung der letzten Einzelheiten zu ihm gekommen, als die Nachricht eintraf, der britische und französische Premierminister hätten sich bereit erklärt, Hitler zu weiteren Gesprächen aufzusuchen. Haider nahm den Befehl zur Durchführung ihres Plans sofort zurück, da ihm jetzt die Grundlage entzogen war. Zwar waren die Attentäter fest vom Erfolg ihres Vorhabens überzeugt, doch mit einem Schlag hatte Chamberlain die Gefahr abgewendet.

Hans Bernd Gisevius, einer der zivilen Verschwörer, erklärte übereinstimmend mit den Militärs bei seiner Aussage in Nürnberg, das Unmögliche sei eingetreten und Chamberlains und Daladiers Flug nach München habe den Verschwörern die Aktionsbasis entzogen. Chamberlain habe buchstäblich Hitler gerettet.

Schon möglich, aber Skepsis ist am Platze. Ohne Zweifel gab es eine wirkliche Verschwörung, aber sie war schlecht und unzulänglich organisiert, einmal ganz davon abgesehen, dass die Männer an ihrer Spitze, insbesondere die beiden in Schlüsselpositionen befindlichen Generäle Haider und Witzleben, keine klare und entschiedene Führungsarbeit leisteten. Warum beispielsweise warteten sie nach Hitlers Rückkehr aus Godesberg (am 24. September) noch *vier volle Tage* ab? Alle ihre Bedingungen waren erfüllt: Hitler befand sich in Berlin, er war zum

* Lord Halifax, der britische Aussenminister, versuchte am nächsten Tag die Russen zu trösten, nachdem Chamberlain bereits das Flugzeug nach München bestiegen hatte. Er bat den sowjetischen Botschafter, Iwan Maisky, zu sich und erklärte, die Russen seien nicht auf Wunsch der Briten von der Konferenz ausgeschlossen worden.

«Wir alle müssen uns den Tatsachen stellen», sagte er, «und eine davon, wie Sie wohl wissen, ist, dass die Führung der deutschen und italienischen Regierung unter den gegenwärtigen Umständen nicht bereit war, einer Konferenz in Anwesenheit sowjetischer Vertreter zuzustimmen.» Maisky fragte dann Halifax, ob die Tschechen in München vertreten sein würden. «Diese Sache», erwiderte der Aussenminister, «liegt dem Premierminister sehr am Herzen, und er wird alles in seiner Macht stehende unternehmen.»

Welche Hinterhältigkeit!

Krieg entschlossen und er hatte das Datum des Angriffs auf die Tschechoslowakei festgesetzt. Dennoch zögerten sie.

Möglicherweise hätten sie rechtzeitig gehandelt, wenn ihre Motive anders ausgesehen hätten. Sie wollten nicht Hitler beseitigen, um eine entsetzliche Tyrannei zu beenden, sondern lediglich, um einen aussichtslosen Krieg abzuwenden. Als Hitler eine Konferenz nach München einberief, die ihm auf friedlichem Weg verschaffen sollte, was er haben wollte, sahen die Verschwörer keine Rechtfertigung zur Tat mehr.

Die überstürzt einberufene Konferenz bot ein trauriges Bild: Frankreich und Grossbritannien lieferten die einzige in Mitteleuropa noch verbliebene Demokratie ans Messer, die zugleich Frankreichs treuer Verbündeter war, und ermöglichten Hitler den grössten diplomatischen Triumph seines Lebens. Als ich Hitlers, Chamberlains, Mussolinis und Daladiers Absicht begriff, war mir so elend, dass ich mich ausserstande sah, angemessen darüber zu berichten, und das trug dazu bei, dass mir mein Erzrivale, die Rundfunkgesellschaft NBC, einen Knüller vor der Nase wegschnappte.

Den ganzen schrecklichen Tag hindurch musste ich daran denken, dass Hitler in München, wo er nach dem Krieg aus kleinsten Anfängen seinen Aufstieg begonnen hatte, den grossen Eroberer spielte, dem sich die Regierungschefs anderer westlicher Länder beugten, weil er sie durch seine Kriegsdrohungen in Angst und Schrecken versetzt hatte.

Es war ganz und gar unglaublich, wie weit er es in so kurzer Zeit gebracht hatte!

Früh an jenem Morgen hatte er in Kufstein an der ehemaligen deutschösterreichischen Grenze nahe München Mussolini begrüsst. Menschen aus seiner Umgebung erklärten später, er sei kriegslüstern gewesen, obwohl er genau wusste, dass er auf friedlichem Wege bekommen würde, was er haben wollte. Er sagte zu Mussolini, die Zeit werde kommen, da sie Seite an Seite gegen Frankreich und England würden kämpfen müssen, und der eitle Duce stimmte ihm rückhaltlos zu.

Auf der Bahnfahrt nach München und später beim Mittagessen in Hitlers Münchner Wohnung berieten die beiden Diktatoren ihre Strategie für die Gespräche. Mussolini sollte einen Kompromissplan vorschlagen, der in Wirklichkeit am Vorabend in Berlin ausgetüftelt und nach Rom durchtelefoniert worden war. Gemeinsam würden sie die Briten und Franzosen zu dessen Annahme drängen.

Das erwies sich als leichter, als sie wohl angenommen hatten. Im Unterschied

zu den beiden faschistischen Diktatoren nahmen Chamberlain und Daladier keinen Kontakt auf, um ihr Vorgehen miteinander abzustimmen. Mir drängte sich der Verdacht auf, dass sich Chamberlain absichtlich so verhielt, denn er wollte rasch mit Hitler einig werden, und dabei sollten ihm die Franzosen nicht in die Quere kommen. Es war, als habe er vor Hitler Angst!

Das abgekartete Spiel begann, als die vier Politiker in Hitlers Privatbüro im Führerbau Platz nahmen. Mussolini sagte, er habe aus Rom «einen endgültigen Vorschlag» mitgebracht. Eigentlich hätten Chamberlain und Daladier dessen deutschen Ursprung erkennen müssen, da er sich eng an die von den Tschechen, Briten und Franzosen abgelehnten Godesberger Forderungen Hitlers anlehnte. Doch ergibt sich aus dem deutschen Sitzungsprotokoll, dass Daladier den Plan des Duce guthieß, den er als objektiv und realistisch bezeichnete. Dem schloss sich Chamberlain an, und er fügte hinzu, er selbst habe an eine Lösung in diesem Sinne gedacht.

Man könnte annehmen, Hitler sei, nachdem er das gehört hatte, zu der Überzeugung gelangt, die ausländischen Staatsmänner liessen sich leichter hinter Licht führen, als er erwartet hatte. Bei späterer Gelegenheit drückte er auch unumwunden seine Verachtung für sie aus und vertraute nach dem ersten kurzen Vierertreffen Mussolini beim Mittagessen an, der britische Premierminister wirke auf ihn unbedeutend, ein Mann, der kaum etwas anderes im Kopf habe als das Angeln am Wochenende. Er, Hitler, habe den anderen sagen müssen, er kenne keine Wochenenden und angle auch nicht.

Wie es sich für einen erfahrenen Politiker gehörte, vielleicht aber auch, um sein Gewissen zu beschwichtigen, tat Chamberlain so, als versuche er wirklich zu verhandeln. Er sprach die Frage an, wer die tschechische Regierung für das öffentliche Eigentum entschädigen werde, das sie im Sudetenland aufgeben. Ärgerlich versetzte Hitler, von einer Entschädigung könne keine Rede sein. Und würde man den Tschechen erlauben, wenigstens ihr Vieh aus dem Sudetenland mitzunehmen? Bei dieser Frage explodierte Hitler und fuhr Chamberlain an, ihrer aller Zeit sei zu wertvoll, als dass man sie mit solchen Kleinigkeiten vergeuden sollte. Der Premierminister bestand nicht weiter auf seinen Fragen.

Allerdings sprach er den Punkt an, dass die Tschechen bei einer Konferenz nicht vertreten waren, die am meisten von allen sie angehe, und Daladier unterstützte ihn halbherzig dabei – mit Worten, die beim Lesen heute sehr eigentümlich wirken, denn immerhin sprach er von einem Verbündeten. Zwar werde die französische Regierung, sagte Daladier, in keiner Weise ein Zögern der tschechischen Regierung dulden, doch sei gewiss die Anwesenheit tschechischer Vertre-

ter, die man erforderlichenfalls befragen könnte, von Vorteil.

Davon aber wollte der Nazidiktator nichts hören, und so fügte sich Daladier. Chamberlain rang Hitler als kleines Zugeständnis ab, ein tschechischer Vertreter könne sich «im Nebenzimmer» bereithalten.

Und so kamen um halb fünf an jenem Nachmittag, während die Regierungschefs der vier westlichen Grossmächte in Einzelheiten die Demontage der Tschechoslowakei besprachen, zwei Diplomaten des zum Untergang verurteilten Landes mit einer Sondermaschine aus Prag nach München: Dr. Hubert Masarik, vom tschechischen Aussenministerium, und Dr. Vojtech Mastny, der glücklose tschechische Gesandte in Berlin.

Bei ihrer Ankunft wurden sie von den Deutschen so feindselig behandelt, als seien sie Kriegsgefangene oder, wie sich Masarik ausdrückte: «Polizeilich gesuchte Verbrecher.»

Man brachte uns in einem Polizeiauto [berichtete er später] in Begleitung von Gestapomännern ins Hotel *Regina*, wo die britische Abordnung logierte. Wir durften unsere Räume nicht verlassen, die von Polizeibeamten bewacht wurden.

Nachdem die Grossen Vier um sieben Uhr abends übereingekommen waren, dass die Deutschen, genau wie es Hitler in seiner Sportpalastrede geschworen hatte, mit der Besetzung des Sudetenlandes am 1. Oktober beginnen und sie bis zum 10. Oktober schrittweise beenden konnten und dass nur noch Einzelheiten zu klären waren, bereitete der britische Delegierte Frank Ashton-Gwatkin die Tschechen auf die schlechte Nachricht vor. Er war als Beamter des Aussenministeriums im August mit der Runciman-Mission in der Tschechoslowakei gewesen. Auf die quasi als Gefangene behandelten tschechischen Diplomaten wirkte er «nervös und äusserst reserviert».

Er teilte ihnen mit, dass eine allgemeine Übereinkunft erzielt sei, zu der er sich jedoch in Einzelheiten noch nicht äussern, sondern lediglich so viel sagen könne, dass sie «weit einschneidender» sei als die anglo-französischen Vorschläge. Auf die Folgen dieses Vorhabens, nämlich die Zerstörung der Tschechoslowakei, hingewiesen, habe der Engländer, wie Masarik später berichtete, eisig geantwortet, er [Masarik] verstehe offenbar nicht die schwierige Lage der Grossmächte und begreife nicht, wie mühsam Verhandlungen mit Hitler seien.

Um zehn Uhr abends, also während der Abendessenpause der britischen Delegation, wurden die beiden Tschechen zu Sir Horace Wilson gebracht, wo weitere

schlechte Nachrichten auf sie warteten. Wilson betonte, dass er im Auftrag des Premiers spreche, und übergab ihnen eine Karte, auf der die von den Tschechen unverzüglich zu räumenden Gebiete eingezeichnet waren. Als die tschechischen Abgesandten versuchten, Einwände gegen das zu erheben, was auf eine Zerstückelung ihres Landes hinauslief, schnitt ihnen Wilson das Wort ab, erklärte, er habe dem nichts hinzuzufügen, und verliess den Raum.

Einen Augenblick lang liess man die Tschechen mit Ashton-Gwatkin allein, der ihnen nicht viel Trost bieten konnte. «Wenn Sie nicht annehmen», erklärte er, «müssen Sie Ihre Angelegenheiten vollständig auf sich allein gestellt mit den Deutschen klären. Vielleicht würden die Franzosen Ihnen das mit angenehmeren Worten sagen, aber Sie dürfen sich darauf verlassen, dass sie unsere Ansicht teilen. Sie haben kein Interesse.»

Eine halbe Stunde nach Mitternacht waren die Übersetzungen des Münchener Abkommens fertiggestellt, und die vier Regierungschefs unterzeichneten sie im Führerbau. Hitler bekam alles, was er in Bad Godesberg und in seiner Sportpalastrede verlangt hatte, «nur muss er», notierte ich an jenem Abend, «einige Tage länger warten, bis er *alles* hat».

Die militärische Besetzung des vorwiegend von Deutschen besiedelten Sudetenlandes sollte am 1. Oktober beginnen und in drei Etappen bis zum 7. Oktober beendet sein. Der verbleibende Teil des Sudetenlandes, den eine «internationale Kommission» festlegen würde, sollte bis zum 10. Oktober besetzt werden. Den Tschechen wurde gestattet, einen Vertreter in diese Kommission zu entsenden, der auch Volksabstimmungen in Gebieten, bei denen die Zugehörigkeit der Bewohner zu bestimmten Volksgruppen zweifelhaft war, anordnen und die letzte Entscheidung über den Verlauf der neuen Grenze fällen sollte.

Chamberlain und Daladier hatten verlangt, dass alle vier Mächte eine gemeinsame Garantie gegen Überfälle auf die neue Rumpf-Tschechoslowakei abgaben. Doch Hitler war, darin von Mussolini unterstützt, lediglich bereit, diese Garantie erst abzugeben, nachdem die Frage der polnischen und ungarischen Minderheiten in der Tschechoslowakei geregelt war. Bis dahin erklärten Frankreich und Grossbritannien feierlich, dass sie zu ihrem Angebot einer Garantie gegen Überfälle auf die neue Tschechoslowakei standen.

Für Hitler war das ein bemerkenswerter Sieg, und er schien sich dessen auch durchaus bewusst zu sein, als er von seinen Getreuen Göring, Goebbels, Ribbentrop, Hess und General Keitel umringt mit blitzenden Augen den Führerbau verliess. Von seinen nervösen Zuckungen, die man in Godesberg hatte beobachten

können, war nichts mehr zu sehen, ganz im Gegenteil schritt er stolz aus. Auch Mussolini sah in seiner neuen, dem deutschen Geschmack angenäherten Uniform, zu der er statt des gewohnten Käppis eine Tellermütze trug, recht keck drein. Er sprang förmlich die Stufen hinab und schien sich alle Mühe zu geben, seinen Anteil an Hitlers Triumph deutlich herauszustreichen.

Daladier hingegen, notierte ich spät an jenem Abend in mein Tagebuch,

wirkt vollständig geschlagen und gebrochen. Er hat sich im Hotel *Regina* von Chamberlain verabschiedet, und einige von uns warteten in der Halle, als er die Treppe herabkam. Als ihn einer fragte, oder besser, zu der Frage ansetzte: «Monsieur le President, sind Sie mit dem Abkommen zufrieden...», wandte er sich ihm zu, als wolle er etwas sagen, aber er war wohl so erschöpft, dass er die Worte nicht herausbrachte und daher schweigend durch die Tür ging.

Die Franzosen sagen, er traut sich morgen nicht nach Paris zurück, weil er Angst vor dem Strassenpöbel hat... Für Frankreich war das ein katastrophaler Tag, denn immerhin hat es jetzt seine Position auf dem Kontinent eingebüsst und seinen Hauptstützpfiler in Europa verloren.*

Chamberlain sah im Gegensatz zu seinem französischen Kollegen äusserst selbstzufrieden drein, als er nach dem Ende der Konferenz die Halle des Hotels *Regina* betrat. Er wirkte schläfrig, gähnte immer wieder, und es war zu erkennen, dass er im Unterschied zu Daladier würde ruhig schlafen können. Nur eins blieb ihm noch zu erledigen, eine, wie ich dachte, äusserst unangenehme Aufgabe, die ihm aber nichts auszumachen schien. Gemeinsam mit den Angehörigen der französischen Delegation ging er zu seinem Zimmer und sprach kurz mit den dort festgesetzten tschechischen Abgesandten. Er und Daladier machten ihnen klar, dass es sinnlos sei, weitere Einwände zu erheben, und dass sie den Forderungen, deren Annahme Hitler den englischen und französischen Staatsmännern aufgezwungen hatte, unverzüglich zustimmen mussten.

Es war jetzt zwei Uhr morgens. Die Atmosphäre, notierte Masarik später, war «niederdrückend; es war wie bei einer Urteilsverkündung».

* Der französische Premierminister hätte sich darüber keine Sorgen zu machen brauchen, denn entgegen seinen Befürchtungen bereitete man ihm bei seiner Landung am Flughafen Le Bourget einen stürmischen und überaus freundlichen Empfang. Zu Hunderttausenden säumten die Menschen die Strassen und jubelten ihm zu, als er in sein Amt zurückfuhr. Es heisst, dass er selbst es kaum glauben konnte.

Den Franzosen war es offensichtlich peinlich, und sie schienen sich über die Konsequenzen ihrer Handlungsweise für den Ruf Frankreichs bewusst zu sein. Mr. Chamberlain bezog sich in einer kurzen Einführung auf das Abkommen und übergab dann Dr. Mastny den Text zum Vorlesen...

Die Tschechen wollten einige Fragen stellen, doch

Mr. Chamberlain gähnte unaufhörlich, ohne das im Geringsten zu verbergen. Ich fragte die Herren Daladier und Leger*, ob sie eine Erklärung zum Abkommen oder eine Antwort unserer Regierung darauf erwarteten. M. Daladier, dem das Ganze offensichtlich peinlich war, sagte nichts dazu, und M. Leger erwiderte, die vier Regierungschefs hätten nicht viel Zeit. Rasch und scheinbar beiläufig fügte er hinzu, es sei keine Antwort nötig und man betrachte den Plan als angenommen; unsere Regierung habe am selben Tag, spätestens um drei Uhr nachmittags, ihre Vertreter zur Sitzung der Kommission zu entsenden, und schliesslich müsse der tschechoslowakische Vertreter am Samstag in Berlin sein, um die Einzelheiten für die Evakuierung der ersten Zone festzulegen. Er betonte, dass die Atmosphäre für die ganze Welt gefährlich zu werden beginne.

Er sprach recht barsch mit uns, wir hatten es mit einem Franzosen zu tun, der uns mitteilte, dies Urteil sei unabänderlich und es gebe keine Einspruchsmöglichkeit dagegen. Mr. Chamberlain verbarg den Überdross nicht, den er empfand. Man gab uns eine zweite, gegenüber der ersten leicht korrigierte Karte. Dann konnten wir gehen. Die tschechoslowakische Republik in den Grenzen des Jahres 1918 existierte nicht mehr.

Ich war von dem langen Tag erschöpft und niedergeschlagen. In der Hoffnung, dass etwas frische Luft meine Müdigkeit vertreiben würde, ging ich zu Fuss zum Hotel zurück. Ed Murrow hatte aus London und Paul White aus New York angerufen. Als ich sie zurückrief, musste ich erkennen, dass Max Jordan von NBC mir an jenem Abend einen grossen Fisch weggeschnappt hatte. Ich hatte in meiner Sendung um 23 Uhr angekündigt, dass eine Übereinkunft erzielt worden sei, und

* Marie-René-Alexis Leger wurde auf den Antillen als Kind französischer Eltern geboren und war seit 1932 Generalsekretär im Pariser Aussenministerium. Er hatte in den Jahren zwischen den Kriegen bedeutenden Einfluss auf die französische Aussenpolitik und ist unter dem Namen Saint-John Perse als Lyriker bekannt; 1960 bekam er den Literatur-Nobelpreis.

die wesentlichen Einzelheiten genannt. Jordan aber, der wegen der besonderen Stellung der NBC in Deutschland im Unterschied zu den anderen Korrespondenten, also auch mir, im Führerbau aus- und eingehen konnte, hatte sich als deutscher Beamter ausgegeben, ein Exemplar des Abkommens erhalten, war damit zum Funkstudio des Führers geeilt und hatte um ein Uhr nachts den Text verlesen, eine halbe Stunde bevor ich ihn senden konnte. Murrow und White trösteten mich und versicherten mir, ich hätte gute Arbeit geleistet. Dennoch steigerte der Vorfall meine Niedergeschlagenheit.

Meine Stimmung besserte sich auch am nächsten Morgen nicht, als ich erfuhr, dass Chamberlain hinter Daladiers Rücken Hitler in seiner Privatwohnung aufgesucht und ihn dazu gebracht hatte, eine gemeinsame Erklärung zu unterzeichnen, von der der Premierminister wohl nicht ohne Grund annahm, sie werde, was die britische öffentliche Meinung anging, dem Ausverkauf der Tschechoslowakei zumindest einen Teil seines Odiums nehmen. Ausserdem würde sie dem tiefempfundene Wunsch des britischen Volkes nach Frieden Zusagen.

Zweifellos hätte es mich noch mehr deprimiert, wäre mir bekannt gewesen, was Chamberlain zu Hitler gesagt hatte, um ihn zur Unterschrift unter sein Dokument zu bewegen. Das aber hat erst sehr viel später Dr. Schmidt preisgegeben, der zwischen den beiden dolmetschte. Beim erneuten Lesen der Aussagen des Premierministers ein halbes Jahrhundert später empfinde ich immer noch Abscheu, vor allem gegenüber dem Ausdruck seiner «Hoffnung, dass die Tschechen nicht so unvernünftig sein werden, Schwierigkeiten zu machen», die er mit dem Wunsch verknüpfte, sofern es doch dazu komme, möge Hitler nicht Prag bombardieren, da das «zu entsetzlichen Verlusten unter der Zivilbevölkerung führen müsse». Darauf antwortete der Diktator, er werde «stets versuchen, die Zivilbevölkerung zu schonen und sich auf militärische Objekte zu beschränken – ihm sei die Vorstellung widerwärtig, dass kleine Kinder von Gasbomben getötet würden».

Nachdem Chamberlain diese Versicherung erhalten hatte, plauderte er unbeschwert eine Stunde lang über alles Mögliche. Der Führer wurde, Schmidts Worten zufolge, immer verdriesslicher. Schliesslich zog Chamberlain die Erklärung aus der Tasche, die er abgefasst hatte, und bat Hitler, sie gemeinsam mit ihm zu unterschreiben.

...Wir sehen das gestern Abend unterzeichnete Abkommen und das deutsch-englische Flottenabkommen als symbolisch für den Wunsch unserer beiden

Völker an, niemals wieder gegen einander Krieg zu führen.

Wir sind entschlossen, auch andere Fragen, die unsere beiden Länder angehen, nach der Methode der Konsultation zu behandeln und uns weiter zu bemühen, etwaige Ursachen von Meinungsverschiedenheiten aus dem Wege zu räumen, um auf diese Weise zur Sicherung des Friedens Europas beizutragen.

Dr. Schmidt hatte den Eindruck, dass Hitler das Dokument «nicht ohne ein gewisses Zögern» unterschrieb und damit «lediglich Chamberlain einen Gefallen tun wollte, ohne sich selbst allzu viel von den Auswirkungen zu versprechen». Chamberlain allerdings dankte dem Führer herzlich und hob hervor, welche bedeutende psychologische Auswirkung auf die öffentliche Meinung seines Volkes er sich davon versprach.

Diese Wirkung verstärkte er, so gut er konnte. Nach seiner Rückkehr nach London schwenkte er das Dokument vor den Augen der begeisterten Menge aus einem Fenster des Hauses Downing Street Nr. 10 und erklärte:

«Meine guten Freunde! Zum zweiten Mal in unserer Geschichte wurde ein ehrenhafter Friede aus Deutschland hierher mitgebracht. Ich denke, dass wir Frieden haben werden.»

Er spielte darauf an, dass Disraeli 1878 mit einem Friedensabkommen vom Berliner Kongress heimgekehrt war.

Die britische Presse, das Parlament und die Bevölkerung jubelten und priesen den heimgekehrten Premierminister als Helden. In der *Times* hiess es, «kein Eroberer, der vom Schlachtfeld heimkehrte, brachte edleren Lorbeer mit». Lediglich Duff Cooper, der britische Marineminister, trat unter Protest von seinem Kabinettsposten zurück. Als sich während der nachfolgenden Unterhausdebatte Churchill erhob und München als «vollständige Niederlage, die ihresgleichen sucht», brandmarkte, musste er innehalten, bis sich der Sturm der Entrüstung gelegt hatte. Das Parlament stellte sich mit der überwältigenden Mehrheit von 366 zu 144 hinter Chamberlain.

Auch in Deutschland war man hochzufrieden. Der Führer hatte einen weiteren unblutigen Sieg errungen, den dritten nach dem Einmarsch ins Rheinland und dem Anschluss Österreichs. Er hatte sein Ansehen beim Volk gesteigert und seine Vormachtstellung gegenüber dem Militär ausgebaut, das sich gegen seine Absicht ausgesprochen hatte, wegen des Sudetenlandes einen aussichtslosen Krieg

zu führen. Eigentümlicherweise war er selbst mit seinem Triumph über den Westen keineswegs zufrieden und beklagte sich, wie Hjalmar Schacht überliefert hat: «Chamberlain, dieser Kerl, hat mir meinen Einzug in Prag verdorben.» Seinen Generälen vertraute Hitler später an, ihm sei von allem Anfang an klagewesen, dass er sich nicht mit Sudetendeutschland zufriedengeben könne und es sich nur um eine Teillösung handele.

Was unmittelbar nach München geschah, war in meinen Augen ebenso schäbig und betrügerisch wie die ganze Konferenz. Die «internationale Kommission» in Berlin war eine Farce und schlug sich bei jeder strittigen Gebietsabgrenzung wie auch der endgültigen Festlegung der Grenzen auf die deutsche Seite. Zu keinem Zeitpunkt löste sie das in München gegebene Versprechen ein, Volksabstimmungen in Gebieten mit zweifelhafter Volkszugehörigkeit durchzuführen. Deutschland und Italien hielten auch ihr Wort nicht, der Rumpf-Tschechoslowakei gegenüber Garantien für den Fall einer Aggression zu geben, sobald die Frage der ungarischen und polnischen Minderheiten geregelt sei. Frankreich und Grossbritannien ihrerseits weigerten sich, zu der Garantie zu stehen, die sie in München feierlich zugesagt hatten.

So also sah Mr. Chamberlains «ehrenvoller Friede» aus.*

Dass Chamberlain Hitler in München nachgab, war unnötig. Der Nazidiktator hatte sich sehr weit vorgewagt, und der britische Premierminister bewahrte ihn vor der Blamage. Darüber hinaus schenkte er ihm einen unblutigen Sieg, der nicht nur Hitlers Stellung in Deutschland, vor allem dem Militär gegenüber, stärkte, dessen Führung sich ihm widersetzt hatte und jetzt widerlegt war, sondern auch in Europa, dessen Mächte in Zukunft versuchen würden, sich mit ihm gutzustellen, nachdem die westlichen Demokratien so schmachlich kapituliert hatten.

Und wenn nun Hitler die Tschechoslowakei angegriffen hätte, weil man ihm nicht gab, was er wollte? Da ich über die tschechische Krise von Anfang an berichtet hatte, und noch mehr aus meiner langen Beschäftigung mit der Frage, bin ich zu gewissen Ergebnissen gekommen, von denen ich glaube, dass sie haltbar sind.

Ohne das Münchener Abkommen, erklärten die meisten von Hitlers Generälen später, hätte er für den 1. Oktober den Angriff auf die Tschechoslowakei befohlen

* «Sie hatten die Wahl zwischen Krieg und Unehre», sagte Churchill zu Chamberlain. «Sie haben die Unehre gewählt und werden den Krieg auch noch bekommen.»

– und da gab es zwei Möglichkeiten. Entweder hätte das Haider-Komplott Erfolg gehabt und Hitler wäre gestürzt worden, oder Frankreich, Grossbritannien und wahrscheinlich auch Russland wären bei einem Angriff gegen die Tschechoslowakei mit in den Krieg eingetreten, den Deutschland dann mit Sicherheit verloren hätte. Man darf nicht vergessen: Der Chef des Generalstabs und seine Kollegen waren nicht grundsätzlich gegen den Krieg, sondern nur, wenn er für Deutschland aussichtslos schien!

Das Argument derer nun, die wie Chamberlain und Daladier die Ansicht vertreten, das Münchner Abkommen habe die westlichen Demokratien nicht nur vor dem Krieg bewahrt, sondern auch vor einer militärischen Niederlage sowie London und Paris vor der Zerstörung durch die Luftwaffe gerettet und Grossbritannien und Frankreich Zeit gegeben – ein ganzes Jahr –, das Reich in der Rüstung zumindest teilweise einzuholen, ist bereits hinreichend widerlegt, vor allem von denen, die es am besten wissen müssten, nämlich den deutschen Generälen.

Sie waren nicht sicher, ob das deutsche Heer auch nur die tschechische Befestigungslinie zu durchbrechen vermochte. Sicher waren sie aber darin, dass die französische Armee bei einem Angriff der Deutschen mit ihrer zehn zu eins betragenden Übermacht im Westen ohne Schwierigkeiten durchgebrochen wäre und mit dem Ruhrgebiet das Herz von Hitlers Rüstungsindustrie hätte besetzen können.

Während des Nürnberger Prozesses berichtete Generalfeldmarschall Erich von Manstein, im Krieg einer der erfolgreichsten deutschen Befehlshaber, dass sich zur Zeit des Münchner Abkommens im Kriegsfall weder die deutsche Westgrenze noch die Grenze zu Polen wirkungsvoll hätte verteidigen lassen. Ausserdem wäre die Wehrmacht, sofern sich die Tschechen verteidigt hätten, keinesfalls imstande gewesen, deren Befestigungslinie zu durchbrechen, da sie gar nicht über die dafür erforderlichen Mittel verfügte.

Sogar den Obersten Kriegsherrn beeindruckte, was er bei einer späteren Besichtigung von den tschechischen Verteidigungsanlagen sah, und er sagte zum Danziger Völkerbundskommissar Carl Jakob Burckhardt, er habe bei dieser Gelegenheit erkannt, welche grosse Gefahr er gelaufen sei, und er verstehe nachträglich, warum ihn seine Generäle zur Zurückhaltung gemahnt hätten.

Einer der Hauptgründe für die Kapitulation der britischen und französischen Regierungschefs in München war die von ihren Kabinetten, militärischen Oberbefehlshabern, der Presse und grossen Teilen der Bevölkerung geteilte Sorge, im Fall eines Krieges werde die deutsche Luftwaffe Paris, London und die meisten der anderen Grossstädte Frankreichs und Englands dem Erdboden gleichmachen.

Vor einem solchen Schicksal, hat man vorgebracht, hätten der französische und britische Regierungschef ihre Länder bewahrt.

Waren solche Befürchtungen aber überhaupt begründet?

Sie gehen möglicherweise auf Charles Lindbergh zurück. Diesem genialen Zivillieger, der in der Militärfliegerei weder Kenntnisse noch eine Ausbildung besass, redeten die Nazis nach einigen Besuchen im Reich ein, die Luftwaffe sei den Luftstreitkräften Grossbritanniens, Frankreichs, der Tschechoslowakei und der Sowjetunion zusammengenommen überlegen und imstande, Europas Grossstädte von der Landkarte zu wischen – was Lindbergh leichtgläubig für bare Münze nahm. Sein Ruf als Flieger war im Westen so enorm, dass die Franzosen und Briten seine düsteren Verkündigungen äusserst ernst nahmen, und zweifellos hatten sie beträchtlichen Anteil daran, dass Chamberlain und Daladier in München auf so schmachvolle Weise klein beigaben.

Lindbergh hatte unrecht, und es fällt schwer, Entschuldigungen dafür zu finden, dass die französische und britische Regierung seinen Untergangswarnungen Glauben schenkte.

Als am 22. September Chamberlain in Bad Godesberg eintraf, um Hitler in der entscheidenden Phase der Sudetenkrise zu treffen, übergab General Helmuth Felmy, Chef der in Braunschweig stationierten Luftflotte II und Befehlshaber Nord, der im Kriegsfall für die Operationen der Luftwaffe über den Niederlanden und Grossbritannien verantwortlich gewesen wäre, dem Oberkommando der Luftwaffe eine Denkschrift über die Aussichten gegen die Briten von deutschen Flugplätzen aus.

Sie war weit davon entfernt, optimistisch zu sein, denn die Reichweite der deutschen Bombenflugzeuge war für einen Angriff auf England selbst dann um fast die Hälfte zu gering, wenn man eine Verletzung des niederländischen Luftraums einkalkulierte; die der Kampfflugzeuge war noch geringer. Davon abgesehen waren die deutschen Besatzungen für strategische Langstrecken-Bombenflüge gar nicht ausgebildet, ihre Rolle bestand in der Unterstützung der Bodentruppen aus der Luft. Dass die Luftwaffe eine taktische und nicht eine strategische Einheit war, begriff Lindbergh offenbar nicht. Der General hatte seine Ausführungen mit der Erklärung beendet, dass mit den gegenwärtig verfügbaren Mitteln ein Vernichtungskrieg gegen England ausgeschlossen sei.

Da Paris und die nordfranzösischen Städte innerhalb der Reichweite der deutschen Bomber und in einigen Fällen auch der Kampfflugzeuge lagen, hätte die Luftwaffe gegen sie eher Erfolg haben können, doch muss daran erinnert werden,

dass sie bei einer Invasion der Tschechoslowakei zumindest in den ersten Wochen im Osten gebunden gewesen wäre. Die tschechischen Luftstreitkräfte waren keineswegs unbedeutend und wären möglicherweise von sowjetischen Kriegsflygezeugen unterstützt worden, die von Russland aus leicht erreichbaren Stützpunkten in der östlichen Tschechoslowakei aus hätten operieren können. Den Aussagen der deutschen Generalität zufolge standen nur wenige Flugzeuge für einen Angriff im Westen zur Verfügung, und wahrscheinlich hätten die insgesamt schwachen französischen Luftstreitkräfte Paris und die anderen Städte im Norden ohne Weiteres schützen können.

Viel ist darüber geredet worden, ob die elf Friedensmonate, die auf das Münchner Abkommen folgten, es Frankreich und England tatsächlich ermöglichten, ihre Rüstungsbemühungen so zu beschleunigen, dass der Abstand zu Deutschland verringert wurde und die beiden Länder so bei Ausbruch des Krieges eine bessere Position hatten als zuvor – das jedenfalls behauptete Chamberlain bis zum letzten Atemzug.

Meiner Ansicht nach haben die Westalliierten mit einer Ausnahme – nämlich dem Ausbau der britischen Luftverteidigung – gegenüber Deutschland an militärischer Stärke nicht gewonnen, sondern sogar verloren.

Winston Churchill hat das wie folgt zusammengefasst: «Die angeblich durch München «gewonnene» Atempause von einem Jahr brachte Grossbritannien und Frankreich in eine weit schlimmere Lage gegenüber Hitler-Deutschland als zur Zeit der Münchener Krise.»

Die strategische Position der Westalliierten verschlechterte sich deutlich. Die Tschechoslowakei hätte mit ihren 35 gutausgebildeten und gutbewaffneten Divisionen hinter ihren eindrucksvollen Gebirgsbefestigungen, wie die deutschen Generäle Zugaben, kräftigen und langanhaltenden Widerstand geleistet und nahezu die Gesamtheit des deutschen Heeres und der deutschen Luftwaffe gebunden. Damit hätte Frankreich die Möglichkeit und die Zeit gehabt, Deutschland an seiner schwach verteidigten Westgrenze zu überrennen und sein bedeutendstes Industriegebiet an der Ruhr zu besetzen, ohne das das Reich nicht lange hätte weiterkämpfen können.

Trotz seiner törichten Politik, gleichfalls Hitler zu beschwichtigen, wäre Polen nahezu mit Sicherheit ebenfalls in einen Krieg mit Deutschland hineingezogen worden. Denn einmal davon abgesehen, dass es ein Militärbündnis mit Frankreich eingegangen war, wusste seine politische Führung bei aller Kurzsichtigkeit und Halsstarrigkeit, dass Polens strategische Lage gegenüber Deutschland bei

einer Einnahme der Tschechoslowakei durch die Deutschen hoffnungslos wurde – das Land wäre dann auf drei Seiten von deutschem Gebiet umgeben gewesen.

Was die Sowjetunion getan hätte, lässt sich schwer sagen, doch ich denke, Russland hätte trotz Stalins Misstrauen dem Westen gegenüber, und obwohl ihn Chamberlains und Halifax' Verhalten während der Krise vor den Kopf gestossen hatte, die Tschechoslowakei unmittelbar in Form von militärischen Lieferungen unterstützt und bei einem aktiven Eingreifen Frankreichs und Grossbritanniens in das Geschehen bedeutende Kontingente der sowjetischen Luftstreitkräfte auf tschechische Flugfelder beordert und sich letzten Endes auch am Krieg gegen Deutschland beteiligt, das eine schwere Bedrohung der Sowjetunion darstellte, solange der Bolschewistenfresser Hitler lebte.

Mithin hatten Frankreich und Grossbritannien strategisch gesehen im September 1939 eine schlechtere Ausgangsposition als im September 1938. Ausserdem aber bezog Deutschland im Verlauf des Sommers 1939, während die letzten Friedenstage zu Ende gingen, bedeutende Lieferungen von Erdöl und anderen Rohstoffen aus der UdSSR. Offenbar war Stalin, den es kränkte, dass die Briten und Franzosen keine Vertreter der Sowjetunion nach München eingeladen hatten, obwohl sich das Land gegenüber der Tschechoslowakei vertraglich gebunden hatte (einmal ganz davon abgesehen, dass die Sowjetunion im Kriegsfall den Westalliierten als wichtige Militär- und Industriemacht hätte von Nutzen sein können), zu dem Ergebnis gekommen, dass auch er Chamberlains Spiel der Beschwichtigung des Nazidiktators mitspielen konnte. Nur vier Tage nach München berichtete ein wachsamer Berater der deutschen Botschaft in Moskau eine plötzliche Veränderung in der Atmosphäre als Folge des Münchener Abkommens nach Berlin. Er vermutete, Stalin werde «Konsequenzen ziehen» und stehe Deutschland «positiver» als zuvor gegenüber. Das war der erste Schritt zu einer Wende, die sich für Frankreich und Grossbritannien als katastrophal erweisen sollte.

Wie verhängnisvoll die Folgen ihres Einlenkens werden konnten, war Chamberlain und Daladier wohl kaum oder überhaupt nicht bewusst, als sie im Triumph in ihre Hauptstädte zurückkehrten. Der eitle britische Premierminister (jedoch nicht Daladier) rühmte sich sogar fortgesetzt seiner Leistung, bis das ganze Friedensgebäude, das er zu errichten geglaubt hatte, über ihm zusammenstürzte. Zu seiner Ehre sei jedoch gesagt, dass er schliesslich die Dinge richtig einzuschätzen begann, natürlich von einigen Mitgliedern seines Kabinetts darauf gestossen, die realistischer waren als er.

Da aber war es schon sehr spät.

Zum ersten Mal in meinem Leben als Journalist fühlte ich mich nach München so elend, dass ich nicht ernsthaft arbeiten konnte. Ich folgte der deutschen Armee ins Sudetenland, konnte aber wegen der stupiden und strengen Militärzensur keine Rundfunkberichte durchgeben. Schliesslich vereinbarte ich mit Ed Murrow ein Treffen in Paris, wo wir, wie ich in mein Tagebuch notierte, «unsere Sorgen in Champagner ertränkten».

Aber die glanzvolle Weltstadt, die ich so leidenschaftlich liebte, wirkte jetzt, wie mich mein Tagebuch erinnert, «schrecklich, vollständig dem Defätismus hingegeben, ohne eine Ahnung dessen, was Frankreich widerfahren ist». Nicht nur waren die Franzosen ungeheuer erleichtert darüber, dass ihnen der Krieg erspart blieb, was gewiss verständlich war, sondern sie hatten sich auch davon überzeugt, dass es verbrecherisch wäre, in einen Krieg verwickelt zu werden. Weder die Zeitungsredakteure noch die Politiker oder die Menschen auf der Strasse, mit denen ich sprach, hatten die geringste Vorstellung davon, wie entsetzlich sich München für sie auswirken würde. Sie merkten nicht, dass Frankreichs militärische Position in Europa, die nach dem entsetzlichen Aderlass von 1914-1918 gesichert worden war, jetzt nicht mehr bestand. Da Bevölkerung und Industrieproduktion Frankreichs jeweils nur etwas mehr als die Hälfte der deutschen ausmachte, hatte sich Frankreich kunstvoll in ein Netz von Bündnissen mit kleineren Mächten im Osten auf der anderen Seite Deutschlands zusammengeschlossen: Tschechoslowakei, Polen, Jugoslawien und Rumänien, die gemeinsam das Militärpotential einer Grossmacht besaßen. Wie konnten jetzt, da die Tschechoslowakei verloren war, die verbleibenden Verbündeten Frankreichs im Osten, nachdem das Land Hitler gegenüber nachgegeben hatte, noch Vertrauen in das ihnen schriftlich gegebene Wort haben, Frankreich werde ihnen im Fall eines Angriffs zu Hilfe kommen?

«Ich verstehe Frankreich nicht mehr», fasste ich meine Beobachtungen zögernd zusammen.

Buch vier

1939-1940

**Im Schatten des
Zweiten Weltkriegs**

Schon bald im Frühjahr schlug Hitler erneut zu. Damit, dass er am 15. März 1939 im Morgengrauen durch seine Truppen den Rest der Tschechoslowakei besetzen liess, zerschlug er das Land endgültig, wie er es angekündigt hatte. Die einzig verbliebene Demokratie in Mittel- und Osteuropa hatte aufgehört zu existieren. Eigentlich hätte ich sofort von Genf nach Prag reisen und darüber berichten müssen, aber ich hatte «nicht das Herz dazu», wie ich in meinem Tagebuch gestand.

Ausserdem war ich völlig erschöpft; ich hatte über den Tod des Papstes und die Wahl des neuen berichten müssen, während ich an einer der schlimmsten Grippe meines Lebens laborierte, die mich einen vollen Monat lang in ihren Fängen hielt. Ohnehin, sagte ich zu Murrow, als wir beratschlagten, ob ich nach Prag fliegen sollte oder nicht, würde mir die deutsche Zensur nicht erlauben, auch nur ein Wort über die Ereignisse zu sagen. Selbst in Paris – bis dorthin kam ich schliesslich – hatte der unleidliche Aussenminister Georges Bonnet meine Rundfunksendungen mit Zensur belegt. Er fürchtete wohl, ich könnte die Nazis damit kränken.

Im Vatikan damit beschäftigt, nach dem Tod von Pius XI. über die Veränderungen am Heiligen Stuhl zu berichten, hatte ich die Entwicklung in Prag und Berlin nicht aufmerksam genug verfolgt. In Rom notierte ich am 9. März in mein Tagebuch: «Ein Sturm zieht über dem herauf, was von der Tschechoslowakei geblieben ist.»

Dr. Hácha, der schwache, unbedeutende Präsident – Nachfolger des grossen Masaryk und des fähigen Benes – hat in der Slowakei das Kriegsrecht ausgerufen und Tiso mitsamt dem slowakischen Kabinett entlassen. Tiso ist aber der Mann Berlins ...

Hitler, der kurz zuvor den katholischen Geistlichen Dr. Josef Tiso in die Position des slowakischen Ministerpräsidenten manövriert hatte, würde bestimmt nicht dulden, dass Prag seinen Mann an die frische Luft setzte.

Mir kam es eigentümlich vor, dass Deutschland und Italien der Rumpf-Tschechoslowakei die in München versprochene Garantie nicht gegeben hatten. Als ich mich beim italienischen Aussenministerium danach erkundigte, teilte man mir mit, Hitler sehe bisher keinen Anlass dazu, weil er – wie mir einer von Graf Cianos neunmalklugen jungen Leuten erklärt hatte – Prag noch immer für zu jüdisch, zu bolschewistisch und zu demokratisch halte. In Wirklichkeit, das hatte ich in München schon instinktiv gespürt, würde Hitler diese Garantie nie geben, und in Rom rieb sich Mussolini, vermutlich schadenfroh grinsend, über die Unverfrorenheit seines Achsenpartners die Hände.

Einige Wochen zuvor hatte ich ihn hinter Chamberlains Rücken in Rom schadenfroh grinsen sehen, als dieser mit Halifax am 11. Januar zu einem Besuch bei Mussolini eintraf. Ich war am Bahnhof, als der Duce mit seinem Schwiegersohn und Aussenminister Ciano die Gäste begrüusste, und hielt die Szene in meinem Tagebuch fest:

... Chamberlain, der hagerer und eitler aussieht als beim letzten Mal in München, ging, den Schirm in der Hand, auf dem Bahnsteig auf und ab, wobei er einer bunt durcheinandergewürfelten Gruppe von in Rom lebenden Briten zunickte, die der Schlaumeier Mussolini zu seiner Begrüssung eingeladen hatte. Hinter den beiden Engländern schritten Mussolini und Ciano in schwarzen faschistischen Uniformen einher, wobei während der ganzen Zeit ein feines Lächeln auf Mussolinis Zügen lag. Als er an mir vorbeikam, tauschte er mit seinem Schwiegersohn flüsternd Sticheleien aus.

* Benes war auf Druck aus Berlin am 5. Oktober, also weniger als eine Woche nach München, von seinem Präsidentenamt zurückgetreten. Auf Drängen seiner Freunde, die sein Leben in Gefahr sahen, war er nach London ins Exil geflohen. Am 30. November hatte die Nationalversammlung Dr. Emil Hácha, den Präsidenten des Obersten Verwaltungsgerichtshofs, einen wohlmeinenden, aber schwachen und senilen Mann von Sechundsundsechzig Jahren zum Staatspräsidenten gewählt.

Mussolini «sah weit älter und weit ordinärer aus als früher, sein Gesicht ist richtig aufgedunsen».

Am 14. März kehrte ich aus Rom nach Genf zurück und notierte in meinem Tagebuch nach Berichten, die ich im Rundfunk hörte und in denen es hiess, die Slowakei habe ihre «Unabhängigkeit» erklärt: «Jetzt geht der Rest der Tschechoslowakei dahin.» Es war offensichtlich, dass Hitler die vollständige Übernahme einleitete. An jenem Abend schrieb ich zuletzt noch:

Im Radio heisst es, Hácha und [der Aussenminister] Chvalkovski seien heute Abend in Berlin eingetroffen. Wollen sie die Scherben aufsammeln?

Die Behandlung, die sie in jener Nacht von Adolf Hitler erfuhren, bedeutete zumindest für den Augenblick das Ende der tschechoslowakischen Nation. Von ein Uhr 15 nachts bis vier Uhr morgens setzte Hitler, dabei von Göring, Ribbentrop und General Keitel unterstützt, Hácha und Chvalkovski mit Drohungen zu, Prag zu bombardieren, bis kein Stein mehr auf dem anderen sei, die Tschechoslowakei auszuradieren und das tschechische Volk «auszulöschen», es sei denn, sie übergaben ihm ihr Land unverzüglich. Er schloss:

Der Einmarsch der deutschen Truppen ist unabwendbar. Wenn Sie Blutvergiessen verhindern wollen, dann telefonieren Sie am besten sofort mit Prag und geben Weisung an Ihren Kriegsminister, dass kein Widerstand von den tschechischen Truppen geleistet wird.

Diese Mitteilungen nahmen, Dr. Paul Schmidt zufolge, der das Gespräch dolmetschte, Hácha und Chvalkovski wie versteinert zur Kenntnis, und nur ihre Augen zeigten, dass sie noch lebten.

Weitere von Hitler, Göring und Ribbentrop gegen Hácha und Chvalkovski geäusserte Drohungen liessen sie wieder zu sich kommen. Robert Coulondre, der neue französische Botschafter in Berlin, der es von einem der Anwesenden erfuhr, sagte, die Deutschen seien «mitleidlos» gewesen und hätten Dr. Hácha und Herrn Chvalkovski buchstäblich um den Tisch gejagt, auf dem die Dokumente lagen, sie unaufhörlich vor sich hergetrieben, ihnen immer wieder Federhalter in die Hand gedrückt und unausgesetzt wiederholt, halb Prag werde binnen zwei Stunden in Trümmern liegen, wenn sie auf ihrer Weigerung beharrten.

An dieser Stelle, sagte Dr. Schmidt, habe er Göring rufen hören: «Hácha ist in Ohnmacht gefallen!»

Es scheint, dass die Nazis einen Augenblick lang fürchteten, der am Boden liegende tschechische Präsident könne ihnen unter den Händen sterben – dann würde es in der ganzen Welt heissen, man habe ihn in der Reichskanzlei ermordet.

Also rief Göring nach dem Arzt, Hitlers Leib-Quacksalber Dr. Theodor Morell, dessen Spezialität Spritzen waren. Flugs stiess er Hácha eine Injektionsnadel in den Arm und brachte ihn damit zum Bewusstsein zurück. Wenige Minuten darauf verlor Hácha erneut das Bewusstsein und wurde wieder von Dr. Morell und seiner Injektionsnadel zum Leben erweckt – gerade genug, berichten Augenzeugen, dass er taumelnd das Todesurteil seines Landes unterzeichnen konnte, dessen Text Hitler vor Hácha's Ankunft diktiert und während der Ohnmachtsanfälle des Präsidenten in aller Eile ins Tschechische hatte übersetzen lassen.

Es war eines der unverschämtesten Dokumente, die der Naziführer je zusammengebraut hatte. Darin hiess es, der tschechische Staatspräsident habe erklärt, dass er, um «die Sicherung von Ruhe, Ordnung und Frieden in diesem Teile Mitteleuropas ... zu erreichen, das Schicksal des tschechischen Volkes und Landes vertrauensvoll in die Hände des Führers des Deutschen Reiches» lege. Der Führer habe diese Erklärung angenommen «und seinem Entschluss Ausdruck gegeben, dass er das tschechische Volk unter den Schutz des Deutschen Reiches nehmen und ihm eine seiner Eigenart gemässe autonome Entwicklung seines völkischen Lebens gewährleisten» werde.

Trotz all meiner Erfahrung mit Nazi-Lug und -Trug schäumte ich innerlich, als ich am nächsten Morgen diese Worte über den Berliner Rundfunk hörte, während zugleich deutsche Truppen in die Tschechoslowakei vorstiessen ohne Widerstand zu finden und Görings Bomber die Flugfelder des unterjochten Landes besetzten. Hitler hatte einen neuen Höhepunkt der politischen Schikane erreicht.

Einer seiner Sekretäre berichtete später, wie Hitler nach der Unterzeichnung in sein Büro gestürmt sei, alle anwesenden Frauen (morgens um vier Uhr!) umarmt und ausgerufen habe: «Kinder, das ist der grösste Tag meines Lebens. Ich werde als der grösste Deutsche in die Geschichte eingehen!»

Damit hatte Hitler zum ersten Mal ein nicht-deutsches Land unterworfen und besetzt. Mit dem Sudetenland hatte das deutsche Reich drei Millionen deutschstämmige Menschen hinzugewonnen und mit dem Anschluss sechs Millionen Österreicher. Jetzt kam mit der Tschechei das erste slawische Land in seinen Besitz.

An jenem 16. März nahm Hitler auch die Slowakei unter seinen «Schutz», deren scheinbare «Selbständigkeit» auf ihn zurückging – gleichfalls in Erfüllung einer «Bitte», wozu er die Bedingungen bereits in Berlin entworfen hatte. Jetzt besass er die gesamte Tschechoslowakei; von dieser Position aus konnte er an seine nächste Aggression denken.

Weder Grossbritannien noch Frankreich unternahmen trotz ihrer in München gegebenen Garantien auch nur den kleinsten Rettungsversuch. Unverfroren nutzte Chamberlain den Ausweg, den ihm Hitler angeboten hatte, und erklärte vor dem Unterhaus, mit der Ausrufung der slowakischen Unabhängigkeit habe der Staat, dessen Grenzen zu schützen die Briten sich verpflichtet hatten, sein Ende durch innere Zwistigkeiten gefunden, und daher könne sich die Regierung seiner Majestät nicht länger an diese Verpflichtung gebunden fühlen.

Kein Wort darüber, dass die «inneren Zwistigkeiten» der Tschechoslowakei, wie er sehr wohl wusste, auf Hitlers Machenschaften zurückgingen. Stattdessen sagte der Premierminister dem Unterhaus, er werde nicht so weit gehen, dass er behauptete, Hitler habe sein Wort gebrochen!

Noch jetzt fällt es schwer zu glauben, dass sich ein britischer Premierminister nach dem Vorgefallenen zu solchen Äusserungen hergeben konnte. Doch er fuhr fort: «Ich habe so häufig von Wortbruch reden hören», sagte er über Hitler, «dass ich mich heute nicht in die Nähe derer rücken will, die solche Anklagen vorbringen.»

Der Premierminister protestierte nicht einmal in Berlin, wie es zumindest die Franzosen taten, wenn er auch eine Note überbringen liess, die mir als starker Tobak erschien, während ich in Genf versuchte, einige vernünftige Anmerkungen über das Geschehene zu senden:

Seiner Majestät Regierung hat nicht den Wunsch, sich unnötig in eine Angelegenheit einzumischen, die andere Regierungen unmittelbarer angeht. Doch ist ihr, was die deutsche Regierung gewiss verstehen wird, sehr am Erfolg aller Bemühungen gelegen, Vertrauen und eine Entspannung in Europa zu erzielen. Sie würde jede Handlungsweise in Mitteleuropa beklagen, die das Entstehen eines allgemeinen Vertrauens beeinträchtigen könnte...

Kein Wort über das, was an dem Tag vorgefallen war! Für den britischen Premier war Hitlers militärische Besetzung der Tschechoslowakei eine blossе «Angelegenheit».

Und dann wurde mit einem Mal zur Überraschung von Freund und Feind

Chamberlain wach, nicht ohne Nachhilfe. Er war überrascht, dass die meisten britischen Blätter (sogar die *Times*) und zahlreiche Unterhausabgeordnete heftig gegen Hitlers jüngste Aggression protestiert hatten. Sein halbes Kabinett hatte sich unter Führung von Halifax gegen ihn gewandt.

Er sollte am 17. März – am Vorabend seines 70. Geburtstags – in seiner Heimatstadt Birmingham eine Rede halten. Einige Tage zuvor hatte er dazu einen Entwurf angefertigt, in dem es hauptsächlich um innenpolitische Dinge ging. Anfangs konnte ihn nicht einmal Hitlers Einnahme der Tschechoslowakei dazu bringen, einen anderen Gegenstand anzusprechen, und am 16. hatte sich Sir John Simon in einer Ansprache, die er im Namen der Regierung gehalten hatte, so wenig von den Ereignissen in Prag beeindruckt gezeigt, dass sie im Unterhaus auf ein «selten erlebtes Ausmass an Zorn und Ablehnung» stiess.

Doch am 17., wahrscheinlich im Zug nach Birmingham, begriff Chamberlain, was vorging. Er warf sein Redemanuskript beiseite und machte rasch Notizen für eine neue Rede. Er entschuldigte sich vor seinem eigenen Land und anderen Ländern – seine Rede wurde im Rundfunk übertragen und ich hörte sie in Genf – für «die äusserst zurückhaltende und vorsichtige ... wohl auch kühle und objektive Erklärung», die er zwei Tage zuvor im Unterhaus abgegeben hatte.

«Ich hoffe, diese Erklärung heute zu korrigieren», verkündete er.

Dann zeigte er, wie sehr ihm die Schuppen von den Augen gefallen waren. Endlich war ihm aufgegangen, dass der Nazi-Diktator ihn getäuscht hatte. Er zählte die Gelegenheiten auf, bei denen Hitler ihm versichert hatte, die «Abtretung der sudetendeutschen Gebiete ist die letzte territoriale Forderung, die ich in Europa zu stellen habe» und «Wir wollen gar keine Tschechen». Er warf Hitler vor, sein Wort gebrochen und das Gesetz selbst in die Hand genommen zu haben. Während der Rede wurde ich immer aufmerksamer: Noch vor zwei Tagen hatte sich Chamberlain im Unterhaus geweigert, in die Nähe derer gerückt zu werden, die Hitler Wortbruch vorwarfen, und jetzt endlich schleuderte er dem Mann, dem er so lange getraut hatte, einige unangenehme Fragen entgegen:

Wenn es zu Unruhen gekommen ist, wurden sie dann nicht von aussen her geschürt?... Geht ein altes Abenteuer zu Ende oder fängt ein neues an? Ist es der letzte Angriff auf einen kleinen Staat oder werden ihm weitere folgen? Ist dies tatsächlich ein Schritt in der Richtung, die Welt durch Gewalt beherrschen zu wollen?

In dem Fall, fuhr Chamberlain fort, könne kein grösserer Irrtum begangen werden,

als anzunehmen, dass unser Volk, weil es den Krieg für eine sinnlose und grausame Angelegenheit hält, so viel von seinem Selbstbewusstsein eingebüsst habe, um nicht alles in seiner Kraft stehende zu tun, eine solche Herausforderung, sollte sie jemals erfolgen, zurückzuweisen.

Das war für Chamberlain, aber auch für Hitler und die damalige Geschichte ein entscheidender Wendepunkt. Herbert von Dirksen, der deutsche Botschafter in London, versuchte den Führer zu warnen. «Es wäre falsch», kabelte er am nächsten Tag nach Berlin, «sich der Täuschung hinzugeben, es hätte kein grundlegender Wandel in der Haltung Grossbritanniens Deutschland gegenüber stattgefunden.»

Zwei Wochen später machte Chamberlain das noch deutlicher. Am 31. März, 16 Tage nach Hitlers Einzug in Prag, erhob sich der britische Staatschef im Unterhaus und verkündete:

Um die Haltung der britischen Regierung in der Zwischenzeit völlig klarzustellen... fühle ich mich veranlasst, dem Hause mitzuteilen, dass... für den Fall irgendeiner Aktion, die klarerweise die polnische Unabhängigkeit bedroht und die polnische Regierung daher für so lebenswichtig hält, dass sie ihr mit ihren nationalen Streitkräften Widerstand leistet, die britische Regierung sich verpflichtet fühlen würde, der polnischen Regierung alle in ihrer Macht stehende Hilfe sofort zu gewähren.

Sie hat der polnischen Regierung eine derartige Zusicherung gegeben. Ich kann hinzufügen, dass die französische Regierung mich autorisiert hat darzulegen, dass sie die gleiche Haltung in dieser Frage einnimmt wie die britische Regierung.

Neville Chamberlain, der so lange blind gewesen war, hatte endlich zu sehen begonnen. Er wusste sehr wohl, welches «kleine Land» nach Österreich und der Tschechoslowakei als nächstes Hitlers Bejerte erregte hatte.

Von Chamberlains plötzlicher Garantie für Polen war Hitler zuerst überrascht, dann reagierte er wütend. Er war gerade mit Admiral Wilhelm Canaris zusammen, dem Leiter des Amtes Abwehr im OKW, und dieser berichtete später, Hitler sei im Zimmer auf und ab gestürmt, habe mit den Fäusten auf die Marmorplatte

seines Schreibtischs getrommelt und Verwünschungen gegen die Briten ausgesprochen: «Denen werde ich einen Teufelstrank brauen!»

Ich war nach Berlin geflogen, um zu berichten, wie der Führer auf Chamberlains Gesinnungswandel reagierte. Das tat er am folgenden Samstag, dem 1. April, in einer öffentlichen Rede, die er in Wilhelmshaven beim Stapellauf des Schlachtschiffs *Tirpitz* hielt. Ich war mit der CBS übereingekommen, direkt zu berichten, und befand mich im Kontrollraum des deutschen Rundfunks in Berlin, um Hitler einzuführen und die Verbindung nach New York zu überprüfen. Die Rede wurde in Berlin für eine spätere Ausstrahlung aufgenommen, was mich überraschte, weil Führerreden grundsätzlich direkt übertragen wurden.

Kaum hatte er zu sprechen begonnen, als man ihn ausblendete. Auch das war noch nie vorgekommen. Aber ich konnte auf der Leitung aus Wilhelmshaven hören, wie eine aufgeregte Stimme – sie klang wie die von Goebbels – den Befehl erteilte, im Auftrag des Führers sei die Übertragung zur CBS sofort zu unterbrechen. Man könne von New York aus später die Aufzeichnung senden, die die Deutschen für ihre eigene Ausstrahlung machten, hiess es.

Unter heftigem Protest wies ich darauf hin, dass man in Amerika vermuten werde, der Führer sei ermordet worden, da er mitten im Satz aufgehört hatte zu sprechen. Aber es war sinnlos. Niemand würde Kopf und Kragen dafür riskieren, dass er einen Befehl des Diktators missachtete. Ich regte an, dass der Zuständige eine Erklärung abgab oder mir das gestattete, damit unsere amerikanischen Hörer erfuhren, zwar sei die Rede aus technischen Gründen unterbrochen worden, Hitler spreche aber weiter – wir konnten ihn über die Telefonleitung brüllen hören, die zum Aufnahmegerät führte. Das würde alle Gerüchte im Keim ersticken. Doch der Verantwortliche lehnte das ab. Er war geradezu hysterisch, wie alle im Kontrollraum Anwesenden.

Natürlich rief innerhalb der nächsten Viertelstunde Paul White, der Nachrichtenleiter, aus New York an und wollte wissen, warum man Hitler unterbrochen hatte. Er berichtete, man erzähle sich allenthalben im Lande, er sei ermordet worden.

«Dem ist nicht so, Paul», sagte ich.

«Woher wollen Sie das wissen?»

«Ich kann ihn schliesslich über die Telefonleitung von Wilhelmshaven aus sprechen hören.»

«Schalten Sie mich doch mal kurz da auf, damit ich es selbst hören kann.»

Ich fragte die Techniker; sie schüttelten den Kopf.

«Es geht nicht, aber Sie dürfen mir glauben, Hitler lebt. Ich kann ihn aus Wilhelmshaven sprechen hören, laut und deutlich.»

Misstrauisch erkundigte sich White: «Können Sie denn auch wirklich frei sprechen?»

«Natürlich, Paul.»

«Dann würde ich gern wissen, warum man ihn ausgeblendet hat.»

«Das weiss ich selbst nicht, aber jedenfalls war es sein eigener Befehl.»

Mir begann zu dämmern, dass sich Hitler – zum ersten Mal, wenn ich mich richtig erinnerte – möglicherweise selbst nicht über den Weg traute und befürchtete, in der Hitze des Augenblicks bei seiner Antwort an Chamberlain über das Ziel hinauszuschiessen. Mitschnitte liessen sich bearbeiten. Vermutlich wollte er noch nicht alle Brücken zum Premierminister abbrechen. Das aber hätte ich White am Telefon ebensowenig sagen können wie, dass es an jenem Tag in Wilhelmshaven schwer gewesen wäre, Hitler zu erschiessen, denn er sprach erstmals hinter einer Abschirmung aus kugelsicherem Glas.

Während ich Hitlers Rede zuhörte, erkannte ich, dass er in äusserst aggressiver Stimmung war, dennoch aber seine Worte recht sorgfältig abwog. Ich hatte den Hinweis bekommen, er werde im Verlauf seiner Rede den deutsch-englischen Flottenvertrag aufkündigen, doch alles, was er dazu sagte, war: «Deutschland würde auch das ganz gelassen hinnehmen», wenn sich England nicht mehr an das Flottenabkommen gebunden fühlte. Er erging sich des längeren über die Perfidie der Briten und warnte die Westmächte und die «Bolschewiken» vor dem Versuch, wie 1914 Deutschland wieder einzukreisen. Dabei wies er immer wieder auf Deutschlands angebliche Macht hin. Ebenso vertraut wie diese Drohgebärde war der die Rede abschliessende heuchlerische Wunsch nach Frieden.

Erneut erklärte er: «Denn Deutschland denkt nicht daran, andere Völker anzugreifen.» (Seine Truppen hatten sich kaum in der Tschechoslowakei richtig festgesetzt.) «Und aus dieser Überzeugung heraus habe ich mich auch vor drei Wochen entschlossen, dem kommenden Parteitag den Namen Parteitag des Friedens» zu geben» – eine Bezeichnung, die im Laufe des Sommers 1939 immer hohler klang.

Selbstverständlich war dieser ganze Unsinn für die Öffentlichkeit des In- und Auslandes gedacht. Zwei Tage darauf – das erfuhren wir erst später – liess Hitler Chamberlain und die Polen unter Ausschluss jeglicher Öffentlichkeit seine wahre Antwort wissen, indem er der Wehrmacht am 3. April unter strengster Geheimhaltung die ersten Anweisungen zur Vorbereitung des Feldzugs gegen Polen erteilte. Der Deckname dafür war «Fall Weiss».

Danzig sollte besetzt und zum Bestandteil Deutschlands ausgerufen werden, ausserdem sollte die Wehrmacht die polnischen Streitkräfte in einem Überraschungsangriff zerschlagen. «Die Bearbeitung hat so zu erfolgen, dass die Durchführung ab 1.9.1939 jederzeit möglich ist», hiess es abschliessend.

Eine Woche, die ich Anfang April in Polen verbrachte, überzeugte mich, dass die Polen bei aller Tapferkeit einem deutschen Überfall zwar in keiner Weise gewachsen sein dürften, aber eher als die Tschechen versuchen würden, sich zur Wehr zu setzen. Am Tag meiner Ankunft wohnte ich einer Übung der polnischen Luftstreitkräfte bei und fand für die schwerfälligen Bomber und die hoffnungslos veralteten Doppeldecker-Kampfflugzeuge in meinem Tagebuch kein anderes Wort als «kläglich». Auch wenn das Heer etwas besser dastand, fehlten ihm doch schwere Panzer, Artillerie und ein modernes, ausgefeiltes Nachrichtensystem. Bei der Kavallerie waren die Polen den Deutschen zweifellos überlegen, aber würde ihr Oberkommando Reiter gegen Panzer ins Feld schicken? Die polnischen Soldaten trugen Zuversicht zur Schau – zu viel, wie ich dachte.

Natürlich hing im Kriegsfall viel davon ab, in welchem Umfang Frankreich und Grossbritannien im Westen dafür sorgten, dass einem deutschen Überfall auf Polen die Spitze abgebrochen wurde – und natürlich davon, was die Sowjetunion unternahm. Am 6. April, dem Tag, bevor ich Warschau verliess, unterzeichnete der polnische Aussenminister Beck, der in aller Eile nach London geflogen war, ein Abkommen mit Grossbritannien, das die einseitige britische Garantie zu einem vorläufigen Pakt auf Gegenseitigkeit machte. Wie es hiess, würde ein dauerhaftes Abkommen unterzeichnet, sobald dessen Einzelheiten feststanden. Offenkundig wollten die Polen wissen, mit wie vielen Divisionen und Flugzeugen die Briten den Franzosen zu Hilfe kommen konnten.

Mich beschäftigte eine andere Frage, die die britische Regierung nicht ansprach und der sich die Polen, denen ich in Warschau begegnete, einfach nicht stellen wollten. Würde Polen ein Hilfeerbieten des verhassten Russlands annehmen? Diese Frage blieb bis zum Schluss von Bedeutung, aber die Polen wichen ihr aus, bis es zu spät war, wie auch im Übrigen die britische Regierung.

Das erstaunte mich schon in jener ersten Woche in Warschau, auch wenn ich durchaus die Befürchtungen der Regierungen Polens, Rumäniens, Litauens, Lettlands und Estlands verstand, dass sich die Rote Armee mit dem Abzug Zeit las-

sen würde, wenn sie erst einmal in diesen Ländern stand, und dass die Auswirkungen der bolschewistischen Propaganda unter der Landbevölkerung und den Arbeitern diese Länder noch schwerer regierbar machen würden. Doch ohne die Sowjetunion war keine durchgehende Front gegen die Deutschen möglich, und damit war Polen verloren. Diese Punkte sprach ich in Warschau immer wieder an, und zwar sowohl gegenüber Mitgliedern der Regierung, des Parlaments und der Streitkräfte wie auch gegenüber Pilsudski-Legionären, der Presse und an Universitäten: Es nützte nichts. Sie alle erklärten, Polen wolle und brauche die Hilfe der Bolschewiken nicht.

Die Tragödie bestand zumindest meiner Ansicht nach darin, dass der britische Premierminister, der so leichthin Polen die Garantien seines Landes gegeben hatte, von der gleichen Skepsis gegenüber den schrecklichen Bolschewiken be-seelt war. Moskaus Vorschlägen vom 18. März, in denen es um eine gemeinsame Front gegen Hitler ging, hatte Chamberlain die kalte Schulter gezeigt. «Ich muss gestehen», schrieb er in einem privaten Brief am 26. März, «dass ich Russland zutiefst misstrauere. Ich habe keinerlei Glauben an die Fähigkeit der Russen, einem Angriff standzuhalten, nicht einmal, wenn sie es wollten.» Und das vom Regierungschef eines Volkes, das kaum drei Armeedivisionen in die Schlacht werfen konnte, über ein Land, das 300 aufzubieten vermochte!

Sein Botschafter in Warschau versuchte zu tun, was er konnte, um ihn über seinen Irrtum aufzuklären. Während Beck noch in London war, hob Kennard in einer Mitteilung, in der er seine eigenen Ansichten sowie die seiner Luftfahrt- und Militärattachés zusammenfasste, hervor, dass Polen wegen seiner strategischen Situation (das Land war auf drei Seiten eingeschlossen) und mangels moderner Ausrüstung weder den Korridor noch seine westlichen Provinzen verteidigen könne, stattdessen müssten sich die Truppen bis an die Weichsel zurückziehen.

«Ein freundlich gesonnenes Russland», betonte er, «ist mithin von grösster Wichtigkeit für Polen.»

Im Londoner Unterhaus bemühten sich Lloyd George, die beherrschende Figur der britischen Politik während des Weltkriegs, und Winston Churchill, zwar bei den Tories noch immer in Ungnade, aber nicht ohne politischen Einfluss, unermüdlich, Chamberlain das klarzumachen. Am 3. April, vier Tage nach der einseitigen Garantie des Premierministers für Polen, hatte Lloyd George im Unterhaus Chamberlain gedrängt, er möge eine Annahme der russischen Hilfe durch Warschau zu einer Bedingung der britischen Garantie machen.

Einen Monat später wies Churchill den Premierminister darauf hin, dass es

keine Möglichkeit gebe, ohne die aktive Unterstützung der Russen eine Front gegen eine Nazi-Aggression zu halten.

Mir erschien das selbstverständlich, Chamberlain oder den Polen aber offensichtlich nicht.

Am Donnerstag, dem 6. April, häuften sich Gerüchte über deutsche Truppenbewegungen an der polnischen Grenze. London schien zu befürchten, Hitler könne, erzürnt darüber, dass Beck an jenem Tag in London ein Hilfsabkommen auf Gegenseitigkeit unterzeichnet hatte, über das Wochenende in Polen einmarschieren. Auch hörte man gerüchtweise, Mussolini, der seinem Achsenpartner nicht nachstehen mochte, werde am Osterwochenende in Albanien einfallen. Doch kam ich nach Gesprächen mit verschiedenen Kontakten in polnischen Militär- und Diplomatenkreisen zu dem Ergebnis, dass Hitler für den Augenblick nichts plante. In diesem Bewusstsein beschloss ich, wie vorgesehen, am Karfreitag mit dem Nordexpress von Warschau über Berlin nach Paris zu fahren, wo ich am Ostersonntag eine Sendung machen sollte. Tags darauf wollte ich nach Genf weiterfahren, um meine Familie wenigstens einmal zu sehen.

Als mein Zug am Freitagabend in Berlin in den Schlesischen Bahnhof einfuhr, sah ich aus dem Wagenfenster, wie mir Pierre Huss zugrinste. Das konnte nur schlechte Nachrichten bedeuten. Mein Londoner Büro, sagte er, habe angerufen und ihn aufgefordert, mich aus dem Zug zu holen. Die Briten schienen immer noch zu fürchten, Hitler werde am Wochenende etwas gegen Polen unternehmen.

«Ausserdem bibbern sie in London wegen der Sache mit Italien», fügte Pierre hinzu. «Heute Morgen ist Mussolini in Albanien einmarschiert. Wahrscheinlich zur Feier des Karfreitags.» (Albanien war ein islamisches Land.)

Es war zwar nur ein mieser kleiner Überfall, aber durchaus nicht unbedeutend in einem Europa, das vor jeder Bewegung der faschistischen Diktatoren zitterte. Die Besetzung des kleinen Landes verschaffte dem Duce neben einer guten Ausgangsposition gegenüber Griechenland und Jugoslawien einen billig errungenen Sieg.

Ich stieg aus, nahm mir ein Zimmer im *Adlon* und telefonierte herum, um zu sehen, ob die Deutschen für das Wochenende wirklich eine Invasion planten. An der polnischen Grenze hatte ich keinerlei militärische Aktivitäten beobachten können, weder Truppentransporte noch Züge mit Kanonen und Panzern. Alle meine Informanten in Berlin waren fest überzeugt, es werde ruhig bleiben, und auf den Strassen der Reichshauptstadt wimmelte es von Soldaten auf Osterurlaub. Also beschloss ich, am nächsten Morgen nach Paris zu fliegen, und kam dort eine

Stunde nach der fahrplanmässigen Ankunft des Zugs an, aus dem ich in Berlin ausgestiegen war.

Frankreich, das sich auf den 150. Jahrestag der Revolution von 1789 vorbereitete, wirkte weniger defätistisch und besorgt als zur Zeit des Münchner Abkommens. Doch es zeigte sich, dass meine lange Liebesbeziehung zu Paris schal geworden war. In meinem Tagebuch lese ich: «Wie schäbig die Stadt in den letzten zehn Jahren geworden ist!» Einige meiner französischen Bekannten pflichteten mir bei.

«Überall Korruption», geht der Eintrag weiter, «politische Verwirrung und Egoismus der Klassen.» Die meisten meiner französischen Freunde sagten schulterzuckend *m'en fous!* (Was soll's!)

An diesem Osterwochenende aber, es waren zwei herrliche Frühlingstage, an denen der Duft von Kastanienblüten über den breiten Boulevards lag, wirkten die Dinge weniger düster. Für New York sollte ich eine Sendung darüber machen, wie man in Frankreich auf Mussolinis Einmarsch in Albanien reagierte und was die Regierung zu tun gedachte. Ed Murrow sollte von London aus dieselbe Frage für Grossbritannien beantworten. Auch wenn unsere Berichte einander ähnelten, weil Frankreich wie Grossbritannien nichts tat, wirkte Frankreich entschlossener. Immerhin hatte das Land ohne weitere Umstände über eine Million Mann mobilisiert, und allgemein herrschte der Eindruck – auch wenn Bonnet, ein boshafter Mann, sich grösste Mühe gab, ihn zu verwässern –, dass Frankreich bei einem Überfall Hitlers auf Polen kämpfen würde. In mein Tagebuch notierte ich: «Frankreich fordert die Briten auf, die Wehrpflicht einzuführen, damit sie mit ihnen und den Russen gleichziehen.»

An diesem Wochenende fühlte ich mich in der französischen Hauptstadt trotz allem recht wohl, und noch wohler war mir bei der Vorstellung, dass ich am Ostermontag Tess und Eileen wiedersehen würde – in Genf, wo ich den Untergang der spanischen Republik wie auch den des Völkerbundes betrauert hatte. Wie viel jugendliche Zuversicht hatte ich in beide gesetzt!

«Es ist schlimm, mitanzusehen, wie der Völkerbund in seinen letzten Zügen liegt», steht unter dem 19. Januar 1939 in meinem Tagebuch. Alvarez Vayo, der Aussenminister der spanischen Republik, hatte am 18. vor dem Völkerbundsrat eine würdevolle Rede gehalten und den Völkerbund aufgefordert, sich weiterhin Franco zu widersetzen und zugleich etwas gegen Deutschland und Italien zu unternehmen, deren Streitkräfte es Franco ermöglichten, den grössten Teil Spaniens zu knebeln. Obwohl zu erkennen war, dass seine Worte von Herzen kamen und obwohl er durchaus gemässigt sprach, hatte sich der britische Aussenminister

Lord Halifax zum Zeichen der Verachtung, die er für die spanische Republik empfand, in der Mitte von Vayos Rede erhoben und demonstrativ den Saal verlassen. Wie mir Vayo, ein guter Bekannter, spät am Abend bei einem gemeinsamen Glas anvertraute, war er völlig verzweifelt. Barcelona stand kurz vor dem Fall, und am 28. März hatte das tapfere Madrid, das sich allen Erwartungen zum Trotz drei volle Jahre gehalten hatte, Franco ergeben. Was vom republikanischen Spanien übriggeblieben war, kapitulierte am folgenden Tag. Es war ein Triumph für Mussolini und Hitler, sowie ein Rückschlag für Frankreich und Grossbritannien, auch wenn sie zu blind waren, das vollständig zu erfassen. Frankreich war jetzt auf drei Seiten von faschistischen Gegnern umgeben: Deutschland, Italien und Spanien, und für die armen Spanier begann eine lange, finstere Nacht in der Geschichte ihres Landes.

Meine Tätigkeit für den Rundfunk hielt mich nun den grössten Teil der Zeit auf Trab. Zwar gefiel mir meine Arbeit und das damit verbundene Leben, aber ich wäre doch gern öfter mit meiner Familie zusammen gewesen, vor allem jetzt, wo wir ein Kind hatten – immerhin war ich inzwischen 35 Jahre alt. Aber damit, dass ein umherzigeunernder Auslandskorrespondent in den letzten Kriegsjahren Europas kaum ein Privatleben kannte, musste man leben.

Seit der Zeit unmittelbar nach dem Anschluss war Genf mein ständiger Wohnsitz, doch abgesehen von einzelnen Sendungen über den Niedergang des Völkerbundes oder das Internationale Arbeitsamt für mich kaum mehr als ein Stützpunkt, von dem aus ich allenthalben in Europa Aufträge ausführte.

Am 20. April war ich wieder in Berlin – einfach für den Fall, dass Hitler zur Feier seines 50. Geburtstags eine Überraschung bereithielt. Von dort flog ich nach London, um mich mit Murrow über unsere verschiedenen Projekte zu unterhalten, eine gemeinsame Sendung mit ihm zu machen und, für mich sehr wichtig, von meinen englischen Bekannten im Unterhaus zu erfahren, ob sich die Briten in der Polenkrise gegen Hitler stellen und, wenn es erforderlich war, auch kämpfen würden. Mit grosser Verspätung, schien mir, debattierte das Unterhaus die Frage, ob die Wehrpflicht eingeführt werden sollte. Meine besten Freunde, die dem Labour-Flügel angehörten, waren strikt dagegen.

Schliesslich ging es erneut nach Berlin zurück, wo ich über das berichten sollte, was man meiner Einschätzung nach als Hitlers grösste rednerische Leistung ansehen muss – die Antwort, die er am 28. April im Reichstag auf Roosevelts an ihn gerichtete Bitte gab, keinen Krieg zu beginnen. Am 30. April war ich

erneut in Warschau und berichtete, wie wacker sich die Polen gegen den von Hitler ausgehenden, zunehmenden Druck hielten.

Adolf Hitler nutzte seinen 50. Geburtstag, um in Berlin vorzuführen, was ich in meinem Tagebuch «die bisher bedeutendste Zurschaustellung militärischer Macht Deutschlands» nannte. Damit sollten deutlich erkennbar Polen, Grossbritannien, Frankreich und, aus anderen Gründen, die Sowjetunion beeindruckt werden. Auf mich jedenfalls, das muss ich gestehen, verfehlte sie ihren Eindruck nicht – dergleichen hatte ich noch nie gesehen. Schwärme von Bombern, Kampfflugzeugen und den neuen Stukas dröhnten über uns hinweg, endlose Kolonnen schwerer Panzer, grosser Panzerabwehr- und Flugzeugabwehrkanonen zogen vorbei. Beim Anblick eines motorisierten Artilleriegeschützes, das fünf Schlepper zogen, stockte den deutschen Zuschauern der Atem, dann applaudierten sie begeistert. Wie konnte man nur unbelebten Dingen wie Kanonen und Panzern Beifall zollen?

Während ich zusah, wie ein glücklicher und zugleich gebieterischer Hitler stundenlang eine der vorüberziehenden Einheiten nach der anderen salutierend abnahm, fragte ich mich, ob er mit seinen 50 Jahren nicht erkannt hatte, dass er sich jetzt auf der Höhe seiner persönlichen und politischen Macht befand und in diesem entscheidenden Jahr 1939 entschlossen zu handeln gewillt war, selbst wenn das beträchtliche Risiken mit sich brachte. Chamberlain hatte enthüllt, dass während der Tschechoslowakei-Krise in Bad Godesberg Hitler ihm gegenüber erklärt habe, er sei 49 Jahre alt und gedenke, wenn Deutschland in einen Weltkrieg verwickelt werden solle, sein Land zu führen, solange er in der vollen Kraft seiner Jahre stand.

Nicht nur er, sondern auch sein grosses Werk, die Wehrmacht, zeigte bei dieser Geburtstagsparade, dass sie im Begriff stand, «ihre volle Kraft» zu erreichen. Inzwischen wuchs in mir das Gefühl, dass Hitler nicht die Art Mann war, der tatenlos zusah, wie die eigene Kraft und die Macht der Streitkräfte nach Erreichen eines Höhepunktes dahinschwand. Er würde losschlagen, solange er sich stark fühlte – wenn nicht in diesem Sommer, dann im nächsten –, es sei denn, Polen und der Westen kapitulierten in einem zweiten «München» erbärmlich vor ihm.

In einer Rundfunksendung aus London versuchte ich am 23. April die Ziele Nazi-Deutschlands zusammenzufassen und zu zeigen, wie das deutsche Volk zu ihnen und zu Hitler stand. Ich musste dabei bedenken, dass alles, was ich im Ausland über das Dritte Reich und seinen ungestümen Führer sagte, rasch seinen Weg nach Berlin fand und dass man mich, wenn Hitler und Goebbels es zu sehr miss-

billigten, nicht wieder ins Land lassen würde. Damit wäre meine schon recht lange Karriere als Berichterstatter über Nazi-Deutschland zu Ende – das aber wollte ich, sofern es mit Anstand möglich war, vermeiden, denn dort war das Zentrum dessen, was es auf der Welt zu berichten gab, und dort würde sich entscheiden, ob es zum Krieg kam oder nicht. Über diese Sendung, die mir von Berlin aus nicht möglich gewesen wäre, hatte ich mir das ganze Frühjahr hindurch Gedanken gemacht, und in ihr drückte ich meine Ansichten zu diesem Thema aus.

Ich sagte darin, das deutsche Volk glaube Verschiedenes, das Amerikanern ganz oder zum Teil überraschend erscheinen mochte.

1. Dass Grossbritannien mit Unterstützung Frankreichs, der Sowjetunion und der Vereinigten Staaten eine Einkreisung Deutschlands planten mit dem Ziel, es zu zerstören.

2. Dass angesichts der deutschen Erfahrungen im Weltkrieg Hitler recht daran tat, diese Einkreisung zu durchbrechen, bevor sie vollendet war.

3. Dass Ost- und Südosteuropa natürlicher Bestandteil des deutschen Lebensraums seien, den es zur Sicherung seiner Existenz beherrschen müsse, und dass weder Grossbritannien noch sonst ein Land einschliesslich Amerikas ein Recht hatten, den Deutschen dort in den Arm zu fallen.

4. Dass Hitler, wie seinerzeit Österreich und die Tschechoslowakei, auch in Osteuropa kampflos bekommen würde, was er wollte.

5. Dass es daher keinen Krieg geben werde (den das deutsche Volk ohnehin nicht wollte), ausser wenn die auf Deutschlands Erfolg neidischen Mächte, die das Reich einkreisten, es auch angriffen. In einem solchen Fall war man bereit zu kämpfen und seines Sieges gewiss.

6. Dass Hitler die ausländischen Mächte überlistet hatte, die versuchten, Deutschland niederzuhalten, und dass er dem Land den ihm gebührenden Platz in der Welt wieder verschafft hatte – ohne dass ein einziger Schuss abgefeuert und das Leben eines einzigen deutschen Soldaten geopfert worden war.

Natürlich waren den Menschen diese Ansichten weitgehend durch die vom Propagandaministerium gelenkten Medien Presse und Rundfunk eingehämmert worden. Es gab nur wenig Gelegenheit, über irgendetwas, das auf der Welt vor sich ging, unverfälschte Berichte zu bekommen, und so kam es, dass die Deutschen ihre Ansichten hartnäckig vertraten.

Bezüglich der Ziele Nazi-Deutschlands vertraute ich meinem Tagebuch an:

Weder Deutsche noch Ausländer in Berlin glauben eine Sekunde lang, dass Hitler jetzt innehält... Das Ziel ist die Beherrschung Osteuropas bis zum Schwarzen Meer. Sofern Deutschland das erreicht, ist es nicht nur das mächtigste Land Europas, sondern auch gegenüber einer Blockade unverwundbar, wie die, durch die es den vorigen Krieg verloren hat. Es hätte dann alle für sein Ausharren erforderlichen Rohstoffe und Nahrungsmittel in erreichbarer Nähe.

Auch der Zeitfaktor spielte meiner Ansicht nach eine Rolle, denn Deutschland musste versuchen zu erreichen, was es sich vorgenommen hatte, solange es noch die ungeheuren wirtschaftlichen, finanziellen und psychischen Belastungen ertragen konnte. Die von den Nazis angekurbelte Wirtschaft war ebenso auf ihrem Leistungshöhepunkt wie die Militärmaschinerie.

Und der Frieden? Nun, gewiss wollte das deutsche Volk ihn, aber es sollte ein *deutscher* Friede sein, den die deutsche Wehrmacht garantierte. Im *Völkischen Beobachter* hiess es am Tag nach der grossen Parade zu seinem 50. Geburtstag, die Wehrmacht sei für das Land der Schild, der den Frieden gewährleiste, und dieser deutsche Friede werde einem mächtigen Volk sichern, was es zum Leben brauchte.

Eigentümlicherweise liessen sich die Menschen in London, Washington und New York von solchen Ansichten nicht einmal dann beeindrucken, wenn der *Völkische Beobachter* sie stützte. Dabei liess Hitlers Reichstagsrede am 28. April, mit der er Roosevelt geantwortet hatte, meiner Ansicht nach nur wenig Platz für eine optimistische Haltung, was den Frieden betraf. Vielleicht musste man sie selbst mit angehört haben, wie ich, um das ganz und gar zu begreifen.

Es war wohl Hitlers längste «grosse» Rede – sie hatte volle zweieinhalb Stunden gedauert. Und es war wohl auch die bedeutendste, die ich je von ihm gehört hatte. «Hitler hat hier mit Bezug auf Beredsamkeit, List, Ironie, Sarkasmus und Heuchelei», notierte ich, «einen neuen Höhepunkt erreicht», – und er kam ihm nie wieder nahe. Mit dieser Rede erreichte er auch die grösste Zuhörerschaft, die er je gehabt hatte, denn nicht nur ging sie über alle deutschen Rundfunksender, sie wurde auch in ganz Europa verbreitet, und in Amerika brachten die meisten grossen Stationen sie gleichfalls. Nie zuvor oder danach dürfte Hitler eine solche ungeheure Zuhörerschaft gehabt haben. Meiner Ansicht nach hat er diese Gelegenheit weidlich genutzt.

Am 15. April, eine Woche, nachdem Mussolini seine Truppen nach Albanien

in Marsch gesetzt hatte und man befürchtete, Hitler werde in Polen einmarschieren, hatte Roosevelt in Telegrammen an die beiden faschistischen Diktatoren zur Einhaltung des Friedens gemahnt und ganz offen gefragt:

Sind Sie bereit, die Zusicherung zu geben, dass Ihre Streitkräfte die Staatsgebiete oder die Besitzungen folgender unabhängiger Nationen nicht angreifen und dort nicht durchmarschieren werden: Finnland, Estland, Lettland, Litauen, Schweden, Norwegen, Dänemark, die Niederlande, Belgien, Grossbritannien und Irland, Frankreich, Portugal, Spanien, die Schweiz, Liechtenstein, Luxemburg, Polen, Ungarn, Rumänien, Jugoslawien, Russland, Bulgarien...?

Insgesamt handelte es sich um 31 Länder. Dies Telegramm traf am 15. April gegen Abend in Berlin und Rom ein. Doch der Duce soll sich laut Graf Ciano zuerst geweigert haben, es überhaupt zu lesen. Göring, der zufällig bei Mussolini in Rom war, schlug vor, es keiner Antwort zu würdigen, da der amerikanische Präsident an beginnender Geistesschwäche leide. Der Duce seinerseits neigte der Auffassung zu, Roosevelts merkwürdiges Verhalten gehe auf dessen Kinderlähmung zurück.

Hitler jedenfalls beschloss, ihm eine weithin vernehmbare Antwort zu erteilen, und berief für den 28. April den Reichstag zu einer Sondersitzung ein, damit sie dort gehört wurde. Um Roosevelt lächerlich zu machen, hatte Hitler durch das Auswärtige Amt bei den Regierungen aller von diesem aufgeführten Länder anfragen lassen, ob sie sich durch Nazi-Deutschland bedroht fühlten und möglicherweise den amerikanischen Präsidenten zu seiner Anfrage ermächtigt hatten. Mit besonderer Freude vernahm man in der Wilhelmstrasse, dass sich Belgien, die Niederlande, Luxemburg, Norwegen, Dänemark und Jugoslawien in keiner Weise bedroht fühlten – meiner Ansicht nach entweder ein Zeichen geradezu unglaublicher Naivität oder entsetzlicher Angst. Die Antworten der meisten Länder – einige bekam man erst auf heftiges Drängen hin – lieferten Hitler reichlich Munition gegen den amerikanischen Präsidenten.

Als er um 12 Uhr mittags am 28. April 1939 in der alten Krolloper vor den Reichstag trat, schlug er mit seinen ersten Worten eine überaus heuchlerische Taktik ein. Er erklärte, er habe den Reichstag einberufen, damit dessen Mitglieder seiner Antwort auf Roosevelts Telegramm zustimmen oder sie ablehnen konnten. So etwas hatte ich ihn vor dem Reichstag noch nie sagen hören, in dem immerhin ausschliesslich von ihm selbst ausgewählte Vertreter sassen. Jeder von ihnen

wusste, dass ihn eine «Ablehnung» dessen, was Hitler sagte, unverzüglich ins Konzentrationslager und möglicherweise genauso rasch in den Tod befördern konnte.

Wie stets in Hitlers Reden folgte als nächstes eine langatmige Darstellung der Ungerechtigkeiten des Versailler Vertrags, des Leidens, das dadurch über das deutsche Volk gebracht worden war, und schliesslich wie er, Hitler, dieses Volk mit Hilfe der Vorsehung, der er dafür «demütig» dankte, von diesem entsetzlichen Joch befreit hatte. Er rechtfertigte die Einverleibung Österreichs sowie Böhmens und Mährens ins Reich, und bevor er auf Roosevelts Telegramm einging, teilte er Grossbritannien und Polen mit, was er von der Art hielt, wie sie Deutschland gegenüber aufgetreten waren. Erneut betonte er seine Bewunderung für und seine Freundschaft zu England und fuhr dann fort: «Wenn nun England heute... die Auffassung vertritt, dass man gegen Deutschland unter allen Umständen auftreten müsste, und dies durch die uns bekannte Politik der Einkreisung bestätigt, dann ist damit die Voraussetzung für den Flottenvertrag beseitigt...

Ich habe mich daher entschlossen, dies der britischen Regierung mit dem heutigen Tag mitzuteilen.»

Mit Bezug auf Polen verhielt er sich ähnlich und erklärte, er habe den Polen gegenüber das «gewaltigste Entgegenkommen» bewiesen, das denkbar sei, indem er ihnen einen 25 Jahre gültigen Nichtangriffspakt angeboten habe (der von 1934 hatte noch eine Laufzeit von fünf Jahren), vorausgesetzt, das Land erfüllte folgende Forderungen:

1. Danzig kehrt als Freistaat in den Rahmen des Deutschen Reiches zurück.
2. Deutschland erhält durch den Korridor eine Strasse und eine Eisenbahnlinie zur eigenen Verfügung mit dem gleichen exterritorialen Charakter für Deutschland, als der Korridor ihn für Polen besitzt.

Er bedauerte, dass Polen dies «im Dienste des europäischen Friedens» gemachte einzigartige Angebot zurückgewiesen habe – was in Wirklichkeit keinerlei Zugeständnis von ihm bedeutete. Dann folgten weitere Lügen.

Ich habe diese mir unverständliche Haltung der polnischen Regierung aufrichtig bedauert,... das Schlimmste ist, dass nunmehr ähnlich wie die Tschechoslowakei vor einem Jahr auch Polen glaubt, unter dem Druck einer verlogenen Welthetze Truppen einberufen zu müssen, obwohl Deutschland seinerseits überhaupt nicht einen einzigen Mann eingezogen hat und nicht daran dachte, irgendwie gegen Polen vorzugehen.

Als ich diese Ungeheuerlichkeit hörte, zuckte ich unwillkürlich zusammen. Alle Welt wusste, dass Deutschland seit Wochen insgeheim Truppen zusammenzog und für das Ende des Sommers die vollständige Mobilmachung anstrebte. Hitler stand im Begriff, an Polens Grenzen auf den drei Seiten, an denen das Land umschlossen war, eine gewaltige Streitmacht zusammenzuziehen. Aber die Unverfrorenheit des Diktators war grenzenlos, denn als nächstes leugnete er die «Deutschland nunmehr von der Weltpresse» einfach angedichtete Angriffsabsicht gegen Polen – ausgerechnet er, der drei Wochen zuvor, am 3. April, seine militärischen Befehlshaber beauftragt hatte, Pläne zur Zerstörung Polens auszuarbeiten, die *spätestens* am 1. September beginnen sollte.

Durch den Abschluss eines Beistandspaktes auf Gegenseitigkeit mit Grossbritannien hatte Polen Hitlers Ansicht nach den deutsch-polnischen Nichtangriffspakt von 1934 gebrochen, und er teilte mit: «Ich sehe deshalb damit das von mir und dem Marschall Pilsudsky seinerzeit geschlossene Abkommen als durch Polen einseitig verletzt an und damit als nicht mehr bestehend!»

Obwohl ich Hitler gut zu kennen glaubte, war ich überrascht davon, dass er diese beiden Verträge aufkündigte. Warum stiess er alle Welt mit der Nase darauf, was zu tun er im Begriff stand? Möglicherweise wollte er das deutsche Volk damit seelisch auf einen Krieg vorbereiten.

Nach mehr als einer Stunde wandte sich Hitler endlich dem zu, was angeblich Hauptgegenstand seiner Rede hatte sein sollen: der Antwort an Roosevelt. Hier trug ihn seine Beredsamkeit förmlich davon, und nie zuvor hatte man erlebt, dass er einen ausländischen Regierungschef so mit Spott übergoss. Den Zuhörern im Reichstag schien das zu gefallen, sie bogen sich bei den endlosen Angriffen auf Roosevelt vor Lachen. Ich muss gestehen, dass ich Hitler noch nie in so glänzender, schauspielerischer Laune erlebt hatte, wie töricht oder falsch auch vieles von dem, was er sagte, wirken mochte – vor allem auf einen Amerikaner.

Auf alle 21 Punkte Roosevelts wolle er antworten, sagte er. Er trug einen um den anderen vor, liess eine Pause eintreten und sagte dann vieldeutig lächelnd mit leiser Stimme entweder nur «Antwort» oder «meine Antwort». Darauf dann liess er, nachdem er eine genau kalkulierte, weitere Pause eingelegt hatte, diese Antwort folgen. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er seinen hypnotisierenden Blick über die Zuhörerschaft schweifen lässt und mit ernstem und gesammeltem Gesicht seine Antworten ankündigt. Über ihm, auf dem Platz des Präsidenten, unterdrückte Göring jeweils ein Kichern, und man spürte förmlich, wie sich die Abge-

ordneten zurückhielten, bis die vollständige Antwort erteilt war, dann aber brachen sie in donnerndes Gelächter aus.

Ein Beispiel für das, was eine ganze Stunde lang vor sich ging:

12. Herr Roosevelt erklärt nun weiter, dass es für ihn feststeht, dass sich alle internationalen Probleme am Konferenztisch lösen lassen.

Meine Antwort:

Theoretisch müsste man wirklich glauben, dass dies möglich sein könnte.... Meine Skepsis beruht aber darin, dass es Amerika selbst war, das seinem Misstrauen über die Wirksamkeit von Konferenzen den schärfsten Ausdruck verlieh. Denn die grösste Konferenz aller Zeiten war ohne Zweifel der Völkerbund. Dieses nach dem Willen eines amerikanischen Präsidenten geschaffene Gremium aller Völker der Welt sollte die Probleme der Menschheit am Konferenztisch lösen. Der erste Staat aber, der sich von dieser Arbeit zurückhielt, war die amerikanische Union... Ich selbst erst habe mich dann entschlossen, nach jahrelanger zweckloser Teilnahme das Beispiel Amerikas nachzuahmen und die grösste Konferenz der Welt ebenfalls zu verlassen... Die Freiheit Nordamerikas ist so wenig am Konferenztisch errungen worden, wie der Konflikt zwischen den Nord- und Südstaaten am Konferenztisch entschieden wurde. Von den unzähligen Kämpfen der allmählichen Unterwerfung des nordamerikanischen Kontinents will ich ganz absehen. Ich erwähne dies alles nur, um festzustellen, dass Ihre Auffassung, Herr Präsident Roosevelt, ... in der Geschichte weder Ihres eigenen Landes noch in der übrigen Welt eine Bestätigung findet.

Nach weiteren Lektionen an die Adresse des Präsidenten kam Hitler auf den Kernpunkt von Roosevelts Telegramm zu sprechen, nämlich dass er, Hitler, der Welt versichern solle, er werde keines der 31 Länder angreifen. Während Hitler langsam und feierlich Namen für Namen dieser Völker vorlas, steigerte sich die Heiterkeit der Abgeordneten. Er habe sich die Mühe gemacht, erklärte er, bei jedem einzelnen dieser Länder anzufragen, ob sie sich durch Deutschland bedroht fühlten, und, fuhr er fort: «Die Beantwortung war eine durchgehend negative.» Und nun erreichte der Sarkasmus in seiner Stimme, seinem Blick und seinen Worten einen Höhepunkt.

Ich muss aber nun auch Herrn Roosevelt ausserdem noch auf einige historische Irrtümer aufmerksam machen. Er erwähnt zum Beispiel auch Irland und bittet um die Erklärung, dass Deutschland Irland nicht angreife. Ich habe nun soeben

eine Rede des irischen Ministerpräsidenten De Valera gelesen, in der dieser nun eigentümlicherweise im Gegensatz zur Meinung Herrn Roosevelts nicht Deutschland beschuldigt, Irland zu unterdrücken, sondern England vorwirft, dass Irland unter der fortwährenden Aggression dieses Staates zu leiden habe.

Gelächter und Beifall. Dennoch, erklärte Hitler, sei er bereit,

jedem dieser genannten einzelnen Staaten, wenn er es wünschen sollte und sich selbst an Deutschland mit einem entsprechenden tragbaren Vorschlag wendet, um eine Zusicherung der von Roosevelt gewünschten Art zu erhalten, diese Zusicherung unter der Voraussetzung der unbedingten Gegenseitigkeit auch zu geben.

Er liess eine Pause eintreten, sein Blick hellte sich auf, und ein leises Lächeln huschte über sein Gesicht. Er war bereit, noch mehr zu geben!

Ich möchte aber diese Gelegenheit doch nicht vorübergehen lassen, ohne dem Präsidenten der nordamerikanischen Union vor allem eine Versicherung über die Gebiete abzugeben, die doch wohl in erster Linie für seine Besorgnis in Frage kämen, nämlich die nordamerikanische Union selbst und die übrigen Staaten des amerikanischen Kontinents.

Und hier erkläre ich feierlich, dass alle irgendwie verbreiteten Behauptungen über einen beabsichtigten deutschen Angriff oder Eingriff auf oder in amerikanische Gebiete plumper Schwindel oder grobe Unwahrheit sind.

Während der Reichstag vom wiehernden Gelächter der Anwesenden widerhallte, verzog Hitler, exzellenter Schauspieler, der er war, keine Miene.

Und dann kam sein rednerisches Kabinettstück:

Herr Präsident Roosevelt! Ich verstehe ohne Weiteres, dass es die Grösse Ihres Reiches und der immense Reichtum Ihres Landes Ihnen erlauben, sich für die Geschicke der ganzen Welt und für die Geschicke aller Völker verantwortlich zu fühlen. Ich, Herr Präsident Roosevelt, bin in einen viel bescheideneren und kleineren Rahmen gestellt... Ich übernahm einst einen Staat, der dank seines Vertrauens auf die Zusicherungen einer anderen Welt sowie durch das schlechte Regime einiger demokratischer Staatsführungen vor dem Ruin stand... Ich habe das Chaos in Deutschland überwunden, die Ordnung wieder

hergestellt, die Produktion auf allen Gebieten unserer nationalen Wirtschaft ungeheuer gehoben... Es ist mir gelungen, die uns alle so zu Herzen gehenden 7 Millionen Erwerbslosen restlos wieder in nützliche Produktionen einzubauen... Um den Bedrohungen durch eine andere Welt vorzubeugen, habe ich das deutsche Volk nicht nur politisch geeint, sondern auch militärisch aufgerüstet, und ich habe weiter versucht, jenen Vertrag Blatt um Blatt zu beseitigen, der in seinen 448 Artikeln die gemeinste Vergewaltigung enthält, die jemals Völkern und Menschen zugemutet worden ist.

Ich habe die uns 1919 geraubten Provinzen dem Reich wieder zurückgegeben, ich habe Millionen von uns weggerissener, tief unglücklicher Deutscher wieder in die Heimat geführt... und ich habe, Herr Präsident, mich bemüht, dies alles zu tun, ohne Blut zu vergiessen und ohne meinem Volk oder anderen daher das Leid des Krieges zuzufügen...

Sie, Herr Präsident, haben es dem gegenüber unendlich leichter. Sie sind, als ich 1933 Reichskanzler wurde, Präsident der amerikanischen Union geworden, Sie sind damit im ersten Augenblick an die Spitze eines der grössten und reichsten Staaten der Welt getreten...

Sie können daher Zeit und Musse finden, bestimmt durch die Grösse Ihrer ganzen Verhältnisse, sich mit universalen Problemen zu beschäftigen ... In diesem Sinne können daher Ihre Besorgnisse und Anregungen einen viel grösseren und weiteren Raum umspannen als die meinen. Denn meine Welt, Herr Präsident Roosevelt, ist die, in die mich die Vorsehung gesetzt hat und für die ich verpflichtet bin. Sie ist räumlich viel enger. Sie umfasst nur mein Volk. Allein ich glaube, dadurch noch am ehesten dem zu nützen, was uns allen am Herzen liegt: der Gerechtigkeit, der Wohlfahrt, dem Fortschritt und dem Frieden der ganzen menschlichen Gemeinschaft!

«Die Meisterschaft dieser Rede», schrieb ich später über das, was ich an jenem Tag im Reichstag miterlebt hatte, «bestand darin, dass es Hitler damit gelang, das deutsche Volk hinters Licht zu führen.» Doch wer in den darauffolgenden Tagen durch Europa reiste, konnte leicht erkennen, dass sie, im Unterschied zu zahlreichen früheren Hitlerreden, niemanden mehr täuschen konnte, der ausserhalb Deutschlands Grenzen lebte.

«Das war wohl», endet mein Eintrag, «die letzte grosse öffentliche Rede Hitlers in Friedenszeiten.»

Dennoch hoffte ich wie nahezu jeder auf Frieden – trotz Hitlers Worten, trotz seiner Taten, obwohl er zwei weiteren Völkern die Fetzen der mit ihnen geschlos-

senen Verträge vor die Füße geworfen hatte, trotz allen Lugs und Trugs.

Hätte ich damals gewusst, was er kaum einen Monat später den deutschen Oberbefehlshabern unter grösster Geheimhaltung mitteilte, und hätte ich erfahren, aus welcher Richtung ein neuer Wind in Moskau zu wehen begann, hätte ich mich solchen Täuschungen nicht hingegeben.

Wie Hitler selbst sagte, brach er an jenem Tag ganz bewusst die Brücken hinter sich ab. Er rief die Spitzen der Wehrmacht und seine militärischen Adjutanten für den Nachmittag in der neuen Reichskanzlei zusammen und teilte ihnen mit, man komme um einen Krieg nicht mehr herum. Was er im Einzelnen gesagt hat, findet sich im Protokoll seines Wehrmachtsadjutanten, Oberstleutnant Rudolf Schmudt; es ist eins der enthüllendsten Dokumente für den Weg des Dritten Reichs in den Krieg. Als Wichtigstes sah Hitler Geheimhaltung an, und zwar so sehr, dass er es untersagte, auch nur eine einzige Kopie des Protokolls anzufertigen. Tatsächlich existiert nur ein Exemplar, eben das Original in Schmudts Handschrift. Das Besondere an dieser Rede ist, dass Hitler vor dem innersten Kreis seiner Vertrauten ohne das Lügengewirr seiner eigenen Propaganda und Diplomatie seine Absichten ganz unumwunden erklärte.

An keiner Stelle der als «sinngemäss» bezeichneten Wiedergabe von Hitlers Ausführungen findet sich ein Hinweis darauf, dass einer der anwesenden Offiziere Fragen der Ethik oder Ehre ansprach, auch nicht, als Hitler sagte: «Auf Neutralitätserklärungen kann nichts gegeben werden» – dabei hatte Deutschland wie auch vor 1914 feierlich zugesichert, die Neutralität der Niederlande zu achten.

Zu einem Zeitpunkt, da die gleichgeschaltete Presse lautstark die Wiederinbesitznahme Danzigs forderte und man annahm, Hitler sei bereit, deshalb einen Krieg gegen Polen zu erklären, teilte der Diktator seinen militärischen Führern mit, was er wirklich dachte.

«Danzig ist nicht das Objekt, um das es geht. Es handelt sich für uns um die Erweiterung des Lebensraumes im Osten und Sicherstellung der Ernährung...» Das war nötig, wenn Deutschland sich mit den Westmächten anlegen wollte; ausserdem brauchte es die Arbeitskraftreserven des Ostens.

Hitler warnte seine Generäle, sich auf ein zweites München zu verlassen, und sagte: «An eine Wiederholung der Tschechei ist nicht zu glauben. Es wird zum Kampf kommen.» Es gehe darum, fuhr er fort, Polen bei nächster Gelegenheit zu «erledigen», und niemand solle denken, dass weitere Erfolge ohne Blutvergiessen möglich seien. Speziell der Krieg mit England und Frankreich werde «ein Krieg

auf Leben und Tod. Die Ansicht, sich billig loskaufen zu können, ist gefährlich; diese Möglichkeit gibt es nicht.» Er plante, die Luftstützpunkte und Kanalhäfen Belgiens und Hollands vor einem Angriff auf England zu besetzen. «Hierbei spielen Recht oder Unrecht oder Verträge keine Rolle», betonte er für den Fall, dass der eine oder andere der Generäle Bedenken haben sollte. «Gelingt es, Holland und Belgien zu besetzen und zu sichern sowie Frankreich zu schlagen, dann ist die Basis für einen erfolgreichen Krieg gegen England geschaffen.»

Also war der Krieg beschlossene Sache; Polen würde im Osten sowie England, Frankreich und die Niederlande im Westen angegriffen werden. Am Ende von Hitlers Darlegungen konnte bei keinem General mehr ein Zweifel an den Absichten des Führers bestehen.

«Die Brücken sind dann abzurechen, und es handelt sich nicht mehr um Recht oder Unrecht, sondern um Sein oder Nichtsein von 80 Millionen Menschen.»

Im Rückblick auf den Sommer 1939 erkenne ich, dass ich praktisch nichts von den geheimen Annäherungen Nazi-Deutschlands an die Sowjetunion bemerkte, die den Zweiten Weltkrieg erst unvermeidbar gemacht hat. Hinweise, die aus Moskau kamen, hätten uns zeigen sollen, dass die Sowjetunion nicht die Absicht hatte, automatisch den Franzosen und Briten gegen Nazi-Deutschland beizustehen, obwohl ich nie auf den Gedanken gekommen wäre, dass sich solch ideologische Todfeinde wie Hitler und Stalin zusammentun könnten.

Dabei hatte der sowjetische Diktator schon am 10. März, fünf Tage vor Hitlers Einzug in Prag, den Westen öffentlich gewarnt und damit Berlin ein Signal gegeben, denn in einer langen Rede vor dem XVIII. Parteikongress in Moskau, die im Wortlaut von der Sowjetpresse veröffentlicht wurde, warf Stalin Grossbritannien und Frankreich vor, sich Hitler nicht widersetzt zu haben. Er beschuldigte sie, Nazi-Deutschland bei seinem Expansionsdrang nach Osten zu unterstützen, damit es in einen Krieg mit der Sowjetunion hineinschlitterte. (Ich war sicher, dass das seit München Chamberlains Ziel war.) Russland, liess Stalin wissen, werde sich von zwei Grundsätzen leiten lassen. Einmal wolle es eine Politik des Friedens und der Festigung wirtschaftlicher Beziehungen zu *allen* Ländern fortführen und zweitens sein Land nicht durch Kriegstreiber in einen Konflikt ziehen lassen, die sich erfahrungsgemäss durch andere die Kastanien aus dem Feuer holen liessen.

Der kluge deutsche Botschafter in Moskau, Friedrich Werner Graf von der Schulenburg, erkannte, was es mit Stalins Rede auf sich hatte, und gab telegrafisch Auszüge davon nach Berlin durch.

Trotz seiner Warnung an den Westen liess Stalin unter dem Eindruck von Hitlers Einzug in Prag am 15. März schon bald (nämlich am 18. März) seinen Aussenminister Maxim Litwinow den Briten und Franzosen vorschlagen, Vertreter ihrer Länder sowie Polens, Rumäniens, der Türkei und der Sowjetunion sollten unverzüglich eine Konferenz in Bukarest abhalten, um über eine gemeinsame Front gegen Hitler zu beraten.

Diesen Vorschlag bezeichnete Chamberlain als «übereilt» und wies ihn überheblich zurück. Durch Lord Halifax liess er Iwan Maisky, dem sowjetischen Botschafter in London, erklären, zur Zeit sei kein Minister der Krone für die Reise nach Bukarest entbehrlich! Diese fadenscheinige Ausrede wurde in Moskau nicht gut aufgenommen.

Maxim Litwinow, der langgediente sowjetische Volkskommissar für Auswärtiges, also der Aussenminister, war bereit, alles daranzusetzen, um seinem Land Sicherheit vor den Nazis zu verschaffen. Ihm erschien eine Einheitsfront aus den beiden Westmächten und der Sowjetunion, der möglichst auch die kleineren Mächte im bedrohten Osten (Polen, Rumänien und die Türkei) beitreten sollten, das einzige Mittel, Hitler abzuschrecken und, sofern das fehlschlug, ihm in einem Krieg mit Aussicht auf Erfolg entgegenzutreten. Von Chamberlains Zurückweisung des russischen Vorschlags vom 18. März unbeeindruckt, liess Litwinow am 16. April den britischen Botschafter in Moskau zu sich kommen und schlug ihm in aller Form eine Tripel-Allianz zwischen Grossbritannien, Frankreich und der Sowjetunion vor. Zur Durchsetzung ihrer Ziele sollte sie sich auf ein Militärabkommen stützen und auf eine Garantie, die die Unterzeichnerstaaten (denen Polen, sofern es das wünschte, beitreten konnte) allen Völkern in Mittel- und Westeuropa gaben, die sich von Nazi-Deutschland bedroht fühlten.

Das war Litwinows letztes Angebot an den Westen, er möge sich der Sowjetunion anschliessen, um Hitler entgegenzutreten. In einer bewegenden Rede vor dem Unterhaus drängte Churchill die Briten zur Annahme und spekulierte später in seinen Memoiren, gewiss hätte das Unterhaus zugestimmt, wenn Chamberlain das russische Angebot angenommen hätte; Stalin hätte von Anfang an auf der Seite der Westalliierten gestanden und möglicherweise wäre die Geschichte anders verlaufen – auf jeden Fall weniger schlimm.

Aber Chamberlain hielt Litwinow hin, mit dem Ergebnis, dass am 3. Mai an versteckter Stelle in den sowjetischen Zeitungen die Mitteilung erschien: «M. Litwinow wurde auf eigenen Wunsch von seinem Amt als Volkskommissar für Aus-

wärtiges entbunden.» Im nächsten Satz hiess es, seine Nachfolge werde Wjatscheslaw Molotow antreten, Vorsitzender des Rates der Volkskommissare.

Was Litwinows plötzliche Absetzung zu bedeuten hatte, war allen klar. Nicht nur riss sie mich aus meinen Illusionen, auch die darin enthaltene Botschaft an Berlin war unübersehbar. Mit einer in London und Paris unbekanntenen Entschlossenheit handelte Hitler.

Im Mai und Juni war ich mehrfach in London. Warum nur weigerte sich die britische Regierung so beharrlich, die Wirklichkeit zu sehen? Wohl hatte Chamberlain Polen eine einseitige Garantie gegen einen Überfall durch die Nazis gegeben, und so willkommen diese Standpunktänderung auch war, einen Sinn hätte sie erst dann bekommen, wenn der Premierminister die Notwendigkeit begriffen hätte, die Sowjetunion, wie es Moskau auch vorgeschlagen hatte, an einer Garantie für Polen zu beteiligen, sofern das Land gerettet werden sollte.

Am 19. Mai hatten im Unterhaus Lloyd George und Winston Churchill den Premierminister scharf kritisiert, weil er auf das sowjetische Angebot eines gegen Nazi-Deutschland gerichteten Dreibundes nicht eingegangen war. Speziell Churchills Darstellung erschien mir klar und einleuchtend.

Was ist gegen diesen einfachen Vorschlag einzuwenden?... Ich bitte die Regierung Seiner Majestät, sich einige nackte Wahrheiten zu vergegenwärtigen. Ohne eine wirkungsvolle Ostfront kann es keine befriedigende Verteidigung unserer Interessen im Westen geben, und ohne Russland ist eine wirkungsvolle Ostfront nicht möglich.

Obwohl Churchill politisch gesehen noch immer am Katzentisch sass, blieb seine Rede im Unterhaus nicht ohne Wirkung. Selbst in den Reihen der Tories begann man zunehmend zu kritisieren, dass Chamberlain es unterliess, den Westen mit der Sowjetunion zusammenzubringen. Schliesslich erklärte er sich am 27. Mai bereit, den britischen Botschafter in Moskau anzuweisen, er möge gemeinsam mit dem französischen Botschafter Gespräche über Massnahmen einleiten, mit denen man den von Hitler bedrohten Ländern zu Hilfe kommen konnte. Das aber geschah, wie Herbert von Dirksen, der deutsche Botschafter in London, mit kluger Beobachtungsgabe nach Berlin berichtete, nur «äusserst zögernd».

Doch davon liess sich der ausgefuchste Molotow nicht täuschen und warf in seiner ersten öffentlichen aussenpolitischen Rede vor dem Obersten Sowjet der UdSSR am 31. Mai den beiden westlichen Demokratien ihr Zaudern vor. Sofern

sie sich ernsthaft an die Seite Russlands stellen wollten, um der Aggression Einhalt zu gebieten, mussten sie sich über dreierlei einig werden: einen Unterstützungspakt auf Gegenseitigkeit, ein Militärabkommen, in dem genau festgehalten wurde, was die jeweiligen Mächte im Fall eines Krieges zu unternehmen gedachten, sowie Garantien der drei Mächte für die kleineren Länder Osteuropas.

Doch die Franzosen und vor allem die Briten wollten nicht so recht an das Ganze heran, und über den Garantien für Polen, Rumänien und die Ostsee-Anliegerstaaten, die alle miteinander nichts mit der Sowjetunion zu tun haben wollten, kamen die Gespräche vollständig zum Stillstand.

Um aus dieser Sackgasse herauszukommen, schlug Molotow Anfang Juni vor, Chamberlain möge seinen Aussenminister zum Abschluss der Verhandlungen nach Moskau schicken. Offenkundig meinte man das im Kreml als Zeichen dafür auffassen zu dürfen, dass die Briten tatsächlich ein Abkommen schliessen wollten. Doch Lord Halifax liess Botschafter Maisky in London wissen, ihm sei es leider ganz und gar unmöglich, diese Reise zu unternehmen. Anthony Eden, der vor ihm Aussenminister gewesen war und wertvolle Kontakte mit Stalin geknüpft hatte, erklärte sich an seiner Stelle bereit. Chamberlain, der nichts davon wissen wollte, schickte statt seiner am 12. Juni William Strang, einen fähigen Karrierebeamten des Aussenministeriums, der bereits in Moskau gearbeitet hatte und Russisch sprach. Ihn aber kannte kaum jemand im eigenen Lande, und so legten die misstrauischen Männer im Kreml seine Ernennung dahingehend aus, dass die Briten nicht ernsthaft an einer wirksamen Allianz gegen Hitler interessiert waren.

Wie wir inzwischen wissen, gewannen die Bolschewiken dafür von den Deutschen den Eindruck, dass ihnen an einer Verständigung gelegen war.

Die ersten vorsichtigen Kontakte zwischen Moskau und Berlin, die wir wohl auf die erste Oktoberwoche 1938, kurz nach München, datieren dürfen, fanden unter vollständiger Geheimhaltung statt. Am 3. Oktober teilte der Berater der deutschen Botschaft in Moskau dem Auswärtigen Amt in Berlin mit, möglicherweise sei Stalin Deutschland «gewogener», weil ihn die Westmächte von den Münchner Gesprächen ausgeschlossen hatten. Der Botschafter Friedrich Werner Graf von der Schulenburg liess Berlin einen Monat später wissen, er beabsichtige, Kontakte zu Molotow aufzunehmen, im Versuch, die Fragen zu klären, die die deutsch-sowjetischen Beziehungen trübten. Diese neue Richtung in der Aussenpolitik hätte der Botschafter ohne einen Hinweis Hitlers sicherlich nicht eingeschlagen. Soweit ich wusste, war Schulenburg beim Führer keineswegs beson-

ders gut angeschrieben, er gehörte zu den letzten einer kleinen Gruppe deutscher Generäle und Diplomaten, die nach 1919 auf engen Beziehungen zur Sowjetunion bestanden und sie 1923 in Rapallo auch bekommen hatten. Von diesem Eckpfeiler der deutschen Aussenpolitik während der gesamten Dauer der Weimarer Republik hatte sich Hitler mit seiner Machtübernahme 1933 abgewendet. Für ihn war die bolschewistisch-jüdische Regierung in Moskau der Todfeind – nach München jedoch wandelte sich das ein wenig, und auf Vorschlag Berlins wurden in aller Stille Handelsgespräche aufgenommen. Nachdem die Botschafter der beiden Nationen das Gelände sondiert hatten, fuhr Anfang 1939 Alexej Merekalow, der sowjetische Gesandte in Berlin, zum Auswärtigen Amt und gab dort den Wunsch der Sowjetunion nach dem Beginn einer neuen Ära in den deutsch-sowjetischen Wirtschaftsbeziehungen zu erkennen. Drei Monate später, am 17. April, sprach er erstmals bei Ernst von Weizsäcker vor, Staatssekretär im Auswärtigen Amt, und machte weitergehende Vorschläge. Dabei betonte er, ideologische Differenzen brauchten die Beziehungen zwischen den beiden Ländern nicht zu beeinträchtigen.

Am 20. Mai liess Molotow in Moskau den deutschen Botschafter zu sich kommen und unterhielt sich in freundschaftlichster Weise mit ihm, wie dieser berichtete. Bei dieser Gelegenheit teilte er ihm mit, die zum Stillstand gekommenen Wirtschaftsverhandlungen könnten wieder aufgenommen werden, wenn *die notwendigen politischen Grundlagen* dafür geschaffen würden.

Das war neu. Nicht nur wollte der Kreml bessere Wirtschaftsbeziehungen mit Nazi-Deutschland, er wollte sie auch auf einer tragfähigen *politischen* Basis. Berlin war interessiert, und die Gespräche wurden wieder aufgenommen. Sie entgingen keineswegs der Aufmerksamkeit des neuen französischen Botschafters in Berlin, Robert Coulondre, der von der Moskauer Botschaft seines Landes in die Reichshauptstadt versetzt worden war. Zweimal zu Anfang Mai wies er seine Regierung darauf hin, dass Deutschland mit der Sowjetunion über eine «vierte polnische Teilung» verhandle.

Inzwischen ist bekannt, dass Hitler den ganzen Mai hindurch schwankte, weil er befürchtete, eines Tages könne sich die Sowjetunion mit dem Westen einigen und seine Bemühungen, mit Moskau ein Abkommen zu schliessen, lächerlich erscheinen lassen. Doch gab es auch Tage, an denen er weitere Gespräche befürwortete, und am 25. Mai, zwei Tage nach seinem endgültigen Entschluss, Polen anzugreifen, beauftragte er das Auswärtige Amt, die Gespräche mit der Sowjet-

union fortzuführen. Neue Anweisungen an Botschafter Schulenburg in Moskau wurden erlassen. Er sollte Molotow dreierlei mitteilen: Es gebe zwischen Deutschland und der Sowjetunion keinen Interessenkonflikt in auswärtigen Angelegenheiten, es sei an der Zeit, die Beziehungen zwischen den beiden Ländern zu «normalisieren», im Falle von Feindseligkeiten gegen Polen werde Deutschland die russischen Interessen so weit wie möglich berücksichtigen. Es ist denkbar, dass Coulondre von diesem Punkt Wind bekommen und von daher die Schlussfolgerung gezogen hatte, die beiden Mächte berieten über eine erneute Teilung Polens. Am 30. Mai wurden diese Anweisungen in nur wenig abgeschwächter Form von Berlin aus durchtelegraphiert.

Selbstverständlich wusste ich nichts von diesen äusserst geheimen Beziehungen zwischen Berlin und Moskau. Die Haltung Englands in diesem Konflikt war mir schrecklich arrogant vorgekommen, und aus den Debatten im Unterhaus liess sich ersehen, dass es um die Verhandlungen mit Moskau zur Bildung einer festen Front gegen Hitler nicht gut stand.

Am 27. April hatte Chamberlain endlich die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht verkündet, und das Unterhaus hatte den Antrag gegen die Stimmen der Liberalen und der Labour-Partei unterstützt. Im Kriegsfall hätte Grossbritannien im Sommer 1939 lediglich zwei Divisionen ins Feld schicken können – Frankreich plante, deren 100 zu mobilisieren.

Trotz meines Eindrucks, dass ein Krieg nahezu unausweichlich war, schwankte ich, wie auch Ed Murrow und nahezu alle anderen Kollegen, zwischen Optimismus und Pessimismus hin und her. In meinem Tagebuch sehe ich, dass ich keineswegs, wie ich mich jahrelang zu erinnern meinte, *wusste*, dass mit dem Herbst in Europa der Krieg kommen würde. Möglicherweise klammerten wir uns alle verzweifelt an jeden Strohalm, den wir finden konnten, um die Hoffnung nicht aufgeben zu müssen.

Am 16. Juli erklärte ich in einer Rundfunksendung aus Genf, die Spannung in Europa scheinbar geringer zu sein als noch drei Wochen zuvor. Eine Woche darauf begann ich eine Sendung aus Genf mit den Worten:

Während die Tage dieses schicksalhaften Sommers verrinnen, hoffen die 500 Millionen Bewohner dieses Weltteils, dass die unvermeidliche Kraftprobe nicht die Form eines Krieges annimmt.

Ich hoffte mit ihnen. Ein – selbstsüchtiger – Grund dafür war, dass ich meine Familie sozusagen neu kennenlernte und jede Minute unseres gemeinsamen Le-

bens in der alten Schweizer Stadt auskostete. «Ganz persönlich gesehen», schliesst mein Tagebucheintrag vom 3. August, «wäre es schön, wenn es nicht zum Krieg käme. Aber nächste Woche muss ich nach Danzig, da wird man es wohl sehen.»

Ich machte unterwegs in Berlin halt. Seit Hitlers Reichstagsrede drei Monate zuvor war ich nicht dort gewesen, und mir fiel auf, in was für einer ganz und gar isolierten Welt die Deutschen lebten. Während man allenthalben befürchtete, Deutschland werde wegen der Danzig-Frage Polen angreifen, glaubte man in der verrückten Welt der vom Propagandaministerium gesteuerten Medien Presse und Rundfunk das genaue Gegenteil. So las ich in der Karlsruher Tageszeitung *Der Führer*, die ich mir, mit dem Zug aus der Schweiz kommend, unterwegs gekauft hatte, in riesigen Schlagzeilen auf der ersten Seite, dass Warschau Danzig zu bombardieren drohe, und in Berlin erfuhr ich aus der am Bahnhof erstandenen *Börsenzeitung*, die als Organ der Finanzwelt gewöhnlich etwas weniger schrille Töne anschlug als die Parteipresse: **POLEN GEGEN FRIEDEN UND RECHT IN EUROPA!**

Angesichts dessen, dass in den deutschen Medien Danzig als eigentlicher Zankapfel zwischen Deutschland und Polen hingestellt wurde, schrieb ich im Zug von Berlin dorthin: «Halten die Deutschen ihre wahren Absichten einstweilen verborgen? Jeder weiss doch, dass ihnen Danzig herzlich gleichgültig ist und ihnen nur als Vorwand dient.»

Hitler wollte Polen ducken und zerstören, wie die Tschechoslowakei im Jahr zuvor, auf seinem Weg ostwärts, in Nachahmung des alten hohenzollerschen «Drangs nach Ostern».

Danzig, wo ich am 11. April ankam, schien mir nicht der Ort zu sein, wo ein neuer europäischer Krieg auszubrechen im Begriff stand. Zwar wurde es von regulären deutschen Armee-Einheiten rasch in eine Festung umgewandelt, und kaum jemand gab sich die Mühe, das zu verbergen. Deutsche Militärfahrzeuge – mit Danziger Nummernschildern – fuhren durch die Strassen, und mein Hotel, der *Danziger Hof*, war voller Wehrmachtoffiziere. Die von Polen hereinführenden Strassen waren mit Panzersperren gesichert, und man brauchte sich nur umzusehen, um zu erkennen, dass die Deutschen grosse Mengen an Maschinengewehren, Pak- und Flak-Geschützen sowie leichter Artillerie mitgebracht hatten.

Die Danziger allerdings glaubten nicht, dass es zum Krieg kommen würde. Vom Nazi-Bazillus angesteckt und vom Glauben an das Genie Adolf Hitlers erfüllt, waren sie sicher, er werde ihre Heimkehr ins Reich bewirken, ohne dass ein

Schuss abgefeuert werden musste. Durch die Alliierten war Danzig nach dem Weltkrieg zu einer «freien Stadt» unter Aufsicht des Völkerbundes geworden. Sie war in die Wirtschaft Polens integriert und auch der Haupthafen des Landes. Die Wirtschaftsbeziehungen mit Polen wollten die Danziger gern beibehalten, und auch wenn nicht zu leugnen war, dass sie den Wunsch hatten, ihre Stadt möge wieder deutsch werden, so eilte es ihnen damit doch keineswegs so sehr, wie Hitler behauptete.

Das Wetter an diesen letzten Sommertagen war schwül, und Danzigs zahlreiche Cafés und Biergärten waren voller Menschen, die sich trotz allen Geredes vom bevorstehenden Krieg ihres Lebens freuten. Auf ihren Gesichtern sah ich nur wenig Unbehagen. Das nahebei gelegene Ostseebad Zoppot auf Danziger Gebiet wimmelte von Urlaubern, die hier Badefreuden suchten und, während sich der Abend senkte, ins *Casino* drängten. Es war schwer vorstellbar, dass solche Menschen in den Krieg zogen oder dafür sorgten, dass ihretwegen ein Krieg ausbrach.

«Mehr und mehr habe ich den Eindruck», vermerkte ich nach zwei Tagen dort in meinem Tagebuch, «dass es nicht um Danzig geht und dass ich meine Zeit hier vergeude. Auf dem Spiel steht die Unabhängigkeit Polens. Ich muss nach Warschau weiter.»

«Alles in allem», heisst es dann am 20. August nach einer Woche in der polnischen Hauptstadt, «wirken die Polen ruhig und zuversichtlich.» So war es aber ein Jahr zuvor auch bei den Tschechen gewesen – bis Chamberlain sie ans Messer geliefert hatte. Niemand in Warschau glaubte, der britische Premierminister könne – oder werde – das tun. So sehr ich die Polen wegen ihrer kühlen Zuversicht bewunderte, so erstaunte mich doch, wie blind sie gegenüber der Wirklichkeit waren. Ich fragte Männer im Aussenministerium, Militär- und Universitätsangehörige, Geschäftsleute und Gewerkschaftler, warum sich ihre Regierung trotz des erkennbaren Drängens Frankreichs und Englands geweigert hatte, einem grossen Militärbündnis mit der Sowjetunion zuzustimmen, um Polen vor einem deutschen Angriff zu bewahren. War es nicht die einzige Möglichkeit, fuhr ich mit Hinweis auf Churchill und Lloyd George fort, eine Ostfront zu bilden, die den Deutschen standhalten konnte, während Frankreich und Grossbritannien im Westen angriffen? Aber die Polen lehnten das rundheraus ab; mit Moskau wollten sie in keiner Weise etwas zu tun haben.

Angesichts der russischen Drohung, die Verhandlungen über ein gegenseitiges Beistandsabkommen mit den Westalliierten in Moskau abzubrechen, wenn nicht sofort zu dessen Stützung eine militärische Übereinkunft erzielt würde, und von

den Franzosen bedrängt, die der Ansicht waren, das werde zur Katastrophe führen, hatte Chamberlain zögernd am 23. Juli dem sowjetischen Vorschlag zugestimmt, dass zwischen den drei Ländern Beratungen über ein solches Militärabkommen beginnen sollten. Allerdings hatte er deren öffentliche Ankündigung bis zum 31. Juli hinausgeschoben. Bevor sich die Russen mit einem Bündnis, das Hitler Einhalt gebot, so wie es sich Molotow stets vorgestellt hatte, politisch festlegten, wollten sie genau wissen, in welchem Umfang sie Militärhilfe vom Westen erwarten durften. Diese Forderung erschien den Franzosen und auch Männern wie Churchill und Lloyd George vernünftig, nicht aber Chamberlain. Wie aus den vertraulichen Unterlagen der britischen Regierung hervorgeht, sollte er die Gespräche in Moskau so lange hinziehen, bis die Jahreszeit für einen Angriff Hitlers auf Polen zu weit fortgeschritten war.

Zumindest aber war die für die Verhandlung in Moskau ausersehene britische Militärmission etwas ansehnlicher als die von Chamberlain zuvor gesandte Gruppe von Politikern. Sie bestand aus Admiral Sir Reginald Plunkett-Erle-Drax, Luftmarschall Sir Charles Burnett und Generalmajor Heywood – zwar nicht die Spitzen der britischen Militärhierarchie, doch annehmbare Gesprächspartner. Um zu zeigen, wie ernst sie die Sache nahmen, entsandten die Russen ihre Spitzenmänner: den Volkskommissar für Verteidigung, Marschall Kliment J. Woroschilow, den Chef des Generalstabs der Roten Armee, General Boris M. Schaposchnikow sowie die Oberkommandierenden der Marine und der sowjetischen Luftwaffe.

Aus den Anweisungen des britischen Premierministers an seine Verhandlungsdelegation wissen wir, dass sie den Auftrag hatte, Zeit zu schinden. Wie es Sir William Seeds, der britische Botschafter in Moskau formuliert hat, sollten sie die Gespräche so in die Länge ziehen, «dass die nächsten gefährlichen Monate überbrückt werden». Zu allem Überflus schickte sie Chamberlain mit einem langsamen Passagier-Frachter nach Russland, der fünf Tage brauchte – mit dem Flugzeug wären sie in einem Tag dort gewesen. Als sie am 11. August endlich in Moskau eintrafen, war es eigentlich schon zu spät.

Hitler war ihnen zuvorgekommen.

Am nächsten Tag, dem 12. August, teilte Hitler dem italienischen Aussenminister Ciano, den er zu einer langen Besprechung auf dem Obersalzberg empfangen hatte, mit, er werde das Problem Polen so oder so bis Ende August lösen. Er konnte wegen der Herbstregen nicht länger warten, die seine gepanzerten und motorisierten Divisionen in einem Lande ausser Gefecht setzen würden, das kaum über befestigte Strassen verfügte.

Gegen Ende der Besprechung übergab man dem Führer eine telegrafische Mitteilung des Auswärtigen Amtes aus Berlin, die vom Besuch des sowjetischen Geschäftsträgers am Vortag berichtete. Dieser hatte den Deutschen erklärt, Molotow sei jetzt bereit, mit ihnen auch über Polen zu verhandeln, und hatte Moskau als Ort für die Gespräche vorgeschlagen. Sie stellten nur eine Bedingung: Die Gespräche müssten «schrittweise» vorangehen.

Doch auf ein so zeitraubendes Verfahren konnte sich Hitler, der als Zeitpunkt für den Überfall auf Polen «spätestens» den 1. September festgesetzt hatte, nicht einlassen. Sofern er die anglo-französischen Verhandlungen in Moskau, die allem Anschein nach mit dem Eintreffen der alliierten Militär-Delegationen endlich vorangehen sollten, noch nachhaltig stören wollte, um selbst mit Stalin «ins Geschäft» zu kommen, musste das gleich geschehen.

Montag, der 14. August, der Tag, an dem ich aus Warschau in Danzig ankam, war ein für alle Beteiligten – die Westalliierten, Deutschen und Russen – kritischer Tag. In Moskau hatte Marschall Woroschilow den Briten und Franzosen präzise Fragen gestellt, so zum Beispiel nach dem militärischen Beitrag dieser Länder im Fall eines deutschen Angriffs auf Polen. Insbesondere wollte er wissen, wie viele Divisionen die Franzosen an der Westfront bereitstellen und wie viele britische sie dabei unterstützen würden, ausserdem, was Belgien zu tun gedachte. Die Sowjetunion ihrerseits, sagte er, sei bereit, bei einem Ausbruch von Feindseligkeiten 120 Divisionen einzusetzen. Zudem wollte Woroschilow die Frage beantwortet haben, ob Polen sowjetischen Truppen den Zugang gestatten würde, damit sie deutschen Truppen entgegenziehen konnten?

Das war die entscheidende Frage. Botschafter Seeds versuchte, das seiner eigenen Regierung gegenüber hervorzuheben. «Die Russen», drahtete er noch London, «haben jetzt die Grundfrage angesprochen.» Doch seine Regierung wies ihn an, auf sie nicht einzugehen, und, sofern die Russen darauf beharrten, zu erklären, die britische Delegation müsse sich «daheim Anweisungen holen». Das taten die Briten auch, obwohl Woroschilow sie am Ende der Gespräche darauf hinwies, dass ohne eine genaue und eindeutige Antwort die Fortführung der militärischen Beratungen sinnlos sei.

Die Zeit wurde für die alliierten Unterhändler knapp, ohne dass sie das zu merken schienen. Woroschilow aber hatte es begriffen. Er stand in unmittelbarem Kontakt zu Stalin, und dieser begann, auf überraschende und merkwürdige Signale aus Berlin zu hören. Diese wurden am 14. August eindringlich und verlo-

ckend – ganz im Gegensatz zum überaus ärgerlichen Auf-der-Stelle-Treten der Alliierten legte Hitler sein Angebot gleich auf den Tisch des Hauses.

Noch spätabends wies er Botschafter Schulenburg in Moskau an, er solle zu Molotow gehen und ihm eine lange Erklärung vortragen, in der es hiess, Ribbentrop selbst werde gern nach Moskau reisen, um Stalin die Vorstellungen Hitlers nahezubringen. Deutschland, hatte er hinzugefügt, sei bereit, gemeinsam mit der Sowjetunion ein Abkommen über alle territorialen Fragen in Osteuropa auszuarbeiten. Es gebe keine Frage zwischen Ostsee und Schwarzem Meer, die sich nicht zu vollständiger Zufriedenheit beider Länder lösen liesse.

Um sicherzustellen, dass Stalin genau verstand, was Hitler wollte, wurde in dem Telegramm ausgeführt, er denke dabei insbesondere an Polen und die Ostsee-Anrainerstaaten. Den aus heiterem Himmel heraus erfolgenden Vorschlag Hitlers konnte der russische Diktator kaum missverstehen: Es war ein Angebot, sich Osteuropa einschliesslich Polens mit Nazi-Deutschland zu teilen. Dass die Alliierten einem solchen Köder nichts Vergleichbares entgegensetzen hatten, war Hitler durchaus klar. Trotz der tiefen Feindschaft zwischen den beiden auf einander entgegengesetzten Ideologien gründenden Diktaturen schien der Nazidiktator zuversichtlich zu sein, dass ihm sein Moskauer Gegenüber keinen Korb geben würde. So rief er noch am selben Tag seine Oberbefehlshaber erneut zusammen und teilte ihnen mit, da er sicher sei, dass Grossbritannien und Frankreich keinesfalls kämpfen würden, könne man sich Polen in aller Ruhe vornehmen. Das Land lasse sich wieder in zwei Wochen erobern. Er beruhigte sie bezüglich einer Einmischung Russlands und teilte ihnen mit, er wisse aus Moskau, dass die Bolschewiken nicht daran dächten, in Polen «Kastanien aus dem Feuer zu holen».

Als Botschafter Schulenberg am 15. August Molotow das dringende Telegramm vorlas, in dem es hiess, der Reichsaussenminister sei bereit, rasch nach Moskau zu reisen, um die deutsch-sowjetischen Beziehungen zu klären, zeigte sich jener äusserst interessiert. Der Botschafter berichtete sogar nach Berlin, Molotow habe sich erkundigt, ob die deutsche Regierung einen Nichtangriffspakt zwischen den beiden Ländern wünsche.

Der Vorschlag dieses Nichtangriffspakts kam also nicht von Deutschland, sondern von der Sowjetunion, dem Land, das zur selben Zeit über eine Militärallianz gegen das Reich verhandelte. Hitler, der noch gar nicht so weit zu gehen gewagt hatte, war begeistert. Damit würde die Sowjetunion kaltgestellt, die Briten und Franzosen würden sich zurückhalten, und er konnte sich Polen einverleiben, ohne Widerstand befürchten zu müssen.

Einen Haken allerdings gab es noch, denn Molotow hatte darauf bestanden, dass Gespräche mit Ribbentrop in Moskau «angemessene Vorbereitung» erforderten. Das würde Zeit kosten, da aber die erste Augushälfte bereits vorüber war, blieb Hitler nicht viel Zeit, sofern er bis Monatsende zuschlagen wollte. Am folgenden Tag, dem 16., ging ein weiteres, dringendes Telegramm nach Moskau, in dem es hiess, Hitler stimme einem Nichtangriffspakt zu, allerdings dränge die Zeit, da die «Provokationen» von polnischer Seite täglich zunähmen. Daher sei es unerlässlich, Ribbentrop ab 18. August in Moskau zu empfangen, damit er, mit allen erforderlichen Vollmachten vom Führer ausgestattet, über den gesamten Fragenkomplex der deutsch-russischen Beziehungen verhandeln und gegebenenfalls die entsprechenden Abkommen unterzeichnen könnte.

Ungeduldig wartete Hitler auf dem Obersalzberg auf Moskaus Antwort. Sie kam am 17., und sie war enttäuschend. Molotow, der die deutsche Ungeduld spürte, begann, mit Hitler Katz und Maus zu spielen. Diesmal antwortete er schriftlich auf die deutschen Vorschläge und erklärte, sofern die Sowjetunion und Deutschland nach Jahren der Feindseligkeit Beziehungen anknüpfen wollten, könne das nur Schritt für Schritt geschehen. Als erstes sei dazu ein Handels- und Kreditabkommen abzuschliessen, danach könne man über einen Nichtangriffspakt verhandeln. Auch darauf konnte Hitler nicht warten, und so ging am 18. ein weiteres dringendes Telegramm nach Moskau. Darin hiess es, «rasche Ergebnisse» seien nötig, und da ein Konflikt mit Polen jederzeit ausbrechen könne, sei keine Zeit zu verlieren. Ribbentrop schlug vor, sofort mit Vollmachten des Führers versehen nach Moskau aufzubrechen, um den ganzen Fragenkomplex abschliessend zu behandeln. Dazu würde auch die Unterzeichnung eines Sonderprotokolls gehören, wie es die Russen verlangt hatten, in dem die «Interessensphären» der beiden Partner abgegrenzt wurden. Dem deutschen Botschafter wurde bedeutet, er solle bei der Übergabe der Mitteilung keinesfalls ein «Nein» akzeptieren.

Am 19. August, dem entscheidenden Tag, stieg die Spannung in Berlin und Berchtesgaden auf den Siedepunkt. Bis eine Nachricht aus Moskau kam, wurden die Marschbefehle für die 21 U-Boote und zwei kleinen Schlachtschiffe, die sich in britische Gewässer in Marsch setzen sollten, ausgesetzt. Sie mussten möglichst bald auslaufen, damit sie ihre vorgesehenen Positionen auf den britischen Schifffahrtswegen am von Hitler für den Kriegsbeginn vorgesehenen Tag – dem 1. September, noch 13 Tage – erreichen konnten. Die für den Angriff auf Polen vorgesehenen Truppen mussten sofort ihr kompliziertes Aufmarschmanöver beginnen.

Endlich kam um 19 Uhr 10 ein dringendes Telegramm von Schulenburg. Die Sowjetregierung war bereit, Ribbentrop am 26. oder 27. August in Moskau zu empfangen. Hitler war erleichtert, aber das Datum lag zu spät. Also überwand er seinen Stolz und verhandelte selbst. Er bat den sowjetischen Diktator, Ribbentrop

am Dienstag, dem 22. August, spätestens aber am Mittwoch, dem 23. August, zu empfangen. Der Reichsaussenminister hat umfassendste Generalvollmacht zur Abfassung und Unterzeichnung des Nichtangriffspakts sowie des Protokolls. Eine längere Anwesenheit des Reichsaussenministers in Moskau als ein bis höchstens zwei Tage ist mit Rücksicht auf die internationale Situation unmöglich. Ich würde mich freuen, Ihre baldige Antwort zu erhalten.

Von Leuten aus Hitlers unmittelbarer Umgebung hiess es später, man habe in den nächsten 24 Stunden befürchtet, er werde einen Nervenzusammenbruch erleiden. Er konnte nicht schlafen und rief mitten in der Nacht Göring an, um sich bei ihm über die Verzögerungen in Moskau zu beklagen. Es ging ihm auch nicht besser, als man ihm am frühen Morgen des 21. ein um drei Uhr nachts eingegangenes Telegramm vorlas. Botschafter Schulenburg, der telefonisch von Hitlers Telegramm an Stalin in Kenntnis gesetzt worden war, teilte mit, es sei noch nicht eingetroffen. Um 10 Uhr 15 am Montag, dem 21. August, beauftragte der Führer den besorgten Ribbentrop, ein weiteres Telegramm an die Moskauer Botschaft abzuschicken. Darin ermahnte er den Botschafter, sein Äusserstes zu tun, dass die Reise zustande komme.

Doch der Tag verging, ohne dass eine Antwort kam. Endlich ging um 22 Uhr 30 Stalins telegrafische Adresse bei Hitler in Berchtesgaden ein.

An den Reichskanzler Deutschlands, Herrn A. Hitler.

Ich danke für den Brief. Ich hoffe, dass deutsch-sowjetischer Nichtangriffspakt eine Wendung zur ernsthaften Besserung der politischen Beziehungen zwischen unseren Ländern schaffen wird.

... [Er] schafft die Grundlage für die Liquidierung der politischen Spannung und für die Aufrichtung des Friedens und die Zusammenarbeit zwischen unseren Ländern.

Die Sowjetregierung hat mich beauftragt, Ihnen mitzuteilen, dass sie einverstanden ist mit dem Eintreffen des Herrn von Ribbentrop in Moskau am 23. August.

J. Stalin

Noch am gleichen Abend wurde der Öffentlichkeit diese Situation bekanntgegeben. Kaum eine halbe Stunde, nachdem Stalins Botschaft eingegangen war, wurde ein Musikprogramm im Rundfunk unterbrochen und eine erregte Stimme verbreitete als amtliche Bekanntmachung des Deutschen Nachrichtenbüros: «Die Reichsregierung und die Sowjetregierung sind übereingekommen, einen Nichtangriffspakt miteinander abzuschliessen. Der Reichsminister des Auswärtigen von Ribbentrop wird am Mittwoch, dem 23. August, in Moskau eintreffen, um die Verhandlungen zum Abschluss zu bringen.»

Ich war am Vormittag nach Berlin zurückgekehrt, verpasste die Sendung aber, da ich am Abend Joe Barnes im Büro des *New York Herald-Tribune* aufgesucht hatte, um mich zu erkundigen, was während meiner zehntägigen Abwesenheit in Polen vorgefallen war. Um fünf Minuten vor elf verliess ich sein Büro, ging zurück zum *Adlon*, um einige meiner Notizen zu holen, und wollte gerade zum Funkhaus fahren, als Ed Murrow aus London anrief und mir die Neuigkeit mitteilte. Zuerst konnte ich es kaum glauben. Nicht die leiseste Ankündigung für eine solche Entwicklung hatte es gegeben. Ed war ebenso bestürzt wie ich und vertrat die Ansicht, das könne Chamberlain sein Amt kosten.

Was nur mochte die beiden Diktatoren zu diesem Schritt veranlasst haben? Hatten sie nicht ihre Todfeindschaft in Spanien und an hundert Propagandafronten ausgefochten? Während ich zum Funkhaus eilte, überlegte ich, wieviel davon ich in meiner Sendung sagen durfte. Ich hätte mir darüber den Kopf nicht zu zerbrechen brauchen – «von oben» war strenge Anweisung ergangen, dass ich Funkstille zu bewahren hatte. Nicht einmal nazideutsche Kommentatoren durften an jenem Abend etwas über den Rundfunk sagen. Hitler und Goebbels schienen noch keine Zeit gehabt zu haben, sich zu überlegen, wie sie der Öffentlichkeit diese schlagartige Abwendung von all dem verkaufen sollten, was sie jahrelang verkündet hatten. Bis dahin hatte niemand das Recht, sich dazu zu äussern.

Die Berichte in der deutschen Presse am nächsten Tag waren lesenswert. Goebbels' *Angriff*, sonst der schärfste Kommunistenfresser im deutschen Blätterwald, verkündete auf der ersten Seite in riesigen Lettern, dass sich die Welt der gemeinsamen Aussenpolitik zweier Völker gegenübersehe, die im Verlauf einer langen Freundschaft eine Grundlage für eine verständnisvolle Gemeinsamkeit geschaffen hatte.

Das also war die offizielle Lesart. Ribbentrop hatte diesen Ton schon in seinem Telegramm vom 14. August getroffen, das Molotow «wörtlich» vorzulesen

er Schulenburg aufgefordert hatte. Darin hatte es bereits geheissen, es gebe zwischen Deutschland und Russland keine wirklichen Interessenkonflikte, und schon in der Vergangenheit habe sich ein deutschrussisches Zusammengehen immer als «nutzbringend» erwiesen.

Am Tag nach der Bekanntmachung rief Hitler, jetzt in der Gewissheit, dass er die Sowjetunion aus dem Lager der Alliierten herausbugsiiert hatte, erneut die deutschen Oberbefehlshaber zu einer anfeuernden Rede zusammen, der letzten vor dem Überfall auf Polen, den Stalin erst möglich gemacht hatte.

Es ist schier unglaublich, was Hitler bei dieser Gelegenheit sagte, aber es gibt zwei Niederschriften darüber: die Aufzeichnung des Generaladmirals Hermann Böhm und den Tagebucheintrag von Generaloberst Haider. Als erstes musste Hitler natürlich seine eigene Grösse hervorheben:

Wesentlich hängt es von mir ab, von meinem Dasein, wegen meiner politischen Fähigkeiten. Dann die Tatsache, dass wohl niemand wieder so wie ich das Vertrauen des ganzen deutschen Volkes hat. In der Zukunft wird es wohl niemals wieder einen Mann geben, der mehr Autorität hat als ich. Mein Dasein ist also ein grosser Wert-Faktor... Niemand weiss, wie lange ich noch lebe. Deshalb Auseinandersetzung besser jetzt.

Der Angriff auf Polen, erklärte er seinen militärischen Befehlshabern, werde vermutlich sechs Tage früher beginnen, als geplant war, also am 26. August, immer vorausgesetzt, Chamberlain bereite ihm kein weiteres München. «Ich habe nur Angst, dass mir noch im letzten Moment irgendein Schweinehund einen Vermittlungsplan vorlegt.»

Schliesslich teilte Hitler seinen Generälen mit, wie sie den Krieg in Polen führen mussten. Den zivilisierten preussischen Offizieren der alten Schule muss das wie der Kriegsruf eines wilden Hunnen geklungen haben.

Eisernste Entschlossenheit bei uns. Vor nichts zurückweichen... Kampf auf Leben und Tod... Vernichtung Polens im Vordergrund. Mit Rücksicht auf Jahreszeit schnelle Entscheidung.

Und wie wollte er seinen Überfall gegenüber dem deutschen Volk und der Welt rechtfertigen?

Ich werde propagandistischen Anlass zur Auslösung des Krieges geben, gleichgültig, ob glaubhaft. Der Sieger wird später nicht danach gefragt, ob er die

Wahrheit gesagt hat oder nicht. Bei Beginn und Führung des Krieges kommt es nicht auf das Recht an, sondern auf den Sieg.

Und dann eine letzte Ermahnung.

Herz verschliessen gegen Mitleid. 80 Mill. Menschen müssen ihr Recht bekommen... Hart und rücksichtslos... Der Stärkere hat das Recht.

Noch nie in seinem Leben hatte Hitler seine Ansichten deutlicher formuliert.

Der 23. August, ein Mittwoch, war in Berlin heiss und schwül. Die Menschen wirkten nervös. Truppenkonvois strömten unaufhörlich durch die Hauptstadt. Die üblichen Gerüchte liefen um. Ich weiss nicht, was mich mehr niederdrückte: die Aussicht darauf, dass die Franzosen und Briten ein weiteres Land preisgeben würden, auf dessen Zerstörung Hitler aus war, oder der bevorstehende Krieg, der die ganze westliche Zivilisation und Millionen Menschen vernichten, ihre Städte dem Erdboden gleichmachen konnte.

Es war gegen zwei Uhr morgens, als ich mit einem Bekannten in der wohlvertrauten Taverne eintraf. Wir hatten den ganzen Abend darauf gewartet, dass irgendeine offizielle Verlautbarung über die Unterzeichnung des deutsch-sowjetischen Abkommens in Moskau über den Rundfunk kam, damit wir diese Meldung sofort weitergeben konnten. Der gleichfalls anwesende Joe Barnes war von der am Montag erfolgten Ankündigung des Abkommens völlig niedergeschlagen. Er war erst vor Kurzem aus Moskau eingetroffen, wo er lange für den *Herald-Tribune* gearbeitet hatte. Nicht nur sprach er fliessend Russisch, er kannte auch die Sowjetunion mindestens so gut, wie ich Nazi-Deutschland zu kennen glaubte. Zwar hatte er oft darauf hingewiesen, dass der Kreml Chamberlain nicht über den Weg traute, weil er der Ansicht war, dieser werde versuchen, Deutschland in einen Krieg gegen die Sowjetunion hineinzutreiben, eine Falle, in die man in Moskau nicht tapfen wollte. Dennoch war er in den letzten Tagen der Ansicht gewesen, die Sowjetunion werde ein militärisches Abkommen mit Grossbritannien und Frankreich abschliessen, so dass sich Hitler einen Angriff auf Polen überlegen würde. Er konnte sich nicht vorstellen, dass Stalin, der Erzfeind des Faschismus, mit Hitler paktierte.

Kurz nach zwei Uhr morgens erfuhren wir dann die Bedingungen. Sie waren ein weiterer Schlag – für mich wie für Barnes und die übrigen englischen und

amerikanischen Korrespondenten in der Taverne. Darin hiess es:

Artikel 1

Die beiden vertragschliessenden Teile verpflichten sich, sich jeden Gewaltaktes, jeder aggressiven Handlung und jeden Angriffes gegeneinander, und zwar sowohl einzeln als auch gemeinsam mit anderen Mächten, zu enthalten.

Artikel 2

Falls einer der Vertragschliessenden Gegenstand kriegerischer Handlungen seitens einer dritten Macht werden sollte, wird der andere vertragschliessende Teil in keiner Form diese dritte Macht unterstützen.

Artikel 4

Keiner der beiden vertragschliessenden Teile wird sich an irgendeiner Mächtegruppierung beteiligen, die sich mittelbar oder unmittelbar gegen den anderen Teil richtet.

So hatte also Hitler vor aller Augen von Stalin bekommen, was er brauchte: die Zusicherung der Sowjetunion, sich keinesfalls an die Seite Frankreichs und Grossbritanniens zu stellen, wenn diese Länder ihre Verpflichtungen im Falle eines Angriffs auf Polen erfüllen wollten.

Erst nach dem Krieg erfuhren wir, welchen Preis Hitler für diese «Erlaubnis», Polen anzugreifen, bezahlen musste. In einem Geheimprotokoll hatten die beiden Diktatoren buchstäblich Osteuropa zwischen sich aufgeteilt. Das sah wie folgt aus:

1. Für den Fall einer territorial-politischen Umgestaltung in den zu den baltischen Staaten (Finnland, Estland, Lettland und Litauen) gehörenden Gebieten bildet die nördliche Grenze Litauens zugleich die Grenze der Interessensphäre Deutschlands und der UdSSR...

Im Falle Polens – und das war für Hitler der wichtigere Teil des Geheimabkommens – wurden die Interessensphären Deutschlands und der UdSSR «für den Fall einer territorial-politischen Umgestaltung der zum polnischen Staat gehörenden Gebiete... durch die Linie der Flüsse Pissa, Narew, Weichsel und San abgegrenzt».

In diesem zweiten Punkt des Geheimprotokolls hiess es schliesslich: Die Fra-

ge, ob die beiderseitigen Interessen die Erhaltung eines unabhängigen polnischen Staates erwünscht erscheinen lassen und wie dieser Staat abzugrenzen wäre, kann endgültig erst im Laufe der weiteren politischen Entwicklung geklärt werden. In jedem Falle werden beide Regierungen diese Frage im Wege einer freundschaftlichen Verständigung lösen.

Der letzte und vierte Punkt lautete: «Dieses Protokoll wird von beiden Seiten streng geheim behandelt werden.» Und so geschah es auch.

Am Vortag, dem 24. August, hatte ich um sieben Uhr abends in mein Tagebuch notiert: «Es sieht aus, als sollte der Krieg heute noch ausbrechen.»

Meinem Zimmer [im *Adlon*] gegenüber wird auf dem Dach der IG Farben eine Flak aufgebaut, und deutsche Bomber sind den ganzen Tag über die Stadt geflogen.

Der britische Botschafter, Sir Neville Henderson, war an jenem Tag nach Berchtesgaden geflogen, um Hitler nachdrücklich darauf hinzuweisen, dass Grossbritannien trotz des deutsch-sowjetischen Pakts seine Garantien für Polen aufrecht erhalten wollte. Hitler hatte wütend erklärt, das interessiere ihn nicht: Er sei jetzt 50 Jahre alt, und wenn es schon zum Krieg kommen müsse, finde der besser gleich statt, als später, wenn er 55 oder 60 Jahre alt sei. Als aus der Wilhelmstrasse gerüchtweise verlautete, Hitler werde möglicherweise seine Truppen bei Morgengrauen gegen Polen in Marsch setzen, beeindruckte das die verbliebenen britischen Korrespondenten so sehr, dass sie noch am selben Abend schleunigst zum nächstgelegenen Grenzabschnitt aufbrachen.

Inzwischen ist bekannt, dass Hitler den Angriff am Abend des 23. August trotz der Mitteilung des britischen Botschafters auf den 26. August, 4 Uhr 30 morgens, vorverlegt hatte. Er konnte im Überschwang seiner Freude angesichts des gelungenen Streichs mit den Russen einfach nicht glauben, dass die Briten meinten, was sie sagten. Doch schon der folgende Tag, der 25., brachte ihn auf den Boden der Tatsachen zurück.

Man konnte förmlich spüren, wie sich die Spannung in Berlin aufbaute. Da seit dem frühen Nachmittag alle Verbindungen zur Aussenwelt über Radio, Telegraph und Telefon abgeschnitten waren, konnten die amerikanischen Zeitungskorrespondenten ihre Berichte nicht weiterleiten. Meine Versuche, Murrow in London und White in New York anzurufen, schlugen fehl. Unter dem Eindruck

dieses Abgeschnittenseins von der Aussenwelt verstärkten sich die Gerüchte, der deutsche Angriff werde am kommenden Tag bei Morgengrauen erfolgen – was ja auch vorgesehen war.

Kurz nach 18 Uhr liess dann die Spannung wieder nach. Den Grund dafür erfuhren wir erst später: Am Nachmittag hatten in London Briten und Polen einen Beistandspakt auf Gegenseitigkeit unterzeichnet, der an die Stelle der von Chamberlain im März gegebenen einseitigen Garantie treten sollte. Die Nachricht davon erreichte Hitler gegen 18 Uhr in Berlin, und Dr. Schmidt übersetzte ihm in aller Eile die Bedingungen des Abkommens. Danach, heisst es bei Schmidt, sass der Führer gedankenverloren an seinem Schreibtisch. Dann überbrachte der italienische Botschafter ein langes Schreiben Mussolinis, in dem der Duce dem Führer mitteilte, Italien halte es trotz des Stahlpaktes nicht für opportun, bei einem Angriff Deutschlands auf Polen in die Feindseligkeiten einzugreifen.

«Führer ziemlich zusammengebrochen», notierte General Haider, der stets genauestens Buch über Hitlers Stimmungen führte, um 19 Uhr 30 in sein Tagebuch. In der Tat zog Hitler den Angriffsbefehl für den nächsten Morgen sofort zurück, und um 20 Uhr 35 wurden die Telefonbeschränkungen aufgehoben. Davon profitierte zufällig ich als erster Journalist. Obwohl man mir gesagt hatte, ich könne nicht senden, ging ich auf jeden Fall zur üblichen Zeit (meine Sendung fand gewöhnlich um ein Uhr nachts statt) zum Funkhaus. Keiner der Zuständigen äusserte sich zu meiner Absicht, und ich hatte den Eindruck, als bereite ein Techniker meine Sendung vor. Um ein Uhr gab er mir ein Zeichen, dass ich sprechen konnte, und über die Rückleitung gratulierte mir zu meiner Überraschung Paul White: Von mir hatte offenbar Amerika an jenem Tag die ersten Worte aus Berlin gehört. Wegen der abgeschnittenen Verbindungen waren die wildesten Gerüchte im Umlauf gewesen. Paul White sagte, man sei überrascht und erleichtert zugleich gewesen, auf diese Weise zu hören, dass in Berlin alles ruhig und der Krieg nicht ausgebrochen sei.

Dass das Wochenende vom 26. auf den 27. August in Berlin heiss und schwül war, machte die Spannung, die in der Luft lag, noch schwerer erträglich. Die Zeichen standen auf Sturm. Angesichts dieser Entwicklung forderte die amerikanische Botschaft alle US-Bürger auf, das Land unverzüglich zu verlassen, sofern ihre Anwesenheit nicht unbedingt erforderlich war. Die meisten Korrespondenten und Geschäftsleute hatten bereits Frauen und Kinder in Sicherheit gebracht – für mich bedeutete das keine Schwierigkeit, denn Tess und Eileen waren ja in Genf.

Kurz bevor ich um 1 Uhr 30 in der Nacht auf Sonntag meine Sendung begann, teilte mir das Deutsche Nachrichtenbüro mit, ab Montag, 28. August, würden Lebensmittel, Seife, Schuhe, Textilien und Hausbrand-Kohle rationiert. Dass ich das unmittelbar vor Beginn meiner Sendung nach Amerika ausgerechnet von der amtlichen deutschen Nachrichtenagentur erfuhr, der ich noch nie eine Meldung wert gewesen war, liess mich vermuten, die deutsche Regierung wolle dem Ausland zeigen, dass es ihr mit ihren Absichten ernst war. Zu meiner Überraschung erhob niemand Einwände gegen die Eröffnungssätze meiner Sendung. Darin hiess es:

Ich weiss nicht, ob es Krieg geben wird oder nicht. Aber ich kann Ihnen sagen, dass heute Abend in Berlin der Eindruck vorherrscht: Es wird zum Krieg kommen, sofern nicht Deutschlands Forderungen an Polen erfüllt werden.

Am Sonntagnachmittag sprach Hitler in der Reichskanzlei bei einer privatem Zusammenkunft vor den Reichstagsabgeordneten und hob dabei die Schwere der Lage hervor. Trotz aller Bemühungen konnte ich keinen zusammenhängenden Bericht über das bekommen, was er bei der Gelegenheit sagte, sondern erfuhr es erst viel später aus Generaloberst Haiders Tagebuch.

Besprechung 17.30 Uhr Reichskanzlei... Lage sehr ernst. Entschlossen, Ostfrage so oder so zu lösen... Wenn nicht Mindestforderung erfüllt, dann Krieg: Brutal! Er selbst in vorderster Linie...

Er notierte weiter, der Beifall sei «befehlsgemäss, aber dünn» gewesen. Auf Haider wirkte der Führer erschöpft und besorgt. Auffällig war, dass ihn ständig SS-Berater umgaben.

Um die Menschen in eine Kriegsstimmung hineinzusteigern, war der Presse jede noch so miese Lüge recht. So schrieb am Samstag, dem 26. August, die *Börsezeitung*, in Polen sei das vollständige Chaos ausgebrochen, deutsche Familien müssten fliehen und polnische Soldaten seien auf dem Marsch zur deutschen Grenze. Der *Völkische Beobachter* stiess noch misstönender ins Horn. In der Sonntagsausgabe hiess es, ganz Polen sei im Kriegsieber und habe eineinhalb Millionen Mann mobilisiert, die an die Grenze geschafft würden. Hier fand das Chaos übrigens in Oberschlesien statt.

Selbstverständlich wurde mit keiner Silbe erwähnt, dass die Deutschen schon

seit zwei Wochen mobil machten. Bei so viel Kriegsgeschrei und Massenwahn war es fast nicht mehr möglich, die Wirklichkeit im Blick zu behalten. Ich selbst hatte den Eindruck, in einer aufgewühlten See unterzugehen.

Friedensappelle kamen aus allen Richtungen. Am 24. August hatte Präsident Roosevelt in dringenden Telegrammen Hitler und den Präsidenten Polens gebeten, ihre Meinungsverschiedenheiten auf friedlichem Wege zu regeln. Zumindest von Berlin aus gesehen, wirkte der Aufruf absurd, da nicht Polen mit Krieg drohte, sondern der Nazidiktator. Dennoch beantwortete der polnische Präsident ihn, nicht aber Hitler – ebensowenig wie eine weitere eindringliche Friedensmahnung des amerikanischen Präsidenten. In einer am 24. vor der Weltöffentlichkeit gehaltenen Rundfunkansprache drängte der Papst gleichfalls auf Frieden, «beim Blute Christi», und forderte die Starken auf, sich nicht durch Ungerechtigkeit schwach zu erweisen. Mutiger als der amerikanische Präsident sagte er, wen er damit meinte, nämlich Hitler. Weitere leidenschaftliche Stimmen forderten Frieden, unter anderem sprach sich am 23. August der belgische König im Namen seines Landes, der Niederlande, Luxemburgs, Finnlands und der drei skandinavischen Länder in einer bewegenden Botschaft aus.

So edelmütig nach Form und Absicht diese Appelle waren, so haftete ihnen zugleich etwas Unwirkliches und Rührendes an. Mir kam es vor, als lebten Präsident Roosevelt, der Papst wie auch die Männer, die die Geschicke der Demokratien im Norden lenkten, auf einem anderen Stern. Weder schienen sie sich Hitler vorstellen zu können, wie er war, noch das deutsche Volk, wie er es im Lauf von sechs ereignisreichen Jahren nach seinem Bilde gestaltet hatte. Nicht einmal der französische Premier Edouard Daladier, der wie Hitler vier Jahre Grabenkrieg an der Westfront miterlebt hatte, verstand seinen Gegenspieler in Berlin. In seiner Friedensbotschaft, möglicherweise die eindringlichste von allen, heisst es unter anderem:

Es sei denn, Sie trauen dem französischen Volk einen weniger hohen Begriff der Ehre zu, als ich selber dem deutschen Volk zuerkenne, so können Sie nicht bezweifeln, dass Frankreich seine Verpflichtungen anderen Mächten gegenüber treu erfüllt, Mächten wie z.B. Polen...

Wenn das französische und das deutsche Blut von Neuem fliesst wie vor 25 Jahren, in einem noch längeren und noch mörderischeren Krieg, dann wird jedes der beiden Völker kämpfen im Vertrauen auf seinen eigenen Sieg. Siegen werden am sichersten die Zerstörung und die Barbarei.

Das war der letzte diplomatische Kontakt, zu dem es in Berlin zwischen Deutschland und Frankreich kam. Obwohl die Briten im Fall eines Krieges nur zehn (verglichen mit dem gewaltigen Heer von mehr als einer Million Soldaten, das die Franzosen an die Westfront werfen konnten) armselige Divisionen einsetzen konnten, schien Hitler nur noch Augen für Grossbritannien zu haben. Wie er am Abend des 25. August, als er den Angriff gegen Polen verschob, zu Göring gesagt hatte, musste er Zusehen, ob er «Englands Einmischung ausschalten» konnte. An diese Illusion klammerte sich jetzt der gerissene Nazidiktator, dessen politische Instinkte stets so sicher gewesen waren! Ein Eintrag in Generaloberst Haiders Tagebuch am Samstag, dem 26. August, an dem der Führer plötzlich seine Entschlossenheit wiedergewann und das Datum für den Angriff auf Polen neu festsetzte, spiegelt Hitlers Gedanken. Haider notierte am Nachmittag kurz vor halb vier, dass der Führer sehr ruhig und entschlossen wirkte und befohlen hatte, alles für den Morgen des siebten Mobilmachungstags vorzubereiten: Der Angriff sollte am 1. September beginnen.

Diesen Befehl gab Hitler dem OKW telefonisch durch. Nun blieben ihm noch fünf Tage für Gespräche, mit denen er versuchen konnte, die Briten von ihrer «Einmischung» abzulenken. Zu fordern gedachte er Danzig, einen Zugangsweg durch den Korridor und eine Volksabstimmung auf derselben Grundlage wie beim Saargebiet. Es war denkbar, dass England dem zustimmte, Polen hingegen keinesfalls – und damit hätte er einen Keil zwischen beide getrieben.

So also sah Hitlers Plan aus: Er wollte Chamberlain einen Vorwand verschaffen, dass er Polen ebenso in der Patsche sitzenlassen konnte wie schon zuvor die Tschechoslowakei.

Am 28., einem Montag, sprach ich am Telefon lange mit Ed Murrow. Er war inzwischen ganz anderer Ansicht als vorher und gab sich fest davon überzeugt, dass Chamberlain Hitler Polen nicht überlassen werde. Er vermutete, Botschafter Henderson, der im Lauf des Nachmittags von London nach Berlin zurückkehrte, habe für Hitler eine Mitteilung der britischen Regierung, die ihn «vom Sessel hauen» sollte. Mir konnte das nur recht sein.

Henderson traf gegen 20 Uhr 30 in Berlin ein und liess sich später die nur etwa 100 Meter von der Botschaft zur Reichskanzlei fahren.

Die Mitteilung der Briten war eindeutig. Sie lehnten freundlich, aber entschieden Hitlers Angebot vom 25. August ab, in dem er erklärt hatte, er sei bereit, für das britische Empire zu «garantieren» – mit der Begründung, man könne nicht als Gegenleistung für einen dem eigenen Lande eingeräumten Vorteil einer Lösung

zustimmen, die die Unabhängigkeit eines Vertragspartners gefährdete, für den einzustehen sich Grossbritannien verpflichtet habe. Die Polen gegebene Garantie werde man auf jeden Fall einlösen, zugleich aber drückte die Londoner Regierung die Hoffnung aus, dass eine friedliche Lösung möglich sei, und sprach von einer «festen Zusage» aus Warschau, unmittelbar mit Berlin zu sprechen. Die Briten forderten nunmehr die deutsche Regierung auf, dem zuzustimmen, denn eine gerechte Lösung des Konflikts zwischen Deutschland und Polen könnte den Weg zum Weltfrieden bahnen.

Weder uns amerikanischen Korrespondenten noch der britischen Regierung war klar, dass solche Worte wie auch alle anderen Verhandlungen zur Erhaltung des Friedens in den Wind gesprochen waren, denn wir wussten nicht, dass Hitler den Zeitpunkt für den Überfall auf Polen auf den 1. September festgesetzt hatte – noch vier Tage. Die «gerechte Lösung», nach der Chamberlain noch immer strebte, war nicht mehr möglich.

Trotz der Versicherung der Briten, sie würden ihren Verpflichtungen Polen gegenüber nachkommen, unternahm der Führer einen letzten Versuch, Grossbritannien aus dem Krieg herauszuhalten. Wenn sich Chamberlain schon nicht dazu überreden liess, Polen fallenzulassen, konnte man ihn vielleicht durch einen Kniff dazu bringen.

Am Fröhabend des 29. August kam es in der Reichskanzlei zu einer stürmischen Begegnung zwischen Hitler und Henderson. Der Botschafter, der gekommen war, um Hitlers schriftliche Erwiderung auf die britische Note vom Vortag abzuholen, fand den Diktator in übelster Laune vor. Hitler lamentierte,

himmelschreiende, barbarische Misshandlungen und sonstige Verfolgungen der grossen deutschen Volksgruppe in Polen, die bis zur Tötung vieler dort lebender Deutschen oder zur Verschleppung unter grausamsten Begleitumständen führten, [seien] für eine Grossmacht unerträglich.

Zur Beseitigung solcher Zustände stünden nicht mehr «Tage oder gar Wochen, sondern vielleicht nur Stunden» zur Verfügung. Gleichzeitig erhöhte Hitler seine Forderung und verlangte «Rückkehr von Danzig und dem Korridor zu Deutschland, Sicherung des Lebens der deutschen Volksgruppen in den jetzt restlich Polen verbleibenden Gebieten».

Und dann liess er die Bombe platzen.

«Ausschliesslich» um der britischen Regierung einen Gefallen zu tun, stimmte er direkten Verhandlungen mit den Polen zu, forderte aber zugleich die «Entsen-

«die am nächsten Tag dort eintreffen müsse», die am nächsten Tag dort eintreffen müsse.

Henderson bemerkte: «Es klingt wie ein Ultimatum.» Vermutlich musste er daran denken, auf wie brutale Weise Hitler mit Schuschnigg und Hácha umgesprungen war, bevor er ihre Länder dem Reich einverleibt hatte. Der Botschafter berichtete später, er und Hitler hätten sich gegenseitig angebrüllt, und er habe es für richtig gehalten, «Herrn Hitler zu überschreien». Endlich erkannte der britische Abgesandte, wen er vor sich hatte.

Allerdings nicht vollständig, denn er scheint das ganze Ausmass von Hitlers Intrigenspiel erst am nächsten Tag durchschaut zu haben, als dieser den Briten eine neue Falle zu stellen versuchte.

Es war klar – wenn auch offensichtlich nicht für Henderson dass die polnische Regierung so kurzfristig keinen Beauftragten nach Berlin entsenden konnte. Als er den Wortlaut der deutschen Note nach London weitergab und den polnischen Botschafter in Berlin inoffiziell von deren Inhalt in Kenntnis setzte, war es bereits später Abend. Henderson drängte seinen polnischen Kollegen, er möge seine Regierung dazu veranlassen, dass sie unverzüglich einen Bevollmächtigten ernannte. Da man in London einen kühleren Kopf bewahrt hatte, kabelte Halifax um zwei Uhr nachts an Henderson, es sei selbstverständlich unvernünftig von der deutschen Regierung zu erwarten, man könne am selben Tage einen polnischen Abgesandten in Berlin auftreten lassen, und mithin brauche niemand damit zu rechnen.

Ich bezweifle, dass die deutsche Seite damit auch nur eine Sekunde lang «gerechnet» hat. Das ganze «Angebot» war nichts als ein Taschenspielertrick. Wäre aber doch ein polnischer Emissär erschienen, hätte ihn Hitler gewiss mit Forderungen eingedeckt, die die Polen einfach hätten ablehnen müssen. In dem Fall hätte er Polen den Schwarzen Peter zuschieben können, weil es nicht bereit war, über eine «friedliche Lösung» zu verhandeln, und die Briten hätten daraufhin ihre Garantie für Polen möglicherweise neu überdacht.

Am nächsten Abend um Mitternacht gab es für Henderson eine weitere stürmische Auseinandersetzung, diesmal mit dem deutschen Aussenminister, dem er die jüngste Antwort der britischen Regierung an Hitler überbrachte. Zwar drängte London darin erneut auf direkte Verhandlungen zwischen den beiden Regierungen, hielt es aber für untunlich, die Fühlungnahme «schon heute» herzustellen. Ribbentrop, dem am Inhalt der britischen Note gar nicht gelegen zu sein schien, hatte offensichtlich Anweisung, eine Auseinandersetzung zu inszenieren. Jedenfalls wusste Dr. Schmidt, der einzige anwesende Zeuge, zu berichten, es sei die

stürmischste Auseinandersetzung gewesen, die er in seinen 23 Jahren als Dolmetscher je erlebt habe. Er berichtete, es habe eine Zeitlang so ausgesehen, als wollten die beiden Gesprächspartner mit Fäusten aufeinander losgehen, sie hätten sich aber schliesslich wieder beruhigt und Platz genommen. Auf Hendersons Frage, ob die ihm von Hitler in der Nacht zuvor versprochenen deutschen Vorschläge bereits ausgearbeitet seien, hiess es überraschend, diese Frage sei nicht mehr aktuell, da sich bis Mitternacht kein polnischer Abgesandter in Berlin gezeigt habe. Dennoch holte Ribbentrop Hitlers «16-Punkte-Vorschlag» hervor und ratterte ihn in deutscher Sprache herunter. Als Henderson, der kaum folgen konnte, bat, man möge ihm das Schriftstück aushändigen, weigerte sich Ribbentrop und warf es schliesslich, weil Henderson auf seiner Forderung beharrte, wütend mit der Bemerkung auf den Tisch, es sei ohnehin überholt.

Überholt? Zu keinem Zeitpunkt sollten die Vorschläge von irgendjemandem ernst genommen werden. Sie wurden nie den Polen vorgelegt, die davon nicht einmal gehört hatten. Sie sollten lediglich dazu dienen, dem deutschen Volk Sand in die Augen zu streuen und möglichst auch der Weltmeinung vorzugaukeln, Hitler habe im letzten Augenblick, um eine vernünftige Lösung zu erreichen, den Polen ein annehmbares Angebot gemacht, während die polnische Regierung es nicht einmal für nötig gehalten habe, einen Abgesandten nach Berlin zu schicken, um darüber zu verhandeln.

Später gab der Diktator das auch zu und erklärte, wie Dr. Schmidt berichtet:

Ich brauchte ein Alibi, vor allem dem deutschen Volke gegenüber, um ihm zu zeigen, dass ich alles getan hatte, den Frieden zu erhalten. Deshalb machte ich diesen grosszügigen Vorschlag über die Regelung der Danziger- und Korridor-Frage.

Tatsächlich waren die in seinen 16 Punkten enthaltenen Vorschläge so *grosszügig*, dass ich staunte, als ich zum ersten Mal davon hörte. Das war 24 Stunden später, am letzten Augustabend um 21 Uhr. Gerade stand ich im Begriff, meine Sendung nach New York zu beginnen, als der deutsche Rundfunk sein Programm unterbrach und ein Sprecher die Punkte verlas. Hitler wollte lediglich die Rückkehr Danzigs ins Reich, während er zwei Tage zuvor noch den Korridor zusätzlich verlangt hatte. Jetzt erklärte er sich bereit, diesen Punkt durch eine Volksabstimmung klären zu lassen – ein Jahr später, wenn sich die Gemüter beruhigt hatten.

Der polnische Hafen (Gdingen) sollte «grundsätzlich polnisches Hoheitsgebiet» bleiben, auch wenn der Korridor durch die Abstimmung an Deutschland fiel.

In der Eile, Hitlers Vorschläge gleich in meine Sendung zu integrieren, fiel ich richtiggehend auf sie herein und bezeichnete sie insgesamt als vernünftig. Allerdings wusste ich damals noch nicht, dass sie keineswegs ernst gemeint und zu keinem Zeitpunkt den Polen vorgelegt worden waren. Ich glaubte die von den Nazis verbreitete Lesart, die Polen seien nicht einmal bereit gewesen, zur Diskussion über diese Vorschläge einen Abgesandten nach Berlin zu schicken.

Trotz seiner miternächtlichen Auseinandersetzung mit Ribbentrop schien Henderson den Deutschen Glauben zu schenken. Offenbar hatte er noch viel zu lernen, denn am 31. August versuchte er, seine Regierung davon zu überzeugen, dass die Polen sogleich, wie von Hitler gefordert, einen Bevollmächtigten nach Berlin schicken müssten und dass angesichts des «moderaten» deutschen Angebots ein Krieg ganz und gar ungerechtfertigt sei. Henderson erklärte, das sei mit München nicht zu vergleichen, und Polen werde nie wieder ein so gutes Angebot bekommen.

Am Vormittag versuchte ich, mir auf den Strassen Berlins einen Eindruck davon zu verschaffen, wie die Bevölkerung die Gefahr eines Krieges einschätzte.

Alle sind gegen den Krieg [notierte ich in mein Tagebuch]. Die Menschen sprechen ganz offen. Wie kann ein Land in einen bedeutenden Krieg ziehen, wenn die Bevölkerung so sehr dagegen ist?

Eine solche Frage stellte ich mir trotz all der Jahre, die ich im Dritten Reich verbracht hatte! Vielleicht musste ich, wie der britische Botschafter, noch dazulernen. Auf meinem Rückweg zum *Adlon* fiel mein Blick auf den Eingang der britischen Botschaft in der Wilhelmstrasse: Das ganze Vestibül war voller Gepäckstücke. Henderson hatte weder mit Hitler noch mit Ribbentrop gesprochen und war auch zu keinem Gespräch aufgefordert worden; wohl aber hatte er sich mit seinem französischen Kollegen Coulondre unterhalten. Ausserdem wollte er noch mit dem polnischen Botschafter Zusammentreffen, um ihn erneut zu drängen, seine Regierung möge unverzüglich einen Bevollmächtigten nach Berlin entsenden. Auch in der polnischen Botschaft wurde gepackt. Es sah ganz so aus, als seien all die verzweifelten diplomatischen Unternehmungen der letzten Stunde zu Ende. Eine bedrohliche Ruhe lag über der Hauptstadt.

Gegen Abend erfuhren wir, Ribbentrop werde um 18 Uhr 15 im Auswärtigen Amt den polnischen Botschafter Josef Lipski empfangen. Ich wusste, dass ihn die Deutschen schon seit 13 Uhr warten liessen, dem Zeitpunkt, da er um eine Unterredung nachgesucht hatte. Was ich nicht wusste, war, dass ihn der deutsche Aussenminister eisig verabschiedete, kaum dass er erfuhr, dass dieser ohne Vollmachten zur Annahme des deutschen Vorschlags gekommen war – und dass Lipski nach der Rückkehr in seine Botschaft die dortige Telefonleitung tot vorfand, so dass er mit seiner Regierung in Warschau auch gar nicht in Verbindung treten konnte.

Es spielte ohnehin keine Rolle mehr. Weder Lipski noch Henderson noch jemand von der Presse wusste, dass Hitler um 12.40 Uhr mit der «Weisung Nr. 1 für die Kriegführung» den endgültigen Befehl für den Überfall auf Polen erteilt hatte: *Angriffstag: 1939 – Angriffszeit: 4 Uhr 45.*

Im Westen sollten sich die deutschen Truppen auf reine Verteidigungsaufgaben beschränken. Jetzt, nachdem er den entscheidenden Schritt getan hatte, war Hitler geradezu euphorisch, und Haider stenografierte um 18 Uhr in sein Tagebuch: «Führer ruhig, gut geschlafen.»

Mir ist noch gut erinnerlich, wie sehr wir uns in Berlin in jener letzten Augustnacht von der Aussenwelt abgeschnitten fühlten. Zwar gingen meine Sendungen und die Presseberichte der Zeitungskorrespondenten über Telegraf nach Amerika durch, aber als ich in London, Paris und Warschau anrufen wollte, hiess es, die Verbindungen zu diesen Hauptstädten seien unterbrochen. Auf meinem Weg vom und zum Funkhaus wirkte in der Stadt alles normal. Man sah nichts davon, dass Frauen und Kinder evakuiert wurden, wie wir es aus London und Paris gehört hatten, und vor den Schaufenstern der Geschäfte lagen auch keine Sandsäcke.

Kurz nach vier Uhr morgens, gleich nach dem Ende meiner letzten Sendung, fuhr ich mit dem Wagen eines Kollegen vom *London Daily Express* durch den Tiergarten und das Brandenburger Tor zum *Adlon*. Er hatte ihn mir dagelassen, als er einige Tage zuvor eilig nach London abgereist war; er wollte bald wieder zurück sein.

Durch die Nachtkühle wirkte die Luft ein wenig frischer. Auf der breiten Allee durch den Tiergarten sah man keine Fahrzeuge, nicht einmal Militärlastwagen, die die ganze Woche hindurch ostwärts nach Polen gerollt waren. Ich hatte die Strassen ganz für mich allein. Alle Gebäude, die sie im Süden säumten, lagen im Dunkeln, niemand schien aufgeblieben zu sein, wie es mich meine Arbeit zu tun

zwang, um zu sehen, ob es Krieg geben würde. Auf mich hatten die Berliner zwar besorgt, aber hoffnungsvoll gewirkt; sie wollten keinen Krieg.

Von der Spannung der letzten Tage und von meiner Arbeit war ich so erschöpft, dass ich mich angezogen aufs Bett legte und fast sofort in tiefen Schlaf versank.

Nur wenige Augenblicke später, wie es schien, weckte mich das Telefon. Während ich nach dem Hörer tastete, sah ich, dass es hinter den Vorhängen hell zu werden begann. Mein Wecker zeigte sechs Uhr. Sigrid Schultz war in der Leitung, eine alte Kollegin von der *Chicago Tribune*.

«Es ist passiert», sagte sie.

Von der Müdigkeit und vom Schlafmangel war ich so benommen, dass ich einige Sekunden brauchte, bis ich begriff, was sie gesagt hatte.

«Danke, Sigrid», murmelte ich und zwang mich aufzustehen.

Es war soweit. Krieg!

Krieg! Der Einmarsch in Polen, Sitzkrieg im Westen Der Überfall auf Dänemark und Norwegen

Was Deutschland am Freitag, dem 1. September 1939, bei Tagesanbruch Polen antat (also genau an dem von Adolf Hitler bereits im April für den Überfall vorgesehenen Tag), bezeichneten er und der erste Wehrmachtsbericht als «Gegenangriff».

Während die deutschen Soldaten im Schutze einer gewaltigen Menge von Panzern über die Grenze strömten und rasch in Polen vordrangen, belegten Hunderte von Bombern und Stukas nicht nur militärische Ziele, sondern auch Städte, in denen Millionen Menschen lebten, mit todbringenden Bomben. Das, so überlegte ich, dürfte der erste Vorgeschmack des von oben kommenden Verderbens sein.

Als Berlin erwachte, hingen graue Wolken tief über der Stadt – ein guter Schutz gegen polnische Bomber, musste ich unwillkürlich denken. Den ganzen Tag und bis spät in die Nacht erwartete ich, sie über der Stadt zu hören. Aber sie kamen weder an diesem Tag noch später.

Die Menschen schienen wie gewöhnlich ihren Beschäftigungen nachzugehen, ohne gross auf die Extrablätter zu achten.

Ich eilte zu meiner ersten Kriegssendung ins Funkhaus am Adolf-Hitler-Platz. Zur Krolloper, wo Hitler um zehn Uhr eine Rede vor dem Reichstag halten wollte, würde ich wohl nicht gehen, so gern ich dabei gewesen wäre. Da die Rede direkt an CBS ging, war mein Platz im Funkhaus, denn dort gab es die einzigen Übertragungsmöglichkeiten.

Meine Vermutung, Hitler werde sich, der Gelegenheit angemessen, in blendender Form befinden, trog: Er wirkte zerfahren, nervös und so, als müsse er sich rechtfertigen. Man konnte den Eindruck haben, als sei er, notierte ich in mein Tagebuch, «bestürzt über die Lage, in der er sich befand, und wisse nicht recht, wie er da herauskommen sollte».

Es schien Hitler Mühe zu kosten zu erklären, warum sich das durch den «Stahl-

pakt» zu militärischer Hilfeleistung verpflichtete Italien aus dem Konflikt heraushielt, und er forderte – was ziemlich lahm klang – die Reichstagsabgeordneten auf, zu «verstehen, dass wir für die Durchführung dieses Kampfes nicht an eine fremde Hilfe appellieren wollen. Wir werden diese unsere Aufgabe selber lösen.»

Damit, dass er sich der für den Aufbau der Wehrmacht angeblich aufgewendeten «über 90 Milliarden» Reichsmark rühmte, schien er andeuten zu wollen, dass sie für einen solchen Betrag auch etwas taugen musste, und versicherte der Nation:

Sie ist heute die am besten ausgerüstete der Welt und steht weit über jedem Vergleich mit der des Jahres 1914!

Mein Vertrauen auf sie ist unerschütterlich!

Zugleich schien sich der Diktator Sorgen über seine Nachfolge zu machen, und so erklärte er für den Fall, dass ihm «in diesem Kampf etwas zustossen» sollte, Göring zum Nachfolger und zu dessen Nachfolger Hess. Er fuhr dann fort:

Für den Fall, dass auch Parteigenosse Hess etwas zustossen sollte, werde ich durch Gesetz nunmehr den Senat berufen, der dann den Würdigsten, d.h. den Tapfersten, aus seiner Mitte wählen soll!

Was für ein Gesetz denn nur, was für ein Senat? Keins von beiden existierte im System!

Wie oft hatte ich Hitler vor diesem Reichstag Lüge auf Lüge äussern hören, und manchmal musste ich mich darüber wundern, wie vertrauensselig das deutsche Volk sie alle schluckte. An diesem Morgen aber schien er sich selbst zu übertreffen, bastelte weiter an seinem Lügengebäude, vom Wunsch getrieben, seinen willkürlichen Aggressionsakt zu rechtfertigen. Dafür einige Beispiele:

Sie kennen... die endlosen Versuche, die ich zu einer friedlichen Verständigung über das Problem Österreich unternahm und später über das Problem Sudetenland, Böhmen und Mähren.

Es war alles vergeblich...

Ich habe in Besprechungen mit polnischen Staatsmännern... die deutschen Vorschläge formulieren lassen, und ich muss es noch einmal wiederholen, dass

es etwas Loyaleres und Bescheideneres... nicht gibt... ich weiss ganz genau, dass ich mich damals zur Auffassung von Millionen von Deutschen in Gegensatz gebracht habe. Diese Vorschläge sind abgelehnt worden!...

Und ich bin dann mit meiner Regierung zwei volle Tage gesessen und habe gewartet, ob es der polnischen Regierung passt, nun endlich einen Bevollmächtigten zu schicken oder nicht!...

Meine Friedensliebe und meine endlose Langmut soll man nicht mit Schwäche oder gar mit Feigheit verwechseln!... Ich habe mich daher nun entschlossen, mit Polen in der gleichen Sprache zu reden, die Polen seit Monaten uns gegenüber anwendet.

Polen hat nun heute Nacht zum erstenmal auf unserem eigenen Territorium auch durch reguläre Soldaten geschossen. Seit 5 Uhr 45 wird jetzt zurückgeschossen! Und von jetzt ab wird Bombe mit Bombe vergolten.

Wie wir noch sehen werden, haben weder reguläre polnische Soldaten noch hat eine, wie Hitler an anderer Stelle in seiner Rede sagte, «entfesselte, wilde Soldateska» auf deutschem Gebiet auch nur einen einzigen Schuss abgefeuert, auch haben keine polnischen Kampfflugzeuge Bomben auf Deutschland geworfen.

Kurz zuvor hatte Hitler in seiner Rede wie auch in seiner grosssprecherischen «Proklamation» an die Wehrmacht behauptet, die Polen hätten das Feuer eröffnet und es sei in der Nacht zuvor zu 12 «Grenzzwischenfällen, darunter drei ganz schwere», gekommen.

Sogar der britische Botschafter, von dem ich angenommen hatte, er sei durch die Ereignisse der letzten Tage hinreichend aufgerüttelt, fiel auf die Lüge herein und gab in einer telefonischen Mitteilung um 10 Uhr 30 an Lord Halifax im Foreign Office in London durch, soweit er wisse, hätten die Polen die Eisenbahn- und Strassenbrücken bei Dirschau in der Nacht gesprengt, ausserdem sei es zu Kämpfen mit den Danzigern gekommen. Als Hitler davon erfahren habe, sei von ihm der Befehl ergangen, die Polen von der Grenze zu vertreiben. Ferner habe er Göring angewiesen, die Flugzeuge der polnischen Luftwaffe zu zerstören, die sich dort befanden.

Erst gegen Ende seines Berichts gab Henderson zu, dass Göring «selbst» die Quelle dieser Angaben sei. Unter diesen Umständen muss man es als verblüffend bezeichnen, dass der britische Diplomat das alles für bare Münze genommen hat. In einem letzten Satz teilte er mit: «Möglicherweise will mich Hitler nach der

Reichstagsrede in einem letzten Versuch zur Bewahrung des Friedens sprechen.» Hitler aber dachte nicht daran, den Mann zu sich kommen zu lassen, der entgegenkommenderweise seiner Regierung die Version der Nazi-Propaganda über den Ausbruch der Feindseligkeiten weitergegeben hatte. Man fragt sich, was für einen Frieden eine letzte Bemühung noch retten konnte: Seit sechs Stunden führte Deutschland einen erbarmungslosen Krieg.

Weder in seiner Rede vor dem Reichstag noch in seiner Proklamation für die Wehrmacht lieferte Hitler genaue Angaben über einen bestimmten «Angriff» durch «reguläre Soldaten» Polens – er behauptete sie lediglich. Dann aber fiel mir ein, dass DNB im Verlauf der Nacht von einem Überfall auf den in Grenz-nähe befindlichen deutschen Rundfunksender Gleiwitz gesprochen hatte. Da ich diesem Bericht nicht so recht traute, hatte ich ihn in meiner Sendung nicht verwendet. Später hörte ich, dass er von den Agenturen AP und UP routinemässig nach New York weitergegeben und von der *New York Times* wie auch von anderen amerikanischen Zeitungen veröffentlicht worden war.

Erst sechs Jahre später erfuhren wir beim Nürnberger Prozess, wie es wirklich gewesen war: Die Deutschen hatten den Überfall vorgetäuscht und sich unendliche Mühe gegeben, ihn echt wirken zu lassen, als habe ihn die polnische Armee auf dem Gewissen.

Schon Anfang August hatten Himmler und Heydrich polnische Handfeuerwaffen und 150 polnische Armeeeinheiten beschaffen lassen. Mit der Durchführung des Unternehmens betraute Himmler dann Alfred Naujocks, jenen Typ intelligenter Verbrecher, der innerhalb der Gestapo in wichtige Ämter aufstieg. Naujocks hatte ein Universitätsstudium absolviert und sich schon früher dadurch ausgezeichnet, dass er während der Sudetenkrise in der Slowakei bewaffnete «Zwischenfälle» inszeniert hatte. In Gleiwitz nun sollte es so aussehen, als seien Polen die Urheber des Überfalls. Heydrich wollte für die Auslandspresse wie auch für die deutsche Propaganda «Beweise».

Also verbrachte der junge SS-Mann die zweite Augushälfte mit der Vorbereitung der Operation. Dazu forderte er von der Gestapo ein Dutzend kriminelle KZ-Häftlinge an, die in polnische Uniformen gesteckt werden und tot am Ort des Geschehens Zurückbleiben sollten, damit es so aussah, als seien sie beim Angriff ums Leben gekommen. Wie man das erreichen wollte? Ein in Heydrichs Diensten stehender Arzt sollte ihnen tödlich wirkende Spritzen geben, anschliessend würde man ihnen Schuss Verletzungen zufügen.

Dann sollten SS-Leute in polnischen Uniformen in die Luft schiessen, den Ra-

diosender «besetzen» und durch einen polnisch sprechenden Nazi-Agenten eine flammende Ansprache des Inhalts halten lassen, dass der Angriff Polens auf Deutschland begonnen habe. Anschliessend sollte Naujocks die Presse rufen und den Reportern den «Beweis» für den polnischen Angriff vorführen.

So geschah es mehr oder weniger dann auch in Gleiwitz und einigen anderen Orten am Abend des 31. August. Die SS-Leute in polnischen Uniformen, die «polnische Angreifer» vortäuschten, überlebten nicht viel länger als die unglücklichen Sträflinge. Bei seiner Aussage in Nürnberg erklärte General Erwin Lahousen von der Abwehr, alle seien schliesslich beseitigt worden. Hitler wollte keine Spuren hinterlassen. Naujocks rettete seine Haut, indem er 1944 an der Westfront zu den Amerikanern überlief.

Das war der erste Tag und die erste Nacht des ersten Krieges, den ich miterlebte. Lange konnte ich in der Nacht nicht einschlafen. Das lag nicht nur an der Erregung des ersten Kriegstages – in mir bäumte sich alles dagegen auf, dass Hitler die beiden Länder so skrupellos und heimtückisch in einen Krieg getrieben hatte, der wohl durch die Bomber mit ihrer tödlichen Fracht weit mörderischer zu werden drohte als der davor – und zwar für ganz Europa.

Hinzu kam das Gefühl, von so vielem abgeschnitten zu sein, was das Leben angenehm und lebenswert machte. Ich war jetzt von der Welt getrennt, die seit meiner Jugend im Frieden gelebt hatte, vom übrigen Europa, das in den letzten Jahren, sogar in denen, die ich in Berlin verbracht hatte, meine Heimat geworden war, von meiner Frau in Genf, die ich nach der Geburt unseres ersten Kindes kaum gesehen hatte. Verstärkt wurde dieser Eindruck der Isolierung durch einen kurz zuvor veröffentlichten Erlass, der es bei Todesstrafe verbot, Auslandssender zu hören. Wer jetzt tat, was während all der Nazi-Jahre nicht verboten gewesen war, musste damit rechnen, dass man ihn einen Kopf kürzer machte.

In meinem Tagebuch heisst es für den 2. September:

Seit zwei Tagen marschieren die Deutschen in Polen ein, ohne dass Grossbritannien und Frankreich ihr Garantie-Versprechen eingelöst hätten. Ist es möglich, dass Chamberlain und Bonnet sich ihrer Verantwortung zu entziehen versuchen? Heute Abend kein Luftangriff. Wo bleiben die Polen?

Und wo blieben die Briten und die Franzosen?

Da wir in Berlin von deren Hauptstädten abgeschnitten waren, wussten wir davon nichts, sondern lediglich, dass es Hitler nicht der Mühe wert gewesen war, die Ultimaten der Franzosen und Briten vom Freitag zu beantworten, in denen es hiess, dass die beiden Länder ihre Verpflichtungen Polen gegenüber erfüllen würden, wenn nicht Deutschland sofort seinen Angriff einstellte und seine Truppen zurückzog. Jeder Augenblick, den die Westalliierten an jenem Wochenende nichts unternahmen, verstärkte in Berlin die Überzeugung, man werde Adolf Hitler den Überfall auf Polen durchgehen lassen.

Nach zwei Tagen war die deutsche Wehrmacht weit tiefer in Polen eingedrungen, als aus den Wehrmachtsberichten erkennbar war. Am Samstagabend erfuhr ich über meine Kontakte zum Militär – was ich allerdings nicht im Rundfunk verbreiten durfte –, dass die deutschen Panzerspitzen förmlich durch Polen rasen. Die polnische Luftwaffe war angeblich am Boden zerstört worden – Berlin und andere deutsche Städte brauchten nicht mit Bombenangriffen zu rechnen. Diese Nachrichten nahm ich nicht ohne Vorbehalte auf.

Wir hörten am Samstag gerüchtweise, die Briten und Franzosen zögerten ihr Eingreifen hinaus, weil Mussolini im letzten Augenblick einen Vorschlag für ein weiteres «München» gemacht hatte. Auf deutscher Seite vermutete man, Frankreich sei daran interessiert – die Briten wohl weniger. Am Vorabend hatte Hitler Mussolini sozusagen offiziell aus der Pflicht entlassen, indem er öffentlich Italien von seiner dem Militärbündnis nach bestehenden Verpflichtung entbunden hatte, und Rom hatte eilends Paris und London versichert, man werde neutral bleiben. Da der Duce jedoch befürchtete, Briten und Franzosen könnten ihn angreifen, während Deutschland mit Polen beschäftigt war, bemühte er sich um eine baldige Lösung, bei der Hitler in Polen bekam, was er haben wollte, und Frankreich und Grossbritannien sich aus dem Krieg heraushielten. Daher schlug er für den 6. September eine Konferenz der in München vertretenen Mächte und Polens vor. Bonnet in Paris zeigte sich nicht abgeneigt, die Londoner Regierung aber wollte ebensowenig davon wissen wie Hitler, auch wenn dieser später – fälschlich – behauptete, er habe sich einverstanden erklärt. Sein Ziel war es, Polen zu zerschlagen, und die beiden ersten Angriffstage verliefen besser, als er gedacht hatte. Auf mich wirkte unglaublich, was ich von Bekannten in Militärkreisen am Samstagabend hörte: Sie behaupteten, in zwei bis drei Wochen werde der Polenfeldzug vorbei sein. Offenbar hatte Ribbentrop Hitler überzeugt, dass die Briten

und Franzosen nach einem Vorwand suchten, nicht eingreifen zu müssen. Wie auch immer sich das verhielt – wenn sie nicht bis Ende der Woche handelten, also spätestens bis Sonntag, konnte es zu spät sein.

Sonntag, der 3. September, war ein sonniger Sommertag, an dem ich unter normalen Umständen auf der Havel segeln gegangen wäre.

Bald schon klärten sich die Dinge. Um neun Uhr schritt der britische Botschafter Nevile Henderson mit entschlossener Miene durch die Wilhelmstrasse zum Auswärtigen Amt. Man hatte ihm gesagt, Ribbentrop werde so früh am Morgen noch nicht zu sprechen sein, obwohl bekannt war, dass er um diese Zeit meist bereits am Schreibtisch sass. Die britische Regierung hatte ihrem davon nicht erbauten Botschafter erklärt, die Mitteilung, die er zu überbringen habe, müsse um Punkt neun Uhr übergeben werden, und so war ihm von deutscher Seite bedeutet worden, der offizielle Dolmetscher, Dr. Schmidt, sei zu ihrer Entgegennahme berechtigt.

Der aber verschlief ausgerechnet an diesem geschichtsträchtigen Tag, wie alle anderen in Berlin von den Ereignissen der letzten Tage erschöpft. Mit einer Taxe eilte er zum Auswärtigen Amt, wo er den britischen Botschafter bereits die Stufen emporsteigen sah. Rasch schlüpfte er durch einen Seiteneingang ins Gebäude, und es gelang ihm, um Punkt neun in Ribbentrops Büro zu sein, gerade, als Henderson hereingeführt wurde. Der britische Botschafter lehnte Schmidts Aufforderung, Platz zu nehmen, ab und las ihm eine feierliche Erklärung seiner Regierung vor. Darin hiess es, aus der der deutschen Reichsregierung am 1. September übermittelten Erklärung gehe deutlich hervor, dass Grossbritannien seine Verpflichtungen gegenüber Polen zu erfüllen gedenke, wenn Deutschland seine Truppen nicht sogleich zurückrufe. Im Wortlaut ging es weiter:

Obwohl diese Mitteilung vor mehr als 24 Stunden erfolgte, ist keine Antwort eingegangen, hingegen wurden die deutschen Angriffe auf Polen fortgesetzt und verstärkt. Ich habe demgemäss die Ehre, Sie davon zu unterrichten, dass, falls nicht am heutigen Tage, dem 3. September, bis 11 Uhr vormittags britische Sommerzeit, eine befriedigende Zusicherung im obenerwähnten Sinne von der Deutschen Regierung erteilt wird und bei Seiner Majestät Regierung in London eintrifft, der Kriegszustand zwischen den beiden Ländern von der genannten Stunde an bestehen wird.

Henderson händigte Schmidt ein Exemplar der Note aus, verabschiedete sich und ging. Schmidt eilte damit sofort zur Reichskanzlei, um Hitler von der Entwicklung in Kenntnis zu setzen. Vor dem Büro des Führers standen mehrere Kabi-

nettsmitglieder und höhere Parteichargen; sie warteten besorgt auf die Botschaft. Doch zuerst musste er sie dem Führer übergeben, der, berichtet Schmidt, an seinem Schreibtisch gesessen habe,

während Ribbentrop etwas rechts von ihm am Fenster stand. Beide blickten gespannt auf, als sie mich sahen. Ich blieb in einiger Entfernung vor Hitlers Tisch stehen und übersetzte ihm dann langsam das Ultimatum der britischen Regierung. Als ich geendet hatte, herrschte völlige Stille.

Wie versteinert sass Hitler da und blickte vor sich hin... Nach einer Weile, die mir wie eine Ewigkeit vorkam, wandte er sich Ribbentrop zu, der wie erstarrt am Fenster stehengeblieben war. «Was nun?» fragte Hitler seinen Aussenminister.

Dieser erklärte: «Ich nehme an, dass die Franzosen uns in der nächsten Stunde ein gleichlautendes Ultimatum überreichen werden.»

Als Schmidt Hitlers Arbeitszimmer verliess, informierte er die im Vorzimmer Anwesenden vom Ultimatum der Briten. Allen verschlug es die Sprache. Schliesslich wandte sich Göring ihm zu und sagte: «Wenn wir diesen Krieg verlieren, dann gnade uns der Himmel!» Auch Dr. Goebbels bewahrte ein bei ihm ungewohntes Stillschweigen. Er stand, schreibt Schmidt, wie ein «begossener Pudel» in einer Ecke. Alle Anwesenden waren zutiefst besorgt.

Die Franzosen übergaben ihr Ultimatum erst am Mittag durch Botschafter Coulondre. Auch für ihn war Ribbentrop nicht zu sprechen, denn er nahm an einer merkwürdigen kleinen Feier in der Reichskanzlei teil, wo der Führer mit grosser Herzlichkeit den neuen Sowjetbotschafter empfang. Bis zu seinem Pakt mit Stalin hatte er das nie getan, und auch sonst war kaum je ein Botschafter der Sowjetunion in die Wilhelmstrasse gekommen. Eine solche einzigartige Gelegenheit liess sich Ribbentrop nicht einmal dann entgehen, wenn es galt, eine Kriegserklärung entgegenzunehmen.

Das aber war noch nicht das Ende der Merkwürdigkeiten. Auf Coulondres Frage an den Staatssekretär von Weizsäcker, der ihn an Ribbentrops Stelle empfang, ob er bevollmächtigt sei, ihm eine «zufriedenstellende» Antwort auf das französische Ultimatum zu erteilen, erklärte dieser, er sei nicht in der Lage, *irgendeine* Antwort zu geben. Als ihm der französische Botschafter daraufhin das Ultimatum aushändigen wollte, weigerte sich Weizsäcker, es entgegenzunehmen, und bat den Botschafter, noch ein wenig zu warten. Bis es dann soweit war, dass er den Aussenminister sprechen konnte, liess man ihn eine weitere halbe Stunde warten.

Endlich erschien Ribbentrop. Als er zu einer seiner üblichen langatmigen Ansprachen ausholte, unterbrach ihn Coulondre, meiner Einschätzung nach einer der klügsten Diplomaten in Berlin, und fragte nach der Stellungnahme der deutschen Regierung zum Ultimatum der Franzosen. Auf Ribbentrops Antwort, dass man es nicht akzeptiere, übergab ihm Coulondre das Dokument und fügte hinzu, er müsse noch einmal Deutschlands alleinige Verantwortung für den Krieg hervorheben. Ribbentrops Vorwurf, wie die Dinge lägen, werde Frankreich als Aggressor dastehen, beantwortete Coulondre, indem er erklärte, das Urteil darüber müsse man der Geschichte überlassen.

Endlich hatte die französische Regierung ihr den Polen gegebenes Versprechen eingelöst. Es zeigte sich, dass man in der Wilhelmstrasse die mangelnde Übereinstimmung der Westalliierten bei der Übergabe ihrer Ultimaten durchaus bemerkt hatte. Auch wenn ich es an jenem historischen Sonntagnachmittag nicht wusste, hatte das OKW daraus bereits die Schlussfolgerung gezogen, dass die französische Armee keinen ernsthaften Angriff an der Westfront plante, um die bedrängten Polen zu entlasten. Mir fiel auf, dass Hitler in den beiden Aufrufen, die er im Verlauf des Tages erliess (an das deutsche Volk und an die Soldaten der Wehrmacht), lediglich Grossbritannien vorwarf, Deutschland in einen Krieg hineingetrieben zu haben – über Frankreich stand kein Wort darin.

Die ersten Kampfhandlungen im Westen fanden nicht an der Westfront statt, sondern auf See. Am Sonntagabend, zehn Stunden nachdem Grossbritannien Deutschland den Krieg erklärt hatte, torpedierte und versenkte U 30 200 Seemeilen westlich der Hebriden das von Liverpool nach Montreal unterwegs befindliche britische Schiff *Athenia*, von dessen 1'400 Passagieren 112 ums Leben kamen, unter ihnen 28 Amerikaner.

Von diesem Zwischenfall erfuhr ich spät am nächsten Abend über die Rückleitung von New York. Die Reichsregierung bestritt, dass ein deutsches U-Boot darin verwickelt sein könnte, und Goebbels behauptete, die Briten hätten das Schiff selbst versenkt, um die Amerikaner auf ihre Seite zu bringen. Daran hielt das Propagandaministerium noch monatelang fest.

Ich muss sagen, dass ich mir schäbig dabei vorkam, die deutsche Erklärung verbreiten zu müssen. Während meiner nächsten Sendung an dem Abend erläuterte ich ausführlich, dass es mein Auftrag sei, die Nachricht von Deutschland aus zu senden, und dass das offizielle Dementi, wie eben die Behauptung, ein deutsches U-Boot habe die *Athenia* nicht torpediert, Bestandteil der Nachricht sei. Ich betonte, dass ich das weder bestätigen noch widerlegen konnte und von CBS ausdrücklich Anweisung hatte, meine Meinung für mich zu behalten. Ich verschwieg

meine Absicht, das so gut wie möglich zu unterlaufen, ganz gleich, was man bei CBS oder auf deutscher Seite über mich denken mochte. Erneut bekräftigte ich für mich die Absicht, die ich im Stillen gefasst hatte, als ich fünf Jahre zuvor nach Nazi-Deutschland gekommen war: dass ich so lange in Berlin bleiben wollte, wie ich einigermaßen zutreffend über die Ereignisse berichten konnte. Selbstverständlich würden dem durch die Zensur, vor allem die Militärzensur, Grenzen gesetzt. Auch Ed Murrow in London und Tom Grandin sowie Eric Sevareid in Paris mussten ihre Funkmanuskripte der Zensur vorlegen. Niemand durfte etwas sagen, das eine militärische Operation gefährden oder der anderen Seite militärisch wichtige Informationen zugänglich machen konnte. Sobald ich innerhalb dieser Grenzen kein zutreffendes Bild der Lage mehr liefernd durfte, würde ich das Land verlassen. Das sagte ich den Deutschen und auch der CBS.

Was wir über den Vormarsch der Deutschen in Polen erfuhren, erstaunte und bestürzte uns täglich mehr. Bald schon begriffen wir, dass da eine neue Art Krieg geführt wurde, wie ihn die Welt noch nicht erlebt hatte; die Deutschen nannten ihn «Blitzkrieg». Am 5. September schon, das heisst binnen fünf Tagen, hatten sie, General von Kluges Vierte Armee vom Westen und General von Küchlers Dritte Armee von Ostpreussen aus, den polnischen Korridor überrannt. Wir hörten, General Heinz Guderian, der grosse Befürworter der Panzerwaffe, habe mit seinem Panzerkorps die polnische Verteidigungslinie ohne Schwierigkeiten durchbrochen. An einer Stelle hatte sich ihm die berühmte Pommerska-Kavalleriebrigade entgegengeworfen. Wenige Tage später sah ich, was von ihr geblieben war: Auf den Feldern neben der Strasse lagen die Kadaver von wohl an die tausend Pferden, während man die sterblichen Überreste ihrer Reiter eilends in der Nähe beigesetzt hatte.

Mit Pferden gegen Panzer! Nur die Polen mit ihrem unglaublichen Draufgängertum brachten es fertig, so gegen die neue, stählerne «Kavallerie» vorzugehen.

Am 6. September, sechs Tage nach Kriegsbeginn, nahmen die Deutschen Krakau ein, die zweitgrösste Stadt des Landes.

Im Bericht des OKW heisst es, auch das südlich von Warschau gelegene Kielce sei gefallen. Niemand ahnte, dass die Wehrmacht schon so weit gekommen war. In einer einzigen Woche sind die Deutschen weit über die Grenzen des Jahres 1914 hinaus vorgestossen. Allmählich sieht es nach einer bösen Niederlage für die Polen aus.

7. September. Gerade vor einer Woche hat der «Gegenangriff» begonnen, und heute Abend erfahre ich von einem Bekannten aus der Wehrmacht, dass die Deutschen 30 Kilometer vor Warschau stehen.

8. September. Das OKW hat erklärt, um 17 Uhr 15 hätten deutsche Truppen Warschau erreicht. Sogar unsere Militärattachés waren über diese Nachricht erstaunt.

9. September. Allem Anschein nach ist der Polenfeldzug zu Ende. Weder Briten noch Franzosen haben an der Westfront etwas unternommen, um den entsetzlichen Druck auf das Land ihres Bündnispartners zu mindern.

Mir in Berlin kam es so vor, als verpassten die Franzosen eine einmalige Gelegenheit, die Deutschen im Westen entscheidend zu schlagen, während sie sich vollständig auf Polen konzentrierten – vielleicht konnten sie sogar durch eine Besetzung des Ruhrgebiets und des Rheinlands den Krieg gewinnen. Die deutsche Generalität jedenfalls hielt das für möglich, und erleichtert äusserte General Haider gegen Ende September, die Franzosen hätten ihre Chance vertan. Beim Nürnberger Prozess nach Kriegsende drückte er sich noch deutlicher aus und erklärte, die Franzosen hätten angesichts der Tatsache, dass nahezu alle Kräfte der Deutschen in Polen gebunden waren, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stossen, den Rhein überschreiten können. In dieser Lage wäre Frankreich eine ernsthafte Bedrohung für das Ruhrgebiet gewesen, das für die deutsche Kriegführung entscheidende Bedeutung hatte.

Dass ausgerechnet die Franzosen, die doch im Weltkrieg an der Marne und vor Verdun so erbittert gekämpft hatten, tatenlos zusahen, als sie durch rasches und entschlossenes Handeln die Auseinandersetzung für sich hätten entscheiden können, blieb bei Hitler wohl kaum ohne Wirkung. Er durfte jetzt sicher sein, dass er sie sich ohne Weiteres vornehmen konnte, war Polen erst einmal endgültig in die Knie gezwungen.

Bis dahin würde er sie und die Briten mit Friedensangeboten einlullen.

Als die Kämpfe in Polen nahezu vorüber waren, luden die Deutschen die amerikanischen Korrespondenten zur Besichtigung der «Front» ein. Wir bekamen herzlich wenig zu sehen – ein erbittertes, aber unbedeutendes Gefecht um Gdingen und die Halbinsel Heia westlich Danzigs, wo die Polen noch Widerstand leisteten. Wichtiger war da schon, dass wir in Danzig dabei waren, als Hitler seinen ersten Friedensvorschlag machte. Vermutlich hatte er als Meister der Propaganda, der er war, mit voller Absicht dafür gesorgt, dass wir ihn in Danzig hören konnten.

Seine vom Dröhnen der 28-Zentimeter-Geschütze des alten Panzerkreuzers *Schleswig-Holstein*, der vom Hafen Danzig aus auf Gdingen feuerte, unterbrochene Rede hielt Hitler am Nachmittag des 19. September im herrlichen gotischen Rathaus der Stadt.

Er war äusserst übel gelaunt. Da ich am Gang sass, konnte ich nicht umhin, seine Wut zu bemerken, als er an mir vorbei zur Rednertribüne schritt. Eigentlich überraschend, da er doch als Eroberer auftrat. Später erklärte mir jemand die trübe Stimmung des Führers: Er hatte seine Rede im eroberten Warschau halten wollen, doch da sich die umschlossene Stadt einfach nicht ergab, musste er nach Danzig ausweichen. Trotz seiner Enttäuschung nutzte er die Gelegenheit, eine politische Offensive für einen Frieden im Westen zu starten.

Er behauptete: «Ich habe weder gegen England noch gegen Frankreich irgendein Kriegsziel», und er äusserte «nur den einzigen Wunsch, dass der allmächtige Gott, der ja jetzt unsere Waffen gesegnet hat, vielleicht die anderen Völker erleuchten und ihnen die Einsicht schenken möge, wie zwecklos dieser Krieg, dieses Völkerringen sein wird, und dass er sie vielleicht zum Nachdenken bringen wird über die Segnungen eines Friedens ...» – heuchlerische Worte, wenn man bedachte, wie er gerade Polen, seiner eigenen Aussage nach, «zusammengeschlagen» hatte!

Damit wir seine Botschaft auch möglichst bald nach Amerika berichten konnten, liess er uns mit einem seiner 32 Junkers-Passagierflugzeuge nach Berlin bringen, wo die Sendemöglichkeiten weit besser waren als im zusammengeschoenen Danzig. Am nächsten Tag hallte die gesamte Nazi-Presse wider vom Propagandaruf des Führers nach Frieden und beklagte im Voraus scheinheilig, wie schlimm es wäre, wenn die Jugend Englands und Frankreichs sinnlos am Westwall verbluten müsste, denn da Polen nicht mehr existierte, seien die Bündnisabkommen mit dem Lande wertlos.

Das war nicht ungeschickt und zielte vor allem auf die in Frankreich vorherrschende starke Antikriegsstimmung. Verstärkt wurde dieser Aufruf von den Bolschewiken in Moskau, was mich weniger überraschte, als es noch eine Woche zuvor der Fall gewesen wäre. Stalin hatte, auf seinen Pakt mit Hitler bauend, kühn die Gunst der Stunde genutzt.

Am 17. September begann die Rote Armee um sechs Uhr *ihren* Angriff. Die von den Deutschen bereits geschlagenen Polen konnten ihr nur wenig Widerstand entgegensetzen, und so trafen am folgenden Tag sowjetische und deutsche Soldaten bei Brest-Litowsk aufeinander, wo 21 Jahre zuvor die Regierung der Bolschewiken, die sich von ihren Westalliierten losgesagt hatte, einen Separatfrieden mit Deutschland zu so schweren Bedingungen geschlossen hatte, dass das russi-

sche Volk daran hätte zugrunde gehen können, wäre auf ihrer buchstabengetreuen Einhaltung bestanden worden.

Als ich hörte, dass jetzt auch die Russen nach Polen einmarschiert waren, wurde mir speiübel. Wie oft hatte ich in Genf sowjetische Staatsmänner über eine gemeinsame Front gegen den Aggressor reden hören! Und nun hatte Deutschland die Russen geradezu zu dieser Handlungsweise gedrängt. Wenn die Nazis das auch öffentlich nicht zugeben durften, fühlten sie sich doch in gewisser Weise erleichtert: Stalins Vorgehen hatte die Schuld zum Teil von den Schultern der Deutschen auf die der Russen verlagert.

Einträchtig gingen nun die beiden Diktaturen daran, die Beute unter sich aufzuteilen. Erneut reiste Ribbentrop nach Moskau, um die Abmachung unter Dach und Fach zu bringen. Aus später in die Hände der Alliierten gefallen deutschen Archiven ist ersichtlich, dass weniger Hitler als Stalin darauf beharrte, Polen müsse von der Landkarte verschwinden. Um die Weltmeinung zu besänftigen, hatte der Führer den Gedanken erwogen, einen polnischen Rumpfstaat übrigzulassen – etwa so gross wie Napoleons Grossherzogtum Warschau. Aber er war auch nicht unglücklich, Stalins Wunsch nachzugeben, dass die beiden Völker ganz Polen zwischen sich aufteilten. Das geschah, nachdem Stalin und Ribbentrop einen ganzen Tag lang in Moskau darüber verhandelt hatten, am 28. September.

Wie beim ursprünglichen deutsch-sowjetischen Pakt gab es auch hier geheime Zusatzprotokolle. Das übelste von ihnen hat folgenden Wortlaut:

Beide Teile werden auf ihren Gebieten keine polnische Agitation dulden, die auf die Gebiete des anderen Teiles hinüberwirkt. Sie werden alle Ansätze zu einer solchen Agitation auf ihren Gebieten unterbinden und sich gegenseitig über die hierfür zweckmässigen Massnahmen unterrichten.

Das war das Signal für die Errichtung einer Terrorherrschaft, die mit brutaler Gewalt Freiheit, Kultur und nationale Eigenständigkeit der Polen unterdrücken sollte.

Zu guter Letzt unterstützte Stalin, offenbar als Teil des Kuhhandels, Hitlers Friedenskampagne. Am 28. September wurde zusammen mit der Ankündigung der deutsch-russischen Einigung über die polnische Frage folgende von Ribbentrop und Molotow gemeinsam verfasste Erklärung veröffentlicht: Nachdem die

Deutsche Reichsregierung und die Regierung der UdSSR durch den heute unterzeichneten Vertrag die sich aus dem Zerfall des polnischen Staates ergebenden Fragen endgültig geregelt haben und damit ein sicheres Fundament für einen dauerhaften Frieden in Europa geschaffen haben, geben sie übereinstimmend der Auffassung Ausdruck, dass es den wahren Interessen aller Völker entsprechen würde, dem gegenwärtigen zwischen Deutschland einerseits und England und Frankreich andererseits bestehenden Kriegszustand ein Ende zu machen.

Die beiden Regierungen werden deshalb ihre gemeinsamen Bemühungen ... darauf richten, dieses Ziel sobald als möglich zu erreichen.

Sollten jedoch die Bemühungen der beiden Regierungen erfolglos bleiben, so würde damit die Tatsache festgestellt sein, dass England und Frankreich für die Fortsetzung des Krieges verantwortlich sind...

Bei diesem ekelerregenden Zeugnis für Heuchelei und Täuschung hatte sich Stalin voll und ganz gegen den Westen Hitler an die Seite gestellt – und eben diesen Westen hatte er noch wenige Wochen zuvor dringlichst aufgefordert, mit ihm gemeinsam eine Front gegen Hitler zu bilden.

Acht Tage später, am 6. Oktober, hielt Hitler vor dem Reichstag in der Krolloper seine langerwartete Friedensansprache. In meinen Ohren klang sie wie eine zum wiederholten Male abgespielte alte Schallplatte. Wie oft hatte ich ihn nach seinem jeweils jüngsten Erfolg von eben dieser Stelle aus reden hören, wie oft hatte er mit derselben Miene der Ernsthaftigkeit, derselben aufrichtig klingenden Stimme vorgeschlagen, was wie das Angebot eines ehrlichen Friedens aussah – wenn man nicht gerade an sein letztes Opfer dachte. Nachdem er erklärt hatte, Deutschland habe (nach der Rückgabe des Saargebiets) keinerlei Forderungen an Frankreich mehr, gab er zu erkennen, dass seiner Ansicht nach wirklicher Frieden in Europa und der Welt nur möglich sei, wenn Deutschland und England zu einer Verständigung gelangten.

Weshalb soll nun der Krieg im Westen stattfinden? Für die Wiederherstellung Polens? Das Polen des Versailler Vertrages wird niemals wieder erstehen!...

Sollte dieser Krieg aber doch geführt werden, würden «Millionen Menschen zwecklos geopfert, denn weder wird das Deutsche Reich zerbrechen, noch wird ein zweites Versailles entstehen... Nein, dieser Krieg im Westen regelt überhaupt kein Problem...»

Zwar gebe es Probleme, sagte er, die aber sollten seiner Ansicht nach durch eine Konferenz der «grossen Nationen in diesem Kontinent» gelöst werden.

Das Ganze war klug eingefädelt, und während ich an diesem kühlen, aber sonigen Herbstnachmittag ins *Adlon* zurückkehrte, hatte ich keinen Zweifel daran, dass die Rede das deutsche Volk beeindrucken würde, denn es wollte den Frieden, wie wohl auch die Franzosen, die sich zu diesem Krieg nicht aufraffen mochten. Ebenso wenig aber zweifelte ich daran, dass die Briten die Sache sofort durchschauen würden.

Auf meinem Weg zum Funkhaus kaufte ich die Frühausgabe des *Völkischen Beobachters*, der in grossen Lettern quer über die ganze erste Seite Deutschlands Friedenswillen beteuerte. Es wirkte einleuchtend: In England und Frankreich gebe es keine Kriegsziele, von Kolonien abgesehen, würden keine Gebietsansprüche mehr gestellt, die Rüstung sollte beschränkt werden, und man wolle auf einer Konferenz eine Zusammenarbeit aller Völker Europas beschliessen.

Wie vernünftig das alles klang! Während ich mich sendebereit machte, hasteten Menschen um mich herum aufgeregt hin und her. Sie alle waren sicher, dass es Frieden geben würde.

Sechs Tage später erteilte Chamberlain Berlin seine Antwort in Gestalt einer Unterhausrede. Darin sagte er, Zusagen der gegenwärtigen deutschen Regierung seien nicht glaubwürdig. Sofern Deutschland den Frieden wünsche, müsse es das «durch Taten, nicht durch Worte zeigen und zuallererst das Polen und der Tschechoslowakei angetane Unrecht wiedergutmachen». Erleichtert merkte ich, dass der Mann des Münchner Abkommens nicht länger auf Hitlers leere Versprechungen hereinfiel.

Den ganzen Rest des Jahres 1939 hindurch dauerte dieser von den Franzosen als *drôle de guerre* bezeichnete und in der Tat komisch wirkende Sitzkrieg. Auf See kam es zu gelegentlichen Zusammenstössen, aber weder in der Luft noch zu Lande wurde gekämpft. Als britische Flugzeuge über Berlin erschienen, warfen sie nicht etwa Bomben ab, sondern Flugblätter, die in schlechtem Deutsch abgefasst waren.

Am Abend des 14. hiess es im Rundfunk und in allen Berliner Zeitungen, das sogenannte «Westentaschen-Schlachtschiff» *Admiral Graf Spee* habe vor der La-Plata-Mündung auf der Höhe der uruguayischen Hauptstadt Montevideo einen bedeutenden Sieg über drei britische Kreuzer errungen. Diese seien ausser Gefecht gesetzt worden, die *Admiral Graf Spee* hingegen habe nur geringfügige Beschädigungen erlitten. Zwei volle Tage lang weideten sich die Medien an dem

«Sieg» und meldeten dann am 18. September lakonisch, das siegreiche Panzerschiff habe sich unmittelbar vor Montevideo selbst versenkt. Noch einmal drei Tage darauf erfuhr man von der Marine, Kapitän zur See Langsdorff, der Kommandant, sei seinem Schiff gefolgt und habe damit wie ein wahrer Kämpfer und Held die Erwartungen des Führers, des deutschen Volkes und der Marineführung erfüllt.

Die Öffentlichkeit erfuhr nicht, dass Langsdorff keineswegs mit seinem Schiff untergegangen war, sondern sich in einem Hotelzimmer in Buenos Aires eine Kugel durch den Kopf gejagt hatte. Ebenso wenig erfuhr sie, dass das auf eine Anordnung des Führers zurückging, der enttäuscht war, weil die Besatzung nicht bis zum letzten Mann gekämpft hatte.

Da es nach dem Fall Polens zu Lande keine ernsthaften Kämpfe gab, ging es in meinen Sendungen im Herbst und Winter 1939 ziemlich häufig um Kriegshandlungen zur See. Die einzigen deutschen «Offensiven» waren U-Boot-Attaken auf den Weltmeeren.

Am 28. September liess ich um Mitternacht den Kommandanten eines dieser U-Boote über unseren Sender sprechen. Es hatte im Rundfunk zwischen Briten und Deutschen ein verärgertes Hin und Her wegen der Torpedierung eines britischen Schiffs, der *Royal Sceptre*, gegeben. London behauptete, es sei ohne Vorwarnung versenkt worden und vermutlich seien dabei Besatzung und Passagiere ums Leben gekommen, etwa 60 an der Zahl. Das wurde von Berlin bestritten.

Ein oder zwei Tage später erklärte Winston Churchill, zu jener Zeit Erster Lord der Admiralität (Marineminister), in einem Funkspruch habe der Kommandant des deutschen U-Boots ihm die Position des soeben versenkten Schiffs durchgegeben, damit die Briten Passagiere und Besatzung retten konnten. Dieser Kommandant, fügte Churchill mit kaum verhüllter Genugtuung hinzu, befinde sich inzwischen in britischer Gefangenschaft. Auch das bestritt man in Berlin.

Ich war sicher, dass die Briten die Wahrheit sagten, denn von den Deutschen hatte ich schon zu viele Lügen gehört.

Als ich mich wegen des Vorfalls an die Kriegsmarine wandte, stellte mir ein unwirscher Admiral den Kommandanten des fraglichen U-Boots, Kapitänleutnant Herbert Schultze, vor und teilte mir mit, ich könne ihn ja in einer Sendung zu der Angelegenheit befragen. Schultze versicherte mir hoch und heilig, zwar habe er in der Tat die *Royal Sceptre* versenkt, aber an ein anderes britisches Schiff, die *Browning*, einen Funkspruch abgesetzt und ihr darin mitgeteilt, wo sie

die Überlebenden aufnehmen konnte. Er habe zudem über Funk von der *Browning* erfahren, dass das gelungen sei. Die Briten bezeichneten diese Version als falsch.

Auch sagte mir Kapitänleutnant Schultze, er habe in übermütiger Laune eine kesse Botschaft an Winston Churchill gefunkt und ihm die Stelle mitgeteilt, wo die Überlebenden des torpedierten Schiffs gefunden werden konnten. Während wir im Marineministerium mein Manuskript durchgingen, gewann ich allmählich den Eindruck, dass der junge Seeoffizier die Wahrheit sagte. Dennoch mahnte ich mich zur Skepsis und erklärte, der Funkspruch müsse sich dann auch in seinem Bordbuch finden lassen.

«Natürlich», sagte er, «aber das liegt in Kiel.»

Auf meine Frage, ob es ihm etwas ausmache, dort anzurufen und darum zu bitten, dass mir ein Mitglied seiner Besatzung den genauen Wortlaut des Funkspruchs an Churchill vorlas, sagte er, er werde es versuchen, und nahm den Telefonhörer auf. Das Bordbuch wurde gefunden, der Spruch wurde mir vorgelesen, und als wir an jenem Abend auf Sendung gingen, liess ich Kapitän Schultze den Text selbst sprechen.

Als wir das Marineministerium verliessen, um zum Funkhaus zu fahren, kam eine weitere Bestätigung: Ein Presseoffizier eilte uns mit einer Meldung der britischen Nachrichtenagentur Reuter nach, in der es hiess, die *Browning* sei gerade in den brasilianischen Hafen Bahia eingelaufen und habe Besatzung und Passagiere der *Royal Sceptre* wohlbehalten an Bord.

Es gelang mir nie festzustellen, wer in London Winston Churchill zu der falschen Erklärung vor dem Unterhaus veranlasst hatte. Später, nach unserer Sendung, bestätigte die britische Admiralität die Aussage des deutschen U-Boot-Kommandanten und gab ihren Irrtum zu.

Zum Zeitpunkt des Interviews gehörte Schultze bereits zum Kreis der aus dem Nichts aufgetauchten Helden, zu denen die Deutschen ihre U-Boot-Kommandanten hochstilisierten. Zu einem noch bedeutenderen Seekriegshelden machten Presse und Rundfunk am 15. Oktober mit viel Tamtam den Mann, der mit U 47 am Vortag die vermeintlich unüberwindlichen Sperren vor dem britischen Marinestützpunkt in der Bucht von Scapa Flow durchbrochen und das dort vor Anker liegende Schlachtschiff *Royal Oak* versenkt hatte. Mir kam die Meldung so sensationell vor, dass ich sie erst glaubte, als eine BBC-Sendung sie bestätigte. Bei der Aktion hatten 786 britische Offiziere und Mannschaften den Tod gefunden. Der Kommandant von U 47, Kapitänleutnant Günther Prien, wurde postwendend zum Kapitän zur See befördert und uns am 18. Oktober zusammen mit seiner Besatzung im Propagandaministerium präsentiert. Die meisten waren junge Männer und sahen aus, als seien sie höchstens 18 bis 20 Jahre alt. In meinem Tagebuch steht: Prien hat über die Art seines Vorgehens kaum etwas gesagt und nur berich-

tet, dass er ohne Schwierigkeiten an den Sperrschiffen vorbeigekommen sei. Er dürfte einem britischen Schiff an den Ankerplatz gefolgt sein, vielleicht einem Minensuchboot – vermutlich eine Nachlässigkeit der Briten.

Ein deutscher Bekannter, im Weltkrieg U-Boot-Kommandant, sagte mir, schon seinerzeit hätten zwei deutsche U-Boote den Versuch unternommen, in die Bucht von Scapa Flow einzudringen, wobei beide verlorengegangen seien. Dass die Deutschen diesmal Erfolg hatten, wurde gebührend ausgeschlachtet, und es half, in einem Volk den Kampfgeist am Leben zu erhalten, das zwar seine Pflicht tat, aber ohne die Kriegsbegeisterung, die es 1914 an den Tag gelegt hatte.

Gleich der erste Dezembertag brachte weitere niederschmetternde Nachrichten: Die Sowjetunion, die sich Polen mit Hitler geteilt hatte und jetzt daran ging, sich die baltischen Länder wieder einzuverleiben, die zur Zeit der Zaren zum russischen Reich gehört hatten, fiel in Finnland ein. Zuerst bombardierten sowjetische Flugzeuge die finnische Hauptstadt, wobei 75 Zivilisten ums Leben kamen und mehrere hundert verwundet wurden, dann überschritt die Rote Armee die Grenze. Das Ziel hiess Helsinki.

Ich war gerade zu einem kurzen Urlaub in Genf, als mich die Nachricht erreichte. Mich packte dieselbe Wut wie damals, als Hitler die Tschechoslowakei und später Polen überfallen hatte. In meinem Tagebuch liess ich ihr freien Lauf:

Der grosse Meister der Arbeiterklasse, der machtvolle Prediger wider die «faschistische Aggression», der rechtschaffene Verteidiger der «peinlich genauen Einhaltung von Verträgen» (so hat es Molotow noch vor einem Monat gesagt) hat die am besten funktionierende und anständigste kleine Demokratie in Europa überfallen und dabei ein Dutzend feierlich beschworene Verträge gebrochen...

Seit mehr als 24 Stunden ohnmächtiger Zorn, habe in der vorigen Nacht nicht schlafen können, obwohl ich hundemüde war.

Ich hatte den ganzen Tag und fast die ganze Nacht durchgearbeitet und im Versuch, von Finnland nach Amerika senden zu können, beständig mit Helsinki, Stockholm, Berlin, Bern, Amsterdam und London telefoniert. Es erwies sich als äusserst schwierig.

Die Nazis waren weder bereit, mir einen Sender noch Telefonleitungen durch Deutschland zur Verfügung zu stellen, und erklärten rundheraus, dass sie angewiesen seien, Russland nicht zu verärgern. Ich rief in Amsterdam an und bat, über einen der niederländischen Kurzwellensender gehen zu dürfen, doch aus Angst um die Neutralität des Landes schlug man mir diesen Wunsch ab. Schliesslich gelang es Ed Murrow, mit dem ich mich fast 24 Stunden lang immer wieder am Telefon beriet, eine Lösung zu finden. Die BBC übernahm die Sendungen von schwedischen Mittelwellenstationen, die unsere telefonisch von Helsinki durchgegebenen Berichte von Stockholm aus übertragen konnten.

Nachdem ich eine Möglichkeit gefunden hatte, unsere Sendungen aus dem Land zu bekommen, musste ich auch noch jemanden auftreiben, der von Finnland und der Front aus berichtete. Nach einiger Mühe spürte ich Bill White auf, der mir schon in Berlin dadurch aufgefallen war, dass man nie wusste, wo er sich aufhielt. Doch nach zahlreichen Telefonanrufen und einiger Sucharbeit kam ich ihm in Stockholm auf die Spur, und er erklärte sich bereit, über den finnisch-russischen Krieg zu berichten.

Mit Bill hatte ich einen glücklichen Griff getan, denn seine Sendungen, zumal die von der Front, wo die zahlen- und waffenmässig unterlegenen Finnen den Russen paroli boten, gingen wirklich zu Herzen. Vor allem eine Heiligabendsendung, die er aus den hartgefrorenen und schneebedeckten finnischen Schützengräben machte, war bemerkenswert.

Ich berichtete an dieser ersten Kriegsweihnacht am Heiligabend aus Berlin und am Weihnachtsabend aus Kiel, dem deutschen Marinestützpunkt.

Die Menschen schienen gedrückter Stimmung, dabei war für die Deutschen (und ich muss gestehen, auch für mich) die Weihnachtszeit etwas Besonderes. In den Läden gab es kaum etwas zu kaufen, was sich als Geschenk eignete, und Lebensmittel waren ohnehin streng rationiert. Dem Hörensagen nach war Hitler besonders übler Laune. Damit, dass er am 21. Dezember mit seinem Sonderzug Berlin verlassen hatte, um sich zur Westfront zu begeben, wo keinerlei Kampfhandlungen stattfanden, drückte er sich vor seiner eigenen Weihnachtsfeier, die er gewöhnlich in der Reichskanzlei veranstaltete.

Einen Teil des Heiligabends verbrachte ich mit amerikanischen Bekannten, doch um Mitternacht musste ich zum Funkhaus. Dort stand in einem der grössten Räume ein Weihnachtsbaum, und als ich ankam, tanzten die Deutschen und feierten mit Sekt. Meine Sendung, steht in meinem Tagebuch, sei «unentschuldig sentimental» gewesen, allerdings erinnere ich mich selbst nicht mehr daran.

Ich verliess das Funkhaus gegen drei Uhr morgens, legte mich im Hotel ein wenig aufs Ohr und sass um fünf Uhr schon im Wagen, der mich durch kalten Nieselregen nach Kiel brachte. Es war seit Kriegsausbruch der erste Besuch eines ausländischen Korrespondenten bei der deutschen Marine.

In Hamburg, wo wir vormittags einen Zwischenhalt einlegten, regnete es in Strömen. Nachdem wir schliesslich das Werftgelände gefunden hatten, wateten wir durch knöcheltiefe Pfützen zu den Liegeplätzen. Als erstes besichtigten wir den neuen Kreuzer *Admiral Hipper*, an dem im Dock noch gearbeitet wurde. Man versicherte mir, er werde bald auslaufen können.

Ich hatte mich stets gut mit den Männern von der deutschen Marine verstanden. Als ich den Kommandanten der *Admiral Hipper* auf einen Londoner Bericht ansprach, demzufolge ein britisches U-Boot einen deutschen Kreuzer torpediert und versenkt hatte – was Berlin kategorisch bestritt –, zwinkerte er mir zu und führte mich über eine schmale Eisenleiter zum Gefechtsstand seines Schiffs.

«Sehen Sie mal dahinten», sagte er verschmitzt. Etwa 100 Meter entfernt lag ein kleinerer Kreuzer im Trockendock auf den Kielpallen. Mitschiffs klaffte ein Loch von etwa 15 Metern Durchmesser in der Beplankung.

«Getroffen ja», sagte er, «aber nicht versenkt.»

Da er mir freundlicherwise dazu sagte, dass es sich um den Kreuzer *Leipzig* handelte, fragte ich ihn gleich noch nach dem Namen des riesigen Schiffs, das weiter flussabwärts lag.

«Unsere *Bismarck*», hiess die stolze Antwort.

Das also war die machtvolle *Bismarck*! Wie gern die Briten wohl an meiner Stelle gewesen wären? Das Schiff, auf dessen Deck sich noch eine Vielzahl von Arbeitern zu schaffen machte, kam mir schon recht weit fortgeschritten vor.*

Auf tückisch glatten Strassen und in der zunehmenden Dunkelheit des Nachmittags fuhren wir nach Kiel weiter. Aus dem Regen war inzwischen Schnee geworden. Am Marinestützpunkt hiess mich ein wichtigtuerischer Vertreter des Propagandaministeriums mit einer kleinen Ansprache willkommen und kam dann auf meinen Besuch in Hamburg zu sprechen.

«Sie haben dort einige unserer Kriegsschiffe besichtigt. War darunter auch der Kreuzer *Leipzig*, Herr Shirer?»

* Die Versenkung der *Bismarck* eineinhalb Jahre später war der Höhepunkt der grössten Seeschlacht des Zweiten Weltkriegs im Atlantik. Während der vollen Woche, die sie dauerte, sah sich die *Bismarck*, fast ausschliesslich auf sich allein gestellt, dem grössten Teil der britischen Flotte gegenüber. Dabei zerstörte sie das mit 42'000 Tonnen grösste und ausserdem kampfstärkste Schlachtschiff der Briten, die *Hood*.

«Ja, und?»

«Die britischen Lügner behaupten, sie hätten die *Leipzig* versenkt.»

«Mir sah sie nicht versenkt aus, aber —»

Wieder fiel er mir ins Wort. «Grossartig. Werden Sie den Briten dann eine gehörige Antwort auf ihre Lügen erteilen und dem grossen amerikanischen Volk die Wahrheit berichten? Sagen Sie, dass Sie die *Leipzig* mit eigenen Augen gesehen haben – und dass sie nicht einmal angekratzt war.»

Bevor ich *ihm* ins Wort fallen konnte, schob er mich eine Laufplanke entlang zu einer Barkasse. Der mir zugewiesene Betreuer, ein Offizier vom Oberkommando, wohl ein Veteran des Weltkriegs, wie ich wegen seines Monokels vermutete, zuckte unter dem Geschwätz des Dummkopfs sichtlich zusammen. Wolf Mittler, ein deutscher Rundfunkmann, den ich gut kannte und der mir bei den technischen Fragen meiner Sendung helfen sollte, lächelte verlegen.

Als wir auf der Barkasse durch den Hafen fuhren, erkannte ich zu meiner Überraschung, dass dort während der Weihnachtsfeiertage beinahe die gesamte deutsche Flotte zu liegen schien. Ich konnte die meisten Schiffe identifizieren: das «Westentaschen-Schlachtschiff» *Deutschland*, zwei Kreuzer der Klasse «Köln», die beiden 26'000-Tonnen-Schlachtschiffe *Scharnhorst* und *Gneisenau*, eine Anzahl Zerstörer und etwa 15 U-Boote. Wüssten doch die Briten nur, musste ich unwillkürlich denken, dass sie in der nahezu mond hellen Nacht nur herüberzukommen brauchten und mit einer Handvoll Bombern fast die gesamte deutsche Flotte vernichten konnten! Schade, dass nichts daraus würde!

Ich kehrte ins Hotel zurück, um die Weihnachtssendung in Einzelheiten vorzubereiten. Beginnen wollte ich mein Programm an Deck eines U-Boot-Versorgungsschiffs und dann nach unten gehen, wo die soeben aus britischen Gewässern zurückgekehrte Besatzung eines U-Bootes ihr Weihnachtsmahl verzehrte.

Während wir auf die Sendefreigabe warteten, bot sich uns vom Deck aus ein atemberaubendes Bild. Der Mond stand jetzt hoch über dem riesigen Hafengebiet und beleuchtete das Wasser, die Schiffe und die dahinterliegenden, schneebedeckten Anhöhen. Einige Sekunden lang war ich versucht, mit der Mitteilung herauszuplatzen, dass praktisch die gesamte deutsche Flotte hier lag, denn mir war klar, dass die Briten wie immer meine Sendung über den deutschen Kurzwellsender empfangen. Es war so ähnlich, wie wenn man oben auf einem Wolkenkratzer steht und einen das Verlangen überkommt, in die Tiefe zu springen. Rasch riss ich mich jedoch zusammen. Ich hatte keine Lust, mich einen Kopf kürzer machen zu lassen.

Ich beschrieb kurz, wie sich der Flottenstützpunkt Kiel in dieser mond hellen Weihnachtsnacht darbot, und stieg dann mit meinem Mikrofon nach unten. Tolpatschig riss ich mir dabei einen Jackenärmel auf und beschädigte meine Stoppuhr, die mir jeweils auf die Sekunde genau zeigte, wann meine Sendezeit um war.

So war ich jetzt auf eine Schätzung angewiesen, und als ich den Eindruck hatte, es müsse soweit sein, nahm ich zum Abschluss auf, wie die Männer zur Begleitung eines Schifferklaviers «Stille Nacht» sangen. Anschliessend liess der U-Boot-Kommandant Tee mit Rum auffahren und danach gutes Münchner Bier. Offiziere und Mannschaften wollten das begonnene Gespräch fortsetzen. Ihre Fragen wirkten eigentümlich naiv auf mich.

«Warum wollen die Engländer eigentlich gegen uns kämpfen?» hörte ich immer wieder, sah aber keinen Anlass, näher auf diesen Gegenstand einzugehen. Deutlich erkennbar waren die Leute Opfer von Hitlers Propaganda geworden. Ich wünschte allen eine fröhliche Weihnacht und bedankte mich dafür, dass sie mich an ihrer Feier hatten teilnehmen lassen. Mittler, unser Begleitoffizier und ich gingen zu Fuss mehrere Kilometer im Mondlicht zum Hotel zurück, wo wir in der Bar eine Flasche Champagner miteinander leerten. Das Radio war eingeschaltet, jemand las mehrere Weihnachtsbotschaften verschiedener Nazi-Bonzen vor. Von einer, die mir besonders töricht vorkam, notierte ich mir den Inhalt. Sie stammte von Dr. Robert Ley, dem Leiter der Arbeitsfront. Er forderte die Menschen auf, dem Führer zu gehorchen, da dieser stets recht habe.

Um drei Uhr ging ich nach meiner ersten Kriegsweihnacht ins Bett.

Der deutsche Rundfunk sendete am nächsten Tag weiter endlose Weihnachtsansprachen und -botschaften. Unter den letztgenannten fiel mir eine freundschaftliche gegenseitige Beglückwünschung zwischen Hitler und Stalin auf. Der deutsche Diktator hatte dem sowjetischen Diktator schon am 21. Dezember zu seinem 60. Geburtstag gratuliert und damit seine besten Wünsche «für eine glückliche Zukunft der Völker der befreundeten Sowjetunion» verbunden. In Stalins Antwort darauf hiess es, er sei sicher, die durch Blut besiegelte Freundschaft zwischen den Völkern Deutschlands und der Sowjetunion werde lange Bestand haben.

Ich fragte mich, wie lange dieser Unsinn wohl noch weitergehen sollte.

Dann kamen die Neujahrs-Ansprachen. Mir fiel auf, dass sich Hitler grosse Mühe gab, seinen Krieg zu rechtfertigen. So versicherte er dem deutschen Volk, «der jüdisch-internationale Kapitalismus in Verbindung mit sozial-reaktionären Schichten in den westlichen Staaten» habe Deutschland in den Krieg gestürzt.

Weiter sagte er, wie ich meinem Tagebuch entnehme:

«Das deutsche Volk hat diesen Kampf nicht gewollt» (stimmt). «Ich habe bis zur letzten Minute versucht, England die deutsche Freundschaft anzutragen...» (gelogen). «Allein, die jüdischen und reaktionären Kriegshetzer in den kapitalistischen Demokratien hatten seit Jahren auf diese Stunde gewartet, sich auf diese vorbereitet und waren nicht gewillt, von ihren Plänen der Vernichtung Deutschlands abzulassen» (gelogen).

Ich zweifelte nicht daran, dass die Mehrheit der Deutschen diese dümmlichen Lügen glauben würden. Noch nach der langen Zeit, die ich in diesem Nazi-Kuckucksheim verbracht hatte, deprimierte es mich zu sehen, wie sich ein Volk so leicht täuschen liess.

1940 herrschte in Deutschland von Januar bis weit in den März hinein das kälteste Winterwetter seit Beginn der meteorologischen Aufzeichnungen. Verschlimmert wurde die Lage für die Bevölkerung dadurch, dass es keine Hausbrandkohle gab, weil Flüsse und Kanäle, über die sie vorwiegend transportiert wurde, nahezu drei Monate lang zugefroren waren. In Grossstädten wie Berlin konnten Wohnungen und Büros oft tagelang nicht geheizt werden. Wasserleitungen froren ein und platzten. Das Leben wurde zu einem Kampf um Wärme und Trockenheit.

Über solchen Widrigkeiten des Alltags geriet der Krieg beinahe in Vergessenheit. Zu Lande wurde ohnehin nicht gekämpft, und auf beiden Seiten warfen die Bomber fast ausschliesslich Flugblätter ab. Nur zu See gab es hin und wieder Gefechte, und die deutschen U-Boote versenkten immer wieder Tonnage der Alliierten.

Lediglich auf dem russisch-finnischen Kriegsschauplatz wurde auch zu Lande gekämpft, im Schnee und in der Eiseskälte hinter der Front nordwestlich Leningrads. Die gesamte westliche Welt war mit dem Herzen bei den heldenmütigen Finnen, die die russische Dampfwalze zum Stehen gebracht hatten. Zwei Tage nach Weihnachten begannen sie einen Gegenangriff, in dessen Verlauf sie vier Divisionen der 8. und 9. Sowjetarmee aufrieben. Für einen Durchbruch aber fehlten ihnen Männer, Panzer, schwere Geschütze und Flugzeuge. Inzwischen hatten die Russen an der Front 1,2 Millionen Männer zusammengezogen, während das weit kleinere Finnland nur 200'000 aufzubieten vermochte. Grossbritannien und Frankreich versprachen, zur Unterstützung der Finnen ein Expeditionsheer zu

schicken, vorausgesetzt, Norwegen und Schweden gestatteten ihm den Durchzug. Diesem Wunsch aber widersetzten sich beide Länder beharrlich.

Am 6. Januar brach die finnische Offensive zusammen, und zwei Tage später, nachdem der Führer der Heeresgruppe, Semjon Timoschenko, selbst das Kommando übernommen hatte, gingen die Russen mit einem ungeheuren Aufgebot an frischen Truppen sowie Tausenden von Panzern, Kanonen und Flugzeugen zum Angriff über. Anfang März erkannten die Finnen, dass die Niederlage unausweichlich war und begannen insgeheim mit Friedensverhandlungen. Am 12. März unterzeichneten sie einen Friedensvertrag mit der Sowjetunion, der ihnen schwere Bedingungen auferlegte. So bekam der Sieger mit dem nordwestlich von Leningrad gelegenen Wiborg Finnlands zweitgrösste Stadt und eine Anzahl Inselfestungen im Finnischen Meerbusen.

In Berlin verbargen die Männer um Hitler ihre Erleichterung nicht. Deutschland war befreit von der ungeliebten Verpflichtung, die Sowjetunion gegen die tapferen Finnen unterstützen zu müssen, und erwartete, sie werde jetzt wieder dringend benötigte Rohstoffe liefern, vor allem Erdöl und Lebensmittel. Ausserdem schien es Hitler nicht mehr so dringend erforderlich, Skandinavien zu besetzen, um die Westalliierten daran zu hindern, das mit der Begründung selbst zu tun, sie müssten ihre Nachrichten- und Verkehrswege durch Norwegen und Schweden für ein Expeditionskorps nach Finnland offenhalten. Alfred Jodl vom OKW notierte dazu in sein Tagebuch, dass der Abschluss des Friedensvertrags zwischen Finnland und der Sowjetunion nicht nur England, sondern auch Deutschland jeden politischen Grundes beraube, Norwegen zu besetzen.

Wohl wahr – aber es gab auch noch andere Erwägungen. Den ganzen Winter hindurch hatte ich den Eindruck gehabt, der Krieg werde auf Skandinavien übergreifen. Ein Eintrag darüber findet sich bereits am 3. Januar in meinem Tagebuch.

Die Presse beginnt, sich zunehmend über «Grossbritanniens Aggressionspläne in Skandinavien» zu äussern. Hitler, so heisst es, hat die drei Teilstreitkräfte beauftragt, Pläne auszuarbeiten, um den Alliierten in Skandinavien zuvorzukommen, sollten diese versuchen, Finnland gegen die Russen zu unterstützen. Auch wenn das deutsche Heer und die deutsche Marine auf Seiten Finnlands stehen, ist ihnen doch klar, dass sie ihre Handelswege zu den schwedischen Erzfeldern schützen müssen, denn wenn Deutschland sie verliert, ist es erledigt.

Durch die britische Seeblockade war die Einfuhr von schwedischem Eisenerz für Deutschland zu einer Existenzfrage geworden. Während der eisfreien Monate erfolgte sein Transport von Nordschweden aus auf dem Seeweg durch den Bottnischen Meerbusen und über die Ostsee nach Deutschland. Da der seichte Meerbusen leicht zufror, musste das Erz in den Wintermonaten mit der Eisenbahn zum norwegischen Hafen Narvik transportiert werden, wo man es auf Schiffe verladen konnte. Zu Beginn des Frühjahrs sah es so aus, als beabsichtigten die Briten, diese Nabelschnur der Deutschen zu durchtrennen. Churchill hatte als Marineminister bereits zu Kriegsbeginn vorgeschlagen, zu diesem Zweck die norwegischen Küstengewässer zu verminen, aber Chamberlain hatte nichts davon wissen wollen.

Der Angriff der Sowjetunion auf Finnland änderte die Sachlage in Skandinavien schlagartig. Früh erfuhren die Deutschen von alliierten Plänen, durch Norwegen und Schweden ein Einsatzheer nach Finnland zu schicken. Auf jeden Fall mussten sie verhindern, dass Briten und Franzosen in Norwegen Truppen an Land setzten, denn ganz gleich, wie viele davon durch Schweden nach Finnland weiterzogen, auf jeden Fall würden genug im Lande bleiben, um den Erz-Schiffahrtsweg von Narvik aus abzuschneiden – mit katastrophalen Folgen für Deutschland. Ein Zwischenfall, der sich am späten Abend des 17. Februar in norwegischen Gewässern zutrug, scheint für den Nazi-Diktator den letzten Auslöser zum Handeln geliefert zu haben.

Dem deutschen Dampfer *Altmark*, einem Versorgungsschiff des vor der argentinischen Küste versenkten Panzerschiffs *Admiral Graf Spee* war es gelungen, durch die britische Blockade zu schlüpfen. Ein britisches Aufklärungsflugzeug entdeckte das Schiff, als es vor der norwegischen Küste südwärts Kurs auf Deutschland hielt. Man wusste in London, dass es 300 gefangene Besatzungsmitglieder von versenkten britischen Schiffen an Bord hatte. Unbeeindruckt von Versicherungen der norwegischen Marine, sie habe bei einer Untersuchung keine entdeckt, setzte Churchill persönlich eine Zerstörerflottille dorthin mit dem Auftrag in Marsch, die britischen Gefangenen zu befreien. Genau das tat der Zerstörer *Cossack* in der Nacht vom 16. auf den 17. Februar. Nach einem kurzen Scharmützel, in dessen Verlauf vier Deutsche getötet und fünf verletzt wurden, enterten die Briten die *Altmark* und befreiten 299 vor den Blicken der Norweger in Lagerräumen und einem leeren Öltank versteckte Kameraden.

Hitler war äusserst ungehalten und befahl zwei Tage später, am 19., dem OKW, das Unternehmen «Weserübung» vorzubereiten – der Deckname für den Plan Deutschlands, Norwegen zu besetzen.

In Jodls Tagebuch steht stichwortartig, was sich der Führer darunter vorstellte: «Dampfer ausstatten. Verbände bereitstellen.» An dieser Stelle bekommt die eigentlich ernste Handlung komische Züge. Jodl erinnerte den Führer daran, dass noch kein Oberbefehlshaber für die Aktion in Norwegen ernannt war, und so setzte dieser auf Empfehlung Keitels, Chef des OKW, Nikolaus von Falkenhorst ein, seinerzeit Kommandierender General eines Armeekorps in Koblenz. Falkenhorst war noch nie mit dem Führer zusammengetroffen und hatte auch noch nichts vom Plan einer Besetzung Norwegens gehört. Hitler rief ihn am 21. Februar in die Reichskanzlei und erklärte ihm dort, er wisse, dass die Briten beabsichtigten, in Norwegen zu landen. Er drückte noch einmal seine Missbilligung des *Altmark-Zwischenfalls* aus und befahl von Falkenhorst, binnen fünf Stunden seinen Plan für die Besetzung Norwegens vorzulegen. Mit keinem Wort erwähnte Hitler den bereits vom OKW entworfenen Plan, so dass von Falkenhorst bei Null anfangen musste. Beim Nürnberger Prozess sagte er, dass er nichts über Norwegen gewusst habe.

Ich ging hinaus und kaufte mir einen Baedeker, um festzustellen, wie Norwegen beschaffen war. Ich hatte keine Ahnung. Dann ging ich in mein Hotelzimmer und arbeitete anhand dieses Baedekers. Um 17 Uhr meldete ich mich wieder beim Führer.

Hitler hiess diesen «Baedeker»-Plan gut und befahl am 1. März mit der formalen Anweisung zur Durchführung von «Weserübung» die Besetzung Norwegens und Dänemarks – dies Land hatte er noch rasch auf die Liste seiner nächsten Opfer gesetzt.

Inzwischen wissen wir, dass Briten und Franzosen ihre eigenen Interventionspläne für Norwegen hatten. Den ganzen Winter hindurch bis in den Frühling hinein hatte Churchill Chamberlain bestürmt, er möge der britischen Marine erlauben, dass sie die norwegischen Küstengewässer verminde, um damit die deutschen Erztransporte zu unterbinden. Als er schliesslich am 8. April die Erlaubnis zur Errichtung einer Minensperre vor den Zufahrten zu den norwegischen Häfen erhielt, wurden eilends Vorbereitungen für die Entsendung kleiner anglo-französischer Truppenkontingente getroffen, die von starken Seestreitkräften unterstützt die norwegischen Häfen Narvik, Trondheim, Bergen und Stavanger besetzen und verteidigen sollten, sobald die Deutschen etwas unternahmen. Diese Operation trug den Namen «Plan R 4».

Während also in der ersten Aprilwoche «Plan R 4» und «Weserübung» durch-

geführt wurden, schifften die Deutschen in aller Heimlichkeit Truppen ein, und die Briten setzten von der schottischen Clyde- und Forth-Mündung sowie von Nordengland aus insgeheim französische und britische Soldaten, wenn auch in geringer Zahl, auf Schiffen der Alliierten in Marsch.

Auf beiden Seiten wusste man allerdings ziemlich genau, was der Gegner plante, und auch die Skandinavier waren im Bilde. Obwohl sie Anfang April recht präzise erfuhren, was die Deutschen im Schilde führten, kümmerten sie sich nicht weiter darum – es schien den anständigen, friedliebenden Bewohnern des Nordens nicht in den Kopf gehen zu wollen, dass Hitler ihnen so etwas antun konnte.

Am 2. April gestattete mir die Militärzensur, in einer Sendung von Berlin aus zu sagen, was in der Reichshauptstadt kein Geheimnis mehr war:

Deutschland wartet jetzt darauf zu sehen, mit welchen Massnahmen die Alliierten Lieferungen von schwedischem Eisenerz entlang der norwegischen Küste ins deutsche Reich verhindern wollen. Es gilt hier als ausgemacht, dass die Briten dazu in die Küstengewässer der skandinavischen Länder eindringen werden. Dem werden die Deutschen mit Sicherheit nicht tatenlos Zusehen... Da man hier auf diese Lieferungen angewiesen ist, wird es wohl zum Kampf kommen.

Noch nie seit Kriegsbeginn hatte ich bei einer Sendung so frei von der Leber weg reden dürfen, auch wenn ich natürlich für mich behalten musste, dass Truppen in den deutschen Ostseehäfen konzentriert waren. Endlich würden zumindest die Briten, die noch immer den Scheinkrieg an der sogenannten Westfront führten, eine Gelegenheit haben, den Deutschen in Norwegen einen vernichtenden Schlag zuzufügen – eine beruhigende Vorstellung. Ich zweifelte nicht eine Sekunde lang daran, dass das gelingen würde, denn die deutsche Marine war der britischen nach wie vor nicht gewachsen.

Am Nachmittag des 2. April gab Hitler nach langer Beratung mit Göring, Admiral Raeder und General von Falkenhorst den Befehl, dass «Weserübung» am 9. April um fünf Uhr 15 durchgeführt werden sollte. Die ersten für Narvik bestimmten Truppentransporte liefen sofort aus, die anderen in den darauffolgenden Tagen, so dass sie am 9. April Kopenhagen und die fünf wichtigsten Häfen Norwegens (von Oslo im Süden bis Narvik im hohen Norden) besetzen konnten.

In weiteren Anweisungen legte Hitler fest, dass die Könige von Dänemark und Norwegen im Augenblick der Besetzung ihrer Länder unter keinen Umständen entkommen durften. Er wollte der Bildung für ihn unbequemer Exilregierungen

einen Riegel vorschieben, wie sie bei zweien seiner Opfer – der Tschechoslowakei und Polen – inzwischen existierten. In der zweiten Anweisung forderte das OKW das Auswärtige Amt auf, diplomatische Massnahmen vorzubereiten, mit denen sich erreichen liess, dass Dänemark und Norwegen kampfflos kapitulierten, und sich irgendeine Art von Rechtfertigung für Hitlers neuesten Überfall aus den Fingern zu saugen.

Die dritte Anweisung, die von der Marine stammte, sah ich erst beim Nürnberger Prozess. Die Deutschen wollten mit einem Täuschungsmanöver Kriegsschiffe und Transporter, in deren Laderäumen Soldaten verborgen waren, an den Briten vorbei in norwegische Häfen schleusen! Sie bekamen die Anweisung, sich bei Anruf durch die Norweger als britische Schiffe auszugeben!

In meinem Berliner Tagebuch steht:

8. April. Die Briten geben bekannt, dass sie norwegische Küstengewässer vermint haben, damit die deutschen Erzfrachter von Narvik nicht durchkommen. In der Wilhelmstrasse heisst es: «Deutschland wird Massnahmen dagegen zu ergreifen wissen.» ...

9. April. Hitler hat an diesem Frühlingstag wieder einige Länder besetzt. Beim Morgengrauen sind Nazi-Truppen unter Missachtung der Neutralität in Dänemark und Norwegen eingedrungen, um, wie es eine offizielle Verlautbarung beschönigend nennt, deren «Freiheit und Unabhängigkeit zu schützen».

Nach 12 Stunden schon sieht es aus, als ob alles vorbei wäre. Dänemark, mit dem Hitler noch im vorigen Jahr einen zehn Jahre lang gültigen Nichtangriffspakt geschlossen hatte, ist vollständig überrannt, und alle militärisch wichtigen Positionen in Norwegen, einschliesslich der Hauptstadt, befinden sich in den Händen der Nazis.

Die Nachricht ist verblüffend. Kopenhagen heute Morgen besetzt, Oslo heute Nachmittag, Kristiansand heute Abend. Alle wichtigen norwegischen Häfen, Narvik, Trondheim, Bergen und Stavanger, in deutscher Hand.

Man rief uns auf 10 Uhr 30 zu einer Sonder-Pressekonferenz im Auswärtigen Amt zusammen und liess uns dort eine halbe Stunde warten. Schliesslich kam Ribbentrop in einer übereleganten, feldgrauen Uniform hereinstolzert und führte sich auf, als sei er der Herr der Welt. Mit unbewegtem Gesicht behauptete er, Deutschland habe Dänemark und Norwegen ausschliesslich deshalb besetzt, «um

diese Länder vor den Alliierten zu schützen» und um «ihre wahre Neutralität bis zum Kriegsende zu verteidigen».

Bevor er diese absurde Erklärung verlas, hatte er seinen Pressesprecher vorgestellt, einen unbedeutenden Fettwanst namens Schmidt, und ihn das deutsche Memorandum vorlesen lassen, das den beiden überraschten skandinavischen Regierungen beim Morgenrauen zugestellt worden war, als sich die deutschen Truppen bereits daran machten, deren Hauptstädte zu besetzen.

Auf mich wirkte es als eines der dreistesten von Hitler und Ribbentrop bisher aufgesetzten aussenpolitischen Dokumente. Nachdem behauptet worden war, Deutschland sei Dänemark und Norwegen zu Hilfe geeilt, um diese Länder vor einer Besetzung durch französische und britische Streitkräfte zu bewahren, hiess es weiter:

Die deutschen Truppen betreten den norwegischen Boden daher nicht in feindseliger Gesinnung. Das deutsche Oberkommando hat nicht die Absicht, die von den deutschen Truppen besetzten Punkte als Operationsbasis zum Kampf gegen England zu benutzen, solange es nicht durch Massnahmen Englands und Frankreichs hierzu gezwungen wird. Die deutschen militärischen Operationen verfolgen vielmehr ausschliesslich das Ziel der Sicherung des Nordens gegen die beabsichtigte Besetzung norwegischer Stützpunkte durch englischfranzösische Streitkräfte.

... In dem Geiste der seit jeher bestehenden guten deutsch-norwegischen Beziehungen erklärt die Reichsregierung der Königlich norwegischen Regierung, dass Deutschland nicht die Absicht hat, durch ihre [sic!] Massnahmen die territoriale Integrität und politische Unabhängigkeit des Königreiches Norwegen jetzt und in der Zukunft anzutasten.

Die Reichsregierung erwartet daher, dass die Königlich norwegische Regierung und das norwegische Volk dem deutschen Vorgehen Verständnis entgegenbringen und ihm keinerlei Widerstand entgegensetzen. Jeder Widerstand müsste und würde von den eingesetzten deutschen Streitkräften mit allen Mitteln gebrochen werden und daher nur zu einem völlig nutzlosen Blutvergiessen führen...

Angesichts einer solchen offenkundigen Schurkerei empfand ich das Bedürfnis nach frischer Luft. Ein Spaziergang durch die Wilhelmstrasse und den Tiergarten beruhigte mich und liess mich wieder klar denken. Gegen Mittag fuhr ich für meine übliche Sendung zum Funkhaus. Aus einer Vielzahl von Räumen drang Goebbels' widerliche Stimme über Lautsprecher. Er las mit der von ihm gewohn-

ten Heftigkeit die verschiedenen Memoranden, Proklamationen und Erklärungen vor. Ich begann, die inzwischen vorliegenden OKW-Berichte durchzugehen – sie waren, offen gestanden, verblüffend. Wie es schien, war alles verlaufen wie geplant – wenn nicht noch besser. Kopenhagen und ganz Dänemark waren bis Mittag praktisch kampflos besetzt worden, nirgendwo hatten die Dänen Widerstand geleistet. Zwar hatte man eine gewisse Gegenwehr der Norweger überwinden müssen, aber alle Hauptziele waren erreicht: Oslo und die fünf anderen wichtigen Häfen befanden sich in deutscher Hand. Es schien unfasslich. Wo war die britische Marine geblieben? Ich gab nach Amerika weiter, was ich von deutscher Seite erfahren hatte, obwohl ich es selbst kaum glauben konnte, und fuhr niedergeschlagen zum Mittagessen ins Hotel zurück.

Als ich am Abend wieder im Funkhaus eintraf, herrschte dort eine grundlegend andere Atmosphäre. Die von den Deutschen am Mittag noch zur Schau getragene Keckheit war dahin. Einer der für die Marine zuständigen Zensoren, der mir versichert hatte, den sich hie und da zeigenden Widerstand in Norwegen werde man bis zum Beginn der Dunkelheit gebrochen haben, gab zu, dass diese Annahme möglicherweise etwas voreilig gewesen war.

So einfach wie in Dänemark schien sich die Invasion in Norwegen nicht anzulassen. Die Dänen wussten, dass ihr kleines Königreich, dessen grösster Teil, Jütland, ungeschützt vor Hitlers Panzern dalag, nicht zu verteidigen war. Auch gab es keine Berge wie in Norwegen, wohin sich König und Regierung flüchten konnten, und von den Briten war keine Hilfe zu erwarten.

Als der dänische Oberkommandierende des Heeres trotz allem kämpfen wollte, wurde ihm das von König und Regierung untersagt. Nur an ganz wenigen Orten fielen vereinzelt Schüsse, und die Marine, deren Schiffe und Küstenbatterien das schwache deutsche Kommando hätten Zurückschlagen können, das in Kopenhagen landete, um die Hauptstadt zu besetzen, feuerte keine einzige Granate ab. So kam es, dass der deutsche Frachter *Hansestadt Danzig*, der in seinem Laderaum ein ganzes Bataillon Soldaten verborgen hielt, kurz vor der Morgendämmerung vor Kopenhagen eintraf, unangefochten die Geschütze des den Hafen bewachenden Forts passierte (sie hätten ihn in Stücke schießen können), an einigen dänischen Kanonenbooten vorbeilief und im Ostbassin am Langeliniekaai ganz in der Nähe der Stadt festmachte, nur wenige hundert Meter vom Gebäudekomplex des königlichen Schlosses Amalienborg entfernt, das daher auch schon nach wenigen Minuten besetzt war.

In Norwegen hingegen hatten sich die Dinge, wie wir erfuhren, etwas anders entwickelt. Die ganze frostkalte Nacht vom 8. auf den 9. April hindurch hatte eine Gruppe aus der deutschen Gesandtschaft im Hafen von Oslo am Kai gewartet, um die deutschen Schiffe und Truppen willkommen zu heissen. Es handelte sich um die stärkste nach Norwegen entsandte Seestreitkraft, angeführt wurde sie von dem «Westentaschen-Schlachtschiff» *Lützow* mit sechs 28-Zentimeter-Geschützen (Hitler hatte den ursprünglichen Namen *Deutschland* geändert, weil er kein Schiff mit diesem bedeutungsschweren Namen verlieren wollte) und dem neuen 10'000-Tonnen-Kreuzer *Blücher*, dem Flaggschiff des Geschwaders, das mit acht 20-Zentimeter-Geschützen ausgerüstet war.

Doch die kleine Runde wartete vergebens – die grossen Schiffe kamen nicht. Sie waren an der Einfahrt zum Oslo-Fjord angehalten worden, und der norwegische Minenleger *Olav Trygverson* hatte ein deutsches Torpedoboot versenkt und den leichten Kreuzer *Emden* beschädigt. Der Rest der Flotte fuhr weiter den Fjord hinauf, und 50 Meilen südlich von Oslo, wo sich die Durchfahrt auf 15 Meilen verengt, eröffnete von der alten Festung Oskarsborg die Besatzung mit ihren ehrwürdigen 28-Zentimeter-Krupp-Geschützen das Feuer und schoss ausserdem Torpedos ab. Die *Blücher* wurde in Brand geschossen und sank bald, nachdem die Munition in ihren Laderäumen detoniert war. Dabei kamen 1'600 Menschen ums Leben, unter ihnen zahlreiche Gestapo-Männer und Verwaltungsbeamte, die nach der Verhaftung von König und Regierung die Verwaltung der Hauptstadt hatten übernehmen sollen. Da auch die *Lützow* mehrfach getroffen und schwer beschädigt wurde, trat die dezimierte deutsche Seestreitmacht den Rückzug an.

Woanders hatten die Deutschen mehr Glück. In Narvik, dem Hafen, der für sie und die Briten gleich wichtig war, ergab sich die norwegische Armee ohne einen Schuss. Der Marinekommandant war aus härterem Holz geschnitzt: Er feuerte Warnschüsse von einem alten gepanzerten Holzschiff auf ein aus zehn deutschen Zerstörern bestehendes Geschwader, das trotz der britischen Blockade in den Hafen gelangt war. Allerdings wurde er ein Opfer deutscher Heimtücke, denn er stellte das Feuer ein, als die Deutschen erklärten, sie würden eine Barkasse mit Parlamentären schicken. In Wirklichkeit nutzten die deutschen Zerstörer die Zeit, sein Schiff zu umringen, das sie dann mit Torpedos in den Grund bohrten. Nachdem sie mit einem zweiten norwegischen Panzerschiff, das daraufhin das Feuer eröffnet hatte, ähnlich verfahren waren, konnten sie sich um acht Uhr als Herren des Hafens und des Gleisanschlusses zur Eisenerzlinie aus Schweden ansehen.

Da sie weiter südlich, an der langgezogenen norwegischen Küste ebenso leichtes Spiel hatten, waren schon um die Mittagszeit die fünf Haupthäfen Norwegens an der West- und Südküste und der bedeutendste Flugplatz fest in deutscher Hand. Dieser Erfolg war praktisch mit einer Handvoll Soldaten errungen worden, die eine der britischen Seestreitmacht weit unterlegene Flotte herangeschafft hatte. Wagemut, Täuschung und die Ausnutzung des Überraschungsmoments hatten Hitler bei vergleichsweise geringem Einsatz einen überwältigenden Sieg eingetragen.

Der Rückschlag, den es bei Oslo durch den erzwungenen Rückzug der Marinengeschwader gegeben hatte, wurde durch einen überraschend leichten Luftsieg bald wieder ausgeglichen. Was die Kriegsmarine nicht erreichte, gelang der Luftwaffe.

Der Flughafen der Hauptstadt bei Fornebu wurde aus irgendeinem Grund nicht verteidigt, obwohl durch das Marinegefecht während der Nacht weiter unten im Fjord reichlich Vorwarnung gegeben war. Schon einige auf das Flugfeld gestellte Autos hätten die Landung von Flugzeugen verhindert, doch nicht einmal diese einfache Massnahme wurde ergriffen. So kam es, dass die Deutschen um die Mittagszeit bereits etwa fünf Kompanien Fallschirmjäger und Infanteristen aus gelandeten Flugzeugen hatten ausladen können. Da sie nur leicht bewaffnet waren, hätte eine kleine norwegische Streitkraft mit ein paar Panzern und Geschützen sie vernichtend schlagen können. Doch da nichts dergleichen unternommen wurde, konnten die Deutschen hinter einer behelfsmässig zusammengestellten Militärkapelle vom Flugplatz *im Paradeschritt* in die Hauptstadt einmarschieren.

Allerdings kamen sie zu spät, um eines von Hitlers Hauptzielen zu erreichen: König und Regierung hatten sich, mit Ausnahme von etwa fünf der 200 Parlamentsabgeordneten um neun Uhr 30 mit einem Sonderzug aus der Hauptstadt nach Hamar zurückgezogen, etwa 130 Kilometer weiter im Norden. Auf zwei Dutzend Lastwagen waren die Goldreserven der Bank von Norwegen und Geheimdokumente des norwegischen Auswärtigen Amtes gleichfalls nordwärts gebracht worden. Schliesslich stöberte der deutsche Botschafter den König an seinem Zufluchtsort auf und versuchte, ihn zur Übergabe und zur Rückkehr nach Oslo zu bewegen. Doch Håkon VII., der einzige Monarch der westlichen Welt, der im 20. Jahrhundert durch allgemeine Wahl auf den Thron gekommen war, und der erste eigene König, den Norwegen in fünf Jahrhunderten gehabt hatte, dachte, wie auch seine Regierung, nicht im Traum daran.

Hitler tobte. Die Luftwaffe bekam den Auftrag, das Dorf Nybergsund, die Behelfshauptstadt, zu zerstören, was am 11. April geschah. Dass die Deutschen an-

fänglich sicher waren, den Monarchen und die Angehörigen seiner Regierung getötet zu haben, geht aus dem Tagebuch eines in Gefangenschaft geratenen deutschen Piloten hervor, in dem es unter dem 11. April hiess: «Nybergsund. Osloer Regierung. Alles vernichtet.»

Tatsächlich waren sie alle in die nahegelegenen Wälder geflohen und hatten, knietief im Schnee stehend, zugehört, wie ihr Dorf in Schutt und Asche gebombt wurde.

Für ernsthaften Widerstand gegen die Deutschen in Norwegen kam es jetzt auf die Briten an. Die ohnehin nicht sehr bedeutende norwegische Armee wurde praktisch dadurch ausgelöscht, dass sich ihre weitverstreuten Garnisonen in den Hafenstädten ergaben. Dem norwegischen Generalmajor Otto Runge war es gelungen, vier oder fünf Infanteriebataillone aufzutreiben, mit denen er den Rückzug von König und Regierung decken konnte. Diese kleine Streitmacht zog jetzt durch das wilde Gudbrands-Tal nach Åndalsnes an der Westküste, 160 Kilometer südlich von Trondheim. Dort, hiess es, setzten die Briten Truppen an Land, die Norwegen zu Hilfe kommen sollten.

Doch wie überall an der langen und zerklüfteten norwegischen Küste handelten die Briten zögernd, langsam und zu spät. Die Westalliierten hatten im Verlauf des Winters ein 57'000 Mann starkes anglo-französisches Expeditionskorps für den Einsatz an der finnischen Front aufgebaut. Es war zur Landung in Narvik, Trondheim, Bergen und Stavanger vorgesehen und befand sich am Vormittag des deutschen Angriffs auf Norwegen im Norden Grossbritanniens, zum grossen Teil auf seinen Einsatzschiffen. Statt es sogleich nach Norwegen zu werfen, wo es der deutschen Invasionsmacht zahlenmässig weit überlegen gewesen wäre, wurde es in aller Eile *an Land gebracht*. Das anglo-französische Oberkommando wollte erst einmal die Lage erkunden.

Wie es scheint, liegt die Schuld für diese Verzögerung beim britischen Heer. Beispielsweise nahm in Narvik die britische Marine rasch das Gesetz des Handelns in die Hand, und schon einen Tag nach der Besetzung des Hafens durch die Deutschen drang eine britische Zerstörerflottille dahin vor und vernichtete den grössten Teil der dortigen deutschen Flotte. Drei Tage später, am 13. April, zerstörte ein anderes britisches Geschwader, diesmal unter Führung des Schlachtschiffs *Warspite*, was davon übriggeblieben war. Vizeadmiral W. J. Whitworth, der britische kommandierende Offizier, bestürmte das Heer mit der Aufforderung, Narvik sogleich einzunehmen. Das wäre unschwer möglich gewesen, da sich die beiden deutschen Bataillone auf Hügel ausserhalb der Reichweite der

britischen Schiffsgeschütze zurückgezogen hatten. Doch der britische Oberkommandierende des Heeres, General P. J. Mackesy, setzte seine Truppen überängstlich in Harstad an Land, fast 60 Kilometer weiter nördlich, in einem Teil des Landes, der noch in norwegischer Hand war – ein kostspieliger Fehler.

Dabei aber blieb es nicht.

Erst am 20. April, elf Tage nach den ersten deutschen Landeunternehmen, gingen eine britische Infanteriebrigade und drei französische Gebirgsjäger-Bataillone in Namsos an Land, einem kleinen Hafen rund 130 Kilometer nordöstlich des von den Deutschen gehaltenen Trondheim. Ein weiteres, aus einer britischen Infanteriebrigade bestehendes Kontingent wurde in Åndalsnes, 160 Kilometer südwestlich von Trondheim, abgesetzt, das auf diese Weise von Norden und Süden her in die Zange genommen werden sollte. Da aber die alliierten Truppen weder über Feldartillerie noch über Flak- oder Luftunterstützung verfügten und da ihre kleinen Stützpunkte Tag und Nacht im Bombenhagel deutscher Maschinen lagen, die von besetzten norwegischen Flugfeldern aus operierten, bedeuteten sie zu keinem Zeitpunkt eine ernsthafte Bedrohung Trondheims. Die britische Brigade in Åndalsnes brach den vorgesehenen Vorstoss gegen Trondheim ab und zog südöstlich durch das Gudbrands-Tal, um norwegischen Truppen zu Hilfe zu kommen, die den Vormarsch der deutschen Hauptstreitmacht von Oslo aus durch das Tal hemmten.

Ich weiss noch, wie wütend Hitler darüber war, dass das wichtigste Unternehmen zu Lande bei diesem Feldzug so langsam voranging. Am 21. April kam es bei Lillehammer zum ersten Zusammenstoss zwischen britischen und deutschen Landstreitkräften, doch wurde daraus keine richtige Schlacht. Da deutsche Bomber das Schiff versenkt hatten, das die Geschütze der britischen Brigade transportierte, verfügte diese lediglich über Maschinen- und Sturmgewehre, während der Gegner auf leichte Artillerie und leichte Panzer zurückgreifen konnte und darüber hinaus aus der Luft unterstützt wurde. Nach 24stündigem Kampf zogen sich Briten und Norweger noch einmal 220 Kilometer das Tal entlang nach Åndalsnes zurück und verlangsamten lediglich mit vereinzelt Nachhutgefechten den deutschen Vormarsch, ohne ihn wirklich aufhalten zu können.

In den Nächten vom 30. April auf den 1. und vom 1. auf den 2. Mai wurden die anglo-norwegischen Streitkräfte aus Åndalsnes evakuiert und am 2. Mai das anglo-französische Kontingent von Namsos abgezogen. Dass sie überhaupt davonkamen, muss als Wunder bezeichnet werden, denn auf beide Häfen gingen ununterbrochen Bomben der Luftwaffe nieder. König Håkon und seine Regierung entkamen auf dem Kreuzer *Glasgow* nach Tromsø, weit nördlich des Polar-

kreises, wo die provisorische norwegische Hauptstadt eingerichtet wurde.

Nun war der Süden des Landes, und dazu gehörten alle wichtigen Städte und Häfen, fest in deutscher Hand, die Nordhälfte jedoch schien für den von den Briten unterstützten König ein sicherer Aufenthaltsort zu sein. Am 28. Mai vertrieb – endlich! – eine alliierte Streitkraft von 25'000 Mann, zu der unter anderem zwei norwegische Brigaden, eine polnische Brigade und zwei Bataillone der französischen Fremdenlegion gehörten, die ihnen zahlenmässig stark unterlegene deutsche Garnison aus Narvik. Über diesen Hafen würde Hitler, wie es schien, kein schwedisches Erz mehr bekommen. Das aber währte nicht lange.

Inzwischen war es Ende Mai geworden, und da Hitler, mit erstaunlicher Macht, wie sich zeigte, an einer neuen Front zugeschlagen hatte, mussten plötzlich alle verfügbaren alliierten Soldaten aufgeboten werden, um ihm Einhalt zu gebieten. So wurde Narvik eilends geräumt, und die deutschen Truppen, die sich in einen unzugänglichen Gebirgszug nahe der schwedischen Grenze zurückgezogen hatten, besetzten die Stadt am 8. Juni erneut und blieben bis zum Ende des Krieges. Nach Abzug der Briten stand ihnen jetzt das restliche Norwegen nördlich von Narvik offen, und so nahmen am 7. Juni die Briten im Hafen von Tromsø König Håkon und seine Regierung an Bord des Kreuzers *Devonshire*, der sie für fünf bittere Exiljahre nach London brachte.

Ich verfolgte von Berlin aus den Norwegen-Feldzug, wie er sich oben darstellt, mit schwerem Herzen. Offenbar gab es keine Möglichkeit, Hitler in den Arm zu fallen – Briten und Franzosen wirkten wie gelähmt. Meine Bekannten in den drei deutschen Teilstreitkräften erklärten mir, welche wichtigen Lektionen man in Norwegen gelernt hatte. Die folgenreichste war wohl, dass erstmals in der Geschichte des Krieges eine landgestützte Landstreitkraft über Seestreitkräfte erfolgreich gewesen war. Die britische Marine hatte es nicht vermocht, ihre Überlegenheit umzusetzen, die Deutschen aus den norwegischen Häfen zu vertreiben und sich die Stützpunkte zu sichern, von denen aus die Briten zu operieren gedachten. Diese Stützpunkte waren von deutschen Fliegern zerbombt worden, so dass weder Geschütze, Panzer noch der erforderliche Nachschub angelandet werden konnten. Aus Furcht vor von Land aus erfolgenden Bombenangriffen hatten die Briten ihre Schiffe zurückgenommen, die eigentlich die Häfen von den Deutschen wiedererobern sollen. Nur in Narvik, das ausserhalb der Reichweite landgestützter deutscher Bomber lag, hatten sie den Einsatz ihrer Schiffe riskiert.

Die Luftwaffe hatte die Kriegführung revolutioniert.

Am Donnerstag, dem 9. Mai, herrschte in Berlin eine noch gespanntere Atmosphäre als zuvor. Grelle Schlagzeilen verkündeten: GROSSBRITANNIEN WILL KRIEG AUSWEITEN! und ich sagte in meiner Sendung an jenem Abend: «Möglicherweise wird der Krieg noch vor Ende dieses Sommers geführt und entschieden.» In den letzten Tagen hatten mir die Zensoren immer unverhülltere Hinweise auf den Krieg im Westen durchgehen lassen, wo die grossen Armeen lagen. Der genaue Zeitpunkt des Losschlagens stand in den Sternen, aber lange konnte es nicht mehr dauern.

Als um sieben Uhr am nächsten Morgen das Telefon klingelte, schlief ich noch tief. Am Apparat war eine der jungen Frauen vom Funkhaus. «An der Westfront geht es rund», teilte sie mir mit. «Wollen Sie gleich darüber berichten?»

«Sobald ich da bin», sagte ich und versuchte, den Schlaf abzuschütteln. «Bitte merken Sie mich für einen Kurzwellensender vor – sagen wir, in einer halben Stunde.»

Ich schaltete das Radio ein. Berichte wurden verlesen.

Hitler war bei Tageseinbruch mit der womöglich mächtigsten Armee, die je an einer Front zusammengezogen worden war, in die drei kleinen Länder eingefallen, deren Neutralität zu respektieren er zugesagt hatte: Holland, Belgien und Luxemburg. Das Ziel hiess Frankreich. Die Machtprobe mit den Westalliierten hatte begonnen.

Wieder einmal wurden in Berlin Botschafter kurz nach Morgengrauen ins Auswärtige Amt beordert und erfuhren, dass deutsche Truppen in ihre Länder einströmten – angeblich, um sie gegen bevorstehende Angriffe von Briten und Franzosen zu schützen. Mit dieser fadenscheinigen Begründung hatte Hitler auch einen Monat zuvor Dänemark und Norwegen überfallen. Wieder einmal wurde unglücklichen Botschaftern, diesmal waren es die Belgiens, der Niederlande und Luxemburg, gesagt, jeder Widerstand werde gebrochen, und die Verantwortung für etwaiges Blutvergiessen liege ausschliesslich bei den Regierungen ihrer Länder.

In seiner Pressekonferenz erklärte Ribbentrop um acht Uhr an diesem wunderschönen Frühlingstag im Auswärtigen Amt, er habe den Botschaftern der betreffenden Länder den unumstösslichen Beweis dafür geliefert, dass Grossbritannien und Frankreich im Begriff stünden, über holländisches und belgisches Gebiet nach Deutschland vorzustoßen. Damit die Neutralität dieser Länder sichergestellt bleibe, halte Deutschland es für erforderlich, seine eigenen Truppen zu entsenden. Er fügte hinzu, dem OKW lägen Beweise dafür vor, dass die Alliierten binnen Kurzem in die Niederlande einzumarschieren beabsichtigten, um sich des Ruhrgebiets zu bemächtigen.

Die deutsche Unverschämtheit ging jedoch noch weiter. Als am späten Vormittag der belgische und holländische Gesandte in die Wilhelmstrasse zurückkehrten, um ihre Pässe zu erbitten und gegen die Verletzung ihrer Neutralität zu protestieren, weigerte sich ein Dienstuender, den Protest zur Kenntnis zu nehmen, und forderte sie auf, in der üblichen Weise um ihre Pässe zu ersuchen. Am Nachmittag bezeichneten Berliner Zeitungen den Protest des Königreichs Belgien und Hollands gegen den Überfall als «schändlich».

Schändlich war in Wirklichkeit selbstverständlich, dass Deutschland wie be-

reits 1914 sein feierliches Versprechen gebrochen hatte, die Neutralität Belgiens zu respektieren.

Schon 1839 hatten die europäischen Grossmächte «auf ewig» die Neutralität Belgiens garantiert, das gerade seine Unabhängigkeit erlangt hatte. 1914 jedoch hatte der Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg, während deutsche Truppen durch Belgien vordrangen, um die französische Armee von hinten zu fassen, erklärt, für Deutschland sei diese Garantie lediglich ein «Fetzen Papier», ein Eingeständnis, mit dem er den grössten Teil der Welt zutiefst entsetzt hatte. Nach dem Krieg hatte die Weimarer Republik geschworen, nie wieder gegen Belgien zu den Waffen zu greifen, und Adolf Hitler hatte (wie auch den benachbarten Niederlanden) ähnliche Zusicherungen gemacht. Aus später aufgefundenen deutschen Geheimdokumenten geht allerdings hervor, dass schon ab 1938 ein uns nunmehr durchaus vertrauter Widerspruch zwischen Hitlers öffentlichen Beteuerungen gegenüber den betreffenden Ländern und den privatim vor seinen Generälen gemachten Aussagen bestand.

Beispielsweise hatte er am 24. August 1938, nach öffentlichen Beteuerungen, das Sudetenland sei seine letzte Gebietsforderung in Europa, im Gespräch mit seinen Generälen hervorgehoben, welch ungeheure Vorteile eine Besetzung Belgiens und Hollands für Deutschland haben würde. Am 28. April 1939 wies Hitler vor dem Reichstag auf die «alle an Deutschland angrenzenden Staaten» gegebenen «viel bündigeren Zusicherungen» hin, während er kaum einen Monat später, nämlich schon am 23. Mai, seinen Generälen erläuterte: «Die holländischen und belgischen Luftstützpunkte müssen militärisch besetzt werden. *Auf Neutralitäts-Erklärungen kann nichts gegeben werden.*»

Am 22. August, also eine Woche vor dem Überfall auf Polen, beriet Hitler mit seinen Generälen über die «Möglichkeit», die Neutralität Hollands und Belgiens zu verletzen, was mit dem Hinweis auf den sich für Deutschland daraus ergebenden Vorteil geschah, dass nämlich England und Frankreich deren Neutralität dann nicht mehr verletzen konnten. Vier Tage später, am 25. August, beauftragte Hitler seine Gesandten in Brüssel und Den Haag, den Regierungen ihrer Akkreditierungsländer mitzuteilen, Deutschland werde im Fall eines bewaffneten Konflikts unter keinen Umständen die Unverletzlichkeit Belgiens und Hollands antasten. Diese Zusicherung wiederholte er öffentlich am 6. Oktober nach Beendigung des Polen-Feldzugs. Doch schon am Tag darauf, am 7. Oktober, liess er durch seinen Oberkommandierenden, General von Brauchitsch, dessen nachgeordneten Offizieren mitteilen, sie hätten alle Vorbereitungen zu treffen, damit eine sofortige In-

vasion holländischen und belgischen Territoriums möglich sei, sobald die politische Lage das erfordere.

Danach, am 9. Oktober, ordnete Hitler in der «Weisung Nr. 6 für die Kriegführung» an:

Am Nordflügel der Westfront ist durch den luxemburgisch-belgischen und holländischen Raum eine Angriffsoperation vorzubereiten. Dieser Angriff muss so stark und so frühzeitig als möglich geführt werden.

Zweck dieser Angriffsoperation ist es, möglichst... viel holländischen, belgischen und nordfranzösischen Raum... zu gewinnen.

Er liess keinen Zweifel daran aufkommen, dass die Offensive am 12., allerspätstens am 20. November, beginnen sollte.

Nachdem er sie dann wegen ungünstiger Witterungsbedingungen doch hatte verschieben müssen, befahl er seine Generäle am 23. November erneut zu sich und sagte ihnen:

Mein Entschluss ist unabänderlich. Ich werde Frankreich und England angreifen zum günstigsten und schnellsten Zeitpunkt. Verletzung der Neutralität Belgiens und Hollands ist bedeutungslos. Kein Mensch fragt danach, wenn wir gesiegt haben. Wir werden die Verletzung der Neutralität nicht so idiotisch begründen wie 1914.

Wir wissen heute, dass sich die Generalität den ganzen Herbst hindurch der geplanten Offensive über holländisches und belgisches Gebiet widersetzt hatte – nicht etwa aus moralischen Bedenken, sondern weil sie der Ansicht war, das Heer sei noch nicht bereit. Eine Ausnahme gab es, wie aus vertraulichen Dokumenten hervorgeht. Am 11. Oktober, einen Tag, nachdem Hitler seinen militärischen Führern den Angriffsplan zum ersten Mal dargelegt hatte, schickte Generaloberst Wilhelm Ritter von Leeb, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe C an der Westfront, eine wütende Mitteilung an General von Brauchitsch, in der er sich gegen die Anordnungen des Führers auflehnte. Er wies darauf hin, dass sich die ganze

Welt gegen Deutschland stellen würde, wenn es zum zweiten Mal in 25 Jahren das neutrale Belgien überfiele, nachdem es noch wenige Wochen zuvor feierlich versprochen hatte, dessen Neutralität zu achten.

Soweit ich aus den Geheimunterlagen ersehe, hatte nicht ein einziger weiterer deutscher General den Mut, von Leeb's Position zu teilen – trotz allen Geredes von Ehre, das für deutsche Offiziere so kennzeichnend war. Auf Weisung der Militärzensur durfte ich in meiner ersten Sendung vom Vormittag des 10. Mai 1940 nicht sagen, dass Belgien und Holland Opfer einer deutschen «Invasion» geworden waren. Zuerst wollte ich daraufhin alle für den Tag vorgesehenen Sendungen absagen, doch da die Zensoren das Wort «Invasion» weiter hinten in meinem Manuskript dreimal übersehen hatten, formulierte ich meine Einleitung dahingehend um, dass ich in ihr von einem «Einmarsch» der Deutschen sprach. Zwar ging ich den Kompromiss nur ungern ein, doch sagte ich mir, wo die Deutschen einmarschierten, würden wohl ausser ihnen alle Welt merken, dass es sich um eine «Invasion» handelte.

Ausserdem musste unbedingt noch deutlicher als auf die erneute Verletzung der belgischen Neutralität darauf hingewiesen werden, dass Hitler endlich im Westen aktiv geworden war – der Sitzkrieg war vorüber. Wieder einmal hatte es den Anschein, als solle sich auf den Schlachtfeldern Belgiens und Nordfrankreichs das Schicksal des Reiches – und damit zugleich das Belgiens, Grossbritanniens und Frankreichs – noch vor dem Ende des Sommers entscheiden. Es sah ganz danach aus, als würde es dort zu den bedeutendsten Schlachten kommen, die man je auf der Erde geschlagen hatte – mit einem grösseren Aufwand an Soldaten, Geschützen, Panzern und Flugzeugen als je zuvor.

In seiner «Proklamation an die Soldaten der Westfront» schien Hitler seinem Volk reinen Wein einschenken zu wollen.

«Die Stunde des entscheidendsten Kampfes für die Zukunft der deutschen Nation ist gekommen», hiess es, und dann: «Der heute beginnende Kampf entscheidet das Schicksal der deutschen Nation für die nächsten tausend Jahre.»

Erste deutsche Berichte von der Front kamen mir so übertrieben vor, dass ich sie als Propaganda abtat. Ihnen zufolge hatte das Heer die Maas überschritten und die süd-holländische Stadt Maastricht an der belgischen Grenze eingenommen, ausserdem waren angeblich Truppen durch Luxemburg nach Belgien vorgestossen. Wie zu Anfang August 1914, lag die deutsche Armee vor Lüttich, der belgischen Festung, die im Ersten Weltkrieg 12 Tage lang gegen Ludendorff's Übermacht standgehalten hatte.

Diesmal, meinte ich, würde Lüttich noch länger standhalten. Ich hatte ein Jahr zuvor die Gegend gesehen und war beeindruckt von der Art, wie die Belgier die Verteidigungsanlagen des ganzen Gebietes um Lüttich herum verstärkt zu haben schienen, vor allem seit Fertigstellung von Fort Eben Emael, das die Einmündung des Albert-Kanals in die Maas beherrschte. Mit seiner Vielzahl von unterirdischen Stahlbetongängen, seinen gepanzerten Geschütztürmen und seiner Besatzung von 1'200 Mann galt es, wie ich gehört hatte, bei den Westalliierten wie den Deutschen als die am schwersten einnehmbare Festung Europas. Die Belgier waren davon überzeugt, dass es beliebig lange verteidigt werden konnte.

Obwohl mich durchaus beunruhigte, was ich am ersten Kriegsabend von deutscher Seite hörte, so zum Beispiel Berichte, dass bei Dutzenden von Angriffen auf Flugfelder in Holland, Belgien und Frankreich feindliche Flugzeuge zu Hunderten am Boden zerstört worden seien, war ich im tiefsten Inneren sicher: Diesmal würde sich Hitler die Zähne ausbeissen. Die Belgier würden Lüttich und Namur halten, bis die Briten und Franzosen zu ihrer Unterstützung herbeigeeilt waren, die Niederländer würden dem Angreifer an ihren dem Vernehmen nach zur Verteidigung erstklassig vorbereiteten «Wasserfestungslinien» die Stirn bieten und das machtvolle französische Heer, unterstützt von einer aus zehn Divisionen bestehenden britischen Expeditionsarmee, die Deutschen zum Stehen bringen, wie schon einmal ein Vierteljahrhundert zuvor an der Marne.

Doch bereits der nächste Tag zerschlug meine geheimen Hoffnungen. Was man von der Westfront hörte, war unfassbar, und es wurde täglich unglaublicher.

Mein Tagebuch ruft mir ins Gedächtnis, was an diesen betäubenden Tagen geschah.

Berlin, 11. Mai. Die deutsche Dampfwalze rollt unaufhaltsam durch Holland und Belgien. Heute Abend hiess es, Fort Eben Emael sei gefallen.

In einer Sondermeldung führte das OKW den raschen Fall der angeblich uneinnehmbaren belgischen Festung auf «eine neuartige Angriffstechnik» zurück. In Berlin schwirrte die Luft von Gerüchten. Einige deutsche Militärs, mit denen ich sprach, liessen durchblicken, die Wehrmacht verfüge über eine tödliche neue «Geheimwaffe», vielleicht ein Nervengas, das die Verteidiger der Festung kurzzeitig ausser Gefecht gesetzt und es den Angreifern ermöglicht habe, die Anlage in nur gut 24 Stunden einzunehmen.

Wie konnte sich Lüttich nach dem Fall von Eben Emael nur halten? fragte ich mich?⁵.

Am Abend des darauffolgenden Tages, also des 12. Mai, behaupteten die Deutschen, ganz Holland östlich der Zuidersee besetzt und die erste und zweite Wasserfestungslinie im Landesinneren durchbrochen zu haben, ohne dass die Holländer ihr Überschwemmungssystem hatten in Tätigkeit setzen können. In BBC-Sendungen, die ich empfang, hiess es, hinter den Verteidigungslinien der Niederländer seien Tausende von Fallschirmspringern und mit Gleitern herangeschaffte Soldaten abgesetzt, jedoch beim Versuch, die Flugplätze um Den Haag und wichtige Maas-Brücken südlich von Rotterdam zu besetzen, seien die Deutschen an den meisten Stellen von den holländischen Streitkräften zurückgeworfen worden. Da man in Berlin vom OKW über diese Operation nichts hörte und «mein» Militärsensor mir untersagte, etwas darüber verlauten zu lassen, schloss ich mit zaghaftem Frohlocken, dass die Dinge in Holland für die deutschen Luftlandtruppen nicht zum Besten standen – warum sonst sollte die deutsche Seite ganz gegen ihre Gewohnheit so schweigsam sein? Und dann kamen die Wehrmachtsberichte der folgenden Tage.

Berlin, 13. Mai. Verblüffende Neuigkeiten. Schlagzeilen in den Abendzeitungen: LÜTTICH GEFALLEN! DEUTSCHE LANDSTREITKRÄFTE BRECHEN DURCH UND STELLEN BEI ROTTERDAM VERBINDUNG ZU LUFTWAFFEN-EINHEITEN HER!...

Wir alle sind wie vor den Kopf geschlagen: Die Holländer haben kapituliert, nach nur fünf Tagen...

* Die Wahrheit war weniger mysteriös. Fort Eben Emael wurde im Handstreich von 80 deutschen Soldaten unter Führung eines Unteroffiziers genommen, die in neun Lastenseglern auf dem Dach der Festung gelandet waren. Dort brachten sie Hohlladungen in den gepanzerten Geschütztürmen an, die diese ausser Gefecht setzten, sprühten Gas in die darunterliegenden Bedienungsräume und gingen mit Flammenwerfern gegen sie vor, wie sie auch Flammenwerfer bei den Geschützportalen und Beobachtungsgittern einsetzten. Binnen einer Stunde konnten die Angreifer in die oberen Gänge eindringen, die meisten Geschütze der Festung unbrauchbar machen und die Beobachtungsposten blenden. Die hinter Eben Emael befindliche belgische Infanterie versuchte, die kleine Gruppe von Deutschen aus der Festung hinauszuerwerfen, wurde aber von Stuka-Bombern und Fallschirmjägern, die zur Verstärkung herbeigeschafft worden waren, zurückgetrieben. Es kam in den raucherfüllten Gängen zu gelegentlichem Handgemenge, das aber nicht lange dauerte. Am 11. Mai, kaum mehr als 24 Stunden nach Beginn des Angriffs, hissten die Verteidiger zu Mittag eine weisse Flagge, 1'200 Belgier kamen heraus und ergaben sich. Auf deutscher Seite fielen sechs Soldaten, 19 wurden verwundet.

Heute Abend hiess es, die Deutschen hätten, nachdem sie schon bei Lüttich durchgebrochen waren, jetzt auch die zweite belgische Verteidigungslinie nordwestlich von Namur überwunden. Sie müssen schon ganz in der Nähe von Brüssel stehen...

Die Nachricht von der holländischen Kapitulation war schlimm genug, aber was die Deutschen über Belgien sagten, klang noch schlimmer. Mit einem Mal ging mir auf, dass nach allem, was ich aus deutschen militärischen Quellen und von BBC-Sendungen wusste, die bedeutendste und machtvollste Truppenansammlung der Alliierten im Westen bedroht war, wenn es stimmte, dass die Deutschen tatsächlich die belgische Verteidigungslinie nordwestlich von Namur bezwungen hatten. Widerstrebend musste ich mir eingestehen, dass sich nahezu alle Behauptungen des OKW bisher als nur allzu wahr herausgestellt hatten. Zu diesen alliierten Kräften gehörten die Elite des französischen Heeres, nämlich die 1., 7. und 9. Armee, sowie neun der zehn Divisionen der britischen Expeditionsarmee. Sie waren unmittelbar nach Beginn des deutschen Angriffs nach Belgien geeilt und hatten gemeinsam mit den Belgiern am Fluss Dyle eine Verteidigungslinie errichtet, die von Antwerpen über Löwen nach Wavern, weiter über den Haspengau bei Gembloux nach Namur und von da südwärts die Maas entlang bis Sedan reichte.

Offensichtlich gründete der Plan der Alliierten auf der Annahme, die Deutschen würden wie schon 1914 mit einem starken rechten Flügel erneut einen Umfassungsangriff auf die Flanken der weiter südwärts stehenden französischen Hauptarmee führen. Die Heftigkeit, mit der Generaloberst von Reichenau 6. Armee, übrigens auf derselben Strasse wie die Hauptarmeen Kaiser Wilhelms II. unter von Moltke, dem Neffen des Siegers von Sedan, 1914 gegen Namur auf Lüttich vorrückte, hatte offenbar die französische und britische Heeresleitung von der Richtigkeit ihrer Annahme überzeugt. Was weder ich noch, wie sich zeigte, die Alliierten wussten, war, dass die Ausbreitung der alliierten Armeen über Belgien genau das war, was das OKW wollte. Es setzte die Deutschen in den Stand zu tun, was beim vorigen Mal nicht gelungen war: die Franzosen in der Mitte zu treffen, nahe Sedan, dann mit der wahrscheinlich gewaltigsten Armee durchzubrechen, die Europa je gesehen hatte, rasch zum Ärmelkanal vorzustossen und die alliierten Armeen im Norden abzuschneiden.

Der nächste Tag brachte die ersten Meldungen von der über die Alliierten hereinbrechenden Katastrophe.

Berlin, 15. Mai. Heute viele lange und verstörte Gesichter unter den Auslandskorrespondenten und Diplomaten. Im Wehrmachtsbericht des OKW heisst es, die Deutschen hätten die Maginot-Linie in der Nähe von Sedan durchbrochen und ihre Streitkräfte seien sowohl dort wie auch zwischen Namur und Givet weiter im Norden über die Maas gegangen.

Ich gehörte zu den Verstörten. Aus meinen Jahren in Paris wusste ich, welche Demütigung die blossе Nennung des Namens Sedan für die Franzosen heraufbeschwor, die nicht vergessen konnten, dass sich 1870 dort Napoleon III. hatte ergeben müssen, was zum Ende des Zweiten Kaiserreichs geführt hatte. Ausgerechnet bei jener Stadt sollte es nun erneut zu einer französischen Niederlage gekommen sein!

«Wer dort das tief eingeschnittene, dichtbewaldete Maas-Tal gesehen hat», notierte ich in mein Tagebuch, «dem scheint es nahezu unglaublich, dass die Deutschen es so rasch überwinden konnten.»

Aber ich musste mir eingestehen, dass alle Ereignisse der vergangenen Woche einen ganz und gar unglaublichen Eindruck machten. Dass ich mich in meinem Tagebuch um Haltung bemühte, zeigt, wie töricht ich sein konnte (und es tröstete mich auch nicht, dass ich vermutlich nicht der einzige war). So heisst es unter dem 15. Mai weiter:

Nahezu jeder, den ich kenne, hat die Hoffnung aufgegeben, ich nicht. Es muss in Paris im August 1914 noch schlimmer ausgesehen haben, als nichts mehr zwischen den Deutschen und der Hauptstadt zu stehen schien.

Doch was man hörte, war schier unvorstellbar:

Berlin, 17. Mai. Was für ein Tag! Was für Nachrichten! Um 15 Uhr kam der tägliche Wehrmachtsbericht. Ich hätte ihn nicht geglaubt, wenn uns nicht die deutsche Heeresleitung kaum je einen Bären aufgebunden hätte.

Es heisst, dass sie heute die belgische Verteidigungslinie am Dyle südlich von Wavren durchbrochen und die Festung Namur eingenommen haben. Noch wichtiger: Sie wollen ausserdem die Maginot-Linie an einer Front von 100 Kilometern (!) von Maubeuge bis Carignan südöstlich von Sedan durchbrochen haben.

Es war unfasslich: die Maginot-Linie, der Stolz der Franzosen, auf einer Länge von 100 Kilometern durchbrochen!* Die Deutschen in Maubeuge-auf halbem Weg nach Paris, und in Rethel, auf halbem Weg von Reims nach Sedan! Im Funkhaus, wohin ich mich schleunigst begab, um die Nachricht zu senden, sprachen die Militärs zum ersten Mal von einer «Schlappe» der Franzosen.

Es dauerte Jahre, bis ich genau dahinterkam, was bis dahin geschehen war – dabei war es erst der neunte Tag der deutschen Offensive. Ausführliche Nachforschungen nach dem Krieg und Gespräche mit einigen, die dabei waren, warfen später Licht darauf, wie sich die Offensive zu einem solchen Siegeszug für die Deutschen und zu einer so unerwarteten und vollständigen Niederlage für die Westalliierten entwickeln konnte – vor allem für die Franzosen, deren Armee ich als der deutschen gleichwertig eingeschätzt hatte, wie sie es ja auch 1914 gewesen war.**

Wie man jetzt sehen kann, geht die Katastrophe der Alliierten auf deren miteinander rivalisierende Pläne für den Krieg im Westen zurück***

Ursprünglich war der aus dem Oktober 1939 stammende deutsche Plan eine Variante des berühmten Schlieffen-Plans von 1914 gewesen. Er sah vor, den deutschen Hauptangriff über den rechten Flügel durch Belgien und Nordfrankreich zu den Kanalhäfen vorzutragen, womit Frankreich von Grossbritannien abgeschnitten werden sollte. Das würde den Deutschen Marine- und Luftstützpunkte an der Küste verschaffen, von denen aus sie die britischen Inseln angreifen und ihnen die Zufuhr abschneiden konnten. Angesichts einer solchen Niederlage, dessen war sich Hitler sicher, würden die Alliierten Friedensverhandlungen anstreben, damit bekäme er im Osten freie Hand gegen die Sowjetunion.

* Hier irrte der Wehrmachtsbericht des OKW. Zwischen Maubeuge und Carignan gab es keine Maginot-Linie. Sie zog sich vom Rhein aus nach Westen und endete bei Longwy, 40 Kilometer südöstlich von Carignan.

** In den letzten Jahren hatte ich aus Gesprächen mit führenden deutschen Offizieren den Eindruck gewonnen, dass sie einen heilsamen Respekt vor der französischen Armee hatten. Später erklärte Generaloberst Heinz Guderian, der geniale Waten der deutschen Panzerwaffe, er und seine Kollegen hätten angenommen, Frankreich besitze das stärkste Landheer in Westeuropa und die zahlenmässig bedeutendsten Panzerstreitkräfte, zudem hatten sie die französischen Panzer den deutschen sowohl in der Bewaffnung als auch in der Panzerung für überlegen gehalten.

*** In einem tieferen Sinne geht sie noch viel weiter zurück: nämlich darauf, dass die Briten es in den 30er Jahren unterliessen aufzurüsten, vor allem bei ihren Luftstreitkräften, und dass die Franzosen nichts unternahmen, ihre schwache Luftstreitkraft zu stärken, ihre Vorstellungen von Panzerkriegführung neueren Erkenntnissen anzupassen und sich von ihrer inneren Abhängigkeit von der ganz auf Verteidigung eingerichteten Maginot-Linie zu befreien.

Auf diesen deutschen Plan stützten sich die Westalliierten, als sie sich am 17. November in Paris für den «Plan D» entschieden. Er sah vor, dass die 1. und 9. Armee der Franzosen und die britische Expeditionsarmee vorgehen und sich den Deutschen entlang der Flüsse Dyle und Maas an der wichtigsten belgischen Verteidigungslinie von Antwerpen über Löwen, Namur und Givet nach Mezieres stellen sollten. Als sich Ende November die Zeichen dafür mehrten, dass Hitler ausserdem über die Niederlande angreifen würde, beschloss das alliierte Oberkommando, die französische 7. Armee zur Unterstützung der Niederländer an die Kanalküste zu entsenden, um dem von den Alliierten vermuteten Hauptstoss der Deutschen im Norden eine machtvolle Verteidigung entgegenzustellen – insgesamt 67 Divisionen: 26 von den drei französischen Armeen, neun von der britischen Expeditionsarmee sowie 22 belgische und zehn holländische Divisionen. Zusammengenommen waren sie den Deutschen zahlenmässig weit überlegen.

Vermutlich beschlossen die Deutschen, ihren Plan zu ändern, um im Norden einem solchen Zusammenstoss aus dem Weg zu gehen, der zu einer Pattsituation führen konnte. Noch wichtiger war, dass sie dann die Hauptmacht der Briten und Franzosen umzingeln konnten, die nach Nordosten vorstossen würden, um den Holländern und Belgiern zu Hilfe zu kommen. Ein weiterer Grund für die Änderung des Angriffsplans war möglicherweise, dass er am 10. Januar 1940 mit seinen Grundzügen in Feindeshand gefallen war. Schlechtes Wetter hatte ein deutsches Kurierflugzeug zur Notlandung auf belgischem Gebiet gezwungen, und ein Luftwaffenmajor, der eine ganze Anzahl von Einzelheiten des Plans mit sich führte, war von belgischen Soldaten aufgegriffen worden.

Doch vor allem meine ich den geheimen deutschen Unterlagen entnehmen zu können, dass ein von Erich von Manstein, einem begabten jüngeren Generalstabs-offizier, entworfenen wagemutiger Plan Hitlers Zustimmung gefunden hatte. Ihm zufolge sollte der Hauptstoss des deutschen Heeres nicht an der Nordflanke durch Belgien geführt werden, sondern weiter im Süden durch die Mitte, und zwar mit einer geballten Streitmacht von sieben der insgesamt zehn Panzerdivisionen quer über die dichtbewaldeten Ardennen. Die Maas sollte unmittelbar nördlich der Stadt Sedan überquert werden. Damit, dass man dort die französischen Verteidigungslinien durchbrach und über offenes Gelände möglichst rasch zum Ärmelkanal bei Abbeville vordrang, hoffte man nicht nur Frankreich von Grossbritannien, sondern zugleich die Hauptmacht der Briten, Franzosen und Belgier von ihren Stützpunkten abzuschneiden. Von Brauchitsch, der Chef des Heeres, und Haider, der Chef von dessen Generalstab, die sich diesem Plan anfänglich widersetzten,

schoben von Manstein auf einen unbedeutenden Kommandoposten ab, doch er fand eine Gelegenheit, seinen Plan Hitler persönlich vorzutragen. Er wurde am 24. Februar gebilligt, und eine ungeheure Verlegung und Umverteilung von Truppen begann.

Sie nun entging der Aufmerksamkeit der Alliierten keineswegs, doch bedingt durch eine merkwürdige Lähmung ihrer Intelligenz und Willenskraft unternahmen sie – was ich heute noch nicht verstehen kann – nichts dagegen. Später ersah ich aus französischen Militärdokumenten, dass bereits am 5. Dezember 1939, als der neue deutsche Plan noch im Stadium der Vorbesprechung war, General Alphonse Georges, Oberkommandierender der alliierten Streitkräfte an der Westfront, seinen Vorgesetzten Generalissimus Maurice Gamelin vor der Gefahr gewarnt hatte, die darin lag, den Hauptteil ihrer Truppen nach Holland und Belgien zu verlegen. Der deutsche Vorstoss im Norden, gab er zu bedenken, sei möglicherweise nichts als ein Ablenkungsmanöver, während in Wirklichkeit «der Hauptangriff des Feindes in unserer *Mitte*» erfolgen sollte (das Wort hatte er selbst unterstrichen) «...zwischen Maas und Mosel.» Er wies warnend darauf hin, dass die Alliierten, sofern ihre Hauptstreitkräfte in Belgien und Holland gebunden seien, in einem solchen Fall nicht über die nötigen Möglichkeiten verfügten, den Angriff zurückzuschlagen.

Diese Warnung blieb unbeachtet, weil Gamelin der Ansicht war, dass die Deutschen, wenn sie die französische 9. und 2. Armee bei Sedan entscheidend treffen wollten, erst einmal die bewaldeten Höhen der Ardennen überwinden mussten. Und hatte nicht der grosse Marschall Petain, der Held von Verdun, dem französischen Parlament versichert, sie seien «*unpassierbar*» ?

Den ganzen Spätwinter und das beginnende Frühjahr hindurch mehrten sich die Anzeichen dafür, dass die Deutschen ihre Kräfte auf einen Hauptstoss in der Mitte konzentrierten – immerhin zählten die alliierten Nachrichtendienste dort eine Zunahme der feindlichen Infanteriedivisionen von 25 auf 57. Anfang März waren sieben der zehn deutschen Panzerdivisionen für einen Angriff bereitgestellt, der *südlich* von Lüttich geführt werden sollte. Am 8. März teilte König Leopold von Belgien, der sich nach wie vor beharrlich weigerte, mit den Alliierten zusammenzuarbeiten, die Pläne zur Unterstützung seines Landes vorbereiteten – er wollte Hitler nicht vor den Kopf stossen –, General Gamelin mit, er verfüge über Angaben, die darauf hinwiesen, dass der deutsche Hauptangriff *durch die Ardennen* kommen werde. Darüber hinaus, fügte er hinzu, gebe es «durch Dokumente gestützte Hinweise darauf, dass die Hauptachse des feindlichen Vorgehens

senkrecht zur Front zwischen Longwy und Givet verlaufen» werde. Das war genau nordwestlich der Maginot-Linie, die bei Longwy endete und nördlich von Sedan durch die 9. französische Armee verteidigt wurde, allgemeiner Ansicht nach die schwächste der französischen Armeen. Der König wiederholte seinen Hinweis am 14. April und erklärte, er sei nunmehr sicher, dass die Deutschen die Hauptmacht der französischen und britischen Streitkräfte nach Belgien zu ziehen und dort von Süden aus durch Armeen zu zerstören hofften, «die aus Luxemburg vorstossen» sollten.

Obwohl die Nachrichtendienste der Alliierten diese Hinweise des belgischen Königs in zahlreichen Meldungen bestätigten, unternahm das Oberkommando ihrer Streitkräfte nicht einmal dann etwas, als am 30. April nach einer Massenverlagerung deutscher Soldaten, Panzer, Artillerie und Munition zur Front überdeutlich wurde, dass ein Generalangriff bevorstand. Der französische Militärattaché in Bern, für die alliierten Nachrichtendienste eine der verlässlichsten Quellen, teilte dem französischen Oberkommando nicht nur das für den deutschen Angriff festgesetzte neue Datum mit, nämlich den 8. bis 10. Mai, sondern gab auch genau an, dass der Hauptstoss bei Sedan erfolgen sollte. Das gab Gamelin und Georges zehn Tage Zeit zur Änderung ihrer Strategie. Sie nutzten sie nicht.

Als die Deutschen im Morgengrauen des 10. Mai losschlügen, stiessen die französischen und britischen Kontingente wie geplant rasch nach Belgien hinein vor.

Wie ich später erfuhr, konnte das deutsche Oberkommando, insbesondere General Franz Haider, kaum glauben, dass die Alliierten ihnen so leicht und vollständig ins Netz gegangen waren. Die Deutschen brauchten es nur noch zuzuziehen.

Tatsächlich glaubten die Briten und Franzosen, die ersten Tage der deutschen Offensive seien für sie recht gut verlaufen.

So erklärte der französische Verteidigungsminister Daladier bei seiner Rückkehr nach Paris am 12. Mai von einer Zusammenkunft des alliierten Oberkommandos und des belgischen Königs seinen Kabinettskollegen, alles stehe zum Besten. Er wusste zu berichten, dass sich die machtvolle 1. Armee bei Gembloux zwischen Wavern und Namur fest eingenistet habe, eben dort, wo die Alliierten annahmen, dass die Deutschen ihren Hauptvorstoss versuchen würden. Winston Churchill – er war zwei Tage zuvor, am 10. Mai, Chamberlain im Amt des Premierministers nachgefolgt – sagte später: «Alles in allem bestand bis zum Abend

des 12. hier kein Anlass zur Befürchtung, dass die Operationen nicht günstig verlaufen sollten.»* Generalissimus Gamelin trug eine geradezu sträfliche Zuversicht zur Schau und überliess alle militärischen Operationen ausschliesslich General Georges.

Dieser zeigte sich mit dem Verlauf der ersten beiden Tage durchaus zufrieden. Die britische Expeditionsarmee unter Lord Gort und die 1. und 9. französische Armee hatten an der Verteidigungslinie Dyle-Maas Stellung bezogen und hielten den ersten Angriffen General von Reichenaus 6. Armee stand. General Girauds weitgehend motorisierte 7. französische Armee war von der Kanalküste herbeigeilt und hatte Südwestholland erreicht. An der 100 Kilometer langen Front zwischen den beiden stark befestigten Städten Antwerpen und Namur standen jetzt 36 belgische, britische und französische Divisionen gegen die 20 der 6. deutschen Armee. Noch am Nachmittag des 15. Mai, am sechsten Tag der Offensive, hielten die alliierten Positionen am Dyle und bei Gembloux stand. Um 17 Uhr beendete Generaloberst von Reichenau den Angriff seiner 6. Armee, da er zu nichts führte. Lord Gort und General Blanchard, deren Männer den Hauptanprall der Deutschen hatten auffangen müssen, durften zufrieden sein.

Doch dann brach der Damm im Süden, in der Nähe von Sedan, und mit einem Schlag sassen sie alle in der Falle. Noch wussten sie nicht, dass an eben diesem 15. Mai der französische Premierminister Reynaud seinen britischen Kollegen Winston Churchill angerufen und erklärt hatte: «Wir sind besiegt! Wir haben die Schlacht verloren!»

«Das kann doch unmöglich so schnell gekommen sein?»** hatte Churchill ungläubig zurückgefragt. Es war doch nicht möglich, dass die grosse französische Armee am fünften Tag der Schlacht bereits geschlagen war!

Was, um Himmels willen, war da nur vorgegangen?

Die Wende brachte der 14. Mai, der fünfte Tag der Schlacht, und die Niederlage kam rascher, als die Franzosen sie zu erfassen vermochten. In nur drei Tagen durchdrang in Gestalt einer Speerspitze aus sieben deutschen Panzerdivisionen die grösste Massierung gepanzerter Fahrzeuge, die die Welt je gesehen hatte, die «unpassierbaren» Wälder der Ardennen. Sie erreichten am Nachmittag des 12. Mai die Maas an einer 130 Kilometer langen Front von Sedan nach Dinant. Den Schätzungen des französischen Oberkommandos zufolge hätten die Deutschen

* Winston Churchill, *Der Zweite Weltkrieg*, Zweiter Band, Erstes Buch, Scherz Verlag, Bern, 1949, S. 58.

** Winston Churchill, a. a.O., S. 61/62.

zwei Wochen brauchen müssen, um hinreichend starke Kräfte zum Angriff auf eine solche Front zusammenzuziehen, hatten dabei allerdings nicht an Panzer gedacht – im Unterschied zu General Haider. Dieser hatte gemeint, neun Tage werde die riesige Panzerarmee brauchen, um die Ardennen zu überwinden und die Maas zu erreichen. Einmal hatte sich der Heerwurm aus Panzern in drei Kolonnen 160 Kilometer lang hingezogen, bis weit über den Rhein. In dieser Form wäre er auf den schmalen gewundenen Strassen gegenüber Bombern und Störangriffen von den bewaldeten Hügeln aus äusserst verwundbar gewesen, doch die Flugzeuge der Alliierten waren ausgeblieben. Sie wurden weiter im Norden in Bereitschaft gehalten, wo Franzosen und Briten den Hauptangriff erwarteten. Die französische 9. und 2. Armee hatte ihre fünf Divisionen leichter Panzer vorgeschickt, um den Vormarsch der Deutschen zu verlangsamen und möglichst zum Stehen zu bringen. An Ort und Stelle befanden sich die beiden Divisionen belgischer *chasseurs ardennais*, die speziell für die Verteidigung der Waldlandschaft der Ardennen ausgebildet waren. Sie hatten auch die Brücken gesprengt, doch danach keineswegs gekämpft, sondern sich stattdessen – wie die Franzosen meinten, auf Geheiss König Leopolds – rasch zurückgezogen. Die französischen leichten Panzer aber hatten den schweren Tanks der Deutschen nichts entgegenzusetzen.

Am 13. Mai begann um 16 Uhr der deutsche Vorstoss über die Maas zu beiden Seiten der Stadt Sedan. Bevor die Panzer über den Fluss geschafft werden konnten, mussten am Westufer Brückenköpfe errichtet werden. Die ersten Pionier- und Infanterieeinheiten setzten auf Schlauchbooten über – normalerweise ein ideales Ziel für die französische Artillerie, doch unaufhörliche Stuka-Angriffe schalteten die französischen Geschützbedienungsmannschaften aus. Weitere Unterstützung lieferten deutsche Geschütze und Panzer, die aus kürzester Entfernung das Westufer der Maas unter Feuer nahmen. So kam es, dass die Deutschen unbehelligt ans andere Ufer gelangten und bei Einbruch der Nacht nicht nur Brückenköpfe besaßen, sondern auch acht Kilometer weit vorgestossen waren und die Anhöhen westlich der Maas besetzt hatten.

General Grandsard, der Kommandeur des französischen X. Korps der 2. Armee, dem die Verteidigung gegen die drei gegnerischen Panzerdivisionen oblag, hielt die Situation zwar für ernst, wie er später erklärte, für «mehr aber auch nicht». Die deutsche Infanterie hatte die Maas überquert und einen kleinen Brückenkopf errichtet, aber noch keinen einzigen Panzer und kein einziges Geschütz ans jenseitige Ufer gebracht. Grandsard verfügte für einen Gegenangriff über Panzer und Geschütze und sah den Dingen gelassen und zuversichtlich ins Auge.

Bei Einbruch der Dunkelheit jedoch kam es unter den Soldaten einer seiner zwei Infanterie-Divisionen, der 55., unvermittelt zu einer Panik. Artilleriebeobachter sahen, dass die Infanterie vor den Deutschen zurückwich, und vermuteten, deutsche Panzer führten den Angriff an. Bald ertönte überall der Schreckensschrei: «Die Boche-Panzer kommen!» Zwei Obristen, die die schwere Artillerie der Division kommandierten, verliessen ihren Posten, und ihre verängstigten Männer folgten ihnen. Als die französischen Infanteristen merkten, dass ihre Artillerie sie im Stich liess, wandten sie sich zu regelloser Flucht, wobei sie Sturm- und Maschinengewehre wegwarfen. Binnen einer halben Stunde, zwischen 18 und 18 Uhr 30, waren die Strassen plötzlich von Scharen in wilder Panik flüchtender Soldaten verstopft. Bald floh die gesamte Division, zwei Infanterie- und Artillerie-Regimenter, in grösster Unordnung auf das 100 Kilometer entfernte Reims zu. Die 55. Division existierte nicht mehr.

Später schworen Offiziere und Mannschaften dieser Einheit, sie hätten Schwärme deutscher Panzer auf sich zukommen sehen. In Wirklichkeit war bis Einbruch der Dunkelheit nicht ein deutscher Panzer, kein einziges Geschütz und auch keine Panzerabwehrkanone übergesetzt worden. Die erste Pontonbrücke, an der die deutschen Pioniere arbeiteten, war bei Weitem noch nicht fertig, und im deutschen Hauptquartier wurde befürchtet, ein beherzter, von Panzern angeführter französischer Gegenstoss könne die Angreifer zum Fluss zurücktreiben und ihnen den Brückenkopf nehmen. Die deutsche Infanterie war den französischen Verstärkungen, deren Heranführung dem deutschen Hauptquartier bekannt war, in keiner Weise gewachsen. Es handelte sich dabei um die kampfstärke 3. gepanzerte Division mit schweren Tanks und die 3. motorisierte Division.

Aber die Franzosen zögerten ihre Gegenangriffe hinaus – und dann war es zu spät. Bei Tagesanbruch war die erste Pontonbrücke der Deutschen fertig, und um sechs Uhr begann eine Panzerbrigade überzusetzen. Inzwischen musste die 71. französische Division, der es gelungen war, an ihrem Frontabschnitt die deutschen Panzer am Überqueren des Flusses zu hindern, feststellen, dass ihre linke Flanke durch den Zusammenbruch der 55. Division ungeschützt war. Hier geriet als erster der Divisionskommandeur in Panik: Er verlegte in aller Eile seinen Kommandoposten um mehr als zehn Kilometer zurück, seine Truppen folgten ihm, und bald entstand zum zweiten Mal ein grosses Durcheinander, als französische Infanteristen und Artilleristen unter Zurücklassung ihrer Waffen voller Schrecken nach Westen flohen – ohne angegriffen worden zu sein!

Am Abend jenes 14. Mai verlegte General Charles Huntziger, Kommandeur

der 2. französischen Armee, sein Hauptquartier in aller Eile von einem Standort nahe Sedan nach dem 80 Kilometer südlich gelegenen Verdun. Offenkundig war ihm noch nicht klar, dass Guderian, der bis 15 Uhr zwei seiner drei Panzerdivisionen übergesetzt hatte, nicht nach Süden gegen den Rest von Huntzigers 2. Armee vorstossen wollte, sondern westwärts über den Fluss Bar und den Ardennenkanal nach Rethel, etwa 50 Kilometer südwestlich von Sedan. Zwar war das ein gefährliches Spiel, denn er liess dabei seine Südflanke ungedeckt, aber falls es ihm gelang, würde er Rethel nach einem oder zwei Tagen erreichen und die Front zwischen der 2. und 9. Armee der Franzosen aufbrechen können. Dann läge der Weg nach dem kaum mehr als 150 Kilometer entfernten Paris offen vor ihm – oder der zur Küste, wie es im Manstein-Plan vorgesehen war. Er nahm an, dass er es nur mit schwachen französischen Kräften zu tun hatte, denn die Hauptmacht der Alliierten war in Belgien gebunden, nördlich von ihm. Mit diesem Vorstoss würde er zweierlei erreichen: einmal diese alliierten Hauptstreitkräfte abschneiden und zum anderen zur Zerschlagung der 9. Armee beitragen, die bereits unter erheblichem Druck stand. Das Versagen der 2. Armee bei Sedan hatte ihr Schicksal besiegelt.

Diese 9. Armee, eine der schwächsten der Franzosen, lag von allen alliierten Streitkräften, die am 10. Mai nach Belgien eingeströmt waren, am weitesten im Süden. Das Oberkommando hatte sie an die Maas gelegt, also zwischen die Elitetruppen der 1. Armee nördlich von Namur und die 2. Armee bei Sedan, weil man annahm, sie werde dort nicht in schwere Gefechte verwickelt. Ausgerechnet ihr, die trotz ihrer Schwäche den breitesten Frontabschnitt zu verteidigen hatte, stellte sich am Abend des 12. Mai mit einem Mal eine weit stärkere deutsche Streitmacht entgegen als die, die soeben südlich von Sedan mit so tödlicher Wirkung zugeschlagen hatte. Sie bestand aus der 4. und 12. Armee, der jeweils ein aus zwei Divisionen bestehendes Panzerkorps zugeteilt war. Eine davon, die 7., unterstand dem Befehl des kühnen Erwin Rommel.

Er setzte am Abend des 12. Mai bei Dinant einige Bodentruppen über die Maas und konnte trotz des erbitterten französischen Widerstandes bis zum Mittag des nächsten Tages dort einen kleinen Brückenkopf bilden. Das französische Oberkommando gab Befehl, die deutschen Infanteristen mit Gegenangriffen zum Fluss zurückzutreiben (auch hier war noch nicht ein einziger Panzer über die Maas gelangt). Weil dafür Panzer als Speerspitzen zur Verfügung standen, wäre ein solches Vorgehen durchaus erfolgsversprechend gewesen, doch wie bei Sedan wurden die Gegenangriffe entweder zu spät vorgetragen oder so häufig hinausgeschoben, dass es gar nicht dazu kam.

Schon der fünfte Tag der Offensive, also der 14. Mai, bedeutete für die französische 9. Armee ebenso das Ende wie für die 2. bei Sedan. Im Wesentlichen spielte sich alles genauso ab wie dort. Hinter ihren kleinen Brückenköpfen war es den Deutschen gelungen, über Nacht Pontonbrücken zu bauen, und bei Morgengrauen stiessen ihre vier Panzerdivisionen vor. Am Nachmittag brach unter den Franzosen Panik aus, die Befehlshaber ordneten den Rückzug an, während sie zugleich ihr eigenes Hauptquartier immer weiter nach hinten verlegten. Die Luftwaffe griff die Zurückweichenden unausgesetzt an – keine alliierten Flugzeuge tauchten am Himmel auf, um sie daran zu hindern. Am Abend besaßen die Deutschen westlich von Dinant einen Brückenkopf von etwa 50 Kilometern Breite und 15 Kilometern Tiefe. Die 9. Armee löste sich zusehends auf.

Am Vormittag des 15. Mai warfen die Franzosen, um den Dammbbruch aufzuhalten, dem Feind mit ihrer 1. gepanzerten Division ihre besten Truppen entgegen, doch war die Division bereits während der ersten Tage der deutschen Offensive hoffnungslos weit auseinandergezogen worden. Bis sie sich wieder zu einem geballten Angriff zusammenführen liess, war ihren Panzern der Kraftstoff ausgegangen, und die meisten Tankfahrzeuge waren im allgemeinen Durcheinander zu weit zurückgeblieben. Hätte man diese schlagkräftige Division am 12. oder auch noch am 13. Mai in die Schlacht geworfen, wäre es ihr möglicherweise gelungen, die deutschen Panzerverbände am Überwinden der Maas zu hindern. So aber wurde sie am 15. Mai um neun Uhr 30 von Rommels 7. und General Walsporns 5. Panzerdivision, die von Bombergeschwadern und reichlich Artillerie unterstützt wurden, angegangen, während sie gerade ihre Fahrzeuge auftankte. Ein wildes, doch ungleiches Gefecht begann. Beide Seiten verloren zahlreiche Panzer, aber die Deutschen blieben überlegen. Drei der vier Panzerbataillone der 1. Division wurden vernichtend geschlagen, und was von der übel zugerichteten 9. Armee noch übrig war, zog sich in völliger Unordnung zur französischen Grenze hin zurück. General Giraud, der an jenem Tag anstelle von General Corap die Einheit befehligte, begab sich schleunigst zum Hauptquartier bei Vervin, um die kopflose Armee zusammenzufassen. Doch er konnte sie nicht finden. Kein Wunder – sie existierte nicht mehr.

Wie gesagt, hatte am Vormittag des schicksalhaften 15. Mai der französische Premier Paul Reynaud Winston Churchill angerufen und ihm gesagt: «Wir sind besiegt! Wir haben die Schlacht verloren!», was Churchill einfach nicht hatte glauben können. Um 19 Uhr hatte Reynaud eine weitere Hiobsbotschaft für Churchill.

Wir haben gestern Abend die Schlacht verloren. Der Weg nach Paris liegt offen und ungedeckt. Bitte schicken Sie alle Flugzeuge und Soldaten, die Sie entbehren können.

Kurz nach Mitternacht teilte General Gamelin der Regierung mit, sie müsse sich darauf einstellen, Paris zu verlassen.

Am folgenden Tag flog Winston Churchill nach Paris und fand die Lage dort, wie er später erklärte, schlimmer als erwartet. Im Garten des Aussenministeriums wurden, so dass man es aus den Fenstern des Raumes sehen konnte, in denen er mit General Gamelin und Reynaud zusammentraf, Archivakten des Ministeriums verbrannt. Als Churchill anmerkte, man könne den Eindruck haben, die Regierung bereite die Räumung von Paris vor, teilte ihm Gamelin mit, dass nach dem Durchbruch an der Maas nichts mehr die Deutschen daran hindern konnte, bis Paris vorzustossen.

«Wo ist die strategische Reserve?» wollte Churchill wissen. «*Ou est la masse de manoeuvre?*»

«*Aucune*», erwiderte der General – sie hatten keine.

«Ich war wie betäubt», schrieb Churchill später. Ihm war nie der Gedanke gekommen, dass eine grosse Armee, die auf einer Front von immerhin 750 Kilometern Länge angegriffen wurde, keine Truppen als Reserve zurückbehielt. «Ich gestehe, dass dies eine der grössten Überraschungen meines Lebens war.»*

Die militärische Konsequenz, die er daraus zog, sollte er später allerdings bedauern. Er sprach sich entschieden dagegen aus, die alliierten Truppen aus dem Norden abzuziehen, obwohl sie gerade im Süden umgangen wurden und bald schon eingeschlossen sein konnten.

Aus dem französischen Gesprächsprotokoll geht eine weitere Fehleinschätzung der Lage durch Churchill hervor. Er weigere sich daran zu glauben, sagte er den Franzosen, dass der Vorstoss der deutschen Panzertruppen zur Küste – oder auf Paris – «eine ernsthafte Gefährdung» bedeutete, und erklärte, solange die Panzer nicht von Infanterie unterstützt würden, stellten sie nur eine begrenzte Macht dar. Sie seien nicht imstande, sich selbst zu versorgen. Was auch immer die Gründe waren, dem französischen Protokoll zufolge ordnete Churchill in *seiner* Verwirrung an, dass die britische Expeditionsarmee und die französische 1. Armee bleiben sollten, wo sie waren, also in Belgien, und zugleich die an ihrer Flanke vorstossenden Deutschen heftig angriffen. Das aber war wohl kaum möglich.

* Winston Churchill, a. a. O., S. 65/66.

Erst am 17. Mai, drei Tage nach dem Debakel an der Maas, erteilte das alliierte Oberkommando seinen Truppen den Befehl, sich aus Belgien abzusetzen – diese Verzögerung hatte katastrophale Folgen. Am Abend des 16. Mai hatten deutsche Panzereinheiten die nur schwach verteidigten französischen Grenzstellungen südlich von Maubeuge durchstossen und ihren westwärts gerichteten Vormarsch zur Küste oder nach Paris begonnen – die Franzosen wussten es noch nicht genau. Am Morgen des 19. Mai standen sieben Panzerdivisionen nur 80 Kilometer vom Ärmelkanal entfernt. Sie waren ununterbrochen vorwärtsgestürmt, an der Somme entlang, wo sich im Ersten Weltkrieg Szenen abgespielt hatten, die noch lebhaft in jedermanns Gedächtnis waren. Als am Tag darauf die 20. und die 2. Panzerdivision bei Abbeville die Küste erreichte, war die Falle für die Belgier, die britische Expeditionsarmee und drei französische Armeen zugeschnappt.

Am selben Tag gelangte auch ich endlich an die Front – bei der 6. deutschen Armee, die die umschlossenen alliierten Streitkräfte vom Westen und Südwesten Brüssels aus auf die Panzerdivisionen zutrieb, die gerade hinter ihnen an die Küste gelangt waren.

Was ich von den durch die moderne Kriegführung hervorgerufenen Zerstörungen sah, entsetzte mich. Besonders augenfällig schienen mir die Folgen von Geschützfeuer und Bombenabwürfen in Löwen, der schönen alten Universitätsstadt, die 1914 von den Deutschen niedergebrannt und nach dem Krieg – zum Teil mit amerikanischer Finanzhilfe – wieder aufgebaut worden war. Sie lag in Schutt und Asche, es konnte einem übel werden. Während ich in den noch rauchenden Trümmern der vollständig zerstörten Bibliothek herumstocherte, fiel mein Auge auf einige Steine, aus deren Inschriften hervorging, welche amerikanischen Schulen und Universitäten mit ihren Spenden zum Wiederaufbau beigetragen hatten. Und nun war sie bereits wieder zerstört!

Auch von der Stadt selbst war nicht viel übriggeblieben. Ganze Strassenzüge waren nichts als rauchende Trümmerhaufen. Am Tag von Hitlers Angriff im Westen hatten etwa 40'000 Menschen in Löwen gelebt, und als eine Woche später, sagte mir ein deutscher Offizier, die ersten Truppen in die Stadt einrückten, war praktisch kein einziger belgischer Zivilist mehr dort, vermutlich – auch wenn es der Offizier nicht ausdrücklich sagte – weil sich die Menschen noch genau an 1914 erinnerten. Damals hatten die Deutschen 200 Löwener Honoratioren an die Wand gestellt – zur Vergeltung dafür, dass angeblich aus dem Hinterhalt auf ihre Soldaten geschossen worden war.

Als wir zur Weiterfahrt nach Brüssel aufbrachen, kehrten allmählich die ersten Bewohner nach Löwen zurück. Sie wirkten verstört und erbittert, doch lag in ihrer Haltung zugleich auch Würde. Sie überdeckte in meinen Augen das Leiden und adelte die Menschen. Ähnliches sollte ich später noch oft bei belgischen und französischen Flüchtlingen sehen. Wie tapfer doch diese Menschen ihr Los ertrugen!

Bei Morgengrauen waren wir von Aachen aus über einen schmalen Streifen holländischen Gebiets nach Maastricht gefahren. Man hatte kaum den Eindruck, dass die Holländer dort gekämpft hatten, denn nahezu alle Gebäude und Brücken waren heil. Etwa fünf Kilometer weiter südlich, als wir uns dem Albert-Kanal und dem Fort Eben Emael in Belgien näherten, änderte sich die Szene schlagartig. Obwohl die Belgier ebenso überrascht worden waren wie die Holländer, hatten sie offensichtlich schnell reagiert und den Kampf aufgenommen. In Schutt und Asche liegende Häuser ganzer Strassenzüge auf dem Weg nach Brüssel zeigten, dass den Deutschen hier nichts in den Schoss gefallen war. In Tongeren (Tongres), Sint Truiden (St. Trond) und Tienen (Tirlemont) waren Briten und Franzosen zu den Belgiern gestossen; in diesen Städten lag kaum noch ein Stein auf dem anderen. Eins wurde mir immer klarer, während wir auf Strassen weiter nach Westen zogen, die von deutschen Soldaten und Kanonen förmlich überquollen: Dieser Krieg wurde im Unterschied zum vorigen entlang der Strassen ausgefochten. Die Truppen schwärmten diesmal nicht auf breiter Front aus, und die Felder links und rechts der Strasse wirkten vom Geschehenen völlig unberührt. Die Deutschen walzten mit ihren Panzern einfach alles nieder, nachdem Stukas als ihre Wegbereiter die Verteidiger handlungsunfähig gemacht und gegnerische Tanks zerstört hatten. Den Panzern folgende motorisierte Verbände hielten die eroberten Positionen gegen Angriffe von den Flanken her. Dies System erklärte die unglaubliche Geschwindigkeit des deutschen Vorgehens.

Am nächsten Tag erreichten wir westlich von Brüssel endlich die «Front» – genau gesagt, die 6. deutsche Armee, die die sich zurückziehenden alliierten Streitkräfte vor sich her zur Küste trieb, wo die Panzerdivisionen sie schon erwarteten. Auf einem Herrensitz in der Nähe von Enghien, unweit von Waterloo, führten wir ein Gespräch mit dem Kommandeur der 6. Armee, Generaloberst Walter von Reichenau, den ich von Berlin aus bereits flüchtig kannte. Er war freundlich wie eh und je, und ich gewann den Eindruck, dass er uns offen und vollständig informierte, obwohl ich diese Annahme später korrigieren musste. Beispielsweise sprach er von «Anfangserfolgen» und liess durchblicken, dass die Entscheidungs-

schlacht im Westen noch bevorstehe. Auch erwähnte er mit keinem Wort, dass am Vortag eine Panzerdivision Abbeville erreicht und damit den vor seiner Armee liegenden alliierten Truppen den Weg abgeschnitten hatte.

Er zeigte sich überrascht darüber, dass die Alliierten nicht aus der Luft angriffen. «Ich fahre über zweihundert Kilometer am Tag die Front entlang», sagte er, «und habe noch keinen einzigen Luftkampf gesehen. Wir wundern uns ausserdem, dass der Feind nicht zumindest *versucht* hat, die Brücken über die Maas und den Albert-Kanal mit Bomben zu belegen. Ein einziges Mal haben es die Briten tagsüber probiert, und wir haben achtzehn Maschinen heruntergeholt.»

Es sei offensichtlich, sagte er, dass die Briten ihre Luftstreitkräfte zurückhielten. Auf meine Frage nach dem Grund dafür gab er zur Antwort, dafür wisse er keine Erklärung. Er war sichtlich in guter Stimmung und wirkte in keiner Hinsicht angespannt oder besorgt.

Ich glaube, man nennt sie die Schlacht an der Schelde, aber sie ist in der Geschichte nicht als eine der Entscheidungsschlachten an der Westfront verzeichnet, die waren bereits an der Maas geschlagen worden.

Während wir zwischen Oudenaarde (Audenarde) und Doornijk (Tournai) auf die Schelde Zufuhren, lieferten die Briten zusammen mit den nördlich von ihnen stehenden Belgiern und der 1. französischen Armee im Süden den vorrückenden Deutschen ein Hinhaltegefecht, um ihren Rückzug über den Fluss zu decken und ihn zur Küste hin fortsetzen zu können – bis Dünkirchen waren es nur noch knapp 70 Kilometer. Später stellte ich mir dieselbe Frage wie zahlreiche Militärgeschichtler: Warum hatten sich die Alliierten nicht rascher zurückgezogen und südwärts gewandt, die Deutschen an ihrer schwachen Flanke angegriffen, ihre dünnen Linien durchbrochen und sich am Südufer der Somme wieder gesammelt, wo General Weygand versuchte, frische Kräfte zusammenzuziehen. Auf diese Weise hätten sie der Falle entkommen und später weiterkämpfen können. Doch der alliierte Oberbefehlshaber, zuerst General Gamelin und später General Weygand, der ihm am 19. Mai im Amt nachfolgte, dem Tag, da ich zur Front aufbrach, hatte diese Gelegenheit nicht ergriffen. Man hatte die Dinge treiben lassen, sich zu keinem entscheidenden Handeln entschlossen.

So zogen sich die führungswenigen alliierten Kräfte spät und langsam zurück, und die deutsche 6. Armee bedrängte sie – aber nicht zu heftig – sie wollte ja lediglich den Alliierten den Rückzug so schwer machen, dass sie nicht ohne Weiteres im Süden gegen eine zu weit auseinandergesogene Front vorstossen konnten. Im Übrigen begnügten sie sich damit, den Feind den wartenden Panzerdivisionen zuzu-

treiben, wo man ihn leichter würde aufreiben können.

Während wir uns der Schelde näherten, hielten die sich über den Fluss zurückziehenden Briten noch recht starke Stellungen an dessen Ostufer. Sie versuchten jetzt, die Deutschen zu nehmen, bevor sie über den Fluss angriffen. Je näher wir Ath, einer Kleinstadt hinter der Schelde kamen, desto lauter wurde das Wummern der Artillerie. Man sah deutliche Spuren des Kampfes. Häufiger als zuvor begegneten uns deutsche Ambulanzen, Pferdekadaver lagen neben den Strassen, wie auch zurückgelassene britische und französische Geschütze.

Schliesslich erreichten wir bei Ronsse (Renaix) die Schelde. Gelegentlich detonierten in der Nähe Granaten, offensichtlich britischer Herkunft. Niemand achtete besonders darauf. Zwar mahnte uns ein Offizier, auf der Hut vor britischen Flugzeugen zu sein, doch wir sahen keine. Infanteristen arbeiteten sich auf schmalen Pfaden zum Fluss hinab vor. Einen Augenblick lang beobachteten wir, wie eine Batterie von 15-Zentimeter-Geschützen, die unter Obstbäumen neben der Strasse in Stellung gegangen war, Salve auf Salve abfeuerte. Wir konnten jetzt das Schelde-Tal vor uns liegen sehen und die Hänge auf der gegenüberliegenden Seite, wo sich die Briten eingegraben hatten. Ein Artillerieoffizier zeigte uns, wie wir mit einem Feldstecher das Sperrfeuer seiner Batterie verfolgen konnten, das sich am jenseitigen Ufer die Strasse immer weiter emporarbeitete. Mir schien sie verlassen, aber der Offizier versicherte mir, sie stecke voller britischer Fahrzeuge. Kurz darauf kam eine Pioniereinheit vorbei. Schlepper zogen auf Anhängern riesige Schlauchboote zum Flussufer hinab, und Lastwagen brachten Stahlträger herbei. Man sagte uns, die letzten Briten setzten gerade über den Fluss, und am Abend, wenn das Ufer gesäubert sei, würden die deutschen Pioniere mit dem Bau einer Pontonbrücke beginnen. Artilleriebeobachter behaupteten, sie könnten die Briten sich bereits zur nahen französischen Grenze zurückziehen sehen. «Vielleicht wollen sie ja auch zum Kanal», witzelte einer, «so weit ist es ja nicht mehr.»

Es war seltsam, nicht einmal mit Hilfe des Fernglases und mit der Unterstützung der deutschen Offiziere vermochte ich viel zu erkennen. Das lag nicht etwa daran, dass Chaos geherrscht hätte – im Gegenteil, alles auf deutscher Seite schien wie eine gut geölte riesige Maschinerie abzulaufen. Bestimmt ergaben die Bewegungen von Panzern, Infanterie, Pionieren und Artillerie in den Augen der unmittelbar für sie Zuständigen einen Sinn, sie wussten, wohin die jeweilige Einheit ging und was ihre Aufgabe war. Der aussenstehende Beobachter aber er kannte

darin kein Gesamtbild. Dafür waren die Ausschnitte wohl zu klein, die er mitbekam, nichts passte zum anderen.

Irgendwo zwischen Brüssel und der deutschen Grenze hatten wir auf unserem Rückweg ein Erlebnis, das mich zwar traurig stimmte, mir aber zugleich auch teilweise erklärte, warum der Krieg so und nicht anders ablief. Wir sahen einen Trupp britischer Kriegsgefangener, die man im mit Klinkern gepflasterten Hof einer verlassenen Fabrik zusammengetrieben hatte. Wir hielten an und gingen zu ihnen hinüber, um mit ihnen zu sprechen. Noch hatte ich nicht gelernt, was ich später aus Erfahrung wusste, dass nämlich Kriegsgefangene unmittelbar nach der Gefangennahme unter dem Eindruck des ersten Schocks immer niedergeschlagen aussehen. Auch diese Männer schienen noch darunter zu leiden, viele trugen Kopf- oder Armverbände, und alle sahen völlig erschöpft aus.

Am meisten jedoch bestürzte mich ihr körperlicher Zustand: Es waren schwächliche junge Männer mit Hühnerbrüsten und abfallenden Schultern, ein Drittel von ihnen war Brillenträger. Sie hatten gelbe Zähne und graue Gesichter. Typische Vertreter, dachte ich, der Jugend, die England in den 22 Nachkriegsjahren vernachlässigt hatte, als Deutschland trotz seiner Niederlage und der das Land lähmenden Inflation, trotz seiner sechs Millionen Arbeitslosen seine Jugend in Sonnenschein und frischer Luft aufzog.

Ich fragte einige von ihnen, woher sie kamen und was sie im Zivilleben getan hatten. Sie waren Büroangestellte aus London und Liverpool und hatten sich bis zu ihrer Einberufung bei Kriegsbeginn kaum körperlich betätigt. Nach ihrem Aussehen zu schliessen, waren sie auch nie richtig ernährt worden. Ihre militärische Ausbildung hatte zu Kriegsbeginn im September des Vorjahres eingesetzt, das war alles.

Auf der am Hof, in dem sie kauerten, entlangführenden Strasse zogen in einer langen Marschsäule deutsche Infanteristen westwärts, ein munteres Marschlied auf den Lippen. Welcher Gegensatz zu den jungen Briten! Die Gesichter, in denen die weissen Zähne blitzten, waren von Wind und Wetter gegerbt, und die Männer schienen vor Kraft und Gesundheit zu strotzen.

Wieder in Berlin angekommen, versuchte ich am 24. Mai, die Lage in meinem Tagebuch zusammenzufassen.

Heute vor zwei Wochen hat Hitler den Westen mit seinem Blitzkrieg überzogen. Die Bilanz: Holland überrannt, vier Fünftel Belgiens besetzt, die Franzosen bis Paris zurückgeworfen und die Armee der Alliierten, angeblich eine Million Männer, unter ihnen die Blüte der französischen und britischen Streitkräfte, an der Kanalküste eingeschlossen.

Ich versuchte, von den wenigen Tagen, an denen ich die deutsche Wehrmacht aus der Nähe erlebt hatte, Rückschlüsse auf das Geschehene und dessen Hintergründe zu ziehen. Eines war klar:

Ihre Luftüberlegenheit ist uneingeschränkt... habe tagsüber kein einziges Flugzeug der Alliierten über der Front gesehen.

Stukas legten die Nachrichtenverbindungen der Alliierten hinter den Linien lahm, bombardierten Panzer, Geschütze, Lastwagen und Truppen, die über die Strassen zogen, zerstörten strategisch wichtige Eisenbahnknoten und Bahnhöfe. Deutsche Erkundungsflugzeuge lieferten ein Gesamtbild des Schlachtfeldes aus der Luft und führten die Artillerie ins Ziel. Da die Alliierten keine Beobachtungsflugzeuge aufsteigen lassen konnten, waren sie sozusagen blind. Ausserdem vermochten die Deutschen ungeheure Mengen Nachschub heranzuschaffen, ohne dass sie aus der Luft behindert wurden. «Was für erstklassige Ziele», vertraute ich meinem Tagebuch an, «wären diese endlosen deutschen Kolonnen, wenn die Alliierten nur Flugzeuge hätten!» Mir kam es vor, als funktioniere die deutsche Wehrmacht im Felde «so glatt und reibungslos wie unsere Autoindustrie in Detroit... Die Verfassung der deutschen Truppe ist blendend.»

Nach meiner Rückkehr hatte ich in Berlin eine Sendung der BBC gehört, in der es hiess, bei den in Windeseile vorgestossenen Panzerverbänden, die bis zur Küste durchgebrochen waren, handele es sich um schwache Streitkräfte, die sich nicht lange halten könnten. Dieser Ansicht war auch ich anfänglich gewesen und, wie wir gesehen haben, Winston Churchill. Aber sie war falsch. Die Deutschen gingen keineswegs nur mit Panzern und einigen motorisierten Infanterieeinheiten rasch vor, sondern mit buchstäblich allem. Inzwischen waren meinem Eindruck nach ihre Linien zur Kanalküste trotz ihrer Länge so stark, dass sie jedem Gegenangriff der Belgier, Franzosen und Briten widerstehen konnten.

In meinem Tagebuch spiegelte sich alles in immer düstereren Farben.

25. Mai. Deutsche Militärkreise haben heute ganz unumwunden gesagt, das Schicksal der in Flandern eingeschlossenen grossen alliierten Armee sei besiegelt.

25. Mai. Calais gefallen. Grossbritannien ist jetzt vom Kontinent abgeschnitten.

28. Mai. König Leopold hat sich von den Alliierten losgesagt. Bei Tagesanbruch hat die belgische Armee die Waffen gestreckt.

In Brüssel hatten mich schon zuvor alte belgische Bekannte, die ich insgeheim hatte treffen können, auf diese Möglichkeit hingewiesen. In ihren Augen war König Leopold schon lange ein zweifelhafter Faktor gewesen. Jetzt wissen wir, dass es am Morgen des 25. Mai eine Machtprobe zwischen der belgischen Regierung und dem König gegeben hatte. Um fünf Uhr hatten die drei führenden Kabinettsmitglieder, Premierminister Hubert Pierlot, Aussenminister Paul-Henri Spaak und der Kriegsminister General H. Denis, König Leopold in seinem Hauptquartier Schloss de Wynendaele in der Nähe von Brügge aufgesucht und ihn gedrängt, dafür zu sorgen, dass er nicht in deutsche Gefangenschaft geriete. Falls die Armee zur Aufgabe gezwungen werde, müsse er, wie es die Verfassung vorsah, dem Rat seiner Regierung folgen und gemeinsam mit ihr ins Exil gehen – so, wie die Herrscher Norwegens und der Niederlande. Sofern er sich Hitler ausliefere, würden ihn die Deutschen ebenso demütigen wie den Tschechen Hácha und den Österreicher Schuschnigg vor ihm. Man erklärte ihm, ein solches Verhalten werde man in Belgien und auf alliierter Seite als Verrat ansehen.

Doch sie konnten den jungen Monarchen, der sie kühl empfing, ohne ihnen eine Sitzgelegenheit anzubieten, nicht umstimmen.

«Ich habe beschlossen zu bleiben», erklärte ihnen König Leopold, «die Sache der Alliierten ist verloren, und es gibt für uns keinen Grund, den Krieg weiterzuführen.»

Am 26. Mai bat der König, ihm die Bedingungen für eine Kapitulation mitzuteilen. Die Antwort kam von Hitler persönlich und hiess: bedingungslose Übergabe. König Leopold akzeptierte, und man einigte sich darauf, das Feuer am 28. Mai um vier Uhr einzustellen. Die Deutschen verlangten freien Durchzug für ihre Marschkolonnen durch die belgischen Linien zum Meer.

Was das für die britische Expeditionsarmee bedeutete, teilte deren Oberbefehlshaber Lord Gort später mit. «Mit einem Mal lag eine offene Lücke von dreissig Kilometern zwischen Ypern und dem Meer vor uns, durch die gepanzerte gegnerische Verbände bis an die Küste vorstossen konnten.»

In Berlin herrschte Jubel. Zum ersten Mal seit Kriegsbeginn kamen Wehrmachtsberichte nicht mehr vom OKW, sondern vom Führerhauptquartier. In meinen Ohren klang das, als habe der dämonische Hitler sie selbst diktiert. In einem von ihnen gab er sich einen grossmütigen, ja ritterlichen Anstrich.

Führerhauptquartier, 28. Mai. Der Führer hat angeordnet, dass dem König der Belgier und seiner Armee gegenüber jene Einstellung gewahrt wird, auf die

tapfer kämpfende Soldaten Anspruch erheben können. Da der König der Belgier für sich persönlich keinen Wunsch geäußert hat, wird ihm bis zur Festlegung seines endgültigen Wohnsitzes zunächst ein belgisches Schloss zum Aufenthalt angewiesen.

Zuvor hatte Hitler erklärt:

Der König der Belgier hat, um dem weiteren Blutvergiessen und der völlig zwecklosen Zerstörung seines Landes Einhalt zu gebieten, seinen Entschluss, die Waffen zu strecken, entgegen dem Wunsch der Mehrheit seines Ministeriums gefasst. Dieses Ministerium, das hauptverantwortlich ist für die über Belgien hereingebrochene Katastrophe...

Mithin war, wenn man Hitler folgte, nicht er, der ein Land hatte angreifen lassen, dessen Neutralität zu achten er ein Dutzend Mal geschworen hatte, an den entsetzlichen Verwüstungen schuldig, die die Deutschen in Belgien verursacht hatten, sondern das belgische Kabinett. Eigentlich hätte ich inzwischen an solche Verdrehungen der Wahrheit gewöhnt sein müssen, dennoch erfüllte mich die Lektüre dieser Äußerungen mit Zorn. Gab es eigentlich keine Ehre, keinen Anstand und keine Wahrheitsliebe mehr unter den Deutschen?

Die gleichgeschaltete Presse schürte meinen Zorn noch mehr. Eine besonders widerwärtige Schlagzeile notierte ich in mein Tagebuch:

CHURCHILL UND REYNAUD BELEIDIGEN KÖNIG LEOPOLD! -
DIE FEIGLINGE IN LONDON UND PARIS ORDNEN FORTSETZUNG
DES SELBSTMORDS IN FLANDERN AN.

In meinem Tagebuch spiegelt sich an den folgenden Tagen das zunehmend tragische Geschick der eingeschlossenen alliierten Armeen.

29. Mai. Lille, Brügge, Ostende eingenommen! Ypern erstürmt! Düнкirchen bombardiert... unablässig hämmerten das die unglaublichen Schlagzeilen heute dem Leser ein... Das OKW hat im heutigen Wehrmachtsbericht eine ausführliche Schilderung geliefert. Darin heisst es, das Geschick der französischen Armee im Artois sei besiegelt, und auch die auf das Gebiet um Diksmuiden, Armentieres, Baileul und Bergues westlich von Düнкirchen gedrängte britische Armee sei nach dieser Einkreisung vernichtet.

30. Mai. Die grosse Schlacht in Flandern und im Artois hat sich heute ihrem Ende genähert. Ein unglaublicher Sieg der Deutschen. Gestern haben dem OKW zufolge die Briten ungeheure Anstrengungen unternommen, auf dem Seewege zu retten, was von der Expeditionsarmee noch übrig war.

Das war der erste Hinweis von deutscher Seite auf den Versuch der Briten, über den Kanal zu entkommen. Es hiess dann weiter, sie hätten 50 Schiffe zur Küste um Dünkirchen herumgeschickt, doch zwei Luftwaffeneinheiten hätten 16 davon versenkt, ausserdem hätten drei nicht näher bezeichnete Kriegsschiffe 21 weitere Wasserfahrzeuge sowie zehn «Kriegsschiffe» getroffen, versenkt oder in Brand geschossen und 68 britische Flugzeuge abgeschossen.

Mir schienen diese Verluste der Briten weit übertrieben, wie auch die Behauptung der Deutschen, die Briten hätten nahezu 70 Flugzeuge verloren. Doch war dem Bericht zu entnehmen, dass die Briten eine grosse Anzahl von Schiffen und Flugzeugen nach Dünkirchen entsandt hatten. Das konnte bedeuten, dass sie ernsthafte Anstrengungen unternahmen, eine grosse Zahl von Soldaten aus dem französischen Hafen herauszubringen.

Wie kam es aber, dass bei Dünkirchen nach vier Tagen noch immer «heftige Kämpfe» tobten, und wieso hatten die Panzerdivisionen, die es in einer Woche von der Maas bis zur Küste geschafft hatten, nicht die weit schwächeren und nahezu ohne Panzerunterstützung bei Dünkirchen eingeschlossenen Briten längst erledigt?

Irgendetwas an der Sache war merkwürdig. Unbestreitbar – und für zahlreiche Militärs und Historiker völlig unverständlich – ist, dass Hitler den deutschen Panzerdivisionen, die sich schon in Sichtweite von Dünkirchen befanden, am 24. Mai unmittelbar vor dem letzten tödlichen Stoss den merkwürdigen und der Mehrzahl der Kommandeure unverständlichen Befehl erteilte, haltzumachen und den Vormarsch einzustellen. Damit beging der Oberbefehlshaber der Streitkräfte seinen ersten schwerwiegenden Fehler im Zweiten Weltkrieg und leitete zu «einem der bedeutenden Wendepunkte» über, wie General von Rundstedt, der einen Teil der Verantwortung daran trug, seiner eigenen Aussage nach später begriff.

Damals schien Hitler und Rundstedt diese Handlungsweise durchaus gerechtfertigt. Trotz allem, was sie später sagten, hatten einige der Panzerkommandeure eine kurze Ruhepause vorgeschlagen – verständlich, denn immerhin hatten die Panzerdivisionen bei ihrem Eilmarsch quer durch Frankreich die Hälfte ihrer

Fahrzeuge eingebüsst. Die Truppe musste für die südwärts über die Somme auf Paris und den Rest Frankreichs gerichtete Offensive wieder einsatzfähig gemacht werden. Da die Briten und Franzosen ohnehin in der Falle sassen, konnte man sie der Infanterie überlassen. Hatte nicht Guderian, der das aus drei Panzerdivisionen – eben jenen, die bei Sedan durchgebrochen waren – bestehende XIX. Korps befehligte, dem OKW gegenüber erklärt, ein Panzerangriff sei im von zahlreichen Wasserläufen durchzogenen matschigen Gelände um Dünkirchen herum sinnlos, und Infanteriekräfte eigneten sich für einen Kampf dort weit besser als Panzer, für die die zahlreichen Kanäle natürliche Hindernisse bildeten?

Für den Befehl zum Anhalten der Panzerverbände, gegen den sich Guderian später trotz seiner gerade zitierten Argumente auflehnte, gab es weitere Gründe. Wegen ihrer Ahnungslosigkeit seemännische Dinge betreffend, hatten weder Hitler noch seine Generäle die blässste Vorstellung davon, dass die von Kindesbeinen an mit der See vertrauten Briten eine hinreichend grosse Armada improvisieren konnten, um eine beachtliche Zahl von Soldaten aus Dünkirchen zu evakuieren. Sie wähten, reichlich Zeit für den Todesstoss zu haben, den sie den dort befindlichen dezimierten britischen und französischen Armeen versetzen wollten.

Die «Atempause» dauerte nur bis zum 26. Mai, aber diese zwei Tage genügten den Briten und Franzosen, die Linien um Dünkirchen mit drei Divisionen zu verstärken und eine beachtliche Einschiffungsaktion durchzuführen.

General Haider schäumte in seinem Tagebuch gegen Hitlers Anhalte-Befehle und schien vor allem wütend darüber, dass die Aufgabe, den eingeschlossenen Feind zu erledigen, der Luftwaffe überlassen werden sollte.

24. Mai. Der [aus Panzern und motorisierten Verbänden bestehende] schnelle linke Flügel, der keinen Feind vor sich hat, wird... auf ausdrücklichen Wunsch des Führers angehalten! In dem genannten Raum soll die Luftwaffe das Schicksal der eingekesselten Armee vollenden!

26. Mai. Die Panzer und motorisierten Verbände stehen auf allerhöchsten Befehl wie angewurzelt... das Stehenbleiben... ist völlig unverständlich.

30. Mai. [Haider schnaubte immer noch.] Er [von Brauchitsch] ist verärgert... Wir haben Zeit verloren, infolgedessen ist der Sack um den Franzosen und Engländer langsamer geschlossen worden, als möglich gewesen wäre, er ist vor allem durch das Anhalten der schnellen Verbände nicht an der Küste geschlossen worden, und wir müssen nun Zusehen, wie bei dem schlechten

Wetter, das die Luftwaffe ausschaltet, der Feind, ungezählte Tausende, vor unserer Nase nach England wegfährt.

Genau waren es 338'226 Soldaten, 120'000 davon Franzosen.

Trotz der grossen Erleichterung, die auch im britischen Unterhaus herrschte, erinnerte Churchill am 4. Juni, dem Tag von Dünkirchens endgültigem Fall, daran, dass «Kriege nicht durch Evakuierungen gewonnen werden».* Mir kam es vor, als sei Dünkirchen der Schlusspunkt unter einer katastrophalen Niederlage der Alliierten und einem überwältigenden Sieg der Deutschen. Was dort geschehen war, sagte der Wehrmachtsbericht, werde als die grösste Vernichtungsschlacht aller Zeiten in die Geschichte eingehen.

Irgendwie, nahm ich an, würde Grossbritannien wohl hinter seinem natürlichen Schutzwall, der See, überdauern. Irgendetwas in mir lehnte sich gegen die Vorstellung auf, dass es anders sein könnte. Aber die Lage des Landes war so verzweifelt wie seit der ein volles Jahrtausend zurückliegenden letzten Invasion durch die Normannen nicht. Das Heer war in Flandern zerschlagen worden und die Luftstreitkräfte hatten einen schlimmen Aderlass erlitten. Nur die Marine blieb noch zur Verteidigung des Landes, und der Norwegen-Feldzug hatte gezeigt, wie verwundbar ihre Schiffe deutschen von Land aus operierenden Flugzeugen gegenüber waren. Zu allem Überfluss besass Hitler jetzt Flugzeugstützpunkte an der Küste Nordfrankreichs, Belgiens und Hollands, von denen aus er Grossbritannien bombardieren konnte. Trotzdem mochte es für die Briten noch Hoffnung geben – für die Franzosen hingegen war es wohl das Ende. Ihre Hauptarmeen waren sämtlich vernichtet, und Paris lag offen vor dem Gegner da. Am 6. Juni, zwei Tage nach dem Fall Dünkirchens, teilte Hitler mit, soeben habe in Frankreich eine neue Offensive begonnen.

Über sie hörte man in den nächsten drei Tagen in Berlin kein Wort, wohl aber erfuhren wir von der BBC, sie werde auf einer 200 Kilometer langen Front von Abbeville nach Soissons vorgetragen, wobei der Hauptdruck am Somme-Aisne

* In dieser Rede fand Churchill die bewegendsten Worte, die er in den Kriegsjahren sagte: «Mögen grosse Teile Europas und viele altberühmte Staaten dem Griff der Gestapo und dem abscheulichen Machtapparat der Naziherrschaft verfallen sein oder noch verfallen: Wir werden nicht wanken noch weichen! Wir werden ausharren, wir werden in Frankreich kämpfen, wir werden auf den Meeren und Ozeanen kämpfen, wir werden mit wachsender Zuversicht und zunehmender Stärke in der Luft kämpfen, wir werden unsere Insel verteidigen, was immer es uns auch kosten möge. Wir werden auf den Dünen kämpfen, wir werden auf den Landungsplätzen kämpfen, wir werden auf den Feldern und in den Strassen kämpfen, wir werden auf den Hügeln kämpfen; wir werden uns niemals ergeben...»

Kanal erfolgte. Erst am 9. Juni brach das OKW sein Schweigen und erklärte, die Franzosen seien südlich der Somme und im Gebiet um die Oise auf ganzer Linie geschlagen. Es hiess, deutsche Einheiten stiessen nun zum Unterlauf der Seine vor, und später erklärte das OKW, die Offensive sei an einer neuen Front nach Osten hin erweitert worden, von Reims bis zu den Argonnen.

Jetzt stossen die Deutschen [heisst es für den 9. Juni in meinem Tagebuch] auf einer 300 Kilometer langen Front von der Küste zu den Argonnen vor. Nichts dergleichen ist im Ersten Weltkrieg in diesem Massstab geschehen!

Für den folgenden Tag ist verzeichnet:

Italien ist in den Krieg eingetreten. Es hat Frankreich den Dolch in dem Augenblick in den Rücken gestossen, da die Deutschen vor den Toren von Paris stehen und Frankreich am Boden zu liegen scheint.

Die Nachricht überraschte mich nicht sonderlich, denn schon am 31. Mai hatte ich notiert: «Italien scheint sich allmählich entscheiden zu wollen – es wird wohl auf Deutschlands Seite treten. Heute hat der italienische Botschafter Alfieri Hitler in seinem Hauptquartier aufgesucht.» Am Gegenstand ihres Gesprächs gab es für mich keinen Zweifel.

Am 11. Juni ass ich mit dem altgedienten Hearst-Korrespondenten Karl von Wiegand, der gerade Hitler an der Front interviewt hatte, im *Adlon* zu Mittag. Er berichtete, der Diktator habe ihm erklärt, Frankreich werde bis Mitte des Monats am Boden liegen – also in etwa vier Tagen! – und Grossbritannien um die Mitte des Monats August – bis dahin waren es noch zwei Monate. Karl kannte die Deutschen schon lange (er hatte im Ersten Weltkrieg aus Deutschland berichtet) und sagte, Hitler führe sich auf, als liege ihm die Welt zu Füssen. Die Generäle, auch wenn sie sich über die militärischen Erfolge freuen mochten, sähen einer Zukunft unter einem so wilden und fanatischen Mann eher skeptisch entgegen, meinte Karl.

Dann überstürzten sich die Ereignisse. Am 12. Juni wurde klar, dass der Fall von Paris kurz bevorstand. Die Berliner Presse zitierte genüsslich eine CBS-Sendung von Eric Sevareid aus der französischen Hauptstadt, in der er wohl gesagt hatte: «Wenn in den nächsten Tagen jemand von Paris aus nach Amerika spricht, wird das nicht mehr unter der Herrschaft der französischen Regierung sein.»

Dann werde ich wohl nach Paris müssen [schrieb ich in mein Tagebuch]. Zweifellos wäre der Auftrag, von Paris aus zu berichten, der betrüblichste meines Lebens... Obwohl das Oberkommando nichts davon sagt, stehen die Deutschen heute Abend unmittelbar vor der französischen Hauptstadt. Gott sei Dank wird sie nicht zerstört, denn zumindest haben die Franzosen beschlossen, sie nicht zu verteidigen, und sie vernünftigerweise zur offenen Stadt erklärt... Für Frankreich und seine Verbündeten ist das ein schwerer Schlag.

Für mich selbst auch, überlegte ich. Noch immer liebte ich Paris leidenschaftlich. Die Stadt bedeutete mir Heimat, mehr denn jede andere auf der Welt.

Berlin, 14. Juni. Paris ist gefallen. Die Hakenkreuz-Fahnen Hitlers wehen vom Eiffelturm gleich neben der Seine... Heute Morgen sind deutsche Truppen in die Stadt eingezogen.

Wir erfuhren die Nachricht um 13 Uhr über den Rundfunk, nachdem eine Viertelstunde lang laute Fanfaren die Gläubigen an die Nachrichtenkrappe befohlen hatten. Mir bereitete ihr Klang entsetzliche Qualen. Ein Sprecher verlas den Bericht des OKW, in dem es hiess, der vollständige Zusammenbruch der französischen Front von der Kanalküste bis zur Maginot-Linie bei Montmedy habe die ursprüngliche Absicht der französischen Führung zunichte gemacht, die die Hauptstadt des Landes hatte verteidigen wollen. Nunmehr sei Paris zur offenen Stadt erklärt worden, und die siegreichen Truppen stünden im Begriff, dort einzumarschieren.

Ich hörte die Meldung beim Mittagessen im Hof des Hotels *Adlon*. Es war ein wunderschöner, warmer, sonniger Sommertag. Die meisten Gäste hatten sich um den Lautsprecher gedrängt und kehrten mit breitem Lächeln zu ihren Tischen zurück. Doch ich muss gestehen, dass es weder Erregung noch Schadenfreude gab, womit ich eigentlich gerechnet hatte. Ich musste daran denken, dass die Berliner alle guten Nachrichten seit Beginn der Westoffensive recht phlegmatisch aufgenommen hatten. Auf den Strassen kauften trotz der Schlagzeile PARIS GEFALLEN! nur wenige Menschen Extrablätter. Später sprach ich am Ufer des Halensee mit einigen Deutschen und merkte dabei, dass die Nachricht bei aller Gelassenheit, mit der sie sie aufnahmen, etwas in ihnen aufgerührt hatte. Dass eine deutsche Armee Paris eingenommen hatte, nachdem man der Stadt 1914 so nahe gewesen war, musste für Millionen im Lande die Erfüllung eines unbewussten

Wunschtraums bedeuten. Dieser Tag, das war zu erkennen, trug dazu bei, die bitteren Erinnerungen an die Niederlage von 1918 auszulöschen.

Allerdings konnte man von den fanatischen Parteibarden nicht sagen, dass sie wie die Menschen auf der Strasse die Neuigkeit zur Kenntnis nahmen und dann zur Tagesordnung übergingen. Im *Völkischen Beobachter* fand sich das in typischer Weise bestätigt. In einem Leitartikel wurde erklärt, Paris sei eine frivole und korrupte Stadt gewesen, ein Hort der Demokratie und des Kapitalismus, wo Juden zu Regierungskreisen und «Nigger» zu den Salons Zutritt hatten. Dieses Paris werde nie wieder auferstehen.

Meine Sendungen machte ich an jenem Tag mit schwerem Herzen. Ich musste um Paris weinen. Spät am Abend teilte das OKW mit, mit der Einnahme von Paris sei die zweite Phase des Feldzugs abgeschlossen. Die dritte habe soeben begonnen. Sie bestehe in der Verfolgung und endgültigen Zerstörung des Feindes.

Als ich das Funkhaus um ein Uhr nachts nach meiner letzten Sendung verliess, fragte mich der für die Kurzwellensender zuständige Dr. Harald Diettrich, ein anständiger Deutscher, mit dem ich gut auskam, ob ich nach Paris gehen wollte. Mein erster Impuls war, nein zu sagen. Mir lag nichts daran, deutsche Knobelbecher durch die Strassen trampeln zu hören, die ich so liebte. Dann aber fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Meine Berufsauffassung hatte gelitten. Der brennende Hass, den ich diesen Menschen, ihrem Führer und dem, was sie beabsichtigten – und schon so lange taten –, entgegenbrachte, begann mich zu beherrschen. Rasch nahm ich mich zusammen und sagte dem guten Mann, ich würde gern hinfahren. Ich wusste, dass er mich mit unter die Korrespondenten aufnahm, obwohl ihm bekannt war, dass mir das Propagandaministerium, das diese Fahrten an die Front organisierte, nicht grün war und mich nicht dabeihaben wollte. Schon zuvor hatte mir Diettrich diesen Gefallen erwiesen – damals, mit der Fahrt zu Weihnachten nach Kiel und kürzlich mit dem Frontbesuch in Belgien.

Kaum waren wir in Richtung Paris aufgebrochen, blieb unser Mercedes zehn Kilometer südlich von Berlin, also kurz vor Potsdam, mit einer Panne liegen, und wir mussten mehrere Stunden lang warten, bis ein Ersatzfahrzeug herbeigeschafft war und wir weiterfahren konnten. Am Abend des 15. Juni hörten wir in einem Gasthof nahe Magdeburg den Wehrmachtsbericht. Meine Eindrücke sind im Tagebuch festgehalten.

Verdun eingenommen! Diese Stadt hat die Deutschen beim vorigen Versuch 600*000 Tote gekostet, diesmal haben sie sie in einem Tag erobert... Was ist mit den Franzosen los?

Vielleicht würde ich es in einem oder zwei Tagen in Paris erfahren.

Meine Ankunft in Paris war kein Anlass zur Freude. Als wir am 17. Juni, einem herrlichen Sommertag, die wohlvertrauten Strassen entlangfuhren, die in den goldenen zwanziger Jahren Zeugen meiner eigenen goldenen Zwanziger gewesen waren, empfand ich ein quälendes Gefühl in der Magengrube und wünschte, ich wäre nicht gekommen. Dass meine deutschen Begleiter beim Anblick der Stadt bester Laune waren, machte die Dinge für mich nur umso schlimmer.

Um Mittag erreichten wir die Aussenbezirke. Es war einer der wunderschönen Junitage, die so kennzeichnend für Paris sind, und im Frieden hätten ihn die Pariser sicherlich beim Rennen in Longchamps verbracht, wären über die Boulevards unter den Kastanien flaniert oder hätten auf einer kühlen Cafétterrasse gesessen.

Die Strassen, an Sommertagen zu dieser Stunde normalerweise schwarz von Menschen, lagen verlassen da. Die Geschäfte waren geschlossen, vor ihren Schaufenstern waren die Läden herabgelassen. Die Leere wirkte bedrückend. Vom Flughafen Le Bourget aus (im Vorbeifahren musste ich an den Maiabend 1927 denken, der jetzt 13 Jahre zurücklag, als ich 23 Jahre alt war und den Bericht über Lindberghs Landung schrieb) fuhren wir die Rue Lafayette entlang. Deutsche Heeresfahrzeuge rasten wild hupend an uns vorbei. Auf den Bürgersteigen war niemand zu sehen, und sogar Tische und Stühle der Strassencafés an der Rue Lafayette, die ich so gut kannte, waren hineingebracht worden. Auch hier geschlossene Läden vor den grossen Fenstern, ebenso beim *Petit Journal*, in dessen Gebäude ich 1925 für die *Chicago Tribune* gearbeitet hatte, wie auch gegenüber beim *Trois Portes*. Wie viele Stunden hatte ich dort mit meinen Kollegen und Yvonne, meiner damaligen grossen Liebe, verändelt! Wo sie jetzt wohl sein mochte?

An der Place de l'Opéra gab es zum ersten Mal, seit ich mich erinnern konnte, kein Verkehrsgedränge, keine Flics riefen aussichtslos den ineinander verkeilten Wagenmassen etwas zu. Die Fassade der Oper lag hinter aufeinandergestapelten Sandsäcken verborgen. Das *Café de la Paix* an der Ecke schien im Begriff, wieder zu öffnen: Ein einsamer *garçon* brachte einige Tische und Stühle hinaus, und deutsche Soldaten auf dem Bürgersteig griffen danach. Endlich konnten sie vor diesem berühmten Café sitzen und ein Getränk schlürfen.

Wir fuhren weiter und bogen an der Madeleine in die Rue Royale ein. *Lame*, fiel mir auf, war ebenso geschlossen wie *Weber*. Dann lag der unvergessliche Anblick vor uns: die Place de la Concorde mit der Seine und der Deputiertenkammer dahinter, von deren Dach eine riesige Hakenkreuz-Fahne wehte, und in der Ferne

die Goldkuppel des Invalidendoms, wo sich Napoleon wohl im Grabe umdrehte.

Wir hielten am Hotel *Crillon* an, in dem sich das deutsche Hauptquartier befand, um uns zu erkundigen, wo wir Unterkommen sollten: «Natürlich im Hotel *Scribe*» sagte ein Offizier mit Monokel. Das *Scribe* lag gleich hinter dem *Café de la Paix* an der Ecke des Boulevard Lafayette und der Rue Scribe, wo ich bereits früher abgestiegen war. Der alte Portier, den ich gut kannte, begrüßte uns herzlich in deutscher Sprache – er war ein erstaunlicher Kenner einer Unzahl von Sprachen.

Zwei alte Bekannte, Demaree Bess von der *Saturday Evening Post* und Walter Kerr vom *New York Herald-Tribune* waren in der Halle – die einzigen amerikanischen Korrespondenten, die der französischen Regierung bei ihrer Flucht nach Bordeaux nicht gefolgt waren. Ich notierte in mein Tagebuch:

Demaree sagt, die Panik in Paris sei unbeschreiblich gewesen. Alle hatten den Kopf verloren. Von der Regierung kam keine Weisung. Man sagte den Menschen, sie sollten fliehen, und mindestens drei der fünf Millionen Bewohner der Stadt liefen ohne Gepäck buchstäblich zu Fuss nach Süden...

Die Menschen stehen der Regierung erbittert gegenüber, die in den letzten Tagen vollständig zusammengebrochen ist. Sogar, dass Paris nicht verteidigt werden würde, hat man den Menschen zu spät mitgeteilt.

Nachdem ich meinen Bekannten zugehört hatte und dann auf den Strassen mit den wenigen Franzosen gesprochen hatte, die sich allmählich aus ihren Häusern auf die Strasse wagten, kam ich zu dem Ergebnis:

Was wir hier in Paris erleben, ist der vollständige Zusammenbruch der französischen Gesellschaft – ein Zusammenbruch von Armee, Regierung und auch der seelischen Widerstandskraft der Menschen. Es ist nahezu ungläublich.

Zeitungen waren noch nicht wieder erschienen, und der französische Staatsrundfunk arbeitete nicht, so dass man nur schwer herausbekommen konnte, was mit der französischen Regierung in Bordeaux war. Man hörte gerüchtweise, Premierminister Reynaud sei zurückgetreten und seinen Platz habe Marschall Petain, der Held von Verdun, eingenommen. Sofern das stimmte, konnte es nur bedeuten,

dass der französische Widerstand bis zum bitteren Ende weitergehen würde und dass auch, wenn sich die äusserst geschwächte französische Armee ergeben musste, die Regierung und so viele Soldaten wie möglich nach Nordafrika ziehen würden, um von dort aus den Kampf fortzusetzen. Die Marine hatte noch ihre frühere Kampfkraft, vermutlich konnte sie die Deutschen an einem Vorstoss auf die französischen Besitzungen in Tunesien, Algerien und Marokko hindern. Den beachtlichen französischen Garnisonen in Nordafrika dürfte es nicht schwerfallen, mit den Italienern fertig zu werden, sollten sie von Libyen aus angreifen.

Daher überraschte mich sehr, was am nächsten Tag, dem 18. Juni, geschah. Als ich kurz vor Mittag mitten auf der Place de la Concorde mit einigen Franzosen sprach, kündigte plötzlich aus Lautsprechern, die deutsche Pioniere angebracht hatten, eine Stimme an, Marschall Petain werde sprechen. Schweigen senkte sich über die Menschenmenge. Zuerst erklärte der alte Mann – er war 84 – mit zitternder Stimme, dass er die schwere Verantwortung des Premierministeramtes übernommen habe. Er tat das mit Worten, die mir sehr eigentümlich vorkamen, indem er sagte: «Ich habe meine Person Frankreich zum Geschenk gemacht.» Dann kam der Schlag: Er hatte die Deutschen um einen Waffenstillstand gebeten. *«Mit schwerem Herzen sage ich Ihnen heute, dass wir mit dem Kämpfen aufhören müssen.»*

Die Franzosen um mich herum, etwa 50 Männer und Frauen, waren sprachlos. Sie konnten nicht glauben, dass die erste Amtshandlung ihres grossen Kriegshelden, den Verdun zum Symbol des Widerstandes gegen den Erbfeind gemacht hatte, darin bestand, vor diesem Feind nachzugeben. Als ihnen schliesslich die Wahrheit dämmerte, begannen sie so erregt miteinander zu reden, dass deutsche Feldgendarmen sie aufforderten, die Versammlung aufzulösen. Was den Menschen nicht in den Kopf wollte, war, warum Petain ein Ende des Kampfes forderte, bevor Waffenstillstandsgespräche überhaupt begonnen hatten. Die noch im Felde befindlichen Truppen, sagten sie, würden sicherlich nicht weiterkämpfen, nachdem sie das gehört hatten.

«Warum sollten sie auch?» fragte ein Mann mit einem Armstumpf. Wie er sagte, hatte er beim letzten Mal vier Jahre in den Gräben gekämpft. «Warum sollen sie sich umbringen lassen, wenn der Krieg vorbei ist?» brummelte er. Einige stimmten ihm zu, andere sprachen dagegen. Dann kamen die Feldgendarmen und schickten uns fort.

Ein weiterer französischer Militär sprach an jenem Tag über den Rundfunk, ein ziemlich unbekannter Offizier namens Charles de Gaulle, der von Bordeaux zusammen mit einem britischen Verbindungsoffizier, General Edward L. Spears,

nach London geflogen war, von wo aus er mit brennender Leidenschaft dafür sorgen wollte, dass Frankreich den Krieg irgendwie weiterführte. Als Oberst hatte er die in aller Eile zusammengestellte 4. Panzerdivision befehligt und sich westlich der Maas überaus bewährt. Jahrelang hatte er französische Regierungen, Parlamente und den Generalstab bestürmt, sie sollten endlich wie die Deutschen eine Panzerwaffe aufbauen. Kurze Zeit hatte er (vom 5. bis 16. Juni) unter Premierminister Reynaud als Staatssekretär der Verteidigung fungiert. Sowohl Petain als auch Weygand, die ihn nicht mochten, hatten sich gegen diese Ernennung ausgesprochen. Jetzt waren sie fuchsteufelswild, weil er von England aus mit den Briten gemeinsame Sache machte, und befahlen ihm, sofort zurückzukehren – sonst werde man ihn wegen Desertion vor ein Kriegsgericht stellen.

Doch der starrköpfige, aufrührerische de Gaulle beschloss zu bleiben und sagte am 18. Juni aus einem Studio der BBC seinen Landsleuten und der übrigen Welt:

Die [französische] Regierung hat mit dem Feind Beziehungen aufgenommen, um den Kampf zu beenden, weil unsere Armeen angeblich geschlagen sind...

Aber ist das letzte Wort wirklich schon gesprochen? Gibt es keine Hoffnung mehr? Ist die Niederlage endgültig?

Nein!

Frankreich steht nicht allein ... Hinter ihm steht ein riesiges Reich, es kann einen Block mit dem britischen Empire bilden, das Herrin über die Meere ist und den Kampf weiterführt.

Später erinnerte sich de Gaulle, dass er bei Beginn seiner Rede spürte, wie in ihm ein Leben zu Ende ging, das er innerhalb der festgefügt Ordnung Frankreichs und der unteilbaren Armee geführt hatte. «Mit neunundvierzig Jahren stürzte ich mich in ein Abenteuer wie ein Mann, den das Geschick von all seinen früheren Verbindungen weggerissen hat.»

Er versuchte, seinen Landsleuten eine Weitsicht des Krieges zu vermitteln, die über das Verständnis von Petain, Weygand, Laval und all der anderen Defätisten hinausging, die die französische Regierungsgewalt an sich gebracht hatten.

Dieser Krieg ist durch den Kampf um Frankreich noch nicht entschieden.

Es handelt sich um einen Weltkrieg. All unsere Fehler, all unser Zaudern, all unser Leiden ändern nichts daran, dass es auf der Welt die Mittel gibt, die nö-

tig sind, eines Tages unsere Feinde zu zermalmen... Das Schicksal der Welt hängt davon ab.

Historische Worte! Aber nur wenige in Frankreich hörten sie. Da in zahlreichen französischen Städten und Dörfern der Strom gesperrt war, funktionierten an jenem Tag nur wenige Radiogeräte, und die meisten von ihnen schienen auf Bordeaux eingestellt zu sein, wo die Entscheidung darüber fallen sollte, ob man mit den Deutschen Frieden schliessen oder den Krieg fortführen wollte.

Selbst in England hat offenbar niemand die Rede ernstgenommen, und die BBC hielt sie, was ihr später sehr peinlich war, nicht wichtig genug für eine Aufzeichnung. Von niemandem hörte ich an jenen Junitagen in Paris auch nur ein Wort darüber.

Ich ging zum Hotel *Crillon*, um zu sehen, ob ich von den deutschen Militärs dort etwas erfahren konnte. Den vorfahrenden Wagen entstieg goldbetresste, hackenklappende deutsche Offiziere. Sie waren glänzender Stimmung. Sicherlich werde es bald einen Waffenstillstand geben, sagten sie. Was blieb Petain schon übrig? Einer meiner Bekannten vom OKH meinte, am nächsten Tag bekäme ich sichere Informationen. Mit dem, was ich am 19. Juni erfuhr, begann ich dann am Abend meine Tagebucheintragung.

Der Waffenstillstand soll in Compiègne unterzeichnet werden, und zwar im Salonwagen des Marschalls Foch, in dem schon am 11. November 1918 im Wald von Compiègne der vorige Waffenstillstand geschlossen wurde. Da die Deutschen es geheimhalten, wissen die Franzosen noch nichts davon.

Um 16 Uhr 30, diese Vergünstigung verdankte ich meinem Bekannten, brachte mich ein Militärfahrzeug nach Compiègne. Ich musste daran denken, dass ich am Vortag halb im Scherz einen Beamten des Auswärtigen Amtes gefragt hatte, ob Hitler wirklich darauf bestehe, wie man gerüchtweise hörte, dass der Waffenstillstand bei Compiègne unterzeichnet würde, was er indigniert mit: «Bestimmt nicht!» quittiert hatte. Doch als wir um 18 Uhr am Ort des Geschehens ankamen, hatten wir die Antwort greifbar vor Augen. Pioniere rissen mit Pressluftschlämmern fieberhaft arbeitend eine Mauer des Museums ein, in dem Fochs historischer Salonwagen stand.

Die deutschen Offiziere erklärten, der Wagen solle genau an dieselbe Stelle gebracht werden, wo er am 11. November 1918 um fünf Uhr morgens gestanden

hatte, so dass die Franzosen auf der kleinen Lichtung im Wald von Compiègne diesmal *ihre* Kapitulation unterzeichnen mussten. Rache ist süß. Falls wir Zusehen durften und ich von dort aus nach New York durchkäme, würde das eine aufsehenerregende Übertragung. Ich erkundigte mich bei einem Heeresoffizier, der mich bereits durch das Innere des Salonwagens geführt hatte, nach der Möglichkeit, eine Telefonverbindung nach Berlin herzustellen, und er sagte, er werde sich darum kümmern.

Nie im Leben werde ich den Nachmittag des 21. Juni vergessen, an dem ich auf einer kleinen Lichtung im Wald von Compiègne Zeuge von Hitlers jüngstem und grösstem Triumph wurde. Wie in Österreich, das ihn, wie er meinte, in seiner Jugend zurückgestossen hatte, und dann in der Tschechoslowakei, deren Bewohner er hasste, nahm der sendungsbewusste Nazi-Diktator wieder einmal Rache – diesmal für die 1918 an eben dieser Stelle besiegelte Niederlage des Deutschen Reiches.

Es war ein wunderschöner Sommertag. Das in den Baumwipfeln des Mischwaldes spielende Sonnenlicht warf bunte Schatten auf die Wege um die unweit des Bahnhofs von Rethondes gelegene runde Lichtung, auf der der Sitzungswagen als Kulisse für die Stunde von Hitlers grösstem Triumph bereitstand.

Um 15 Uhr 15 nach meiner Uhr sah ich den Diktator und seine Unterführer in einem Konvoi schwarzer Mercedes-Limousinen ankommen. Er trug eine zweiseitige feldgraue Uniform (anstelle der braunen Parteiuniform, in der man ihn bis zum Kriegsausbruch gekannt hatte) und stieg vor dem französischen Denkmal für Elsass-Lothringen aus. Göring, Feldmarschall von Führers Gnaden, zeigte sich in einer eleganten, himmelblauen Luftwaffenuniform und spielte mit seinem Marschallstab. Generaloberst Keitel, der vor Hitler katzbuckelnde Chef des OKW, und Generaloberst von Brauchitsch, Oberbefehlshaber des Heeres, waren in Feldgrau, Grossadmiral Raeder trug eine dunkelblaue Marineuniform und Hitlers Stellvertreter, Rudolf Hess, war ähnlich gekleidet wie sein Herr und Gebieter. Schliesslich war da noch der Aussenminister Ribbentrop in einer reichverzierten, doch in Feldgrau gehaltenen, Diplomatenuniform.

Goebbels sah ich nicht, er war wohl als Stallwache in Berlin zurückgeblieben. Ich konnte mir vorstellen, wie er fluchte, dass er bei dieser glänzenden Gelegenheit nicht an der Seite seines geliebten Führers auftreten durfte.

Die Gruppe blieb vor dem Elsass-Lothringen-Denkmal stehen. Man hatte es mit grossen Reichs-Kriegsflaggen verhüllt, zweifellos, damit Hitler das Erinnerungsmal nicht sehen und die Inschrift nicht lesen konnte. Inschrift wie Denkmal

kannte ich von früheren Besuchen aus meiner Pariser Zeit. Ein grosses Schwert (die Alliierten) durchbohrte einen gestürzten toten Adler, der das deutsche Kaiserreich symbolisierte. Die Inschrift verkündete unter anderem: DEN HELDENHAFTEN SOLDATEN FRANKREICHS... VERTEIDIGER DES LANDES UND DES RECHTS... RUHMREICHE BEFREIER ELSASS-LOTHRINGENS.

Hitler wandte sich von dem Denkmal ab und durchschritt zu Fuss, von seinen Paladinen gefolgt, die 200 Meter bis zum Salonwagen, wo wir standen.

Durch mein Feldglas beobachtete ich sein Gesicht. Es wirkte feierlich und gesammelt, aber in ihm lag auch Lust an der Rache und, wie auch in seinem federnden Schritt, ein Hinweis auf den triumphierenden Eroberer, der der ganzen Welt trotzt. Und noch etwas anderes war da... Eine Art kaum verhüllter Freude darüber, dass er an dieser Wiederholung eines schicksalhaften Ereignisses mit umgekehrten Vorzeichen teilnehmen konnte – für das er selbst gesorgt hatte.

Einen Augenblick blieb der Führer in der Mitte der Lichtung stehen, während seine persönliche Standarte gehisst wurde. Dann schien er einen grossen Granitblock, der knapp einen Meter über den Boden ragte, zum ersten Mal zu bemerken und ging auf ihn zu. Als er diesen Gedenkstein, denn nichts anderes war er, erstieg, überlegte ich mir, wie er wohl reagieren werde, wenn man ihm die französische Inschrift vorläse und übersetzte.

Ich kannte sie gut, ihre schlichten Worte hatten mich stets tief bewegt, obwohl ich sie schon oft gelesen hatte: HIER SCHEITERTE AM 11. NOVEMBER 1918 DER VERBRECHERISCHE HOCHMUT DES DEUTSCHEN KAISERREICHES, BESIEGT DURCH DIE FREIEN VÖLKER, DIE ES SICH ZU UNTERJOCHEN ANMASSTE.

Hitler entziffert sie, und auch Göring. [Auch das ein Zitat aus meinem Tagebuch.] Sie alle stehen in der Junisonne schweigend vor dem Gedenkstein. Ich stehe nicht einmal 50 Meter von Hitler entfernt, sehe ihn durch mein Glas zum Greifen nahe und versuche, in seinem Gesicht zu lesen, das ich in grossen Augenblicken seines Lebens schon so häufig gesehen habe. Heute glüht es vor Wut, Hass, Rachsucht und Siegesfreude.

Es gelingt ihm, auch noch aus dem Herabsteigen vom Gedenkstein eine meisterliche Geste der Geringschätzung zu machen. Über die Schulter wirft er einen verächtlichen und zugleich zornbebenden Blick auf ihn zurück – fast

kann man seinen Zorn darüber mit Händen greifen –, dass er nicht imstande ist, die schmähhlichen Buchstaben mit einem Tritt seines Schafstiefels auszulöschen*.

Langsam sieht er sich auf der Lichtung um, und erst jetzt, als er in unsere Richtung schaut, wird das Ausmass seines Hasses gänzlich erkennbar. Doch auch Triumph liegt in seinem Blick – rachsüchtiger, triumphierender Hass. Mit einem Mal, als verleihe sein Gesicht seinen Empfindungen nicht hinreichend Ausdruck, nimmt er eine zu seiner Stimmung passende Körperhaltung ein. Er stemmt die Hände in die Hüften, spannt die Schultern und stellt die Füsse weit gespreizt auseinander. Es ist eine überdeutliche Geste der Herausforderung, der abgrundtiefen Verachtung für diesen Ort und alles, wofür er in den 22 Jahren seit der Demütigung des Deutschen Reiches gestanden hat.

In dieser Stimmung führte er seine Abordnung in den Sitzungswagen und nahm sogleich in der Mitte des Tisches dort Platz, wo 1918 Marschall Foch gesessen hatte. Wenige Minuten darauf traf unter Anführung General Charles Huntzigers, der, wie erinnerlich, die glücklose 2. Armee bei Sedan befehligt hatte, die niedergeschlagen wirkende französische Delegation ein; sie bestand aus einem in der Öffentlichkeit kaum bekannten Vizeadmiral, einem General der französischen Luftstreitkräfte und Léon Noël, der als französischer Botschafter in Warschau aus eigener Anschauung wusste, was das deutsche Militär mit einem besiegten Land tat. Die von Hitler mit voller Absicht gedemütigten Franzosen wahrten trotz ihrer Verzweiflung eine gewisse Würde. In General Haiders Tagebuch heisst es:

Die Franzosen hatten keine Ahnung, dass sie an dem Platz der Verhandlungen von 1918 würden verhandeln müssen. Sie waren offenbar von dieser Tatsache beeindruckt und zunächst ziemlich verstockt.

Nicht einmal ein so anständiger und kultivierter Deutscher wie General Haider schien den Unterschied zwischen Verstocktheit und Menschenwürde zu kennen.

Kaum hatten die Angehörigen der französischen Abordnung ihre Plätze eingenommen, als Generaloberst Keitel die Präambel zu den Waffenstillstandsverhandlungen vorlas. Sie war offenkundig von Hitler selbst abgefasst, denn es wimmelte darin von den bis zum Überdruß bekannten Einstellungen geschichtlicher

* Drei Tage später liess er den Stein sprengen.

Wahrheit, die ich in seinen Reden so oft gehört hatte,* und begann mit der Erklärung: «Im Vertrauen auf die vom amerikanischen Präsidenten Wilson dem Deutschen Reiche gegebenen und von den alliierten Mächten bestätigten Zusicherungen hat die deutsche Wehrmacht im November 1918 die Waffen niedergelegt. Damit fand ein Krieg den Abschluss, den das deutsche Volk und seine Regierung nicht gewollt hatten und in dem es, trotz ungeheurer Übermacht, den Gegnern nicht gelungen war, das deutsche Heer, die Kriegsmarine oder die deutsche Luftwaffe irgendwie entscheidend zu besiegen.» Dann folgte die Darstellung der entsetzlichen Unterdrückung Deutschlands durch die Alliierten, die dem deutschen Volk ein solches Ausmass an «Entehrungen und Erniedrigungen» sowie an «menschlichem und materiellem Leid» zugefügt hatte. Keitel fuhr fort: «Am 3. September 1939 – 25 Jahre nach dem Ausbruch des Weltkrieges – haben England und Frankreich wieder ohne jeden Grund an Deutschland den Krieg erklärt.» Wie oft ich diese Lügen schon gehört hatte!

Zum Schluss folgte der Versuch einer Rechtfertigung der Entscheidung Hitlers, gerade diesen Ort zum Schauplatz eines weiteren Waffenstillstands ausersehen zu haben. «Wenn zur Entgegennahme dieser Bedingungen der historische Wald von Compiègne bestimmt wurde, dann geschah es, um durch diesen Akt einer wiedergutzumachenden Gerechtigkeit – einmal für immer – eine Erinnerung zu löschen, die für Frankreich kein Ruhmesblatt seiner Geschichte war, vom deutschen Volk aber als tiefste Schande aller Zeiten empfunden wurde.»

Das war unverfälschter Hitler, und Keitel las den Text, wie Botschafter Noël sich erinnerte, «heftig, unverschämt und brutal» vor. Dann verliess Hitler mitsamt seinem Gefolge den Wagen. Er hatte Keitel, der zu weiteren Gesprächen mit den Franzosen zurückblieb, ermahnt, daran zu denken, dass seine Bedingungen in keiner Weise abgewandelt werden dürften, Keitels Aufgabe bestehe ausschliesslich darin, sie zu «erläutern». General Huntziger empfand die Forderungen als «erbarungslos und hart – weit schlimmer als die der Alliierten 1918».

* Durch die Fenster des Salonwagens konnte ich die Vorgänge verfolgen. Die Deutschen hatten mehrere Mikrofone aufgestellt und nahmen alles auf, was gesagt wurde. Als ich herausbekommen hatte, wo der Fernmeldewagen stand, in dem die Aufzeichnung erfolgte, konnte ich mithören und mir Notizen machen. Das tat ich vor allem bei der letzten dramatischen Zusammenkunft des zweiten Tages. Mit einer von etwas Glück unterstützten bewundernswerten technischen Leistung gelang es den Deutschen, vom Salonwagen zur französischen Regierung in Bordeaux eine Telefonverbindung durch die Kampflinie herzustellen. So konnte ich auch einen Teil der zwischen General Huntziger und General Weygand sowie zwischen ihm und anderen Mitgliedern der französischen Regierung geführten telefonischen Unterhaltungen mithören.

Er versuchte, den Rest des Tages und den ganzen folgenden Tag hindurch eine Milderung zu erlangen – vergeblich.

Der wichtigste Punkt betraf das Schicksal der französischen Kriegsflotte. Davon hing für die Briten, die nicht die Absicht hatten, sich zu ergeben, unendlich viel ab, wie auch für die Vereinigten Staaten, deren Präsident Roosevelt wusste, wie wichtig das Kräfteverhältnis der Seestreitkräfte in Europa war. Fiele den Deutschen eine handlungsfähige französische Marine in die Hände, würde das die Lage der Briten noch über das gegenwärtige Mass hinaus verschlechtern. Im Bewusstsein dessen hatte auch Churchill Frankreich angeboten, es brauche sich nicht an seine Zusage gebunden zu fühlen, dass es keinen Separatfrieden abzuschliessen werde, wenn die französische Flotte den Befehl bekam, britische Häfen anzulaufen.

Das zu verhindern war Hitler entschlossen. Er hatte am 18. Juni mit Mussolini darüber gesprochen und gesagt, er werde den Franzosen auf dem Sektor ein Zugeständnis machen müssen. Die deutschen Waffenstillstandsbedingungen sahen vor, dass die französische Flotte unter deutscher und italienischer Aufsicht demobilisiert und entwaffnet und die Schiffe in ihren Heimathäfen vor Anker gelegt wurden. Im Gegenzug gab Hitler eine feierliche Zusicherung ab – wieder einmal!

Die deutsche Regierung erklärt der französischen Regierung feierlich, dass sie nicht beabsichtigt, die französische Kriegsflotte, die sich in den unter deutscher Kontrolle stehenden Häfen befindet, in Kriege für ihre Zwecke zu verwenden.

Darüber hinaus wurde den Franzosen «ausdrücklich» zugesagt, dass die Deutschen «nach Abschluss des Friedens» keine Ansprüche auf die französische Kriegsflotte erheben würden. Offensichtlich trauten die Franzosen Hitlers Versprechungen noch, denn sie stimmten zu. Nicht jedoch Churchill, der in einer Rede am 25. Juni höhnte, um zu erfahren, was dergleichen Zusagen wert seien, könne man sich in einem halben Dutzend Länder erkundigen.*

* Man konnte den Eindruck gewinnen, dass es Admiral Darlan, dem Oberkommandierenden der französischen Marine, mehr darum zu tun war, die Schiffe den Briten als den Deutschen vorzuenthalten. Am 23. Juni, am Tag nach der Unterzeichnung des Waffenstillstandes, setzte er alle französischen Kriegsschiffe davon in Kenntnis, dass die Briten versuchten, «die französische Flotte in die Hände zu bekommen». Am Tag darauf teilte er ihnen durch Funkspruch mit: «Sofort alle britischen Verbindungsoffiziere und anderes Personal an Land setzen... *Vorsicht vor möglichen britischen Angriffen!*»

Es war die – zumindest in meinen Augen – schändlichste Forderung, die Franzosen hätten alle vor den Nazis geflohenen Deutschen auszuliefern, von denen sich Tausende in Frankreich aufhielten. Selbst General Weygand, der jetzt unter Petain die Regierungsgeschäfte in Bordeaux führte, bezeichnete das Ansinnen als «ehrenrührig» und forderte die Streichung des betreffenden Artikels. Selbstverständlich gab die deutsche Seite diesem Antrag nicht statt.

Später schien Weygand seinen Einwand vergessen zu haben, denn er erklärte, an den deutschen Waffenstillstandsbedingungen sei «nichts unehrenhaft».

Unglücklicherweise wurde die bewusste Forderung, wie später zwei französische Botschafter, Léon Noël und Kämmerer, bezeugten, von der Regierung Petains in «noch schändlicherer Weise» ausgeführt. Erbarmungslos jagten das französische Innenministerium und die französische Geheimpolizei deutsche Emigranten und übergaben sie den Deutschen – unter anderem zwei alte, angesehene Sozialistenführer, die sich schon lange vom politischen Geschäft zurückgezogen hatten, Breitscheid und Hilferding. Sie wurden nach Berlin gebracht und dort enthauptet.

Auch nicht sehr ehrenhaft war meiner Ansicht nach der Artikel, mit dem sich die französische Regierung verpflichtete, ihren Staatsangehörigen den Kampf gegen Deutschland im Dienst anderer Länder zu untersagen. Wer gegen diese Weisung verstieß, sollte als Partisan behandelt werden – das heisst, man durfte jeden erschiessen, dessen man habhaft wurde. Selbstverständlich zielte dieser Artikel auf den kurz zuvor zum Generalmajor beförderten Charles de Gaulle, der von London aus versuchte, eine Streitkraft des Freien Frankreichs zusammenzustellen. Obwohl Petain und Weygand bestimmt ebensogut wie Hitler und Keitel wussten, dass es ein eklatanter Verstoss gegen bestehendes Kriegsrecht war, Franzosen, die auf diese Weise ihr Vaterland zu verteidigen versuchten, als Partisanen hinzustellen, erhob Bordeaux ebensowenig Einwände gegen diesen Artikel wie gegen Artikel 20, der bestimmte, dass französische Kriegsgefangene, inzwischen immerhin rund eineinhalb Millionen, bis zu einem Friedensschluss in Gefangenschaft bleiben sollten.

Mein Staunen darüber löste sich später auf, als ich erfuhr, Petain, Weygand und Darlan hätten als sicher angenommen, dass die Briten binnen weniger Wochen geschlagen oder sich ergeben würden, so dass einem Friedensschluss und der Freilassung der Kriegsgefangenen dann nichts mehr im Wege stünde.

Die anderen Artikel der deutschen Waffenstillstandsbedingungen beschäftig-

ten sich mit der militärischen Besetzung von drei Fünfteln Frankreichs. Dabei handelte es sich um den am höchsten industrialisierten Landesteil. Das meiste davon, im Norden und Westen, war bereits in deutscher Hand; auch die gesamte Atlantikküste gehörte dazu. Paris würde besetzt bleiben, obwohl man der französischen Regierung das Recht zugestand, dort ihren Sitz zu nehmen, sofern sie das beabsichtigte. Das französische Kolonialreich, dessen wichtigster Teil Nordafrika war, blieb unbesetzt und unangetastet. Allerdings mussten die dort stationierten Streitkräfte mit Ausnahme der für die innere Ordnung und die Verteidigung jener Besitzungen erforderlichen, vergleichsweise kleinen, Kontingente demobilisiert werden.

Am folgenden Tag, es war der 22. Juni, begab ich mich schon früh nach Compiègne. Mein Bekannter beim OKH hatte durchblicken lassen, dass es im Verlauf des Tages höchstwahrscheinlich zur Unterzeichnung des Waffenstillstandsabkommens kommen würde. Ich hatte allen Grund, mich möglichst früh an Ort und Stelle zu begeben, denn beim Frühstück im Hotel war durchgesickert, dass Hitler angeordnet hatte, alle Korrespondenten, deutsche wie ausländische, müssten nach Berlin zurückfliegen, wohin auch er zurückkehren würde, um von dort aus die Unterzeichnung des Abkommens zu verkünden. Alle amerikanischen Zeitungskorrespondenten, mit denen ich sprach, wollten der Anordnung folgen und das Presseflugzeug nehmen.

Ich hingegen beschloss zu bleiben – den Höhepunkt der Verhandlungen im Sitzungswagen wollte ich mir nicht entgehen lassen. Vielleicht kam es ja zu einem unvorhergesehenen Ausgang, weigerten sich die Franzosen zu unterschreiben. So oder so – es war ein Ereignis, über das aus erster Hand zu berichten sich auf jeden Fall lohnte.

Bevor man mich im Hotel aufstöbern und nach Berlin zurückfliegen konnte, sorgte ich dafür, dass ich mit Diettrich, der die Berichterstattung für die deutschen Kurzwellensender organisierte, und meinem Bekannten aus dem Heer nach Compiègne fahren konnte. Sie schienen sich kein Gewissen daraus zu machen, mir dabei zu helfen, dass ich mich einer vom Diktator persönlich ergangenen Anweisung widersetzte. Diettrich war der Ansicht, sie beziehe sich ohnehin nur auf die *Zeitungskorrespondenten*, und der Offizier freute sich über meinen Ungehorsam, denn er verachtete seinen Obersten Kriegsherrn. Allerdings wies er mich darauf hin, dass der Führer eine automatische Aufnahme aller Sendungen angeordnet

hatte, die an dem Tag von Compiègne kamen. Ich musste also damit rechnen, dass meine Sendung erst dann von Berlin nach Amerika ausgestrahlt wurde, wenn der Führer selbst es gestattete.

Dagegen war nichts einzuwenden. Zumindest würde ich im Unterschied zu meinen Kollegen von der Zeitung einen Augenzeugenbericht liefern können. Da er zur selben Zeit Berlin verlassen würde wie deren Darstellungen, würde er um Stunden eher in der Öffentlichkeit bekannt, denn die Zeitungsberichte mussten erst noch gedruckt werden.

Im Verlauf des Tages erkannte ich aus dem, was ich am Fernmeldewagen des Heeres hörte, dass die beiden Seiten sich ziemlich heftig stritten. Die französische Abordnung forderte Zugeständnis auf Zugeständnis – unerhebliche, wie es mir schien, abgesehen von der Frage der Auslieferung der deutschen Flüchtlinge und die Deutschen verweigerten ihnen eines nach dem anderen. An einer Stelle beharrte Weygand darauf, dass zumindest die französischen Forderungen und die deutschen Reaktionen darauf als Teil des «Protokolls» dem Waffenstillstandsabkommen beigeheftet werden sollten, doch auch das wurde abgelehnt.

Am späten Nachmittag forderte General Huntziger von General Weygand in Bordeaux über Telefon nicht nur eine «Ermächtigung» zur Unterzeichnung des Abkommens, sondern einen «Auftrag» der französischen Regierung. Er wollte sich nicht mit der Verantwortung für die Kapitulation belasten, die der Regierung oblag. Obwohl Weygand diese Forderung zuerst heftig zurückwies, liess sich Huntziger auf nichts ein.

Inzwischen wurden die Deutschen ungeduldig, und um 17 Uhr 30 übergab Generaloberst Keitel Huntziger ein schriftliches Ultimatum, in dem es hiess, dass die Franzosen die Bedingungen binnen einer Stunde, also bis 18 Uhr 30, annehmen oder zurückweisen mussten. Geschah das nicht, sollten die Verhandlungen als gescheitert gelten. Etwa eine halbe Stunde lang stellte ich mir in meiner Naivität vor, die Franzosen würden den Ort des Geschehens verlassen, ohne das Abkommen zu unterzeichnen, und die Regierung in Nordafrika Zuflucht suchen (was ihr dem Vernehmen nach Churchill, de Gaulle und Roosevelt ohnehin ständig anrieten), um von dort aus den Krieg fortzusetzen. Offensichtlich hatte ich immer noch nicht das Ausmass des in der Regierung grassierenden Defätismus begriffen. Weygand wurde angewiesen, Huntziger statt der Ermächtigung den von ihm erbetenen *Auftrag* zur Unterzeichnung zu erteilen.

Nach meiner Uhr trafen die beiden Abordnungen um 18 Uhr 42 zur Unterschriftsleistung im Sitzungswagen zusammen. Durch die Fenster konnte ich Ge-

neral Huntzigers aschfahles, angespanntes Gesicht sehen. Er kämpfte sichtlich mit den Tränen und sagte, bevor er das Abkommen unterzeichne, müsse er eine persönliche Erklärung abgeben. Ich notierte mir die von ihm mit zitternder Stimme gemachten Äusserungen, die ich aus dem Fernmeldewagen hörte:

Ich erkläre, dass mir die französische Regierung den Auftrag erteilt hat, diese Waffenstillstandsbedingungen zu unterzeichnen ...

Durch die Umstände gezwungen, den Kampf zu beenden, den wir auf Seiten der Alliierten führten, sieht sich Frankreich sehr harten Forderungen gegenüber. Das Land hat ein Anrecht zu erwarten, dass Deutschland bei zukünftigen Verhandlungen eine Haltung beweist, die es den beiden grossen Nachbarvölkern ermöglicht, in Frieden miteinander zu leben und zu arbeiten.

Glaubt er wirklich, dass Hitler ihm das gestattet? murmelte ich vor mich hin. Als hätten wir nicht bereits am Beispiel der Tschechoslowakei und Polens gesehen, welches Geschick er Frankreich zgedacht hatte!

Bei der Unterzeichnung war es so still, dass man das Kratzen der Federn hören konnte. Es war 18 Uhr 50. Einige gedämpfte französische Äusserungen verstand ich nicht deutlich, dann forderte Generaloberst Keitel die Anwesenden auf, sich zur Ehrung der tapferen deutschen und französischen Soldaten, die für ihr Vaterland Blut und Leben gegeben hatten, von den Plätzen zu erheben.

Nach der Schweigeminute verliessen beide Abordnungen den Wagen. Die Franzosen kehrten nach Paris zurück, von wo eine deutsche Maschine sie am folgenden Tag nach Rom bringen sollte, damit sie dort Mussolinis Waffenstillstandsbedingungen erfüllten. Schon der blosser Gedanke daran erbitterte die Franzosen. Doch Artikel 23 des soeben unterzeichneten Abkommens besagte, dass es erst sechs Stunden nach Abschluss eines Waffenstillstandsabkommens zwischen Frankreich und Italien in Kraft treten würde.

Nachdem mir Heer und Reichsrundfunk die Leitung nach Berlin freigemacht hatten, ging ich um 20 Uhr 15 auf Sendung. Ich sprach nahezu eine halbe Stunde lang nach meinen Notizen über den Abschluss des Abkommens. Da ich «blind» sendete – eine Rückleitung, über die ich nach New York sprechen konnte, gab es nicht –, rief ich vier oder fünf Minuten lang, bevor ich auf Sendung ging, immer

wieder CBS und NBC, wusste aber nicht, ob man mich hörte und die Sendung übernommen wurde. In meiner Aufregung hatte ich ganz vergessen, dass wir nicht direkt sendeten, sondern für eine Aufnahme in Berlin, die nach Amerika ausgestrahlt werden sollte, falls Hitler sie freigab. Oder hatte ich eine Vorahnung, dass wir vielleicht doch sofort und direkt durchkommen würden? Ich weiss es nicht mehr.

Wie sich später zeigte, war es von äusserster Wichtigkeit gewesen, dass ich New York immer wieder gerufen hatte, bevor ich meinen Bericht begann.

Als ich meine letzten Worte gesprochen hatte, das Mikrofon war unmittelbar ausserhalb des Fernmeldewagens etwa 30 Meter vom Salonwagen entfernt aufgestellt worden, fing es an, leicht zu regnen. Die Strasse entlang, erinnerte ich mich am Abend in meinem Tagebuch, konnte ich

durch den Wald Flüchtlinge sehen, die erschöpft vorbeizogen – schleppenden Schritts, auf Fahrrädern, Fuhrwerken, einige auf Lastwagen – eine endlose Kolonne. Viele hinkten schon, waren offenbar fusskrank, und sie wussten noch gar nicht, dass ein Waffenstillstand unterzeichnet worden war und das Feuer sehr bald eingestellt würde.

Ich ging auf die Mitte der Lichtung. Ein Trupp deutscher Pioniere war mit munteren Zurufen dabei, den Salonwagen fortzuschaffen.

«Wohin?» erkundigte ich mich.

«Nach Berlin», war die Antwort.

Am nächsten Morgen, es war ein Sonntag, schlief ich lange und genoss es, zum ersten Mal seit meiner Abreise aus Berlin vor einer Woche eine Nacht durchzuschlafen. Unvermittelt donnerte es gegen meine Tür, und als ich auf die Uhr sah, stellte ich fest, dass es fast Mittag war.

Der stürmische Besucher war Walter Kerr. Er sagte: «Herzlichen Glückwunsch. Du hast gestern der Welt einen Knüller geliefert.»

«Witzbold», gab ich zur Antwort und versuchte, meine Schläfrigkeit abzuschütteln.

Da Walter bei den Deutschen nicht als Journalist akkreditiert war, hatte er nicht nach Compiègne hinausfahren können, und im Büro des *New York Herald Tribune* Kurzwellensendungen aus New York gehört, vorwiegend von der CBS. (Damals hatten die Deutschen noch nicht die Antenne vom Dach des Gebäudes heruntergeholt.) Mehrere Stunden lang, sagte er, sei meine Nachricht von der Unterzeich-

nung des Waffenstillstandes und der detaillierte Bericht dessen, was im Wald von Compiègne vor sich gegangen war, die einzige Nachricht gewesen, die Amerika von dem Ereignis hatte. Erst kurz vor Mitternacht Pariser Zeit seien die Berichte der Zeitungskorrespondenten aus Berlin durchgekommen. (Hitler hatte sie um 23 Uhr 30 freigegeben.)

Eimer Davis und einige weitere Kommentatoren des CBS, fuhr Walter fort, begannen, sich Sorgen zu machen, als keine Bestätigung des in meiner Sendung Gesagten aus anderen Quellen eintraf, und nach etwa einer Stunde sei man zwar bei meiner Darstellung geblieben, habe aber darauf hingewiesen, dass sie bisher noch von niemandem bestätigt worden sei. Andererseits habe Eimer Davis erklärt, erwarte man diese Bestätigung in kürzester Zeit, denn Mr. Shirer sei ein sehr erfahrener und äusserst gewissenhafter Korrespondent. *

Vermutlich dachte der alte Rundfunk-Hase Eimer Davis, den ich gut kannte, an die voreilige *United-Press-Meldung*, die am 7. November 1918 über den Abschluss eines Waffenstillstandes berichtet hatte – vier Tage vor seiner Unterzeichnung. Dieser Schnitzer hatte der UP, die damals noch an ihren Anfängen stand, fast den Hals gebrochen.

Im Laufe der Zeit erfuhr ich, wie es zu dem vermutlich bedeutendsten Exklusivbericht meiner journalistischen Laufbahn gekommen war. Es war sehr einfach, und ich hatte viel Glück gehabt – die meisten Knüller gehen auf glückliche Umstände zurück. Die deutschen Fernmeldetechniker am Berliner Ende der Heeresleitung aus Compiègne hatten den falschen Schalter betätigt und meine Sendung, statt sie auf ein Aufnahmegerät im Reichsrundfunk zu leiten, in einen Kurzwell-

* Ed Murrow hörte meine Sendung in London, da er in seinem Büro den Berliner Kurzwellensender empfangen konnte. Er sagte mir später, er habe für den Fall, dass Churchill noch nichts wusste, sofort in Chequers, dem Landsitz des Premierministers angerufen – denn es war ja Samstag. Nicht nur, sagte Ed, habe Churchill es nicht gewusst, sondern obendrein auch nicht geglaubt. Die britische Regierung, belehrte man Ed, verfüge über ihre eigenen Nachrichtenquellen, und denen sei nichts von einer Unterzeichnung des deutsch-französischen Waffenstillstandsabkommens bekannt.

So erschien auf der ersten Seite der *New York Times* am Sonntag, dem 23. Juni, unter einer riesigen Schlagzeile in den *United-Press-Bericht* aus Berlin eingeschoben eine Mitteilung aus London, in der es hiess: «Massgebliche britische Stellen haben erklärt, in London besitze man keine Bestätigung darüber, dass Frankreich, wie von amerikanischer und deutscher Seite berichtet, einen Waffenstillstand unterzeichnet hat. Hingegen wisse man, dass die Franzosen Gegenvorschläge gemacht hatten.»

So glaubten also Stunden nach der Unterzeichnung des Abkommens und nachdem wir vom Ort des Geschehens darüber berichtet hatten, Londoner Stellen, zu denen auch der Premierminister gehörte, immer noch nicht daran.

lensender bei Zossen eingespeist, der sie automatisch und sofort nach New York ausstrahlte. Also erfuhr Amerika die Nachricht von der Unterzeichnung des Waffenstillstandes genau eine Stunde und 20 Minuten, nachdem sie stattgefunden hatte, die amerikanischen Zeitungen und Kabelagenturen hingegen erhielten sie erst nahezu sechs Stunden später von ihren Berliner Berichterstattem.

Am Tag nach der Sendung erfuhr ich von meinen Bekannten im OKH, dass Hitler äusserst wütend über meine angebliche Eigenmächtigkeit war. Er, der absolute Diktator Deutschlands, war wohl zum ersten und vermutlich auch zum letzten Mal um das Exklusivrecht an einem Bericht gebracht worden, noch dazu von einem unbedeutenden ausländischen Journalisten, für den er nichts als Verachtung übrig hatte. Er habe, hiess es, eine sofortige Untersuchung angeordnet, weil er wissen wollte, wer – beim Heer und beim Rundfunk – für die direkte Weiterleitung meiner Sendung verantwortlich war. Die Schuldigen, hatte er gewütet, würden für diese Missachtung seiner ausdrücklichen Weisung zur Rechenschaft gezogen.

Ob das wohl aus Versehen geschehen war? Ich erfuhr es nie. Bei allen Befragungen durch hochstehende Persönlichkeiten der Wehrmacht, des Rundfunks und des Propagandaministeriums konnte ich immer wieder nur erklären, dass ich zwar dankbar für den Gang der Ereignisse sei, aber keineswegs, wie Hitler mir unterstellte, die von ihm festgesetzte Freigabezeit eigenmächtig vorverlegt hätte. Nachdem sich die Gemüter beruhigt hatten – solche Knüller haben ein kurzes Leben –, liessen einige meiner Bekannten im OKH durchblicken, dass es sich möglicherweise nicht um ein Versehen handele. Das Heer habe meine Sendung wohl absichtlich durchgehen lassen, weil man wollte, dass die Weltöffentlichkeit vom Waffenstillstand nicht erst erfuhr, nachdem Hitler die Situation für sich ausgeschlachtet hatte. Dazu passte, dass er und Goebbels, wie ich nach meiner Rückkehr nach Berlin erfuhr, für die offizielle Ankündigung des Waffenstillstandes eine spannende Rundfunkzeremonie vorbereitet hatten.

Es wurmte die Wehrmacht beträchtlich, dass der Führer allen Ruhm für sich beanspruchte, denn schliesslich hatte sie die Kapitulation Frankreichs durch ihre geradezu atemberaubenden Leistungen an der Westfront herbeigeführt. Schon während des Feldzuges hatte es weit mehr Auseinandersetzungen zwischen OKW und politischer Führung gegeben, als wir uns träumen liessen. Von General Haider, dem Chef des Generalstabes des Heeres, erfuhr ich später Einzelheiten, und noch mehr finden sich in seinen Tagebuchaufzeichnungen. Möglicherweise hatte also die Führung der Wehrmacht meinen Bericht mit der erklärten Absicht ausstrahlen lassen, Hitlers ausdrücklichen Anordnungen zu trotzen.

Ob man mich jetzt wohl ausweisen würde, wenn ich nach Berlin zurückkehrte?

Ich blieb noch eine Weile in Paris, doch trotz der warmen und sonnigen Junitage, und obwohl ich Wiedersehen mit den Stätten meiner Jugend feierte, alte Freunde und Bekannte aufsuchte, nahm meine Niedergeschlagenheit immer mehr zu.

Ich verstand die Franzosen nicht mehr, die ich früher so geschätzt hatte, als ich in Paris lebte und arbeitete. Warum nur hatten sie nicht wie ihre Väter im vorigen Krieg gegen die deutschen Eindringlinge gekämpft, und wieso begrüßten die meisten von ihnen den Waffenstillstand? Vermochten sie nicht zu erkennen, was es bedeuten würde, unter dem Joch der Nazis zu leben?

«Lieber Hitler als Blum», war die Parole der reaktionären Kräfte gewesen, als dieser jüdische Sozialistenführer mit seiner Volksfrontregierung eine Stärkung Frankreichs zu betreiben versucht hatte. Jetzt hatten sie ihren Hitler – nur schien ihnen nicht klarzusein, was das für sie bedeutete.

Was sie ausserdem hatten, war der allmählich doch etwas senile Marschall Petain an der Spitze dessen, was von der Regierung Frankreichs nach dem Waffenstillstand geblieben war, den er selbst gefordert und nachdrücklich betrieben hatte. Widerwillig musste ich mir eingestehen, dass die Mehrzahl der Bürger des Landes dasselbe zu wollen schien wie er: Frankreich aus dem Krieg herausnehmen und vor den Nazis kapitulieren. Selbstverständlich begriff ich, wie erleichtert die Franzosen waren, dass jetzt dem Töten – zumindest ihrer Landsleute – ein Ende gesetzt war. Aber so einfach und holzschnittartig durfte man die Situation nicht sehen. Und wenn nun Frankreich den Krieg von seinen Kolonien aus fortgeführt hätte, wie es eine Mehrheit der Regierung Reynaud ursprünglich vorgeschlagen hatte? Die französischen Streitkräfte in Nordafrika waren mehr als hinreichend, um jeden gegen diese Kolonien gerichteten gemeinsamen Vorstoss von Italienern und Deutschen zurückzuweisen. Sicher, es stimmte schon, was einige meiner Freunde sagten: Wäre die Regierung nach Nordafrika ins Exil gegangen, wie sie zuerst beabsichtigt hatte, wäre das Mutterland Frankreich den Nazis vollständig ausgeliefert gewesen – und genau die Situation bestand jetzt auch. Trotz der Waffenstillstandsbedingungen konnte keine Rede von einer Unabhängigkeit der Regierung Petain sein.

Churchill hatte im Unterhaus gesagt, als er «voll Trauer und Bestürzung» die Unterzeichnung des Waffenstillstandes bekanntgab, ein Sieg Grossbritanniens sei die einzige Hoffnung für die Wiedererringung von Frankreichs Grösse und für die Freiheit seines Volkes.

Das schien mir selbstverständlich, nicht aber meinen französischen Bekannten oder auch Petain, der die nahezu einhellige Meinung der Franzosen teilte, die Briten müssten es doch merken, wenn sie geschlagen seien.

«Frankreich wird sich aus eigener Kraft helfen», sagte Petain in einer Antwort an den britischen Premierminister, «das sollte Monsieur Churchill wissen.»

Ich konnte es kaum glauben, aber soweit ich sehen konnte, stimmten ihm fast alle Franzosen zu. «Tatsächlich», erinnerte de Gaulle seine Landsleute später, «erhob [in Frankreich] nicht eine einzige Persönlichkeit des öffentlichen Lebens ihre Stimme zur Verdammung des Waffenstillstands.» In einer Rundfunkansprache vom 24. Juni erklärte er, er empfinde Scham über die Art, wie durch die Bedingungen des Waffenstillstandes «Frankreich und die Franzosen dem Feind mit Haut und Haar ausgeliefert» wurden.

Ich erinnere mich noch gut, dass französische Bekannte fragten: «De Gaulle? Wer ist denn das?» Nur wenige Franzosen hatten je von ihm gehört.

Später allerdings sollten sie von ihm hören, als seine in den Junitagen des Jahres 1940 so aussichtslos scheinende Sache besser stand und er zusammen mit den Alliierten als einziger die Hoffnung auf eine Befreiung verkörperte; schliesslich übertrugen sie sogar die kritiklose Bewunderung auf ihn, die sie ursprünglich für Petain empfunden hatten. Beispielsweise hatte Paul Claudel, der Dichter und Diplomat, unmittelbar nach dem Waffenstillstand eine leidenschaftliche Ode zum Lobe Petains verfasst. Als vier Jahre später de Gaulle in Paris einzog, schrieb er eine ähnlich leidenschaftliche Ode auf den neuen Mann an der Spitze des Freien Frankreich. Wenn ich mich richtig erinnere, ähnelte sie im Wortlaut der auf Petain zum Verwechseln. François Mauriac, der bedeutende Romancier und Mitglied der *Académie Française* (der auch Petain und Weygand angehörten), verhielt sich keine Spur besser. In einem Artikel, der am 3. Juli 1940 in der Tageszeitung *Le Figaro* erschien, geriet er beim Klang der Stimme des heldenhaften Marschalls in Verückung, der das Land aufrief, die Niederlage hinzunehmen und sich wieder den Dingen des Alltags zuzuwenden.

Petains Worte... hatten einen Klang, der sie aus der Zeit heraushob. Was hier zu uns sprach, war nicht einfach ein Mann, sondern etwas aus den Tiefen unserer Geschichte. Den greisen Marschall hatten die Toten von Verdun zu uns entsandt...

Später, als sich die Dinge gewendet hatten, geriet Mauriac über de Gaulle ebenso in Ekstase wie Claudel. Paul Valéry, der berühmte Dichter und gleichfalls Mit-

glied der *Académie Française*, jubelte, Petain habe «sich selbst geopfert, um inmitten einer beispiellosen Unordnung die Einheit, ja, die Existenz des Landes, aufrechtzuerhalten». André Gide mochte da nicht zurückstehen und nannte Petains erste Rundfunkansprache, mit der er die Franzosen aufgefordert hatte, den Kampf einzustellen, noch bevor sich die Deutschen bereit erklärt hatten, über einen Waffenstillstand zu verhandeln, «einfach bewundernswert». Am 10. Juli 1940 vertraute er seinem Tagebuch an, er sei bereit, «eine Diktatur zu akzeptieren, die uns allein, so fürchte ich, vor dem Verfall retten kann». Sein Wunsch sollte bald in Erfüllung gehen, und zwar gleich doppelt: Frankreich bekam eine französische Diktatur unter Petain und Laval, die ihrerseits von der Nazi-Diktatur Hitlers geknuttet wurde. Am Vortag, dem 9. Juli, sagte Gide, er sei der Ansicht, «sofern die deutsche Beherrschung uns Wohlstand verspräche, würden neun von zehn Franzosen sie akzeptieren». Schliesslich konnte der bedeutende Autor, der einmal eine Art Gewissen der Nation gewesen war, um die Mitte Juli schreiben, er sei «beinahe zu der Überzeugung gelangt, dass Frankreich einen Sieg nicht verdient hat». Nachdem er die unecht klingenden Aussagen Petains, Weygands und Lavals wiedergekaut hatte, fügte er hinzu: «Es hat ganz den Anschein, als habe sich das Land mit gefährlicher Unklugheit in das Abenteuer gestürzt oder besser gesagt, sich in es hineinziehen lassen.»

Ausgerechnet André Gide, in meinen Pariser Jahren eines meiner Idole, hatte sich auf die Seite der Defätisten geschlagen, die jetzt die Herrschaft im Lande hatten.

Am 15. Juli wurde in Berlin erstmals öffentlich bekanntgegeben, dass Hitler mit allen Truppenteilen zur Invasion Grossbritanniens bereit war. Sie warteten, wie es hiess, nur noch auf den vom Führer zu bestimmenden Zeitpunkt*.

Doch zuvor, hörte ich in der Wilhelmstrasse, würde Hitler den Briten «einen überaus grosszügigen» Frieden anbieten. Das tat er in seiner Reichstagsrede vom 19. Juli. Wie ich an anderer Stelle gesagt habe, war sie die letzte seiner grossen Reichstagsreden – zugleich auch die letzte in der Krolloper, deren Zeuge ich wurde. Sie war wohl überdies eine seiner besten und raffiniertesten, steckte voller Rhetorik und wie gewöhnlich auch voller Täuschung.

* Das war eine Irreführung, denn wir wissen jetzt aus den geheimen deutschen Unterlagen, dass die Truppen äusserstenfalls Mitte August hätten bereit sein können – und selbst das war mehr als fraglich.

Meine Eindrücke notierte ich später am Abend.

Wir haben heute im Reichstag einen Hitler erlebt, der sich seiner Rolle als Eroberer durchaus bewusst war. Da er zudem ein glänzender Schauspieler und ausgezeichneter Manipulator der deutschen Seele ist, mischte er die Zuversicht des Eroberers gekonnt mit der Bescheidenheit, die bei den Massen immer so gut ankommt, wenn jemand ganz oben steht. Seine Stimme klang leiser als gewohnt, nur selten schrie er wie sonst; und nicht ein einziges Mal brach er in Hysterie aus, wie ich es früher bei solchen Gelegenheiten so häufig miterlebt habe.

Gewiss war seine lange Rede mit den üblichen Entstellungen und Lügen gespickt, und er konnte sich nicht enthalten, Churchill, der ihn offenkundig bis aufs Blut gereizt hatte, immer wieder persönliche Beleidigungen entgegenzuschleudern. Aber insgesamt war der Ton der Rede gemässigt, wenn man bedenkt, dass Hitler einen aufsehenerregenden militärischen Erfolg feierte. Auch zielte sie geschickt auf die Gefühle der Deutschen wie der Menschen, die in neutralen Ländern lebten, und sie gab zugleich den Briten zu denken, die sich nach der Niederwerfung Frankreichs durch Hitler mit den wenigen ihnen verbliebenen Mitteln auf eine Invasion ihrer Insel vorbereiteten. Zweifellos glaubte er (zu Unrecht, dessen war ich sicher), mit seiner Rede in England einen Keil zwischen die Menschen auf der Strasse und die Regierung treiben zu können. Noch einmal betonte er, dass alles, was bisher geschehen war, gar nicht nötig gewesen wäre:

Denn ich habe noch im Oktober weder von Frankreich noch von England etwas anderes verlangt als nur den Frieden. Aber die Herren Rüstungsinteressenten wollten die Fortsetzung dieses Krieges um jeden Preis, und sie haben diesen Krieg nun bekommen... Ich höre nun aus London nur ein Geschrei – es ist nicht das Geschrei der Massen, sondern der Politiker dass der Kampf erst recht fortgesetzt werden müsse.

Ich weiss nicht, ob diese Politiker schon die richtige Vorstellung von der kommenden Fortsetzung dieses Kampfes besitzen. Sie erklären allerdings, dass sie diesen Krieg weiterführen werden und, wenn England daran zugrunde ginge, eben von Kanada aus.

Jetzt wurde Hitler sarkastisch.

Ich glaube kaum, dass dies so zu verstehen ist, dass das englische Volk nach Kanada geht, sondern es werden sich doch wohl nur die Herren Kriegsinteressenten nach Kanada zurückziehen. Das Volk wird, glaube ich, schon in England bleiben müssen. Und es wird den Krieg in London dann sicherlich mit anderen Augen ansehen als seine sogenannten Führer in Kanada.

Glauben Sie mir, meine Abgeordneten, ich empfinde einen inneren Ekel vor dieser Sorte gewissenloser parlamentarischer Volks- und Staatenvernichter. Es tut mir fast weh, wenn mich das Schicksal dazu ausersehen hat, das zu stossen, was durch diese Menschen zum Fallen gebracht wird... Ich bin mir nun darüber im Klaren, dass aus dieser unserer einmal kommenden Antwort namenloses Leid und Unglück über die Menschen hereinbrechen wird. Natürlich nicht über Herrn Churchill, denn er wird ja dann sicherlich in Kanada sitzen... Aber es wird für Millionen anderer Menschen ein grosses Leid entstehen. Und Herr Churchill sollte mir dieses Mal vielleicht ausnahmsweise glauben, wenn ich als Prophet jetzt Folgendes ausspreche:

Es wird dadurch ein grosses Weltreich zerstört werden. Ein Weltreich, das zu vernichten oder auch nur zu schädigen, niemals meine Absicht war...

Der Biedermann Hitler! Sein Gesicht nahm den unschuldigen Ausdruck eines Chorknaben an, er liess eine Pause eintreten, sah sich unter seiner Zuhörerschaft um, vor ihm die wohlgenährten Reichstagsabgeordneten in braunen Partei- oder feldgrauen Militäruniformen, im Ersten Rang der Krolloper etwa fünfzig goldbetresste Generäle, von deren Uniformröcken Orden blitzten. Dann fuhr er mit leiser, volltönender Stimme fort. Er hatte den entscheidenden Punkt seiner Rede erreicht und steuerte auf einen erhabenen und feierlichen Augenblick zu.

In dieser Stunde fühle ich mich verpflichtet, vor meinem Gewissen noch einmal einen Appell an die Vernunft auch in England zu richten. Ich glaube dies tun zu können, weil ich ja nicht als Besiegter um etwas bitte, sondern als Sieger nur für die Vernunft spreche.

Erneut trat eine Pause ein.

Ich sehe keinen Grund, der zur Fortführung dieses Kampfes zwingen könnte.

Kein Applaus ertönte, keine Beifallsrufe, keine schweren Stiefel stampften zustimmend. Schweigen herrschte, und es war äusserst beredt.

Ich bedauere die Opfer, die er fordern wird. Auch meinem eigenen Volk möchte ich sie ersparen.

Er blickte salbungsvoll drein wie ein Bischof.

Die Marionetten von Reichstagsabgeordneten und die lamettabehängten Generale schienen tief bewegt. Ich musste an die Millionen Deutschen denken, die dieser Rede am Radio lauschten. Sie galt ihnen ebenso wie den Briten, auch sie mussten bewegt werden. Dieser Appell an ihre Empfindungen war ein Meisterstück, denn gewiss würden sie jetzt sagen, der Führer habe England den Frieden angeboten, ohne irgendwelche Bedingungen daran zu knüpfen. Er selbst hatte gesagt, dass er keinen Grund für eine Fortsetzung des Krieges sehe. Würde er doch weitergehen, musste das so wirken, als trüge die Schuld daran allein das «perfidie Albion».

Doch die Mehrzahl seiner Hörer war wohl davon überzeugt, dass die Briten Hitlers «grosszügiges» Friedensangebot annehmen würden. Diejenigen unter den Abgeordneten und Wehrmachtsoffizieren, mit denen ich mich am Ende der Reichstagssitzung unterhielt, hielten es für selbstverständlich, dass die Briten für die ihnen hier vom Führer gebotene Gelegenheit, aus dem Krieg herauszukommen, dankbar sein mussten. Sie waren der Ansicht, Hitler habe sich äusserst grossmütig verhalten. Wie konnten die Briten ein solches Angebot zurückweisen?

Im Funkhaus, von wo ich später einen Bericht über die Rede senden wollte, herrschte noch grösserer Optimismus. Offiziere und Beamte des Auswärtigen Amtes dort waren noch zuversichtlicher als die Männer, mit denen ich gleich nach der Führer-Rede gesprochen hatte. Der Krieg im Westen war so gut wie vorüber, erklärten sie, und sicher würden die Briten vernünftig genug sein, den Frieden zu wählen.

Jemand stellte das Radio auf den BBC-Sender ein, der von London ein deutschsprachiges Programm ausstrahlte. Vielleicht bekamen wir ja auf diese Weise eine erste britische Reaktion auf Hitlers Friedensrede – obwohl es sehr früh war, denn sie lag kaum mehr als eine Stunde zurück.

Doch da ertönte die gelassene Stimme eines BBC-Ansagers und erklärte Hitlers Vorschlag rundweg für abgelehnt. Die Deutschen im Raum waren wie vom Donner gerührt und trauten ihren Ohren nicht. «Die Briten sind verrückt!» murmelte ein Marineoffizier vor sich hin.

Auch Hitler konnte es nicht fassen, dass sich die Briten so rasch geäussert hat-

ten, und so erinnerte er 48 Stunden nach seiner Rede seine engsten Vertrauten daran, dass bisher lediglich Erklärungen von Presse und Rundfunk vorlagen, aber keine von der Regierung. Sie kam am Abend des folgenden Tages, des 22. Juli, als der englische Aussenminister Lord Halifax in einer Rundfunkrede das Angebot offiziell zurückwies.

Meinem Tagebuch entnehme ich, dass ich am Nachmittag nach Halifax' Erklärung in der Wilhelmstrasse viele «wütende Gesichter» sah. Der offizielle Sprecher des Auswärtigen Amtes erklärte: «Lord Halifax hat das Friedensangebot des Führers zurückgewiesen. Meine Herren, es wird Krieg geben!»

Aber wie? Wo? Womit? Der nächste logische Schritt war selbstverständlich die Invasion Grossbritanniens, aber soweit ich ermitteln konnte, hatte das OKW trotz all seiner sonstigen Umsicht darüber noch nicht besonders intensiv nachgedacht. Man wusste nicht, wie man den glänzenden Erfolg des Sommers weiter ausbauen konnte.

Da liegt eines der grossen Paradoxe des Dritten Reiches, auch wenn ich nicht sagen kann, dass mir das damals bewusst gewesen wäre. In dem Augenblick, da Hitler den grössten militärischen Sieg in der Geschichte seines kriegerisch gesonnenen Volkes errungen zu haben meinte, als seine Heere den grössten Teil Europas vom Polarkreis bis zu den Pyrenäen, vom Atlantik bis östlich der Weichsel besetzt hielten, wusste er nicht, wie er den Krieg weiterführen und zum siegreichen Abschluss bringen konnte.

Rückblickend begreife ich, woran das lag: Die Deutschen hatten trotz ihrer militärischen Begabung keinen strategischen Gesamtplan entwickelt. Ihr Horizont war – wie schon immer – auf einen *Landkrieg* gegen Nachbarvölker auf dem europäischen Kontinent begrenzt. Hitler gab selbst zu, dass er einen Horror vor der See hatte (er hatte einmal gesagt, dass er auf dem Lande ein Held sei, aber auf dem Wasser ein Feigling), und seine Generäle verstanden nahezu nichts von ihr. Sie waren im Unterschied zu den seefahrenden Briten ein *Festlandvolk*.

Jetzt zögerten sie also. Es wäre ihren sieggewohnten Truppen ein leichtes gewesen, die geschwächten britischen Streitkräfte, zum grössten Teil Überlebende des Debakels von Dünkirchen, zu besiegen, wenn sie nur über den Ärmelkanal gelangten, der zwischen Calais und Dover so schmal ist, dass man an einem klaren Tag die englische Küste vor sich sieht. Der Grund für ihr Zaudern war einfach: Sie wussten nicht, wie sie das Hindernis überwinden sollten.

Hatte Hitler sie damit ermuntern wollen, dass er mitten in seiner Reichstagsrede ein Dutzend seiner Generäle zu Feldmarschallen befördert hatte? Ich hatte

die Szene, für die es in der deutschen Geschichte keine Parallele gab, mit wachsendem Erstaunen beobachtet.

Nachdem er seine militärischen Führer für die Art und Weise gelobt hatte, wie sie ihre Truppen zu den glänzenden Siegen im Westen geführt hatten, ernannte er 12 von ihnen zu Feldmarschallen. Für Hermann Göring, den Führer der deutschen Luftwaffe und ausserdem Präsidenten des Reichstags, der bereits Generalfeldmarschall war, schuf er einen neuen militärischen Rang, den des «Reichsmarschalls», damit er weiterhin ranghöchster Offizier blieb. Damit nicht genug, verlieh er ihm auch – das erste und einzige Mal, dass das geschah – das Grosskreuz des Eisernen Kreuzes.

Dass Hitler so viele Generalfeldmarschälle ernannte, minderte in meinen Augen den Wert dessen, was stets als höchster Rang gegolten hatte, den ein bedeutender Heerführer erreichen konnte. Die Liste umfasste neun Generäle des Heeres, nämlich Brauchitsch, Keitel, Rundstedt, Bock, Leeb, List, Kluge, Witzleben und Reichenau, sowie drei der Luftwaffe, Milch, Kesselring und Sperrle. Ich musste daran denken, dass der Kaiser im Ersten Weltkrieg lediglich fünf neue Feldmarschälle ernannt hatte – nicht einmal General Ludendorff, den in der Bedeutung nur noch Hindenburg übertraf, war auf diese Weise geehrt worden.

Das Unternehmen «Seelöwe» und die Schlacht um England 1940

Aus den geheimen Militärunterlagen der Deutschen wissen wir inzwischen, dass Hitler am 16. Juli, drei Tage vor seiner «Friedens»-Rede, die «Weisung Nr. 16 über die Vorbereitung einer Landungsoperation gegen England» erlassen hatte. Es ärgerte ihn, dass die Briten ihre Niederlage einfach nicht begreifen zu wollen schienen.

Da England, trotz seiner militärisch aussichtslosen Lage, noch keine Anzeichen einer Verständigungsbereitschaft zu erkennen gibt, habe ich mich entschlossen, eine Landungsoperation gegen England vorzubereiten und, wenn nötig, durchzuführen.

Zweck dieser Operation ist es, das englische Mutterland als Basis für die Fortführung des Krieges gegen Deutschland auszuschalten und, wenn es erforderlich werden sollte, in vollem Umfang zu besetzen.

Der Deckname für diese Operation war «Seelöwe», und die Vorbereitungen sollten Mitte August abgeschlossen sein. Doch hatte sich der Oberste Kriegsherr der Nazis noch nicht so recht entschlossen, denn als er fünf Tage später, am 21. Juli, seine militärischen Führer in Berlin zusammenrief, gab er zu, ihm sei «unklar, was in England wird». Klar hingegen war ihm eines:

Die Lage Englands ist hoffnungslos. Der Krieg ist von uns gewonnen. Umkehr der Erfolgsaussichten unmöglich.

Doch selbst wenn er damit recht hatte – und jeder mit Ausnahme der Briten nahm das an konnte er seine Truppen nicht einfach über den Ärmelkanal schaffen und die «hoffnungslose Lage» des Gegners für seine Zwecke ausnutzen. Niemand hatte einen Plan, wie man diese schmale Wasserstrasse überwinden konnte, weder er

selbst noch die Admiralität oder seine Generäle. In einem Schreiben vom 29. Juli riet die Seekriegsleitung noch einmal davon ab, die Operation im Jahre 1940 zu unternehmen, und schlug vor, stattdessen Mai 1941 oder einen späteren Zeitpunkt dafür vorzusehen.

Da Hitler unbedingt wollte, dass sofort etwas geschah, rief er am 31. Juli wieder einmal seine militärischen Führer auf dem Berghof zusammen und trug ihnen auf, sich der Sache mit Nachdruck zu widmen und einen endgültigen Zeitpunkt für die Invasion zu nennen. Admiral Raeders erneuten Hinweis darauf, dass das kommende Frühjahr die beste Zeit für das Unternehmen sei, liess Hitler nicht gelten. Die Kriegsmarine werde bis dahin, erklärte er, im Vergleich zur britischen Marine nicht stärker sein. Das jetzt nach Dünkirchen ziemlich am Boden liegende britische Heer hingegen könne, wenn man ihm acht bis zehn Monate Zeit für eine Neuaufstellung lasse, bis zum Frühjahr 30 bis 35 Divisionen umfassen. Deshalb habe er sich zu Ablenkungsmanövern in Afrika entschlossen, wie sich bei Haider nachlesen lässt. Das entscheidende Ergebnis jedoch lasse sich ausschliesslich durch einen Angriff auf England erreichen, und daher müsse die Operation für den 15. September 1940 vorbereitet werden. Die Entscheidung darüber, ob sie dann auch sogleich durchgeführt oder bis Mai 1941 aufgeschoben werde, behalte er sich vor, bis er sehe, was die Luftwaffe mit einer Woche konzentrierter Angriffe auf Südengland erreicht habe.

Luftkrieg setzt jetzt ein. Er wird zeigen, in welches Verhältnis wir kommen. Wenn Ergebnis des Luftkrieges nicht befriedigend, dann wird Vorbereitung angehalten. Kommt Eindruck, dass Engländer niedergeschmettert werden und dass nach gewisser Zeit Wirkung kommt, dann Angriff.

Es hing also von der Luftwaffe ab, ob die Operation «Seelöwe» 1940 begann oder bis Mai 1941 aufgeschoben wurde.

Den ganzen Juli und die erste Augustwoche hindurch hatte sie verstärkte Angriffe auf britische Schiffe im Kanal und auf die südenglischen Häfen geflogen, die zu beträchtlichen Schäden, allerdings auch zu Verlusten auf deutscher Seite, führten – 296 Maschinen, meist Bomber, gingen verloren, und 136 wurden beschädigt. Die Royal Air Force (R.A.F.) büsste 148 Kampfflugzeuge ein. Am 11. August hatten die deutschen Luftangriffe an Heftigkeit zugenommen, und eine grosse Zahl von Bombern, gedeckt von ganzen Schwärmen von Me-109-Jägern, griffen zahlreiche Ziele an der englischen Südküste an.

Am 12. August gab Göring Befehl, mit der Operation «Adlertag», die tags darauf beginnen sollte, den verschärften Luftkrieg gegen Grossbritannien einzuleiten. Für diesen mit der grössten je aufgebotenen Luftstreitmacht durchgeführten Angriff auf Grossbritannien wurden die drei grossen Luftflotten eingesetzt, die die Mehrzahl der den Deutschen verfügbaren Maschinen umfassten. Die Luftflotte 2 des Generalfeldmarschalls von Kesselring operierte von eroberten Luftstützpunkten in den Niederlanden und Nordfrankreich aus, während Luftflotte 3 unter Generalfeldmarschall Sperrle ihre Stützpunkte in Nordfrankreich hatte. Gemeinsam verfügten sie über 702 Jagdflugzeuge, 227 Zerstörer, 875 Bomber und 316 Stukas. Die Stützpunkte der Luftflotte 5 unter Generaloberst Stumpff lagen in Dänemark und Norwegen. Sie hatte einsatzbereit 120 Bomber sowie 34 Me-110-Zerstörer. Grossbritannien konnte dagegen zur Verteidigung der Insel rund 800 Jagdflugzeuge aufbieten, in erster Linie Hurricanes und Spitfires.

Am 14. August flog ich von Berlin aus zur Kanalküste, um mit anzusehen, was man schon bald «Schlacht um England» nennen würde. Es wurde eine der bedeutendsten Entscheidungsschlachten der Geschichte und war die erste ihrer Art, die in der Luft stattfand. Sofern die Luftwaffe erfolgreich war – und Göring brüstete sich, sie werde die R.A.F. in wenigen Tagen vom Himmel fegen – würde ich mit dem Heer übersetzen und über die Invasion berichten, die erste seit der Landung Wilhelms des Eroberers im Jahre 1066. Trotz des Interesses, das ein solches Unternehmen vom Berichterstatter-Standpunkt aus beanspruchen durfte, gefiel mir die Sache ebensowenig wie meine Teilnahme an der Westoffensive. Allerdings glaubte ich nicht so recht an einen Erfolg der Deutschen, obwohl man mir am 1. August in der Wilhelmstrasse zwei Wetten angeboten hatte: In der einen ging es darum, dass die Hakenkreuzfahne am 15. August über dem Trafalgar Square wehen würde, in der anderen sollte es der 7. September sein. In beiden Fällen setzte ich dagegen.

Bevor ich Berlin verliess, hatte ich noch einmal Nachhilfestunden bei meinem Marinespezialisten an der amerikanischen Botschaft genommen, der mir bereits zu Weihnachten gezeigt hatte, wie ich in Kiel die deutschen Kriegsschiffe auseinanderhalten konnte. Jetzt erklärte er mir, woran ich merken würde, ob die Deutschen tatsächlich eine Invasion Englands beabsichtigten.

«Wenn es ihnen ernst ist», sagte er, «müssten sie inzwischen in den belgischen und französischen Kanalhäfen eine ungeheure Menge an Schiffstonnage konzentriert haben. Nicht nur brauchen sie zum Schutz ihrer Invasionsflotte gegen die überlegenen britischen Seestreitkräfte und die R.A.F. alles, was ihnen nach den

schweren Verlusten in Norwegen an Kriegsschiffen geblieben ist, sondern vor allem Schiffsraum, um ihre Soldaten sowie Nachschub, Munition, Artillerie und Panzer überzusetzen. Für zehn bis zwölf Divisionen, das absolute Minimum für die erste Welle, und zur Sicherung des Nachschubs, bis sie einen festen Brückenkopf am Strand haben, sind mindestens fünfzig Transportschiffe erforderlich, weiter tausend seetüchtige Prähme, also Lastkähne, und, um sie zu ziehen, fünfhundert seetüchtige Schlepper.»

Seine Vermutung war, dass die Deutschen über nichts von alledem verfügten. Selbst wenn sie solche Fahrzeuge von den Binnenwasserstrassen abzogen, würden sie im rauhen Seegang des Ärmelkanals nur von wenig Nutzen sein und grösstenteils rasch vollschlagen.

Ausserdem, erklärte er, selbst wenn sie die nötigen Wasserfahrzeuge zusammenbrachten, war für eine Invasion unerlässlich, dass sie die Flugzeuge der R.A.F. vom Himmel fernhielten. Niemand, sagte er, kann eine grosse Anzahl von Landungstruppen an einem feindlichen Strand absetzen, der mit Bomben belegt und von Jagdflugzeugen beharkt wird. Zudem wäre es erst dann möglich, grössere Einheiten in England landen zu lassen, wenn die britische Marine ausgeschaltet war. Soweit mein Bekannter aus Kreisen der Kriegsmarine erfahren hatte, patrouillierten britische Kriegsschiffe in beträchtlicher Stärke an der englischen Südküste. Zwar hatte sich Göring gerühmt, seine Luftwaffe werde sie bald ebenso ausser Gefecht setzen wie die R.A.F., aber in dieser Hinsicht war man bei der deutschen Marine überaus skeptisch.

Und noch etwas hatte er aus derselben Quelle erfahren: Die R.A.F. griff bereits die französischen Kanalhäfen an, was es den Deutschen sehr erschwerte, ihre für die Landung vorgesehenen Fahrzeuge dort zusammenzuziehen. Die Mitteilung überraschte mich, denn das OKW hatte von solchen Angriffen nichts gesagt.

«Achten Sie also auf Nachtangriffe gegen deutsche Schiffe in den Kanalhäfen – nicht nur durch britische Bomber, sondern auch durch britische Kriegsschiffe», fuhr er fort. «Es ist sehr wichtig zu wissen, ob es ihnen damit gelingt, die Deutschen am Zusammenziehen ihrer Wasserfahrzeuge für die Vorbereitung des Übersetzens zu hindern.

Vor allem aber müssen Sie so genau wie möglich zu schätzen versuchen, wie viele Transportschiffe, Prähme und Schlepper zusammengezogen werden – nicht nur in den Häfen wie Antwerpen, Ostende, Calais, Boulogne, Le Havre und Cherbourg, sondern auch auf Flüssen und Kanälen in deren Hinterland. Wichtig ist auch zu wissen, ob ihre Besatzungen einsatzbereit sind. Sollte sich zeigen, dass

nicht nur der Schiffsraum zur Verfügung steht, sondern auch Kriegsschiffe und U-Boote zum Schutz des Unternehmens bereitstehen, der Kanal von britischen Kriegsschiffen und der Luftraum darüber von allen Maschinen der R.A.F. gesäubert ist, dürfte die Invasion stattfinden – sonst nicht, ganz gleich, was man ihnen weismachen will.»

Als ich ihm meinen Verdacht mitteilte, die Deutschen könnten versuchen, mit unserer, also der Auslandskorrespondenten, Hilfe bei den Briten den Eindruck zu erwecken, eine Invasion stehe bevor, erklärte er: «Deswegen ist ja so wichtig, was ich Ihnen sage. Halten Sie die Augen offen. Abgesehen von der Luftschlacht, deren Ergebnis niemand voraussagen kann, hängt alles von der Verfügbarkeit der nötigen Wasserfahrzeuge ab. Also aufgepasst!»

Beim Landeanflug auf einen belgischen Feldflugplatz in der Nähe von Gent fuhr uns der Schreck in die Glieder. Damit die Bedienungen von Flakbatterien, die es im Abzugsfinger juckte, unsere Maschine als «eigene» erkannten, waren wir schon von Berlin aus immer ziemlich niedrig geflogen, zwischen knapp 200 und gut 300 Metern, denn, wie uns der Pilot sagte, war schon eine ganze Reihe deutscher Maschinen auf diese Weise heruntergeholt worden. Südlich von Antwerpen stürzten sich mit einem Mal zwei Kampfflugzeuge aus den Wolken auf uns. Sofort drückte der Pilot seine Ju 52 so steil nach unten, wie er nur konnte. Als wir auf den Landeplatz zusteuerten, drehten die beiden Maschinen bei. Zum ersten Mal in meinem Leben freute ich mich, auf einem Flugzeugrumpf das deutsche Balkenkreuz zu erkennen – es waren Me-109-Jäger.

Am späten Nachmittag wurden wir um Brügge herum mit Autos zur Küste gebracht. Bei der Einfahrt nach Ostende versuchte ich, auf Invasionsschiffe zu achten, konnte aber im Hafen nur wenige Wasserfahrzeuge erkennen, offenbar vorwiegend belgische Fischerboote. Auch in den Kanälen hinter der Stadt lagen nur wenige Prähme und nicht ein einziger Schlepper. Von Ostende aus würden die Deutschen also keine besonders aufwendige Invasion starten. Untergebracht wurden wir in einem Hotel namens *Piccadilly* – ob das als Vorzeichen zu verstehen war?

Am Morgen des nächsten Tages, also am 15. August, beeindruckten mich auf dem Weg nach Dünkirchen und Calais an der Kanalküste die *Verteidigungsmassnahmen* der Deutschen. Wozu dienten sie? Man hatte uns zu einer Besichtigungsreise an den Ärmelkanal gebracht, aus der möglicherweise eine Berichterstattung über die deutsche Invasion Grossbritanniens werden sollte, und was sahen wir? Lauter Anzeichen dafür, dass sich die Deutschen auf eine Landung der Briten in

Frankreich einzurichten schienen. Was war mit den Einschiffungshäfen? Gewiss hatten die Deutschen inzwischen dort Truppen, Geschütze, Panzer, Munition und Nachschub für ihre Invasion zusammengezogen. «Nirgendwo an der Küste lassen sich Hinweise auf Invasionsvorbereitungen entdecken», notierte ich mir.

Der Anblick der berühmten Dünen erinnerte mich daran, wie viele britische Soldaten glücklicherweise bei Dünkirchen davongekommen waren. Wenn sie jetzt auf der gegenüberliegenden Kanalseite den Angriff erwarteten, womit wollten sie dann eigentlich kämpfen? fragte ich mich unwillkürlich. Soweit das Auge reichte, war der Strand mit Bergen von Waffen und Gerät bedeckt, die sie zurückgelassen hatten. Wehrmachtsangehörige machten sich daran zu schaffen; sie demontierten Kanonen von Panzern und versuchten, Panzer wie Lastwagen zum Laufen zu bringen, damit sie vom Strand weggeschafft werden konnten. Noch nie zuvor hatte ich solche Unmengen an Kriegsmaterial beieinander gesehen.

Kaum hatten wir uns in Calais zum Mittagessen gesetzt, als über uns eine Welle deutscher Bomber auf die Klippen von Dover zudonnerte, meiner Schätzung nach in etwa 3'500 bis 4'000 Meter Höhe. Trotzdem konnte ich 23 zählen. Gedeckt wurden sie von einem Schwarm Me 109. Unsere Begleitoffiziere zeigten freudige Erregung. Schon auf dem Weg von Dünkirchen nach Calais hatten sie uns ziemlich unverhohlen zu verstehen gegeben, dass dieser 15. August 1940 ein historisches Datum werden könnte. Wenn das Wetter anhielt, würde die Luftwaffe ihren vernichtendsten Angriff gegen England führen.

Tatsächlich erlebte jener Donnerstag im August die bedeutendsten Kampfhandlungen der «Schlacht um England», an denen mehr Flugzeuge beteiligt waren als je zuvor. Über eine Front von 800 Kilometern Länge flog die Luftwaffe 1950, die R.A.F. nahezu 1'000 Einsätze. Es war eine der entscheidenden Schlachten des Krieges, und sie bestimmte zusammen mit einer ähnlichen, die genau einen Monat später, am 15. September, stattfand, das Geschick Grossbritanniens und damit auch Nazi-Deutschlands.

Die Schlacht war an jenem entscheidenden Tag bei Weitem nicht beendet, als wir am Nachmittag die Küste entlang nach Cap Gris-Nez fuhren, der England nächstgelegenen Stelle des europäischen Kontinents. Auch im Hafen von Calais konnte ich keine Konzentration von für eine Invasion geeigneten Wasserfahrzeugen erkennen, lediglich einige kleinere Schiffe, etwa ein Dutzend Schleppkähne und drei Torpedoboote. War es möglich, dass die Deutschen blufften? Auf dem 80 Kilometer langen Küstenstreifen von Ostende nach Calais hatte ich nichts zu ent-

decken vermocht, das den Schluss zuliess, die Deutschen seien zur Überquerung des Kanals bereit oder betrieben zumindest die Vorbereitungen dazu. Unmöglich konnten sie einen Angriff auf die englische Küste wagen, solange sie dort den Luftraum nicht beherrschten. Und wenn es nun der Luftwaffe tatsächlich gelingen sollte, Görings überhebliche Behauptung wahrzumachen, die R.A.F. werde in wenigen Tagen vom Himmel gefegt? Da war es doch seltsam, dass weder Heer noch Marine in der Lage zu sein schienen, sich eine solche Situation sogleich zunutze zu machen und die Invasion einzuleiten. Man würde sehen. Im Augenblick konzentrierte sich die Luftwaffe darauf, die R.A.F. auszuschalten, und das mitzuerleben waren wir gekommen.

Auf dem Weg nach Cap Gris-Nez waren unaufhörlich deutsche Bomber und Jäger über uns, die nach England strebten oder sich heimwärts schleppten. Wir hielten an, um den Rückflug einer Staffel von Heinkel-Bombern zu beobachten. Drei oder vier von ihnen konnten sich kaum noch in der Luft halten, und einem, der fast nicht mehr steuerbar schien, gelang es mit knapper Not, auf einem Weizenfeld hinter den Klippen aufzusetzen. Me-109-Jagdflugzeuge fegten herbei, damit die flügelahm geschossenen Bomber gefahrlos landen konnten, machten dann kehrt und verschwanden erneut über den Kanal, um den Rückweg einer weiteren Welle von Bombern zu sichern.

Wir kamen an einem grossen Marinegeschütz auf einer Eisenbahnlafette vorbei, das schon seit einer Weile Dover beschoss. Man hörte es kilometerweit – und je näher wir kamen, desto ohrenbetäubender wurde der Lärm. Ein ähnliches Geschütz feuerte von Dover herüber. Zwar hatten wir die detonierenden Granaten gehört, aber zum Glück kamen sie nicht in bedrohlicher Nähe herunter.

Wir erstiegen vom Uferstreifen aus die Klippen. Es gab jetzt kaum noch eine Unterbrechung des Motorenlärms in der Luft. Auf dem Weg nach England flogen die Bomber und Jäger ziemlich hoch, meiner Schätzung nach zwischen 4000 und 5000 Metern, und wir verloren sie bald aus den Augen. Durch starke Ferngläser konnten wir die Kreidefelsen von Dover erkennen und gelegentlich sogar einen der zum Schutz der Hafeneinfahrt aufgelassenen Sperrballons.

Die See lag spiegelglatt vor uns. Deutsche Patrouillenboote strichen dicht unter der Küste vorüber. Deutsche Wasserflugzeuge mit grossen Roten Kreuzen auf den Flügeln gingen auf der völlig ruhig daliegenden Fläche nieder und glitten zum Strand. Dort wurden Piloten ausgeladen, von denen einige verwundet zu sein schienen. Dann starteten die Maschinen erneut seewärts. Der Anblick überraschte

mich, denn wir hatten über dem Kanal keinerlei Luftkämpfe beobachtet und den ganzen Tag nicht eine einzige Spitfire oder Hurricane gesehen.

«Woher kommen die Verwundeten?» fragte ich einen Luftwaffen-Hauptmann in unserer Gruppe. «Wir haben doch noch keine einzige britische Maschine gesehen.»

«Von hier aus geht das auch gar nicht», erklärte er. «Die Luftkämpfe finden fast ausschliesslich drüben statt. Wenn Maschinen, die getroffen werden, zurückzukehren versuchen, kommt es vor, dass sie es nicht schaffen und auf dem Wasser niedergehen müssen. Wir bemühen uns natürlich, die Besatzungen zu retten – daher die Rot-Kreuz-Flugzeuge.»

Sein Gesicht verfinsterte sich.

«Ich halte es für meine Pflicht, dem noch etwas hinzuzufügen», sagte er, «und zwar etwas sehr Ernstes. Die Briten verstossen gegen die Genfer Konvention, indem sie unsere Rot-Kreuz-Flugzeuge beschliessen! Das ist eine verbrecherische Handlungsweise, und ich hoffe, Sie werden darüber berichten, meine Herren.»

Einmal von der dahinterstehenden scheinheiligen Haltung abgesehen, glaubte ich dem Mann nicht. Als ich im Juni den deutschen Truppen durch Belgien und Frankreich gefolgt war, hatte ich gesehen, dass zahlreiche riesige Tankfahrzeuge mit dem Benzinnachschub für die Panzer grosse Rote Kreuze aufgemalt trugen, um die britischen Piloten zu täuschen. Mithin missbrauchten die Deutschen selbst die Genfer Konvention für ihre Zwecke. Davon abgesehen, konnte ich mir nicht vorstellen, dass die Briten die deutschen Rot-Kreuz-Flugzeuge tatsächlich beschossen.

Doch so verhielt es sich wirklich, wie ich später bei Churchill las, der es nicht nur zugab, sondern sogar rechtfertigte.

Zahlreiche deutsche Transportflugzeuge, durch das Rote Kreuz gekennzeichnet, begannen im Juli und August über dem Kanal zu erscheinen, wo immer ein Luftgefecht im Gange war. Dieses Mittel, feindliche Flieger, die im Kampf abgeschossen waren, zu retten, damit sie wiederkommen und unsere Zivilbevölkerung bombardieren könnten, anerkannten wir nicht. Wir retteten diese Flieger selber, wenn es irgend möglich war, und machten sie zu Kriegsgefangenen. Doch alle deutschen Luftambulanz wurden von unsern Fliegern auf ausdrücklichen, vom Kriegskabinett gebilligten Befehl zur Landung gezwungen oder abgeschossen. Die deutschen Mannschaften und Ärzte auf diesen Flugzeugen taten sehr erstaunt, dass sie auf solche Art behandelt wurden, und

behaupteten, dies stünde in Widerspruch zu der Genfer Konvention. Doch war von solchen Möglichkeiten in der Genfer Konvention keine Rede, da sie diese Form der Kriegführung nicht in Erwägung gezogen hatte. In Anbetracht all der Verträge, Kriegsgesetze und feierlichen Verpflichtungen, welche die Deutschen hemmungslos verletzt hatten, wann immer es ihnen passte, waren sie als Kläger in keiner sehr starken Stellung. Bald gaben sie den Versuch auf, und die Rettung zur See wurde für beide Parteien von unseren kleinen Fahrzeugen besorgt, die von den Deutschen bei jeder Gelegenheit beschossen wurden.*

Gegen 18 Uhr sahen wir 60 Heinkel- und Ju-82-Bomber, die von rund 100 Messerschmitt-Jägern begleitet hoch über uns auf Dover zu flogen. Es war das grösste Angriffsgeschwader, das wir den ganzen Tag gesehen hatten. Drei oder vier Minuten später hörte man die britische Flak um Dover herum aktiv werden. Dem tiefen Ton nach zu urteilen, besaßen die Briten eine Anzahl schwerer Flugabwehrgeschütze, vermutlich ähnlich den deutschen 8.8. Noch eine Stufe tiefer war der dumpfe Klang, mit dem die deutschen Bomben hinter der Küste detonierten. Als eine Stunde später eine Einheit zurückkehrte, nahmen wir an, dass es sich um dasselbe Bombergeschwader handelte. Wir konnten nur 18 statt der ursprünglichen 60 Maschinen zählen. Hatten die Briten die anderen abgeschossen? Niemand wusste das zu sagen, denn häufig bekamen deutsche Bomberpiloten den Auftrag, zu anderen Flugfeldern als denen zurückzukehren, von denen sie gestartet waren. Damit sollte unter anderem das wahre Ausmass der Verluste verschleiert werden.

Es war überraschend, wie intensiv am Abend die Briten den Hafen von Calais bombardierten. Sollten die Deutschen etwa im Schutz der Dunkelheit Schiffe für die Invasion in den Hafen zu bringen versuchen? Am Nachmittag hatte es nicht besonders viel zu bombardieren gegeben.

«Es ist jetzt drei Uhr morgens», heisst es in meinem Tagebuch, «und die deutsche Flak schießt seit 23 Uhr 30, kurz nach Einbruch der Dunkelheit, was die Rohre hergeben.» Während ich dem Flakfeuer und den Detonationen von Bomben zuhörte, musste ich an Hitlers noch nicht lange zurückliegende Rede denken, in der er dem deutschen Volk versichert hatte, die R.A.F. fliege keine Angriffe gegen deutsche militärische Ziele, sondern ausschliesslich gegen die Zivilbevölkerung in den Städten.

Nachdem die deutschen Angehörigen unserer Gruppe zu Bett gegangen waren, stiessen wir im Hinterzimmer mit dem französischen Hotelbesitzer auf jede briti-

* Winston Churchill, a. a. O., S. 11/12.

sche Bombe, die wir einschlagen hörten, mit einem Glas Rotwein an.

Am nächsten Tag, dem 16. August, schien die grosse Luftschlacht etwas abzu-
ebben.* Vielleicht leckten beide Seiten ihre Wunden. Die Verluste der Deutschen
waren schwerer, als sie Zugaben. Erst viel später erfuhr ich, dass sie zwar recht
erfolgreich in Südengland operiert hatten, also gegenüber dem Abschnitt der fran-
zösischen Küste, von dem aus wir den ganzen Tag zugesehen hatten; vor der
Nordostküste hingegen, in der Gegend von Tyneside, hatten sie eine schwere
Schlappe hinnehmen müssen.

In der Annahme, die Briten hätten alle Jagdflugzeuge und Zerstörer für die
Verteidigung Südenglands aufgeboden, stiessen die Deutschen nördlich des Wash
mit 100 He-111-Bombern vor, die von 34 zweimotorigen Me 110 der in Däne-
mark und Norwegen stationierten Luftflotte 5 unterstützt wurden. Zu ihrem Er-
staunen kamen ihnen beim Anflug auf die Küste sieben aus Hurricanes und Spit-
fires bestehende Staffeln entgegen, die man aus der heftigen Schlacht im Süden
abgezogen hatte, damit sie sich ausruhen und gleichzeitig den Norden gegen eben
diese Art Angriff bewachen konnten. 30 der 100 Bomber wurden abgeschossen,
die Briten hatten keinerlei Verluste, es wurden lediglich zwei britische Piloten
verwundet. Das war für die Luftflotte 5 das Ende der «Schlacht um England».

In Südengland, von den Londoner Vororten bis zum Kanal, ging es der Luft-
waffe besser von der Hand. Sie flog vier schwere Angriffe und stiess mit einem
davon fast bis nach London vor. Dabei wurden vier Flugzeugfabriken in der Nähe
des Zivilflugplatzes Croydon getroffen und fünf Flugfelder der R.A.F. beschä-
digt.

Immer wieder baten wir die uns begleitenden deutschen Offiziere, mit einigen
der rückkehrenden Bomber- und Jägerpiloten sprechen zu dürfen, doch davon
wollte Göring, der offenbar die Luftwaffe von seinem luxuriösen Herrensitz Ka-
rinhall in der Nähe Berlins aus leitete, nichts wissen. Von einem der Piloten hatte
ich gehört, das deutsche Flieger-As Major Adolf Galland sei in der Nähe, und
speziell mit ihm hätten wir uns gern unterhalten. Er galt als überaus intelligent
und einfühlsam, und ich dachte mir, dass wir einen weit besseren Eindruck davon
bekämen, wie sich den deutschen Flugzeugbesatzungen die Lage über England
darstellte, wenn wir Gelegenheit hätten, mit ihm zu sprechen. Auch diese Bitte
wurde abgeschlagen.

* Offizielle, nach dem Krieg veröffentlichte Zahlen sprechen von 1'715 Einsätzen der
Deutschen und von 776 der Briten.

Wäre es zu einem Gespräch mit Galland gekommen, hätte ich vielleicht etwas von Görings schwerem taktischen Fehler erfahren, den er nach der Luftschlacht des 15. August beging und der das Ergebnis des Kampfes um England entscheidend beeinflusste. Er hätte vielleicht, wie er es später getan hat, da es unmittelbar mit Görings Entscheidung zusammenhing, ein Geheimnis um Grossbritanniens Luftabwehr gelüftet, das sich bereits tiefgreifend auf die erste grosse Luftschlacht auswirkte, die in der Welt geschlagen worden war.

Dass die britische Einsatzleitung ihre Maschinen immer in der richtigen Weise gegen überlegene Angriffskräfte einzusetzen verstand, hing mit der gekonnten Art zusammen, wie sie das Radar nutzte. Kaum waren die deutschen Maschinen in der Luft, wurden sie auf britischen Radarschirmen erfasst und ihr Kurs so genau berechnet, dass das britische Jägerkommando genau wusste, wo und wann man sie am besten angreifen konnte. Das war im Luftkrieg etwas Neues und gab den Deutschen Rätsel auf, die auf diesem Gebiet weit hinter den Briten herhinkten.

Galland sagte später den Alliierten, den Deutschen sei klagewesen, dass die Jägerstaffeln der R.A.F. vom Boden aus nach irgendeinem neuen Verfahren geleitet werden mussten, denn die Flugzeugführer hörten in ihren Funkgeräten Befehle, mit denen die Spitfires und Hurricanes punktgenau auf deutsche Formationen angesetzt wurden. Für die deutschen Piloten war die Einsatzsteuerung über Radar eine äusserst bittere Überraschung.

Umso merkwürdiger musste es wirken, dass Göring von Berlin aus am Abend des 15. August unverständlicherweise die Angriffe auf britische Radarstationen abblies. Offenkundig ahnte er nicht im Entferntesten, welche zerstörerische Wirkung die Angriffe seiner Luftwaffe am 12. August auf Radarstationen der R. A.F. in Südengland gehabt hatten: Fünf von ihnen wurden getroffen und beschädigt, eine sechste fiel vollständig aus. Wäre das so weitergegangen, hätte sich die Verteidigung Grossbritanniens in kaum zu überbietender Weise behindert gesehen. Doch gerade an dem Tag, an dem wir von der französischen Kanalküste aus das Kampfgeschehen verfolgten, wurden diese Angriffe eingestellt. Göring erklärte in seinem entsprechenden Befehl, man müsse bezweifeln, ob ihre Fortführung überhaupt sinnvoll sei, da keine der bisher angegriffenen Radarstationen ihre Funktionsfähigkeit eingebüsst habe.

Damit bekamen die Briten eine dringend benötigte Atempause.

Am Vormittag des 16. August ging es auf der Küstenstrasse weiter nach Boulogne. Unterwegs kamen wir an drei erstklassig getarnten Flugfeldern vorbei, von

denen immer wieder deutsche Bomber aufstiegen und zur britischen Küste hinüberflogen. Ihre Zahl erstaunte mich. Wir konnten nur schwer abschätzen, wie der Luftkampf stand, doch zwei der für eine Invasion Englands unerlässlichen Ziele schienen noch nicht erreicht zu sein: weder beherrschte die Luftwaffe den Luftraum über Südengland, noch stand, soweit ich sehen konnte, genug Schiffsraum bereit, um eine Invasionsstreitmacht überzusetzen. Im Hafen von Boulogne sah ich lediglich einige Lastkähne, ein halbes Dutzend Schlepper und dieselbe Zahl von Torpedobooten. Hier wie in Calais hatten die britischen Nachtbomber beträchtliche Schäden angerichtet, und deutsche Pioniere waren eifrig dabei, sie zu beseitigen. Aber wo waren die Schiffe? Vielleicht würden wir sie am Nachmittag sehen, auf dem Rückweg nach Brüssel. Er sollte über St. Omer führen, in dessen Umgebung es nicht nur zahlreiche Kanäle gab, sondern auch grössere und kleinere Flüsse – eben sie hatten vor einigen Wochen den Vormarsch der deutschen Panzer kurz vor Dünkirchen aufgehalten.

Tatsächlich lag dort eine beträchtliche Anzahl von getarnten Wasserfahrzeugen. Soweit ich erkennen konnte, handelte es sich wohl um mit Geschützen und Panzern beladene Prähme und Schwimmpontons. Doch sicherlich genügte ihre Zahl nicht, um mit ihnen eine Invasion Englands zu beginnen.

Ich wurde misstrauisch.

Warum liessen unsere Begleitoffiziere den Bus gerade dort anhalten, so dass wir das sehen konnten? Vorher hatten wir nichts dergleichen zu Gesicht bekommen. Und warum streuten die Offiziere Hinweise aus, denen zufolge es sich dabei nur um die Spitze des Eisbergs handelte? Es gebe, liessen sie immer wieder durchblicken, noch weit mehr, als sie uns zeigen konnten.

«Möglich», notierte ich, während wir durch die zerschossenen Städte Lille und Doornijk weiterfuhren, «aber ich glaube nicht so recht daran. Vermutlich wollen die Deutschen, dass wir eine Schauergeschichte über eine unmittelbar bevorstehende Invasion Grossbritanniens veröffentlichen.»

Möglicherweise war mein Misstrauen dadurch erwacht, dass man uns am Vormittag ankündigte, wir würden in Brüssel nach unserer Rückkehr gute Telefonverbindungen und ich als Rundfunkkorrespondent eine besonders störungsfreie Leitung vorfinden. Was hinter diesem ungewohnten und unvermittelten Entgegenkommen steckte, zeigte sich, als wir am frühen Abend in Brüssel eintrafen. Im Hauptquartier informierte uns ein höherer Offizier sinngemäss: «Meine Herren, Sie haben selbst gesehen, dass unsere Luftwaffe den britischen Luftraum beherrscht. Damit ist eine der Vorbedingungen für unsere Invasion Englands erfüllt.

In wenigen Tagen, wenn die R.A.F. vollständig ausgeschaltet sein wird, beginnen wir damit. Selbstverständlich können wir Ihnen das genaue Datum nicht nennen, aber wir haben die Zensur gelockert, damit Sie über alles berichten können, was Sie in den letzten Tagen an der Kanalküste gesehen haben.»

Auf meine Frage nach den Schiffen – viele waren uns ja nicht unter die Augen gekommen, auf keinen Fall genug für eine Invasion – lächelte er, und ich fragte mich, ob er wohl ein in Militäruniform gesteckter Beamter aus Goebbels' Propagandaministerium war. «Selbstverständlich», liess er mich aalglatt wissen, «gibt es Dinge, die wir Ihnen nicht zeigen können. Aber ich glaube, was Sie gesehen haben, dürfte genügen, Sie davon zu überzeugen, dass wir für eine Invasion gerüstet sind.»

Gerade damit aber haperte es.

Wir wurden zu unserem Hotel gebracht, wo man für uns Räume mit direkten Telefonleitungen nach Berlin bereithielt. Ich hatte nicht die Absicht, die für mich reservierte Sonderleitung zu benutzen, weil ich zu dem Ergebnis gekommen war, dass eine Invasion nicht stattfinden würde – jedenfalls nicht zum gegenwärtigen Zeitpunkt. Unabhängig vom Ausgang der grossen Luftschlacht – und darüber liess sich noch gar nichts sagen –, hatten sie einfach nicht genug Schiffsraum dafür zusammengebracht, und das wenige, was in den Kanalhäfen lag, war den allnächtlichen Angriffen der R.A.F.-Bomber ausgesetzt.

Gerade das aber würde ich nicht berichten dürfen – mitten im Krieg durchaus verständlich, und ich hatte auch nichts dagegen einzuwenden. Ganz offensichtlich ging es den Deutschen darum, den Briten einzureden, die Invasion stehe unmittelbar bevor, und es sei klüger, Hitlers Angebot anzunehmen und Frieden zu schliessen. Wenn das gelang, konnte sich der Nazi-Diktator gegen die Sowjetunion wenden. Diese Zusammenhänge wurden mir immer klarer, aber ich war nicht bereit, bei dieser Täuschung mitzuwirken. Es konnte schlimme Folgen haben, wenn ich den Briten auf diese Weise in den Rücken fiel. Meine Verantwortung und die meiner Kollegen war umso grösser, als wir Amerikaner neutral waren und daher als unparteiisch und objektiv eingeschätzt wurden. Wenn sich die Deutschen rühmten, Hitler stehe im Begriff, auf die Insel überzusetzen, würden die Briten das kaum glauben, neutralen amerikanischen Beobachtern aber schon eher. Mit einem Mal wurde mir klar, dass wir Vertreter der drei Nachrichtendienste. A. P., U. P. und INS sowie der Rundfunkgesellschaft CBS, uns einer Entscheidung gegenübersehen, deren Folgen weit über alles hinausgingen, was wir je erlebt hatten. Mir fiel sie leicht – ich würde nicht senden.

Da ich somit kein Sendemanuskript vorzubereiten und auch sonst nichts zu erledigen hatte – ausser der Abfassung meines Tagebuchs, was aber warten konnte gönnte ich mir nach einem Schluck an der Bar ein ordentliches Abendessen. Trotz der deutschen Besetzung konnte man 1940 in Brüssel noch immer gut essen.

Nachdem ich gegen 22 Uhr in mein Zimmer zurückgekehrt war, klopfte es an die Tür, und ein Vertreter des Reichsrundfunks, den ich kannte, kam mit einem unserer Begleitoffiziere herein.

«Wir haben eine ausgezeichnete Leitung nach Berlin für Sie», sagte der Mann vom Rundfunk. «Wann wollen Sie senden?»

«Und zensiert wird diesmal auch nicht», fügte der Hauptmann des Heeres hinzu. «Sie dürfen offen über alles berichten, was Sie in den letzten Tagen gesehen haben.»

«Ich sende heute nicht», sagte ich.

Sie schienen sprachlos, und bevor sie sich wieder gefasst hatten, fuhr ich fort: «Meine Herren, ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, dass Sie mir die Leitung zur Verfügung stellen, aber ich brauche sie nicht...»

«Und warum nicht?» erkundigte sich der Mann vom Rundfunk.

«Weil ich nach allem, was wir gesehen haben, nicht glaube, dass Sie eine Invasion beabsichtigen, zumindest nicht jetzt.»

Den beiden Männern fehlten sichtlich die Worte.

«Und das zu sagen, werden Sie mir ja wohl nicht gestatten», fuhr ich fort, «denn das wäre ein militärisches Geheimnis. Sie dürfen aber nicht erwarten, dass ich etwas sage, woran ich nicht selbst glaube.»

Im weiteren Verlauf des Abends kam Fred Oechsner vorbei, Leiter des Büros der *United Press* in Berlin und ein Korrespondent, dessen Integrität ich stets hoch geachtet hatte. Er hielt ein ganzes Bündel Telegramme in den Händen, von seinem New Yorker Büro, wie er sagte.

A. P. und INS brachten U. P. dadurch in arge Bedrängnis, dass sie alle Schlagzeilen in den Nachmittagszeitungen mit ihren Augenzeugenberichten füllten, in denen es hiess, die Deutschen stünden Gewehr bei Fuss für eine Invasion Grossbritanniens. Das New Yorker Büro wollte wissen, was mit seinem Korrespondenten war.

«Vermutlich schmeissen die mich jetzt raus», sagte Fred, «aber ich habe es nicht fertig gebracht zu sagen, dass eine Invasion bevorsteht, wo jeder sehen kann, dass das nicht der Fall ist.»

Wir hatten keine Sekunde lang miteinander darüber gesprochen, offenbar war er wie ich zu bestimmten Schlüssen gelangt.

«Und was haben Sie in Ihrer Sendung gesagt?» wollte er wissen.

«Ich habe nicht gesendet», gab ich zurück. «Aus demselben Grund, aus dem Sie nichts gedrahtet haben.»

«Ich frage mich nur, warum Louis und Pierre es getan haben», fuhr er fort. Louis Lochner war Leiter des A. P.-Büros in Berlin und Pierre Huss der dortige INS-Korrespondent. Pierre hatte ich schon eine Weile im Verdacht, dass er mit den Nazis sympathisierte, und auch Louis war wohl nicht immer seinen Prinzipien treu, wenn er einem Knüller auf der Spur war. Ich beneidete keinen von beiden. Es gab für einen Journalisten Wichtigeres als einen Knüller – beispielsweise die Wahrheit. Gerade jetzt hing ungeheuer viel davon ab, dass sie nicht verhüllt wurde, vor allem für die Briten.

Inzwischen wissen wir aus den vertraulichen Dokumenten beider Seiten, wie weit die Invasions-Vorbereitungen zu jenem Zeitpunkt gediehen waren und wie sie sich in den folgenden vier Wochen entwickelten, wir kennen die Angriffspläne der Deutschen und die Abwehrpläne der Briten.

Nahezu einen Monat vor unserer Fahrt zum Kanal, am 17. Juli, einen Tag, nachdem Hitler die Weisung Nr. 16 zur Vorbereitung der Invasion erlassen hatte, und zwei Tage vor seiner «Friedens»-Rede hatte das OKH 13 ausgewählte Divisionen an die für die erste Welle des Unternehmens «Seelöwe» vorgesehenen Einschiffungshäfen an der Kanalküste beordert, nachdem es endlich einen detaillierten Plan für eine Landung auf breiter Front an der englischen Südküste fertiggestellt hatte*.

Wie beim Frankreich-Feldzug stellte die Heeresgruppe A unter von Rundstedt die Hauptinvasionsmacht dar. Sechs ihrer Infanteriedivisionen sollten sich am Pas de Calais einschiffen und zwischen Ramsgate und Bexhill an Land gehen. Vier weitere Divisionen sollten aus dem Abschnitt um Le Havre herum die englische Küste zwischen Brighton und der Isle of Wight besetzen. Darüber hinaus war vorgesehen, dass noch weiter im Westen drei Divisionen aus von Reichenaus 6. Armee (der ich durch Belgien gefolgt war) von Cherbourg aus in der Lyme-Bucht zwischen Weymouth und Lyme Regis an Land ging. Die erste Welle sollte aus 90'000 Mann bestehen, und ihr Ziel war es, eine erste Landstellung zu errichten. Beginnend mit dem dritten Tag würden dann Verstärkungen herangeführt, damit innerhalb von zwei Wochen 39 Divisionen oder 260'000 Mann auf

* Erstaunlicherweise erwarteten die Briten den Hauptangriff der Deutschen an der Ostküste und hatten den grössten Teil ihrer stark geschwächten Streitkräfte dort konzentriert. Als sie später merkten, wo die Deutschen ihre Divisionen sammelten, verlegten sie den Hauptteil ihrer Truppen von der Ostküste zur Südküste.

britischem Boden standen – eine beachtliche Streitmacht, zu der auch sechs Panzerdivisionen und drei motorisierte Divisionen gehören sollten. Weiterhin sah der deutsche Plan vor, dass über der Lyme-Bucht und an verschiedenen Stellen hinter den britischen Linien zwei Luftlandedivisionen niedergehen sollten, um diese Linien zu unterbrechen.

Auch die unmittelbaren Ziele der Invasionsarmee waren festgelegt. Nach der Sicherung der jeweiligen Strandabschnitte (sie würde, wie man annahm, keinesfalls länger als drei Tage dauern) sollte die Heeresgruppe A als erste bis zu einer Linie vorstossen, die von Gravesend nach Southampton verlief, und weiter im Westen von Reichenau 6. Armee von der Lyme-Bucht aus nordwärts nach Bristol. Damit wollte man Devon und Cornwall abschneiden. Ihr nächstes Ziel bestand darin, eine Linie zwischen Maldon an der Ostküste nördlich der Themsemündung und dem Fluss Severn zu erreichen, womit London umschlossen und Wales abgeschnitten wäre.

Das OKH rechnete nicht damit, dass an den ersten Tagen alles glattgehen würde. Im Gegenteil, man vermutete, dass es zu schweren Gefechten mit starken britischen Kräften kommen würde, nahm aber an, sie rasch für sich entscheiden, gewinnen, dann London umschliessen und den Vorstoss weiter nach Norden führen zu können. Den anfangs so skeptischen deutschen Generälen schien das blosses Vorlegen ihres Plans Zuversicht eingeflösst zu haben. Noch am selben Tag sagte von Brauchitsch, der Oberkommandierende des Heeres, zu Admiral Raeder, die Operation werde vor Ablauf eines Monats beendet sein und keine besonderen Schwierigkeiten bereiten.

Raeder und die anderen Admiräle waren da weniger sicher. Sie wussten, dass die Kriegsmarine eine solche riesige Streitmacht nicht transportieren, an Land setzen und auf einer so ausgedehnten Front decken konnte. In diesem Sinne informierte Raeder auch das OKW einige Tage später und erneut am 21. Juli bei einer Zusammenkunft der Führer der drei Waffengattungen mit Hitler. Am 29. Juli legte der Admiralstab seine Ansichten Hitler schriftlich vor und warnte ihn und das Heer davor, die Operation noch im selben Jahr durchführen zu wollen. Stattdessen wurde der Mai 1941 vorgeschlagen – oder ein noch späterer Zeitpunkt.

So lange aber wollte der Oberbefehlshaber der Wehrmacht nicht warten. Er war der festen Überzeugung, den Krieg bereits gewonnen zu haben. Hatte er nicht den Briten ein Friedensangebot gemacht? Da diese es schnöde zurückgewiesen hatten, würde er ihnen jetzt den Todesstoss versetzen. Am 31. Juli bestand er darauf, dass die Vorbereitungen fortgesetzt würden, damit die Invasion am 15. September stattfinden konnte, und erliess am nächsten Tag die «Weisung Nr. 17 für die Führung des Luft- und Seekrieges gegen England». Er veranlasste ausserdem,

dass der Chef des OKW, Wilhelm Keitel, eine ähnliche Anweisung ergehen liess und damit den Streit zwischen Heer und Marine um die Länge der vorgesehenen Landefront an der englischen Südküste beilegte. Darin wurde unter anderem die Kriegsmarine angewiesen, dass sie trotz ihrer Hinweise, sie könne lediglich für die Verteidigung eines schmalen Küstenstreifens einstehen, der im Westen bis Eastbourne reichte, die Vorbereitungen für den Angriff auf einer breiten Grundlage wie ursprünglich geplant voranzutreiben hatte.

Diese Entscheidung fachte den schon lange schwelenden Zwist zwischen den beiden Waffengattungen erneut an. Der Admiralstab hatte geschätzt, dass man 1'722 Prähme, 1'161 Motorboote, 471 Schlepper und 155 Transportschiffe brauchte, um die Forderungen des Heeres zu erfüllen, das für die erste Welle auf einer von Ramsgate bis zur Lyme-Bucht reichenden gut 300 Kilometer langen Front 100'000 Mann mitsamt ihrer Ausrüstung und dem nötigen Nachschub an Land setzen wollte. Selbst wenn das möglich wäre, erklärte Admiral Raeder seinem Führer, würde es der deutschen Wirtschaft einen schweren Schlag versetzen, dass man so viel Tonnage von den Flüssen und Kanälen abzog, denn es wäre gleichbedeutend mit der Zerstörung des Binnenwasserstrassen-Transportnetzes, von dem das Wirtschaftsleben des Landes zum grossen Teil abhing. Auf jeden Fall, wiederholte Raeder noch einmal, ging die Unterstützung eines Landunternehmens auf einer so breiten Front angesichts der mit Sicherheit zu erwartenden Angriffe der britischen Marine und Luftwaffe über die Kräfte der Kriegsmarine hinaus. Er unterstützte seine Aussage mit einer erneuten Mitteilung des Admiralstabs, in der es hiess, man müsse damit rechnen, dass die Kriegsmarine *alle* ihre Schiffe verliere, wenn das Heer auf seiner Forderung nach einer breiten Front bestand. Dahinter stand die unausgesprochene Warnung, die gesamte Invasionsstreitmacht könne untergehen, wenn die Schiffe versenkt würden.

Doch das Heer liess nicht locker. In Überschätzung der britischen Stärke erklärte es, bei einer Landung auf einem schmalen Frontabschnitt sähen sich die deutschen Angreifer einer «überlegenen» britischen Landstreitmacht gegenüber. Am 7. August kam es zu einer Kraftprobe zwischen Heer und Marine, als General Haider in seiner Eigenschaft als Chef des Generalstabs des Heeres mit seinem Gegenüber bei der Marine, Admiral Otto Schniewind, zusammentraf. Haider, gewöhnlich schweigsam und gelassen, war ausser sich und erklärte, er lehne den Marinevorschlag rundheraus ab, denn vom Standpunkt des Heeres aus betrachtet laufe er auf Selbstmord hinaus. Ebenso gut könne er die gelandeten Truppen durch den Fleischwolf drehen.

Doch der Chef des Admiralstabs rückte nicht von seiner Position ab und be-

zeichnete die Durchführung des vom Heer vorgelegten Plans angesichts der britischen Seeüberlegenheit als ebenso selbstmörderisch.

Der Meinungsstreit ging damit weiter, dass der Oberkommandierende des Heeres, von Brauchitsch, dem OKW am 10. August mitteilte, er könne einer Landung auf der vorgeschlagenen kurzen Front keinesfalls zustimmen. Doch inzwischen hatten die Befürchtungen der Kriegsmarine im OKW Wirkung gezeigt, und am 13. August entwarf Alfred Jodl, der Keitel unmittelbar unterstellte Chef des Wehrmachtführungsstabs, eine Einschätzung der Lage, in der es hiess, eine Invasion dürfe erst unternommen werden, nachdem die britische Marine vor der Südküste und die R.A.F. am Himmel darüber «ausgeschaltet» seien. Die Befürchtungen der Kriegsmarine und Jodls Zögern blieben auf Hitler nicht ohne Wirkung. Ich hatte schon früher vermutet, dass sich der Oberbefehlshaber der Wehrmacht weit mehr auf Jodl als auf Keitel stützte. Am 13. und 14. August liess sich Hitler bei einer «Erörterung einer eventuellen Landung in England» erneut die Argumente der Marine- und Heereskommandeure vortragen und traf schliesslich am 16. eine Entscheidung. Die vorgesehene Invasionsfront sollte dadurch verkürzt werden, dass die Landung in der Lyme-Bucht unterblieb. Doch als Trost für seine Generäle forderte der Führer, dass zwar die Hauptübersetzaktion, wie von der Marine gewünscht, auf einer schmalen Front erfolgen sollte, das Heer aber gleichzeitig mit Motorbooten 4'000 oder 5'000 Soldaten in Brighton an Land bringen und dieselbe Zahl von Luftlandetruppen bei Deal Ramsgate absetzen konnte.

Diese Absicht gefiel General Haider in keiner Weise, und er erklärte, ein Angriff auf dieser Grundlage habe zum gegenwärtigen Zeitpunkt keinerlei Aussicht auf Erfolg. Das aber teilte er seinem Tagebuch mit, nicht aber seinem Obersten Kriegsherrn.

Erst am 1. September ordnete das OKW an, dass alle verfügbare Tonnage von den deutschen Nordseehäfen zu den Übersetzhäfen an der Kanalküste verlegt werden sollte. Für eine grosse Landeoperation, die am 15. September beginnen sollte, war das ziemlich spät, und so verschob eine am 3. September vom OKW ergangene Anweisung die Landung um sechs Tage auf den 21. September. Dabei handelte es sich um die erste von vielen Verschiebungen, was auf Hitlers Unschlüssigkeit hindeutet.

Am 6. September fand eine weitere, lange Besprechung zwischen Hitler und Admiral Raeder statt. Am Abend des Tages notierte Raeder, die Entscheidung des Führers, in England zu landen, sei noch keineswegs endgültig, da er fest davon überzeugt sei, eine Niederlage Englands lasse sich auch ohne das Landunternehmen erreichen.

Den Admiral mochte Hitlers Entschlusslosigkeit erleichtern, der Generalität hingegen muss es unglaublich erschienen sein, dass das gewaltige amphibische Unternehmen, der erste ernsthafte Versuch einer Landung auf den britischen Inseln in nahezu einem Jahrtausend, immer wieder hinausgeschoben wurde. Doch Hitler war fest davon überzeugt, dass eine Landung auf der Insel nicht nötig sei, um Grossbritannien in die Knie zu zwingen.

In seiner Anordnung vom 3. September, die Landung vom 15. auf den 21. zu verschieben, hatte das OKW erklärt, der endgültige Befehl werde am 11. September ergehen, so dass den drei Waffengattungen zehn Tage für ihre letzten Vorbereitungen blieben. Am 10. September jedoch beschloss Hitler, seine endgültige Entscheidung bis zum 14. aufzuschieben. Dafür scheint es zwei Gründe gegeben zu haben: Erstens nahm man im OKW an, die Bombardierung Londons habe auch auf den Durchhaltewillen der Briten eine so zerstörerische Wirkung gehabt, dass eine Invasion nicht erforderlich sei; zum zweiten sah sich die Kriegsmarine grösseren Schwierigkeiten gegenüber, als man angenommen hatte. Zur Behinderung durch das unbeständige Wetter, über das Marine-Dienststellen am 10. September sagten, es entspreche in keiner Weise der Jahreszeit, kam hinzu, dass sowohl die R.A.F., die Göring bis zu diesem Zeitpunkt zu vernichten sich stark gemacht hatte, wie auch die britische Marine, die er gleichfalls, zumindest vor der Südküste, hatte handlungsunfähig machen wollen, die Konzentration der Invasionsflotte immer stärker behinderten. Die von uns erstmals Mitte August beobachteten nächtlichen Bombenangriffe auf die Kanalhäfen hatten inzwischen ein verwüstendes Ausmass angenommen, und zwei Tage später, am 12. September, schickte das für die Invasionsflotte unmittelbar zuständige Marinegruppenkommando West eine Mitteilung nach Berlin, in der es hiess, dass von der Luftwaffe, der Fernartillerie und kleineren Marineeinheiten des Gegners hervorgerufene Störungen zum ersten Mal grösseren Umfang angenommen hätten. Die Häfen Ostende, Dünkirchen, Calais und Boulogne seien wegen der Gefahr von Granatenbeschuss und Bombenangriffen durch die Engländer nachts als Ankerplätze nicht mehr zu benutzen und Einheiten der britischen Flotte operierten inzwischen nahezu unbehelligt im Ärmelkanal. Aufgrund dieser Schwierigkeiten erwartete man weitere Verzögerungen bei der Zusammenziehung der für die Invasion benötigten Flotte.

Am nächsten Tag sah es keineswegs besser aus. Britische Marineeinheiten bombardierten die Hauptüberseehäfen am Kanal – Ostende, Boulogne und Cherbourg –, und allein im Hafen von Ostende versenkte die R.A.F. 80 Lastkähne. An jenem und am darauffolgenden Tag, dem 14. September, traf Hitler erneut mit

seinen militärischen Führern zusammen. Die Unterlagen über diese Gespräche zeigen ein verblüffendes Ausmass an Verwirrung unter den Teilnehmern. General Jodl gewann den Eindruck, wie er in seinem Tagebuch erklärte, Hitler habe offensichtlich beschlossen, das Unternehmen «Seelöwe» vollständig abzusagen. General Haider und Admiral Raeder gewannen einen etwas abweichenden Eindruck, und Raeder beklagte sich, der Führer sei weder bereit, den endgültigen Befehl zur Invasion zu geben, noch den endgültigen Auftrag, sie abzublasen, obwohl ihm der Admiral dringend zu letzterem riet. General Haider vermochte, wie er erklärte, den Gedankengängen des Führers nicht ganz zu folgen. Einerseits behauptete Hitler, «die von der Marine zu schaffenden Voraussetzungen sind gegeben», was den Chef des Generalstabs des Heeres erstaunte, der das besser wusste, und die Luftwaffe sei «über alles Lob erhaben», und das nun erstaunte Haider noch mehr. Andererseits räumte Hitler ein, wie es in Haiders Tagebuch heisst:

Jede Pause kommt dem Feind zugute... Völlige Beseitigung der feindlichen Jagd[-waffe] noch nicht eingetreten. Eigene Erfolgsmeldungen geben kein sicheres Bild.

Die Entscheidung, zu der Hitler schliesslich kam, war eindeutig negativ, und Haider notierte auch sie.

Im Ganzen sind aber trotz aller Erfolge die *Voraussetzungen für Seelöwe noch nicht gegeben*... Daher Entschluss: Das Unternehmen wird jetzt noch nicht abgesagt... Nächster Voransagetermin also 17.9.

Hitler wollte der Luftwaffe noch einige Tage Gelegenheit geben, die R.A.F. zu vernichten, doch die Marine beschwerte sich unausgesetzt, die R.A.F. mache es ihr unmöglich, die Invasionsflotte zusammenzustellen.

Der entscheidende Tag war der 17. September.

Unser Wissen über diesen Tag stammt grösstenteils von der Kriegsmarine. Die Nacht war mondhell – das hatte sich die deutsche Seite für den Fall zunutze machen wollen, dass die Invasion wie geplant am 15. September begonnen hätte –, und das kam den britischen Nachtbombnern gerade recht. Die Kriegsmarine meldete beträchtliche Verluste an Schiffsraum in den Absprunghäfen. Vor Dünkirchen wurden 84 Lastkähne versenkt oder beschädigt, und von Cherbourg in Frankreich bis Den Helder in Holland verzeichnete der Admiralstab an weiteren Verlusten: ein in die Luft gesprengtes 500-Tonnen-Munitionslager, ein ausgebranntes Nachschublager, mehrere versenkte Dampfer, Prähme und Torpedo-

boote; ausserdem verlor eine ganze Reihe von Marineangehörigen ihr Leben. Wegen der Bombeneinwirkung, fuhr der Admiralstab fort, mussten die bereits an der Kanalküste befindlichen Kampf- und Transportschiffe auseinandergezogen und durften keine weiteren Wasserfahrzeuge zu den Übersetzhäfen gebracht werden. Andernfalls würde bei Fortsetzung der feindlichen Angriffe im Lauf der Zeit eine solche Zahl von Opfern zu beklagen sein, dass die Durchführung der Operation im ursprünglich vorgesehenen Massstab auf jeden Fall problematisch würde.

Die Lage war bereits mehr als schwierig geworden. Aus dem Kriegsjournal des deutschen Admiralstabs geht das eindeutig hervor. Lakonisch vermerkte am Abend des 17. September ein Offizier, die feindliche Luftwaffe sei keineswegs geschlagen, sondern zeige im Gegenteil zunehmende Aktivität. Da die Gesamtwetterlage keine längere ruhige Phase verspreche, habe der Führer das Unternehmen «Seelöwe» auf einen unbestimmten Zeitpunkt verschoben. Offenbar war der Mann angesichts dieser Entscheidung ungeheuer erleichtert, denn er unterstrich diesen letzten Satz.

Nach so vielen Jahren verblüffender Erfolge war dem Nazi-Diktator jetzt etwas fehlgeschlagen. Die von ihm schon als sicher angesehene Invasion der britischen Inseln, mit der er den Krieg siegreich beenden wollte, wurde auf den Sankt Nimmerleinstag verschoben. Der Krieg würde weitergehen. Etwa einen Monat lang sollten die Vorbereitungen für die Invasion zum Schein weitergeführt werden, um bei den Briten den Eindruck zu erwecken, sie werde noch in jenem Herbst erfolgen.

Am 19. September ordnete Hitler in aller Form an, die Invasionsflotte nicht weiter zusammenzuziehen und die bereits in den Kanalhäfen liegenden Wasserfahrzeuge weiträumig zu verteilen. Von einer Zerstreuung der für die Invasion konzentrierten Truppen allerdings wollte er nichts wissen, was General Haider in seinem Tagebuch als «unerträglich» bezeichnete. Er machte Hitler darauf aufmerksam, dass schwere Verluste als Folge der ständigen britischen Luftangriffe unausweichlich seien, wenn er die Truppen an der Kanalküste belasse. Die Führung Heer und Kriegsmarine wollte das Unternehmen «Seelöwe» gänzlich abgesagt wissen.

Am 12. Oktober gab ihnen Hitler endlich nach und erklärte in einer streng geheimen Mitteilung aus dem Führerhauptquartier:

Der Führer hat entschieden, dass die Vorbereitungen für die Landung in England von jetzt an bis zum Frühjahr lediglich als politisches und militärisches Druckmittel auf England aufrechtzuerhalten sind.

Sollte eine Landung in England im Frühjahr oder Frühsommer 1941 erneut beabsichtigt werden, so wird der dann erforderliche Bereitschaftsgrad zeitgerecht befohlen ...

Was veranlasste Hitler nun doch, seinen Plan aufzugeben? Mir scheinen drei Gründe dafür massgeblich gewesen zu sein.

Einmal wandte sich das Denken des Führers erneut sehnsüchtig nach Osten, der Sowjetunion zu, ausserdem genügte die Transportkapazität der deutschen Marine nicht, Landtruppen, Gerät und Nachschub in hinreichender Menge über den Kanal nach England zu bringen – der entscheidende Faktor aber dürfte die Wendung gewesen sein, die die «Schlacht um England» genommen hatte.

Beschäftigen wir uns noch einmal mit ihr. Bis einschliesslich 17. August, als unsere kleine Gruppe amerikanischer Korrespondenten die Kanalküste verliess, schien die Sache für die Briten gut zu stehen. Ihre Spitfires und Hurricanes setzten den deutschen Bombern bald so sehr zu, dass Göring seine Luftangriffe nicht mehr weiterführen konnte. Nach einer einwöchigen Pause schickten die Deutschen zwischen dem 24. August und dem 6. September jeden Tag durchschnittlich mehr als 1'000 Flugzeuge gegen England im Versuch, dessen Luftabwehr mit einem gewaltigen Schlag zu vernichten.

Damit trat die «Schlacht um England» in ihre entscheidende Phase. Die zahlenmässige Überlegenheit der Deutschen machte sich bemerkbar. Fünf vorgeschobene Jäger-Stützpunkte der R. A.F. in Südengland wurden schwer in Mitleidenschaft gezogen. Noch schlimmer aber war: Sechs der sieben Jäger-Zentren gerieten so nahe an den Rand der Zerstörung, dass das gesamte Fliegerabwehr-Nachrichtensystem der R.A.F. kurz vor dem Zusammenbruch stand. Für die Briten hätte das eine Katastrophe bedeutet, denn diese Zentren waren bisher zusammen mit dem Radar der Schlüssel für Grossbritanniens erfolgreiche Luftverteidigung gewesen. Von diesen unterirdischen Befehlsstellen aus wurden die Hurricanes und Spitfires über Funktelefon auf Grundlage der neuesten, von Bodenstationen und Piloten gemeldeten Radardaten gegen den Feind geschickt.

Dazu sagte Churchill später: «In den Kämpfen zwischen dem 24. August und dem 6. September hatte die Waagschale sich zu Ungunsten des Jägerkommandos gesenkt... In dem Kampf auf Leben und Tod zwischen den beiden Luftwaffen war dies eine entscheidende Phase.»

Und gerade in dieser Phase kam es zu Görings zweitem taktischem Fehler. Gemeint ist sein Befehl, die Angriffe auf die britischen Radarstationen einzustellen. Das hatte ähnliche Auswirkungen wie sein erster. Damit, dass Göring gerade

zu dem Zeitpunkt, als die R.A.F. in der Luft und am Boden Verluste erlitt, deren Schwere sie an den Rand der Niederlage brachte, am 7. September von den bisherigen Luftangriffen auf massive *Nacht*-Bombardements von London übergang, verschaffte er dem Jägerkommando der R.A.F. die dringend benötigte Atempause.

Als ich 1943 zum ersten Mal im Krieg nach Grossbritannien kam, erinnerten sich Londoner noch lebhaft an den drei Jahre zurückliegenden Samstagabend, an dem der massivste Bombenangriff, der je gegen eine Stadt geflogen worden war, seinen Höhepunkt erreichte. Die erste Welle aus 320 deutschen Bombern – noch niemals zuvor hatte man eine so grosse Formation schwerer Maschinen gesehen – tauchte kurz nach 17 Uhr, von allen Jägern begleitet, die die deutsche Luftwaffe aufbieten konnte, über der Themsemündung auf. Von dort flog sie den Fluss entlang nach London und warf Bomben auf das Arsenal von Woolwich, mehrere Gas- und Kraftwerke, zahlreiche Lagerhäuser und kilometerlang auf Dockanlagen im Londoner Hafen. In wenigen Minuten war das gesamte riesige Gebiet um den Fluss ein Flammenmeer, das in Silvertown die Wohngebiete umschloss, so dass die Bevölkerung auf dem Wasserweg evakuiert werden musste.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit, gegen 20 Uhr, traf eine aus 250 Bombern bestehende zweite Welle ein, der bis 4 Uhr 30 am Sonntag die ganze Nacht hindurch mehrere Wellen folgten. Erst als der Himmel heller wurde, hörte der grosse Angriff auf. Er wurde am nächsten Abend wieder aufgenommen und die ganze Nacht auf den Montag hindurch fortgesetzt. 842 Angehörige der Zivilbevölkerung wurden getötet und 2'347 verletzt; unabsehbarer Schaden entstand an verschiedenen Stellen der sich weit ausbreitenden Stadt. Einige der amerikanischen Korrespondenten, die über diesen Bombenhagel berichteten, sagten mir, sie fragten sich, wie lange die Briten das wohl aushalten würden. Hitler und Göring fühlten sich durch Berichte der deutschen Botschaft in Washington bestätigt, in denen es hiess, angeblich hätten amerikanische Militärattachés in London erklärt, dieses Flächenbombardement werde Grossbritannien nicht lange ertragen. Einem Offizier des OKW zufolge rechnete Hitler allen Ernstes damit, in Grossbritannien werde eine Revolution ausbrechen. Zweifellos trug dieser irrtümliche Eindruck mit zur Entscheidung des Führers bei, die Operation «Seelöwe» immer wieder aufzuschieben, denn es konnte sich ja erweisen, dass sie nicht erforderlich war.

Die ganze folgende Woche hindurch gingen diese Nachtangriffe auf die britische Hauptstadt weiter. Dann beschlossen die Deutschen, von ihrem Erfolg be rauscht, London *tagsüber* zu bombardieren. Das führte am Sonntag, dem 15. Sep-

tember, zur entscheidenden Luftschlacht und zu einem Wendepunkt. Churchill verfolgte die Schlacht aus der tief unter der Erde eingerichteten, bombensicheren Befehlszentrale der Jägergruppe Nr. 11 in Uxbridge.

«Den 15. September muss man als den Höhepunkt ansehen», heisst es bei Churchill. «An diesem Tage unternahm die deutsche Luftwaffe, nach zwei schweren Angriffen am 14., ihre grösste Anstrengung in einem neuerlichen Tagesangriff auf London.

Es war eine der entscheidenden Schlachten des Krieges...»*

Gegen Mittag nahmen, von 600 Kampfflugzeugen begleitet, 200 deutsche Bomber Kurs auf London. Das Jägerkommando der R.A.F. hatte auf seinen Radarschirmen das Erscheinen der Angreifer verfolgt und war bereit. Die meisten Bomber wurden abgefangen, bevor sie die Hauptstadt erreichten, einige wurden abgeschossen und eine grössere Anzahl beschädigt und zur Umkehr gezwungen. Neue Wellen von Angreifern erschienen, auch sie wurden zurückgeschlagen. Obwohl die Briten im Siegestaumel erklärten, sie hätten 185 deutsche Maschinen abgeschossen, belief sich die tatsächliche Zahl, wie sich aus den Unterlagen der Luftwaffe nach dem Krieg ergab, auf 56. Doch immerhin waren 34 davon Bomber – die R.A.F. hatte nur 26 Maschinen verloren.

Der entscheidende Tag hatte gezeigt, dass Görings Luftwaffe zumindest zum damaligen Zeitpunkt nicht in der Lage war, erfolgreich einen grösseren Tagesangriff auf London zu fliegen. Obwohl sechs Wochen lang alles nach vorn geworfen worden war, hatte sie nicht vermocht, die Luftherrschaft über Südengland zu gewinnen, und somit war an eine Invasion nicht zu denken. Wie wir gesehen haben, hatte Hitler zwei Tage später, am 17. September, die Operation «Seelöwe» auf unbestimmte Zeit verschoben. Churchill äusserte dazu später: «... der 15. September kann als der Tag ihres Hinscheidens festgehalten werden.»

Schon bald war ich der Ansicht, dass er auch als entscheidender Wendepunkt in Hitlers Krieg festgehalten werden konnte. Das war sein erster Rückschlag nach so vielen glänzenden Siegen. Zwar standen ihm noch weitere militärische Triumphe bevor, aber das Kriegsglück, das ihm bisher so dauerhaft gelächelt hatte, schien ihn jetzt im Stich zu lassen. Noch bevor ein weiteres Jahr um war, wandte es sich gegen ihn.

Das britische Volk war gerettet – um weiterzukämpfen. Nahezu ein ganzes Jahrtausend lang hatte es sich erfolgreich als Seestreitmacht verteidigt. Gerade

* Winston Churchill, a. a. O., 2. Band, 2. Buch, S. 22/23.

noch rechtzeitig hatte eine geringe Zahl seiner politischen Führer, vor allem Churchill, begriffen, dass in der Mitte des 20. Jahrhunderts die Kampffähigkeit in der Luft entscheidend sein würde, und sie hatten sich, wenn auch knapp, gegen das skeptische Unterhaus und ihre Regierung, die Entscheidungen auszuweichen trachtete, durchgesetzt und aus dem kleinen Kampfflugzeug Spitfire und seinem Piloten (ich hatte den Prototyp 1928 beim Wettbewerb um den Schneider-Pokal in England gesehen) die Hauptverteidigungswaffe des Landes gemacht.

Mit seiner gewohnten Beredsamkeit hatte Churchill in einer Rede vor dem Unterhaus am 20. August, als die Luftschlacht um Grossbritannien noch tobte und ihr Ausgang durchaus ungewiss war, zusammengefasst: «Nie zuvor hatten bei einer kriegerischen Auseinandersetzung so viele so wenigen so viel zu verdanken.»

Auch in Berlin war inzwischen eine Art Wendepunkt im Krieg eingetreten, und zwar, bevor der Oberbefehlshaber der Wehrmacht seinen Invasionsplan aufgab.

Am Abend des 25. August 1940 bombardierten die Briten zum ersten Mal die Reichshauptstadt. Auch im Winter davor waren sie schon rund ein halbes Dutzend Mal über Berlin erschienen, hatten damals aber nur Flugblätter abgeworfen. Allerdings richtete der erste Angriff keine grossen Schäden an, denn wegen einer dichten Wolkendecke fand nur etwa die Hälfte der aufgestiegenen 81 R.A.F.-Bomber ihr Ziel. Der Sachschaden war, soweit ich feststellen konnte, äusserst gering, und niemand kam ums Leben. Doch die Wirkung auf die Stimmung der deutschen Bevölkerung war beträchtlich. *Zum ersten Mal waren Bomben auf Berlin gefallen.* In meinem Tagebuch heisst es unter dem folgenden Tag:

Die Berliner sind perplex. Das hatten sie nicht für möglich gehalten.

Immerhin hatte ihnen zu Kriegsbeginn Göring versichert, das sei unmöglich, und sie glaubten ihm. Umso grösser ist heute ihre Ernüchterung. Wer sie ganz ermassen will, muss ihre Gesichter sehen.

In der Nacht vom 28. auf den 29. August kamen die Briten mit noch mehr Maschinen, und ihren Bomben fielen die ersten Menschen in der Reichshauptstadt zum Opfer. Amtlichen Angaben zufolge wurden 10 Personen getötet und 29 verletzt. Die Mehrzahl der amerikanischen Auslandskorrespondenten wie auch die Militärattachés unserer Botschaft schätzten die Zahl der Opfer mindestens vier- bis fünfmal so hoch. Sie stützten sich dabei auf die Zahl der getroffenen Wohn-

häuser. Dennoch war das Ergebnis bescheiden verglichen mit dem, was die Briten in London durchmachten und was den Deutschen für die nächsten Jahre bevorstand. Doch auch diesmal war die Auswirkung auf die Moral der Bevölkerung enorm – übrigens auch auf die Nazi-Regierung.

Die Grosskopfetten waren ausser sich. Goebbels, der die Presse angewiesen hatte, den ersten Bombenangriff herunterzuspielen und ihm nur wenige Zeilen zu widmen, ordnete jetzt an, dass alle Register gezogen wurden, um die «Brutalität» der britischen Flieger herauszustreichen, die die wehrlosen Frauen und Kinder Berlins angegriffen hatten. In der Mehrzahl der Zeitungen hiess die Schlagzeile: FEIGER BRITISCHER ANGRIFF. Das Propagandaministerium liess Berichte abfassen, in denen es hiess, während die deutschen Flugzeuge über England ausschliesslich militärische Ziele angriffen, würfen die «britischen Piraten auf Churchills persönlichen Befehl» ihre Bomben ausschliesslich auf «nicht-militärische Ziele». Obwohl ich längst an Goebbels' Lügen gewöhnt war, drückte mich die Vorstellung nieder, die leichtgläubigen Deutschen würden das für bare Münze nehmen.

Schutz vor Nachtangriffen gab es nicht, das wurde mir klar, als ich nach meiner Sendung erst gegen drei Uhr ins Hotel zurückfuhr, denn ich hatte die Entwarnung abwarten müssen. Am Himmel leuchtete der Widerschein mehrerer Brände. Zweifellos war inzwischen mein Kollege Ed Murrow in London zum selben Ergebnis gekommen wie ich, als ich von einem Balkon des Funkhauses aus den Ereignissen am Himmel über Berlin zusah. Während Scheinwerfer versuchten, die feindlichen Flugzeuge in den Griff ihrer Lichtfinger zu bekommen, ballerten die Flugabwehrkanonen, was das Zeug hielt. Nicht eine einzige Maschine bekamen die Suchscheinwerfer zu fassen, keine britische Maschine sah ich brennend abstürzen. Es gab einfach kein Mittel gegen die Nachtbomber, man konnte höchstens beten, dass man nicht von einer Bombe getroffen wurde.

Ein Stossgebet dieser Art entfuhr mir in der letzten Augustnacht. Ich war im Badezimmer gewesen und hatte über dem Rauschen des Wassers die Sirenen nicht gehört. Als ich herauskam, feuerte die Flak bereits aus allen Rohren. Da in der Wilhelmstrasse ganz in der Nähe des Hotels mehrere Ministerien und auch Hitlers Reichskanzlei lagen, war um uns herum viel Flak konzentriert, vor allem im nahegelegenen Tiergarten. Von der Grippe noch immer ein wenig benommen, schlief ich bald ein und erwachte nach wenigen Minuten wieder durch die Detonation zweier Bomben ganz in der Nähe.

Am nächsten Morgen teilte das OKW mit, Bomben seien ausschliesslich aus

serhalb der Stadtgrenzen gefallen. Offensichtlich redigierten Hitler und Goebbels die Berichte des OKW, denn der Tiergarten war abgesperrt und in den Nachmittagszeitungen war sogar die Rede von Bombenkratern im Park.

Da dieser 1. September der erste Jahrestag des Kriegsausbruchs war, schleppte ich mich zu einer Sondersendung ins Funkhaus. In meinem Manuskript hiess es unter anderem:

Heute vor einem Jahr begann der grosse «Gegenangriff» auf Polen. In diesem einen Jahr haben die Deutschen Siege an ihre Fahnen geheftet, denen man nichts in der glänzenden Militärgeschichte dieses aggressiven und militaristischen Volkes an die Seite stellen kann. Dennoch ist der Krieg keineswegs vorbei oder gewonnen.

Der Zensor strich das Wort «Gegenangriff» mit der Erklärung, es klinge zu sarkastisch.

«Aber genau das Wort hat doch heute vor einem Jahr das OKW in seinem ersten Bericht verwendet», erinnerte ich ihn.

«Es klingt aber heute nicht mehr richtig», gab er zurück. «Sagen Sie etwas anderes. Ausserdem können Sie Deutschland nicht aggressiv und militaristisch nennen. Vergessen Sie nicht, dass Polen uns angegriffen hat.»

Während ich später meinen Tagebucheintrag machte, begehrte ich nicht nur gegen die Striche des Zensors in der bewussten Sendung auf, sondern vermerkte auch bitter, dass mich die Zensur immer mehr gängelte. Ich konnte nicht ein Zehntel von dem senden, was ich allabendlich in meinem Tagebuch niederschrieb. Mir begann aufzugehen, dass ich als Korrespondent in Berlin nicht mehr von besonders grossem Nutzen war.

Einige Tage später, am 4. September, zeigte sich allerdings, dass ich als Berichterstatter doch noch etwas liefern konnte. Ich hatte eine weitere Gelegenheit, den Diktator zu sehen und zu beobachten, wie er sich angesichts der – wie wir noch meinten – bevorstehenden Invasion Grossbritanniens gab. Vielleicht konnte ich auch einen Hinweis auf seine Ansicht zum Verlauf der «Schlacht um England» erhaschen.

Der Anlass war eine «Volkskundgebung» zur Eröffnung des Winterhilfswerks im Berliner Sportpalast, wo seine Zuhörerschaft vorwiegend aus Krankenschwestern und Fürsorgerinnen bestand. Selten hatte ich ihn so heuchlerisch und sarkastisch erlebt, obwohl ich ja aus jahrelanger Erfahrung wusste, dass er beides meisterlich beherrschte. Darüber hinaus gab er seinem Publikum Kostproben von etwas, was Deutsche wohl als Humor ansehen.

So bezeichnete er den britischen Premierminister als «den Kriegsberichterstatter Mr. Churchill» und erklärte:

Diese Schwatzereien des Mr. Churchill oder des Mr. Eden – vom alten Chamberlain zu reden, verbietet einem die Pietät diese Schwätzereien lassen das deutsche Volk ganz kalt, oder bewegen es höchstens zum Lachen.

Auf jeden Fall, überlegte ich, während ich Platz nahm, um wieder einmal einer Hitler-Rede zuzuhören, wird der Führer drei Fragen beantworten müssen, die allen Deutschen auf der Seele brennen:

1. Wie steht es mit der Luftschlacht um England, die, wie Göring geprahlt hatte, eigentlich längst vorüber sein musste?
2. Wann soll die Invasion Grossbritanniens starten?
3. Was gedachte der Führer gegen die nächtlichen Bombenangriffe auf Berlin und andere deutsche Städte zu unternehmen?

Die Frage der Invasion tat er ganz leichthin ab:

Und wenn man in England heute sehr neugierig ist und fragt: «Ja, warum kommt er denn nicht?» Beruhigt euch, er kommt! Man muss nicht immer so neugierig sein!

Seine Zuhörer schienen das sehr lustig zu finden, denn sie bogen sich vor Lachen. In der Frage der Bombenangriffe auf Berlin begann er mit einer typischen Fälschung und endete mit einer wüsten Drohung. Er erklärte, Churchill lasse seine Bomber nicht nachts angreifen,

weil diese Luftangriffe etwa besonders wirkungsvoll wären, sondern weil seine Luftwaffe bei Tage nicht über deutsches Land fliegen kann. Während die deutschen Flieger... Tag für Tag über englischem Boden sind, kommt kein Engländer bei Tageslicht überhaupt kaum über die Nordsee herüber. Darum kommen sie in der Nacht und werfen – wie Sie wissen – ihre Bomben wahllos und planlos auf zivile Wohnviertel, auf Bauernhöfe und Dörfer. Wo sie irgendein Licht erblicken, wird eine Bombe darauf geworfen.

Ich überlegte mir, wie vielen Menschen, wenn überhaupt jemandem in der riesigen Zuhörerschaft, klar war, dass die Deutschen nur deshalb tagsüber nach England fliegen können, weil es dorthin von den Luftstützpunkten an der französi-

schen Küste nur wenige Kilometer waren und die Luftwaffe deshalb ihre Bomber mit Kampfflugzeugen schützen konnte. Da die Briten wegen der grossen Entfernung nach Deutschland nicht in der Lage waren, ihre Bomber von Kampfflugzeugen begleiten zu lassen, flogen sie im Schutze der Dunkelheit.

Dann kam Hitlers Drohung:

Ich habe drei Monate lang das nicht beantworten lassen in der Meinung, sie würden diesen Unfug einstellen. Herr Churchill sah darin ein Zeichen unserer Schwäche. Sie werden es verstehen, dass wir jetzt nun Nacht für Nacht die Antwort geben, und zwar in steigendem Masse.

Seine Stimme erhob sich.

Und wenn die britische Luftwaffe zwei- oder drei- oder viertausend Kilogramm Bomben wirft, dann werfen wir jetzt in einer Nacht 150'000, 180'000, 23'000, 300'000, 400'000, 1 Million Kilogramm.

An dieser Stelle musste er, meinem Tagebuch zufolge, wegen des hysterischen Beifalls seiner weiblichen Zuhörerschaft eine Pause machen – für mich eine Mahnung daran, dass sich in dieser Hinsicht die deutschen Frauen nicht sehr von den Männern unterschieden.

«Wenn sie erklären, sie werden unsere Städte in grossem Ausmass angreifen – wir werden ihre Städte ausradieren!» Diese letzte Äusserung Hitlers brachte die jungen Damen geradezu zur Raserei, sie sprangen auf und kreischten ihre Zustimmung heraus.

«Es wird die Stunde kommen, da einer von uns beiden bricht, und das wird nicht das nationalsozialistische Deutschland sein!» schrie Hitler mit sich überschlagender Stimme.

An dieser Stelle behielt die rasende Weiblichkeit immerhin einen so kühlen Kopf, dass sie im Chor «Niemals! Niemals!» skandieren konnte.

Nun waren die Pferde also doch mit ihm durchgegangen. Lag es daran, dass er, wie so oft, von seiner Zuhörerschaft mitgerissen wurde? Oder war der Grund einfach darin zu suchen, dass die «Schlacht um England» nicht so gut verlief, wie Göring es versprochen hatte, und dass deswegen die geplante Invasion immer weiter hinausgeschoben werden musste? Jedenfalls kam ich später zu dem Ergebnis, dass Hitlers enttäuschte Hoffnungen zusammen mit seiner übersteigerten Reaktion auf die britischen Bombenangriffe gegen die Reichshauptstadt zu seinem Entschluss beitrugen, von Tagesangriffen gegen die R.A.F. zu massiven nächli-

chen Bombardements auf London überzugehen. Sie begannen am 7. September, drei Tage nach seiner Sportpalast-Rede – in Hitlers Augen nichts anderes als eine Vergeltungsmassnahme.*

Nicht nur die «Schlacht um England» strebte gegen Mitte September einem neuen Höhepunkt zu, sondern auch die deutsche Propaganda. Regierung, OKW und Presse setzten einen Strom von täglich schriller werdenden Lügen über die Bombardements auf Berlin und auf Grossbritannien in Umlauf. Teilweise war, was da öffentlich verkündet wurde, so hirnverbrannt, dass man es gut zitieren konnte, und das tat ich auch gelegentlich in meinen Sendungen. Ich vermutete, dass meine Hörer daheim ohne Schwierigkeiten erkannten, welche aberwitzigen Verdrehungen der Wahrheit den Deutschen da aufgetischt wurde. Was ich in meinen Sendungen nicht sagen konnte, vertraute ich meinem Tagebuch an, zum Beispiel, dass das Bombardement der Nacht vom 7. auf den 8. September das «bisher umfangreichste und wirkungsvollste» war.

Gestern haben die Briten besser gezielt. Als ich kurz nach drei Uhr vom Funkhaus zurückkehrte, erhellten zwei Brände den Himmel im Norden der Stadt. Der grössere von ihnen stammte vom Lehrter Bahnhof. Ein weiterer Bahnhof in der Schussendorfstrasse, hiess es, sei auch getroffen, und eine Gummifabrik soll in Brand geschossen worden sein...

In diesem ereignisreichen September merkte ich, wie ich immer mehr in den Propagandakrieg der Nazis verstrickt wurde. Als ich am 5. spätabends ins Studio ging, um meine Sendung zu beginnen, sah ich, dass das bisherige Mikrofon durch ein Lippenmikrofon ersetzt worden war, das man ganz dicht an den Mund halten musste, um gehört zu werden. Damit sollte verhindert werden, dass meine Hörer das Dröhnen der Flakbatterien im Hintergrund um das Funkhaus herum mitbeka-

* Am 7. September gab das OKW, offensichtlich auf Hitlers Geheiss, eine Sondermeldung heraus, in der es hiess, da der Feind in der vergangenen Nacht erneut die Reichshauptstadt bombardiert und damit schwere Verluste an Menschenleben sowie grosse Schäden hervorgerufen habe, sei die Luftwaffe als Vergeltungsmassnahme dazu übergegangen, mit starken Kräften Angriffe auf London zu fliegen. Am folgenden Tag trugen alle Berliner Sonntagszeitungen dieselbe, von Goebbels diktierte, Schlagzeile, die auch in dies Horn stiess. Man sagte der deutschen Bevölkerung nicht, dass zwei Wochen lang die Luftwaffe weit schlimmere Bombenangriffe auf die Stadtmitte Londons geflogen hatte als die Briten auf Berlin. Im Gegenteil hiess es in einem im Laufe des Abends herausgegebenen OKW-Bericht, London sei «zum ersten Mal» angegriffen worden. Als Ergebnis dieses Angriffs erstreckte sich eine riesige Rauchwolke von der Stadtmitte Londons bis zur Themsemündung. Zumindest stimmte diese Beschreibung.

men wie auch die in der Nähe detonierenden Bomben. Man hatte mir schon untersagt, britische Bombenangriffe zu erwähnen, während sie stattfanden. Vergeblich wendete ich ein, dass Ed Murrow aus London nicht nur weit schwerere Angriffe meldete, sondern sogar lebhaftere Augenzeugenberichte davon lieferte. Vermutlich ging das Ganze darauf zurück, dass einen oder zwei Abende zuvor Eimer Davis in New York nach meiner Sendung einen seiner trockenen Kommentare abgegeben und die Deutschen das mitbekommen hatten. Obwohl das Flakfeuer und die detonierenden Bomben einen solchen Lärm gemacht hatten, dass ich kaum mein eigenes Wort verstand, hatte ich den gerade stattfindenden Luftangriff mit keiner Silbe erwähnt. Eimer erklärte spöttisch, auch wenn ich nichts gesagt hatte, so sprächen doch die im Hintergrund hörbaren Geräusche lauter als Worte. So kam es, dass ich am folgenden Abend das bewusste Lippenmikrofon vorfand. In den nächsten Tagen unternahmten die Nazis weitere Versuche, meine Arbeit zu behindern – beispielsweise wurde ich bei Bombenangriffen mehrfach aufgefordert, in den Luftschutzkeller zu gehen, so dass ich den Vorgängen am Himmel von meinem Balkon aus nicht mehr zu folgen vermochte.

Die Art und Weise schliesslich, wie mir die Nazis am Abend des 9. September mitspielten, beschleunigte meinen Entschluss, das Land zu verlassen. Drei Stellen mussten meine Manuskripte gutheissen: je ein Zensor des Militärs (er machte mir am wenigsten Schwierigkeiten), des Auswärtigen Amtes und des Propagandaministeriums. Mit den beiden letztgenannten geriet ich an dem bewussten Abend in eine heftige Auseinandersetzung. Sie warfen mir unpassende Ironie vor, weil es in meinem Text hiess, die Deutschen bestünden darauf, die jüngsten nächtlichen Bombenangriffe auf London als «Vergeltung» für die auf Berlin zu bezeichnen. Ich setzte mich gegen den Vorwurf zur Wehr, und als man mir zögernd gestattete zu senden, was von meinem zusammengestrichenen Text übriggeblieben war, waren meine fünf Sendeminuten um. Am nächsten Abend rief Tess aus Genf an und sagte mir, der Nachrichtenleiter der CBS in New York habe sich telefonisch bei ihr erkundigt, warum ich nicht gesendet hatte. Man habe bei der CBS vom Direktor des Reichsrundfunks ein Telegramm erhalten, in dem es hiess, leider sei ich so spät gekommen, dass ich nicht mehr hätte senden können.

Von Beginn des Krieges an hatte ich weder den Deutschen noch meiner Rundfunkstation gegenüber ein Geheimnis daraus gemacht, dass ich meine Arbeit einstellen und Deutschland verlassen würde, sobald mir die Zensur eine wahrheitsgemässe und angemessen vollständige Berichterstattung unmöglich machte. Als genügte es nicht, dass ich beständig Schwierigkeiten mit den deutschen Stellen

hatte, brachte man mir zu meiner Überraschung bei CBS nur äusserst wenig Verständnis entgegen. So hatte mir Paul White im April auf meine Klage (es ging um die Eroberung Norwegens), die Zensur lege mir so viele Steine in den Weg, dass es sich kaum lohne, weiterhin von Berlin aus zu senden, eine telegrafische Antwort erteilt, die ich nicht hinnehmen konnte.

BILL, WIR VERSTEHEN UND BEDAUERN ZUSTÄNDE IN BERLIN DURCHAUS, MEINEN ABER, SENDUNGEN SIND AUCH DANN FORTZUSETZEN, WENN NUR AMTLICHE ERKLÄRUNGEN UND ZEITUNGSMELDUNGEN VERLESEN WERDEN KÖNNEN.

Dafür brauchte man meiner Ansicht nach nicht mich, und so teilte ich White mit, ich könne ihm für 50 Dollar die Woche und «ohne Spesen» einen pronazistisch eingestellten amerikanischen Studenten verschaffen, der diesen Blödsinn vorzulesen bereit und imstande sei.

Weil dann ab Mai mit Hitlers Westoffensive für die Deutschen alles so erstaunlich glatt lief, war die Zensur gelockert worden, und ich konnte einige wahrheitsgemässe Berichte über die Kampfhandlungen schreiben, die ihren Höhepunkt mit meinem «Knüller» über den Abschluss des Waffenstillstands in Compiègne gefunden hatten. Nachdem nun der Luftkrieg schärfer wurde und Hitler angesichts der britischen Bombenangriffe auf Deutschland den Kopf verlor und allem Anschein nach im Begriff stand, seine Invasionspläne aufzugeben, wurde die Zensur wieder äusserst streng gehandhabt. Ich telegraphierte White und bekam am 10. September über Tess telefonisch die Antwort, ich solle «sobald wie möglich» nach Genf zurückkehren, damit wir uns «am Telefon unterhalten» könnten.

Berlin, 12. September 1940.

Für einige Tage nach Genf, damit ich Verschiedenes telefonisch mit New York klären kann, ohne dass die Nazis uns abhören...

Gerüchtweise heisst es, der grosse Sprung nach England soll in der Nacht vom 15. auf den 16. stattfinden, weil dann Vollmond herrscht und die Tidenverhältnisse im Kanal günstig sind.

Trotzdem riskiere ich die Reise nach Genf.

Was ich der CBS sagen wollte, wusste ich bereits: Wenn die Deutschen die Zensur in Berlin nicht lockerten, würde ich das Land verlassen. Mit Tess war ich bereits übereingekommen, dass sie Ende Oktober mit Eileen nach Amerika ab-

reiste, denn ich wusste aus zuverlässiger Quelle in Berlin, dass Hitler erwog, wenn es nicht zur Invasion kam, die Briten seinen Zorn dadurch spüren zu lassen, dass er durch Spanien nach Gibraltar vorsties und den Felsen an sich brachte. Von dort aus konnte er den Zugang zum Mittelmeer versperren und auf diese Weise Grossbritanniens lebenswichtige Versorgungswege nach Ägypten, dem Nahen Osten und Indien abschneiden. Da damit meiner Familie auch der letzte Fluchtweg abgeschnitten wäre, stimmte Tess nach langem Zögern zu, dass es vielleicht das Klügste sei, Genf mit dem Kind zu verlassen, solange dazu noch eine Möglichkeit bestand.

Es war herrlich, wieder einmal mit meiner Familie zusammen zu sein, auch wenn es nur vier Tage waren. Mit einem Mal behagte mir das Leben in der behäbigen Schweiz, das mir früher nie gefallen hatte: Im Vergleich zu dem mit fast ganz Europa im Krieg liegenden Deutschland wirkte alles so herrlich zivilisiert und beeindruckend vernünftig. Sobald dieser entsetzliche Krieg vorüber war, schwor ich mir, würde ich mich um eine Anstellung bemühen, die es mir gestattete, meiner Familie mehr Zeit zu widmen als bislang – vielleicht hatte sie ja bis dahin sogar Zuwachs bekommen. Jeden Abend sprach ich mit Tess lange über unsere Zukunftspläne. Sie schwankte, ob sie wirklich Europa verlassen sollte, wo sie geboren und aufgewachsen war. Zwar zweifelte sie nicht daran, dass es ihr in Amerika gefallen würde, aber ihre Heimat würde ihr fehlen.

Als ich die Verbindung mit Paul White in New York hatte, bat ich ihn als erstes, für Tess und Eileen einen Flug von Lissabon aus zu buchen, was er zusagte. Es werde allerdings eine Weile dauern, erklärte er.

«Bis Weihnachten sind sie aber bestimmt hier», versprach er.

«Ich vielleicht auch», gab ich zu bedenken.

«Wir verstehen Sie doch, Bill», sagte White. «Aber Sie sollten in Berlin bleiben. Wir finden, Sie schlagen sich dort ausgezeichnet.»

Er verstand nicht im Entferntesten, was es bedeutete, in jenem Irrenhaus vernünftige Arbeit leisten zu wollen.

Obwohl wir im Verlauf von drei Tagen mehrere Stunden lang miteinander telefonierten, gelang es uns nicht, unsere Differenzen vollständig zu klären. Schliesslich liessen wir die Dinge ruhen, und ich bestätigte in einem langen Brief, was ich am Telefon gesagt hatte.

Mir ist klar, dass die nächsten Wochen über den Ausgang des Krieges entscheiden können und dass es nicht der günstigste Zeitpunkt ist, jetzt wegen der Zensur das Land zu verlassen. Sollte Deutschland den Krieg gewinnen, wollen

Sie selbstverständlich eine Berichterstattung über alles, was auf den Sieg folgt – und das müsste verständlicherweise weitestgehend von Deutschland aus geschehen.

Aus diesem Grunde kehre ich nach Berlin zurück, um es noch einmal zu versuchen. Sollten sich die Dinge aber in diesem Winter festfahren und die Nazis die Zensur nicht lockern, sehe ich mich ausserstande, dort zu bleiben und für das Regime Propaganda zu machen.

In einem Nachsatz fügte ich hinzu:

Wenn Sie den Brief bekommen, hat Hitler entweder versucht, in Grossbritannien einzufallen, oder die Invasion zumindest bis zum Frühjahr aufgeschoben.

Der 15. September ging vorüber, ohne dass man etwas über eine Invasion Grossbritanniens hörte, und am 18. kehrte ich nach Berlin zurück. Mein Tagebuch zeigt, dass an den folgenden Tagen alles wie gewohnt ablief: Die Briten bombardierten, die deutsche Presse wütete gegen sie, und die Zensur wurde immer mehr verschärft, vermutlich als Reaktion auf die zunehmende Enttäuschung darüber, dass es nicht gelungen war, die R.A.F. entscheidend zu schlagen, den Sprung nach Grossbritannien zu unternehmen und die Nachtbombardements Berlins und anderer deutscher Städte zu verhindern.

Berlin, 18. September. Irgendwo in der Nähe von Frankfurt rief gestern Nacht der Schaffner im Zug von Basel: «Fliegeralarm!» Wir hörten Geschützdonner in der Ferne, bekamen aber nichts ab...

Berlin, 19. September... Noch nie seit Kriegsbeginn ist die deutsche Presse so über die Briten hergezogen wie heute. Sie sollen gestern Nacht die Bodelschwingschen Anstalten in Bethel angegriffen haben. Es heisst, dabei seien neun geistig behinderte Kinder ums Leben gekommen und 12 verletzt worden.*

* Ein interessanter Nachtrag zu dieser Nachricht findet sich unter dem 21. September in meinem Tagebuch. «X kam heute in mein Hotelzimmer, und nachdem wir das Telefon abgeklemmt und uns überzeugt hatten, dass vom Nebenzimmer aus niemand durch die Tür lauschte, erzählte er mir etwas Ungeheuerliches. Die Gestapo stehe im Begriff, systematisch alle Geisteskranken umzubringen... Die Nazis nennen das «Euthanasie», eine

Die Schlagzeilen der Berliner Zeitungen spiegelten die offizielle Haltung – wie gewohnt. So entrüstete sich die *Nachtausgabe* racheschnaubend über ein Verbrechen, das die Briten an 21 deutschen Kindern begangen haben sollten, und die *Deutsche Allgemeine Zeitung* sprach anklagend vom Kindermord in Bethel als einem widerwärtigen Verbrechen. Die *BZ am Mittag* schliesslich hielt Winston Churchill vor, heimtückischer Mord habe nichts mit Krieg zu tun, und die britische Mörderinsel werde dessen Folgen zu spüren bekommen. Die Dinge mussten schlimmer stehen, als die deutsche Seite zuzugeben bereit war, denn nur so waren solche irrsinnigen Ausbrüche zu erklären. Je schlechter die Lage wurde, desto unerbittlicher schlug die Zensur zu, und ich hatte von Tag zu Tag mehr Anlass, mich darüber zu beklagen.

19. September. Die Zensur... wird immer unerträglicher. Vergangene Nacht hatte ich einen üblen Zusammenstoss mit einem Nazi-Zensor. Er wollte mich die obenstehende Zeitungsschlagzeilen nicht im Wortlaut zitieren lassen, weil das in Amerika ein «falsches Bild» erzeugen würde...

Auch der nächste Tag lieferte mir gleich wieder einen Anlass zur Klage über die Zensur. In meinem Sendemanuskript hatte ich erwähnt, Presse und Rundfunk Deutschlands schlachteten einen Bericht aus New York gründlich aus, demzufolge die britische Zensur amerikanischen Rundfunkkorrespondenten in London untersagt hatte, Luftangriffe zu erwähnen, während sie stattfanden. Damit, sagten die Deutschen, enthalte man Amerika zuverlässige Nachrichten aus Grossbritannien vor. So weit, so gut-dagegen hatten meine Zensoren nichts einzuwenden. Als ich aber hinzufügte, dass die Berliner Stellen mir schon vor Wochen dieselbe Beschränkung auferlegt hatten, wollte man nicht zulassen, dass ich das sagte.

Art «Gnadentod». Vor einigen Tagen soll man Pastor Bodelschwingh festgenommen haben, weil er nicht bereit war, der Geheimen Staatspolizei einige der schwachsinnigen Kinder zu übergeben, die er in seinen Anstalten in Bethel betreut. Kurz darauf wird gemeldet, dass die Anstalten bombardiert worden sind. Von den «Briten»...

Es war nicht das erste Mal, dass die Deutschen Ziele im eigenen Lande bombardierten, um den Hass auf die Briten zu schüren. Am ersten Tag der Westoffensive, am 10. Mai, empörte sich ganz Deutschland über einen britischen Bombenangriff auf Freiburg im Breisgau, bei dem zwei Dutzend Zivilisten ums Leben kamen. Später stellte sich heraus, dass Maschinen der Luftwaffe die Bomben abgeworfen hatten.

Erneut fragte ich mich, warum ich überhaupt noch dort blieb. Das Propagandaministerium hatte mir zwei neue Zensoren zugewiesen, die amerikanisches Englisch verstanden – einen Hochschullehrer, der in den Vereinigten Staaten längere Zeit eine Professur innegehabt hatte, und einen Geschäftsmann, der Teilhaber einer Bank in New Yorks Wall Street gewesen war.

Immer wieder gehen im Auswärtigen Amt und im Propagandaministerium Berichte aus den USA ein – nicht nur von der deutschen Botschaft in Washington, sondern auch von den in allen Teilen des Landes tätigen Geheimdiensten –, in denen es heisst, dass ich alles mögliche Verbotene sage und man mich scharf im Auge behalten müsse...

Die britischen Bombenangriffe auf Berlin gingen weiter, und meine Einträge im Tagebuch wurden geradezu monoton.

24. September. Gestern haben die Briten ganze Arbeit geleistet und vier Stunden lang einen gutgezielten Bombenhagel losgelassen. Dabei wurden einige wichtige Fabriken im Norden Berlins, ein grosses Gaswerk und die Rangierbahnhöfe nördlich des Stettiner und Lehrter Bahnhofs getroffen.

Doch wir durften das mit keinem Wort erwähnen. Von amtlicher Seite wird behauptet, es seien keine Schäden von militärischer Bedeutung entstanden...

26. September. Gestern hatten wir den längsten Bombenangriff, er dauerte von 11 Uhr abends bis vier Uhr heute Morgen.

Zürich, 18. Oktober. Habe heute Nachmittag Berlin mit dem Flugzeug verlassen... Jetzt sitze ich am Bahnhof und warte auf meinen Zug nach Genf. Der Abschied bedrückt mich ebenso wie das Bewusstsein, dass wir wieder einmal dort fort müssen, wo wir uns ein Heim hatten einrichten wollen.

Am frühen Morgen des 23. Oktober brachte ich Tess und Eileen zu einem Schweizer Bus, der sie in zwei Tagen und Nächten quer durch das unbesetzte Frankreich nach Barcelona bringen sollte. Von dort wollten sie mit dem Zug nach

Lissabon weiterfahren, dem letzten Ort auf dem europäischen Kontinent, von wo aus man von den Nazis unbehelligt nach New York gelangen konnte. Tess und ich hatten so viel mit der Auflösung unserer Wohnung zu tun gehabt, dass wir gar nicht dazu gekommen waren, uns die erneute Trennung bewusst zu machen. Nach ihrer Abreise jedoch fühlte ich mich niedergeschlagen und kraftlos.

Dabei hatten wir noch Glück gehabt, denn um einen Platz in einem der beiden Busse, die einmal in der Woche nach Spanien fuhren, kämpften jedesmal mehr als 1'000 Flüchtlinge, meist deutsche Juden. Sie mussten zudem damit rechnen, an der Grenze zum faschistischen Spanien zurückgewiesen zu werden, womit ihnen das erhoffte Schlupfloch versperrt war.

Es kostete mich meine ganze Kraft, am nächsten Tag nach Deutschland zurückzukehren. Während ich mit bleiernem Herzen von Genf nach Bern fuhr, überlegte ich immer wieder, ob es nicht klüger gewesen wäre, zusammen mit Tess und Eileen abzureisen.

Das lag nicht nur daran, dass ich aus Deutschland nicht mehr wahrheitsgemäss berichten durfte. Hinzu kam, dass ich seit einigen Wochen den keineswegs unbegründeten Verdacht hatte, auf der «Abschussliste» der deutschen Behörden zu stehen. Erfahren hatte ich das von einer guten Bekannten im Funkhaus, der die Berichte aus Washington ebenso zugänglich waren wie die Reaktionen Berlins darauf. Sie hatte mir schon vor meiner Abreise nach Genf zu verstehen gegeben, dass ich mich in grösseren Schwierigkeiten befand, als mir bewusst war.

Als ich nach meiner Rückkehr gegen Ende Oktober mit ihr sprach, sagte sie, sie mache sich Sorgen, da Gestapo, Auswärtiges Amt, Propagandaministerium und auch das Militär versuchten, mir einen Spionagefall anzuhängen. Zum ersten Mal empfahl sie mir, ich möge ein Verlassen des Landes in Erwägung ziehen – solange noch Zeit war. Vor allem die deutsche Botschaft in Washington und dort insbesondere der Militärattaché drückten in ihren Telegrammen die Überzeugung aus, dass ich ein Spion sei und dem Feinde mit Hilfe von Codewörtern in meinen Sendungen geheime Informationen übermittle. Die Dame fügte hinzu, die Gestapo lasse mich verschärft überwachen, und ich solle achtgeben, wenn ich mich mit jemandem treffe – auch mit ihr.

Da sie zu den wenigen Deutschen gehörte, denen ich traute, hatte ich allen Grund, ihre Warnungen weder meinem New Yorker Büro zu melden noch meinem Tagebuch anzuvertrauen, denn das konnte sie in höchstem Mass gefährden. Immerhin bereitete ihre Warnung meinem Zögern, ob ich das Land verlassen sollte oder nicht, ein rasches Ende. Auch wenn es sich nicht gehörte, seinen Pos-

ten zu verlassen, zumal im Kriege – und diese Pflicht war mir durchaus bewusst, beabsichtigte ich nicht, den Nazis in ihre Spionagefalle zu laufen.

Während die winterlichen Tage kürzer und die Nächte länger wurden, flogen die britischen Bomber nahezu allabendlich Angriffe auf Berlin. Zwar richteten sie damit nie besonders grossen Schaden an, aber jedesmal verloren Menschen ihr Leben, wurden Fabriken, Eisenbahnanlagen, Strassenzüge, Wohnhäuser und andere Gebäude in Mitleidenschaft gezogen. Mittelbar behinderten sie die kriegswichtige Produktion, weil die Menschen nachts nicht richtig schliefen – und sie hielten alle Welt in Angst und Schrecken.

Bisweilen aber kam auch der Humor zu seinem Recht, wie beispielsweise beim Besuch Wjatscheslaw M. Molotows, rechte Hand Stalins, Vorsitzender des Rates der Volkskommissare der UdSSR und Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten, der am 12. November zu einem Freundschaftsbesuch in Berlin eintraf.

Es war ein trüber Tag mit kaltem Nieselregen. Molotow machte auf mich einen ziemlich humorlosen Eindruck, als er auf dem Weg vom Anhalter Bahnhof zur Botschaft der Sowjetunion Unter den Linden am *Adlon* vorbeikam. Ich sah durch die Fenster seines Wagens das fast ausdruckslose Gesicht, er wirkte auf mich wie ein Dorfschullehrer. Doch da trog gewiss der Schein, denn wer im Dschungelkrieg von Stalins Kreml überlebte, musste bemerkenswert wendig und zugleich überaus hart und zäh sein. Molotow, überlegte ich, dürfte wohl einer der letzten aus der alten bolschewistischen Garde sein, Lenins Weggefährte bei der Oktoberrevolution. Die übrigen waren tot – von Stalin liquidiert.

Ich war gespannt zu sehen, wie Molotow bei seinem ersten Besuch in Deutschland mit seinen Gastgebern und wie diese mit ihm umgehen würden. Hoffentlich blieben die britischen Bomber nicht ausgerechnet an jenem Tag aus! Zu meiner Enttäuschung kamen sie am ersten Abend nicht, als Göring und Ribbentrop zu Ehren Molotows im Hotel *Kaiserhof* einen Empfang gaben, wohl aber am zweiten, als der sowjetische Aussenminister seine Gastgeber in der russischen Botschaft empfing.*

Um jene Zeit wurde es in Berlin gegen 16 Uhr dunkel, und ich erinnere mich noch, dass die Briten an dem bewussten Tag ziemlich früh kamen. Kurz nach 21

* Bei Churchill heisst es, dass dieser Luftangriff durchaus so geplant war. Er schreibt: «Wir hatten vorher von der Konferenz gehört, und waren wir auch nicht eingeladen worden, an der Diskussion teilzunehmen, so wollten wir doch nicht ganz von den Verhandlungen ausgeschaltet bleiben.» (Churchill, a. a. O., 2. Band, 2. Buch, S. 316.)

Uhr wurde Alarm gegeben, und bald darauf hörte man das Feuer der Flakbatterien und das Dröhnen der Bomber. Dr. Paul Schmidt zufolge, der beim Empfang dolmetschte, hatte Molotow gerade einen freundschaftlichen Trinkspruch ausgebracht und Ribbentrop sich erhoben, um ihn zu erwidern, als plötzlich die Sirenen losjaulten und die Gäste sich hastig zu zerstreuen begannen. Da die Botschaft der Sowjetunion über keinen richtigen Luftschutzkeller verfügte, bot Ribbentrop an, die Anwesenden könnten sich in die tiefen Bunker unter dem Auswärtigen Amt zurückziehen. Die Männer der Fahrbereitschaft hatten bereits Schutz gesucht, und so mussten sich alle durch die pechschwarze Finsternis und die Schrapnells (vielleicht auch Bomben – das wusste man nie so genau) ihren Weg die Linden und dann die Wilhelmstrasse entlang suchen.

Ich weiss noch, mit welchem Gehaste und Geschiebe Deutsche und Russen dem Auswärtigen Amt zustrebten. Allem Anschein nach war der Aufbruch von der Botschaft so überstürzt erfolgt, dass nicht alle mitbekommen hatten, wo man sich wieder treffen wollte, und so gingen einige in der Dunkelheit und wohl auch aus Nervosität – das Gehämmer der Flak wirkte ziemlich nervtötend – geradeaus weiter, statt in die Wilhelmstrasse einzubiegen. Als sie auf diese Weise das *Adlon* erreichten, vor dem ich mir das Schauspiel ansah, drückten sie sich rasch hinein. Unter ihnen sah ich auch Dr. Schmidt, der offenbar annahm, man hatte vereinbart, sich im Luftschutzraum des *Adlon* zu treffen, denn dorthin zog er sich mit seinen Kollegen und einem oder zwei versprengten Russen zurück. Doch wenn auch Schmidt, der die Gespräche beider Tage zwischen Hitler, Ribbentrop und Molotow festgehalten hatte, beim improvisierten Treffen der Aussenminister, das in den Räumen unter dem Aussenministerium bis weit in die Nacht fort dauerte – bis die britischen Bomber heimflogen –, nicht anwesend war, vertrat ihn Gustav Hilger von der deutschen Botschaft in Moskau. Er fungierte als Dolmetscher und notierte, was gesagt wurde.

In erster Linie wiederholte Ribbentrop, was er und Hitler Molotow schon zwei Tage lang erklärt hatten: dass die Briten geschlagen und der Zeitpunkt für Deutschland und die Sowjetunion gekommen sei, wie zuvor schon Polen, nunmehr das britische Weltreich aufzuteilen. Nur werde man diesmal Italien und Japan an der Beute beteiligen müssen.

Entscheidend dabei sei die Frage, erklärte Ribbentrop, und das könne er nur immer wieder betonen, ob die Sowjetunion daran mitwirken wolle. Molotows Antwort darauf war: Wenn die Deutschen tatsächlich annähmen, der Krieg gegen England sei bereits gewonnen, und sofern es zutreffe, was Hitler im Verlauf des Tages gesagt hatte, dass Deutschland einen Krieg auf Leben und Tod gegen

Grossbritannien führe, könne er, Molotow, das nur so verstehen, dass Deutschland um sein Überleben, England aber um den Tod [nämlich Deutschlands] kämpfe.

Für den Fall, dass dem unvorstellbar begriffsstutzigen Ribbentrop der Sarkasmus in dieser Äusserung entgangen sein sollte, fügte der sowjetische Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten schliesslich noch hinzu, als Ribbentrop beharrlich bei seiner Behauptung blieb, Grossbritannien sei am Ende: «*Wieso sitzen wir dann eigentlich hier im Bombenkeller – und wer wirft da oben Bomben ab?*»

Für den Führer, dem das Misslingen seines Invasionsplans schwer zu schaffen machte, waren die sich über zwei Tage erstreckenden Verhandlungen mit dem hartnäckigen Molotow ermüdend und enttäuschend. Wir kennen die Ergebnisse, zu denen er kam. Einen Monat später, am 16. Dezember 1940, erliess er die schicksalhafteste aller seiner den Krieg betreffenden Weisungen. Sie trug die Nr. 21 und begann:

Die deutsche Wehrmacht muss darauf vorbereitet sein, auch vor Beendigung des Krieges gegen England Sowjetrussland in einem schnellen Feldzug niederzuwerfen...

Vorbereitungen ... sind... bis zum 15.5.41 abzuschliessen...

Der Deckname für dies Projekt war *Fall Barbarossa*.

Als es soweit war, befand ich mich aber schon auf dem Heimweg und freute mich auf das erste Weihnachten seit 16 Jahren, das ich zu Hause erleben würde. Für Tess und Eileen würde es das erste in meiner Heimat sein.

Meine gute Stimmung hielt an, und am 5. November vertraute ich in Berlin meinem Tagebuch eine weitere schriftliche Entwicklung an:

Falls alles gut geht, fliege ich heute in einem Monat heim – mit der Lufthansa bis Lissabon, von dort mit einem Clipper nach New York.

Und am 20. November heisst es:

Jetzt steht es fest: Am 5. Dezember fliege ich nach Lissabon, sofern ich alle erforderlichen Papiere rechtzeitig zusammen bekomme. Bevor ich das Land verlassen kann, müssen Auswärtiges Amt, Polizei, Gestapo usw. die Erteilung meines Ausreisevisums befürworten.

Es war aber auch nicht gerade einfach, Transitvisa für Spanien und Portugal zu bekommen. Doch damit hatte ich ebenso gerechnet wie mit den Schwierigkeiten, die mir die Deutschen machten.

In den letzten Tagen in Berlin schweiften meine Gedanken zu den Jahren zurück, die ich seit Juni 1925, nach dem Abschluss meines Studiums, im Ausland verbracht hatte.

Fast 16 Jahre! Damals war ich 21 gewesen, jetzt war ich nahezu 37 Jahre alt, beinahe schon ein Mann in den «mittleren» Jahren. Wie rasch doch die Zeit dahingegangen war: die erregenden Jahre in Paris, die Arbeit in Italien, mit den Wundern Roms, Florenz' und Venedigs, die Anstellung in Wien, wo ich Tess kennengelernt und geheiratet hatte, Indien und Gandhi, das Fischerdorf in Spanien unmittelbar vor Ausbruch des Bürgerkriegs, und schliesslich der schon so lange währende Alptraum in Hitlers Deutschland. Welches Glück ich doch mit meinem Leben und meiner Arbeit gehabt hatte!

Wohl waren die letzten Jahre in Berlin nicht angenehm gewesen, doch keinesfalls konnte man sie langweilig nennen, und ich bedauerte in keiner Weise, hergekommen und so lange geblieben zu sein. Das Dritte Reich hatte mir in Hülle und Fülle Material von geradezu historischem Gewicht geliefert, und was ich dort miterlebt hatte, war für mich eine gute Schule gewesen, hatte mit all seiner Brutalität, Gewalttätigkeit, Heimtücke, Unterdrückung, Heuchelei, Täuschung, Unduldsamkeit und Sinnlosigkeit mein Verständnis für das Leben auf dieser Erde vertieft. Nicht aus Büchern war mir diese Erkenntnis zugewachsen, sondern aus eigenem Erleben. Ausserdem aber hatte ich auch Schönheit, Sinn und Erfüllung im Leben mancher Menschen gesehen, Mut, Tapferkeit, ja, und auch Anstand, Aufrichtigkeit und Toleranz in den Beziehungen zwischen den Menschen. Mitbekommen hatte ich, so meinte ich, etwas, das vielen von uns im Westen ungreifbar blieb: ein Verständnis für die tragischen Seiten des Lebens, doch auch, wie ich hoffte, Humor und genug Selbsterkenntnis, um mich selbst nicht zu ernst zu nehmen. Das hatte ich unter anderem von Gandhi gelernt.

Ich war also eineinhalb Jahrzehnte hindurch im alten Europa erwachsen geworden und fühlte mich dort daheim.

Doch wusste ich im tiefsten Inneren an jenen trüben Novembertagen in Berlin, dass ein Abschied bevorstand – nicht nur von Deutschland, sondern von dem ganzen Kontinent, auf dem ich in meinem Leben und meiner Arbeit so viel Erfüllung gefunden hatte.

Ich würde nach Europa zurückkehren, um weiter über den Krieg zu berichten, doch nicht von Deutschland aus. Solange Hitler lebte, war das kein Ort für mich. Nach Kriegsende aber, so hatte ich beschlossen, würde ich heimkehren – endgültig.

tig. So wohl ich mich in der alten Welt fühlte, meines Bleibens war dort nicht. Ich wollte nicht immer fern meiner Heimat leben, sondern, entweder jetzt oder nach dem Krieg, dorthin zurückkehren, wo meine Wurzeln waren – und das war nun einmal Amerika.

Am 2. Dezember finden sich in meinem Tagebuch nur drei Wörter: «Noch drei Tage!» Am 4. Dezember heisst es dann:

Heute Pass und offizielle Ausreiseerlaubnis bekommen. Muss nur noch packen.

Noch etwas anderes blieb mir zu tun. Schon seit Wochen überlegte ich hin und her, wie ich meine Tagebücher sicher aus Berlin herausbekommen konnte. Ursprünglich hatte ich sie kurz vor der Abreise vernichten wollen, denn ihr Inhalt konnte mir die Todesstrafe eintragen, sofern sie der Gestapo in die Hände fielen. Einige Wochen zuvor hatte ich einem Bekannten in der schwedischen Botschaft einen Teil der belastendsten Blätter übergeben; er wollte sie mit nach Lissabon nehmen und dort für mich hinterlegen. Auch ein Bekannter in der Botschaft der Vereinigten Staaten war bereit, einen kleineren Teil für mich mit nach Spanien zu nehmen, wohin er kurz vor mir reisen musste. Doch hatte der Geschäftsträger unserer Botschaft, sollst ein durchaus umgänglicher Mann, angeordnet, dass keiner seiner Attachés grössere Mengen meiner Papiere aus dem Lande bringen durfte. Das überraschte mich nicht, denn in der Botschaft trat man uns amerikanischen Korrespondenten mit nicht unerheblichen Vorbehalten gegenüber.

Als ich Pass und Ausreisevisum in Händen hielt, wurde mir klar, dass mir weniger als 24 Stunden blieben, um eine Lösung zu finden, wenn ich meine Berliner Tagebücher aus dem Land bringen wollte. Erneut erwog ich, sie zu vernichten, aber eigentlich wollte ich sie möglichst erhalten wissen. Dann hatte ich die Lösung. Sie war gefährlich, aber das war das Leben im Dritten Reich ohnehin. Auf jeden Fall lohnte es den Versuch.

Ich legte die Aufzeichnungen unten in zwei grosse Metallkoffer, und darüber die Seite für Seite von der Militär- und Zivilzensur mit Stempelaufdruck zum Senden freigegebenen Rundfunkmanuskripte. Ganz obenauf kamen einige Generalstabskarten, die ich von meinen Bekannten im OKH bekommen hatte. Anschliessend rief ich im Gestapo-Hauptquartier an und erklärte, dass ich vor der Ausreise stünde und zwei Koffer voller Sendemanuskripte, Berichte und Notizen mitzunehmen gedachte. Da ich am nächsten Morgen in aller Frühe von Tempel-

hof abflog, würde keine Zeit sein, dort den Inhalt gründlich zu überprüfen. Ich fragte, ob man das nicht gleich tun könne, wenn ich die Gepäckstücke zum Alexanderplatz brächte. Man könne sie ja dann versiegeln, so dass sie am folgenden Morgen am Flughafen gleich verladen werden könnten.

«Bringen Sie sie her, und wir sehen sie uns an», forderte mich der Beamte auf.

Nachdem ich aufgelegt hatte, beschlichen mich erneut Zweifel. Forderte ich damit nicht das Schicksal heraus? Wenn die hartgesottenen Spürhunde der Nazis auf die Tagebücher stiessen, war ich erledigt. Vielleicht sollte ich sie doch besser noch rasch durch die Toilette spülen. Andererseits... auf jeden Fall würde die Geheimpolizei als erstes und sofort die Generalstabskarten beschlagnahmen. Es ging nicht an, derlei mit ins Ausland zu nehmen, schon gar nicht im Krieg. Deshalb hatte ich sie ja obenauf gelegt, denn Zollbeamte freuen sich immer, wenn sie etwas zu beschlagnahmen finden – das galt bestimmt auch für die Kerle von der Geheimen Staatspolizei.

Als nächstes würden sie dann auf die Stempel von Rundfunkmanuskripten stossen, und ich würde demonstrativ darauf hinweisen, dass sie Seite für Seite von der Zensur abgestempelt waren. Nichts beeindruckt einen deutschen Polizeibeamten mehr als ein amtlicher Stempel – und hier waren sogar welche von den Militärbehörden dabei. «Freigegeben von Soundso für das OKW» – das musste einem Gestapo-Mann doch förmlich in die Knochen fahren und würde mir in seinen Augen ein gewisses Ansehen verleihen, zumindest mich aber, obwohl ich Ausländer war, weniger verdächtig erscheinen lassen. Ich konnte nur hoffen, dass sie erstens ihre Untersuchung einstellten, bevor sie auf die Tagebücher stiessen, und zweitens nicht hoch genug in der Hierarchie rangierten, um genau zu wissen, wer ich war. Wenn sie es erfuhren, würde ich hoffentlich ausser Landes und in Sicherheit sein. Besonders tüchtig war die gefürchtete Gestapo nämlich nicht, das wusste ich.

Wieder einmal hatte ich Glück, und alles verlief nach Plan. Als die beiden Beamten, die sich mit meinen Koffern beschäftigten, die Generalstabskarten herausnahmen, entschuldigte ich mich sogleich und erklärte, ich hätte sie im letzten Augenblick, offenbar ganz in Gedanken, hineingelegt. Selbstverständlich wisse ich, dass man sie nicht mit aus Deutschland hinausnehmen dürfe, aber sie seien mir bei meinen Berichten über die glänzenden Siege der Wehrmacht im Felde eine grosse Hilfe gewesen.

«Und was ist das da?» fragte einer, die Hand auf den Papierstapel gelegt.

«Die Manuskripte meiner Rundfunksendungen», gab ich zur Antwort. «Sie

sehen selbst, Blatt für Blatt vom OKW und von zwei Ministerien freigegeben.»

Während die Männer die Stempel gründlich in Augenschein nahmen, war ihren Gesichtern anzusehen, dass sie beeindruckt waren. Jeder stand vor einem Koffer, sie blätterten etwas tiefer – sie mussten gleich auf die Tagebücher stossen. Wäre ich doch nur nicht gekommen! Der kalte Schweiß brach mir aus. Die Klemme, in der ich mich jetzt befand, hatte ich mir selbst zuzuschreiben. Wie töricht von mir!

«Haben Sie über die deutschen Feldzüge berichtet?» fragte einer und sah mich an.

«Bis Paris, und anschliessend über den Waffenstillstand in Compiègne», sagte ich. «Eine grossartige Armee, und für mich ein grossartiger Bericht. Das wird Geschichte machen!»

Diese Äusserung schien den Ausschlag gegeben zu haben.

«Okay», sagte einer, offensichtlich stolz, dies englische Wort zu kennen.

Die beiden Koffer wurden mit einer Art Metallband verschlossen, auf das ein halbes Dutzend Gestapo-Siegel kam. Ich bemühte mich, den Männern nicht zu überschwenglich zu danken. Draussen winkte ich einer Taxe, liess mich zum Flughafen fahren und gab das Gepäck in der Aufbewahrung ab. Aus dem Lande hatte ich meine Papiere noch nicht, aber immerhin war bisher alles glatt verlaufen.

Mein letzter Tagebucheintrag aus Hitlers Berlin beginnt wie folgt:

5. Dezember. – Es war noch dunkel und der Wind trieb Schnee durch die Strassen, als ich heute Morgen vom Hotel nach Tempelhof fuhr...

Während die Taxe dem Flughafen zuschlitterte, überlegte ich, ob die Maschine bei solchem Wetter überhaupt starten konnte. Wenn der Flug gestrichen wurde, konnte das bedeuten, dass ich wochenlang hier festsass, denn die Flüge nach Madrid und Lissabon waren auf Wochen im Voraus ausgebucht.

Zuerst holte ich meine beiden Koffer, und der Gepäckträger stapelte sie mit mehreren anderen, die meine Habseligkeiten enthielten, auf seine Karre. Bei der Zollkontrolle wimmelte es buchstäblich von Beamten. Ich öffnete die zwei Koffer mit meiner persönlichen Habe: einige Kleidungsstücke und ein Dutzend deutsche Bücher, und nachdem sie sie durchwühlt hatten, machten die beiden Beamten, die sich mit mir beschäftigten, ein Kreidezeichen darauf. Ihren Abzeichen nach waren sie von der Gestapo. Dann wiesen sie auf die beiden Koffer mit den Tagebüchern.

«Aufmachen!» gebot einer von ihnen.

«Das geht nicht», sagte ich, «die Gestapo hat sie versiegelt.»

Ich war meinen beiden «Freunden» vom Vortag richtig dankbar dafür, dass sie mindestens ein halbes Dutzend Siegel angebracht hatten. Flüsternd berieten die beiden miteinander.

«Wo?» raunzte mich einer an.

«Im Gestapo-Hauptquartier am Alexanderplatz», gab ich zur Antwort.

Der eine hiess mich warten, während der andere einen Telefonhörer aufnahm. Offensichtlich erkundigte er sich, ob ich die Wahrheit gesagt hatte. Er legte auf, trat an die Koffer heran und machte wortlos sein Kreidezeichen darauf. Der Weg zum Abflugschalter war frei. Dem Lufthansa-Angestellten, der mein Gepäck auf die Waage stellte, sagte ich, dass ich die beiden grossen Koffer nach Lissabon aufgeben wollte.

Die Vorstellung, dass die staatliche deutsche Fluggesellschaft meine Tagebücher sicher nach Portugal bringen würde, wo sie kein deutscher Beamter mehr beschlagnahmen konnte, erfüllte mich mit Genugtuung.

Immer wieder wurde der Start unserer Maschine verschoben. Die Sicht über Tempelhof war null. Im Restaurant ass ich ein zweites Frühstück, obwohl ich keinen Hunger hatte, nur um irgendetwas gegen die grosse Anspannung zu tun. Ich überflog die Morgenblätter, die ich bei meiner Ankunft am Flughafen aus alter Gewohnheit gekauft hatte. Wie immer nahm ich als erstes den *Völkischen Beobachter* zur Hand, obwohl er statt Nachrichten ausschliesslich Propaganda enthielt. Aus ihm ersah man die jeweiligen offiziellen Lesarten. Ein Blick auf die erste Seite zeigte, dass es sich um den üblichen Mumpitz handelte. Ich legte die Zeitung aus der Hand und dachte: «Ich brauch den Quatsch ja gar nicht mehr zu lesen.»

Wenn ich erst einmal in Barcelona war, hatte ich nichts mehr mit dem zu tun, was im grossen Dritten Reich vor sich ging. Ein Gefühl unendlicher Erleichterung durchflutete mich. Nur diesen einen Tag musste ich noch durchhalten, dann war der Alpdruck für mich vorbei. Für Millionen andere aber würde er weitergehen – nun, zumindest den Deutschen schien es nicht viel auszumachen, jedenfalls noch nicht.

Endlich wurde der Flug aufgerufen. Während ich über das Vorfeld auf die Maschine zuing, sah ich, wie mein Gepäck in ihrem Rumpf verschwand. Wir stiegen auf und flogen über das Haus davon, in dem Tess und ich den grössten Teil unserer gemeinsamen Berliner Zeit verbracht hatten. Uns ging es gut, wir hatten den Schrecken der Nazi-Herrschaft und ihre Unterdrückung des menschlichen Geistes überlebt. Vielen anderen, musste ich voll Trauer denken, war das Geschick nicht so gnädig gewesen – vor allen den Juden, aber auch den Tsche-

chen und den Polen. Sogar für die grosse Masse der Deutschen, auf die sich Hitler stützen konnte und die sich jetzt im Gefühl der Eroberung fast ganz Europas sonnten, empfand ich Mitgefühl. Sie schienen nicht zu merken, was das NaziGift ihnen antat.

Estoril bei Lissabon, 7. Dezember.

Lissabon, Licht, Freiheit und gesunder Menschenverstand – endlich!...

Was für eine Rolle spielte es, dass mich die portugiesischen Passbehörden erst einmal am Flughafen festhielten, weil ich ihnen keinen Flugschein nach New York vorweisen konnte. Meine Erleichterung, den Staub Deutschlands von den Füßen geschüttelt zu haben, war so gross, dass mich das nicht bedrückte.

Schliesslich gelang es mir, den Passbeamten dazu zu bringen, dass er mir gestattete, beim Pan-Am-Büro in der Stadt nachzufragen, ob dort ein Flugschein für mich liege. Nach vielem telefonischem Hin und Her hatte er seine Bestätigung. CBS hatte alles telegrafisch aus New York arrangiert. Ich durfte den Flughafen verlassen.

Als ich am Lufthansaschalter meine Gepäckabschnitte vorzeigte, erwies es sich, dass die Koffer mit meinen Tagebüchern tatsächlich da waren. Den deutschen Angestellten beeindruckten die Gestapo-Siegel zutiefst, er schien geradezu vor Ehrfurcht zu erstarren. Doch sein Angebot, mir die Koffer ins Hotel zu bringen, lehnte ich dankend ab. Ich fand, dass ich mein Glück genug auf die Probe gestellt hatte, liess mir die Koffer aushändigen und fuhr mit einer Taxe in die Stadt.

Jetzt musste ich noch die für mich an der schwedischen Botschaft hinterlegten Tagebuchblätter holen. In Barcelona hatte ich bereits die durch den Bekannten von der US-Botschaft in Berlin aus dem Lande gebrachten an mich genommen.

Die Lissaboner Hotels waren, wie mir die Empfangschefs übereinstimmend erklärten, von Flüchtlingen geradezu überschwemmt. Normalerweise hätte ich mich geärgert, denn ich wusste nicht wohin, und es war fast Abend. Doch diesmal machte es mir nichts aus, die Euphorie wirkte nach. Mit einer Taxe fuhr ich nach Estoril, einem Vergnügungsort an der Küste nördlich der Stadt, wo ich in einem der grossen Hotels ein Zimmer bekam. In meiner Hochstimmung hätte es mir nicht einmal etwas ausgemacht, am Strand schlafen zu müssen. Ich wusch mich, zog ein frisches Hemd an, ass gut zu Abend – ein vom Kellner empfohlener Wein aus der Gegend erwies sich als ausgezeichnet – und verbrachte den Rest des

Abends damit, dass ich durch die Stadt und am Strand entlangschlenderte, den Blick fest auf die Lichterfülle geheftet. Nach eineinhalb Jahren im verdunkelten Berlin wirkte der Anblick nicht nur schön – er blendete mich förmlich.

Als ich in mein Hotelzimmer zurückkehrte, klingelte das Telefon. Ed Murrow aus London war am Apparat und erklärte, er habe mich in jedem portugiesischen Hotel gesucht. Es war ihm gelungen, in einer Maschine einen Platz zu bekommen, die am Nachmittag des folgenden Tages in Lissabon ankommen sollte. «Wir müssen unbedingt miteinander reden», sagte er, «und uns ein paar genehmigen, bevor Sie abschwirren. Ausserdem sollen wir für New York noch mal eine gemeinsame Sendung machen – Sie wissen schon, wie sich der Krieg von Berlin und von London aus darstellt. Wahrscheinlich werden die Portugiesen es nicht erlauben, weil sie es sich mit niemandem verderben wollen. Aber sehen Sie mal zu, was Sie machen können. Wenn es nicht klappt, ist es kein Beinbruch, dann können wir uns zumindest ein bisschen amüsieren.»

Am Nachmittag des nächsten Tages fuhr ich nach Lissabon, um Ed vom Flughafen abzuholen, doch kam seine Maschine erst kurz vor Mitternacht. Wir unterhielten uns die ganze Nacht, tauschten Geschichten und Anekdoten über diesen und jenen aus und verglichen unsere Eindrücke vom Krieg.

Wir stellten ein Manuskript für unsere gemeinsame Sendung zusammen, doch die portugiesische Regierung, die in der Tat darauf bedacht war, weder Berlin noch London vor den Kopf zu stossen, zögerte ihre Genehmigung so lange hinaus, bis es für die Sendung um zwei Uhr am 13. und anschliessend für den auf vier Uhr festgesetzten Ersatztermin zu spät war.

Inzwischen hatte ich von Pan American Airways die Mitteilung bekommen, dass die Flugboote nach New York durch starke Dünung aufgehalten wurden – sie brauchten zum Starten eine glatte See – und dass ich besser daran täte, mich auf dem am 13. Dezember auslaufenden Dampfer einzuschiffen, sofern mir daran lag, zu Weihnachten daheim zu sein.

Tausende von Flüchtlingen drängten sich um die Plätze auf den vorwiegend für Fracht eingerichteten Kombischiffen, die nur etwa 150 Passagiere aufnehmen konnten, doch der Geschäftsführer der Linie versprach mir, mich auf der noch in derselben Woche auslaufenden *Excambion* unterzubringen, wobei es allerdings nötig sein könne, dass ich auf einem Sofa im Salon schlief. Wenn es weiter nichts war!

Der bevorstehende Abschied von Murrow bedrückte mich, und ihm ging es an diesem Freitag, dem 13., offenbar ähnlich. In den vergangenen drei Jahren hatten

wir einander durch unsere Arbeit ziemlich gut kennen- und aufrichtig schätzen-gelernt. Eine Bindung war, wie ich in meinem Tagebuch an jenem Abend vermerkte, «daraus erwachsen, wie man sie nur selten im Leben erfährt. Eine, vermutlich alberne, Vorahnung liess uns wohl meinen, dies Zusammensein sei unser letztes – wie leicht konnte einen in diesem Krieg das Geschick ereilen.»

Da Ed erst am folgenden Tag nach London zurückkehrte, begleitete er mich nach Lissabon. Gegen Abend kamen wir im Hafen an, und nachdem ich alle Formalitäten für die Einschiffung erledigt hatte, schlenderten wir in der zunehmenden Dunkelheit durch das Hafengelände. Dabei stiessen wir auf eine behelfsmässig zusammengezimmerte Freiluft-Theke für die Schauerleute, hinter der eine füllige portugiesische Blondine thronte.

Wir stiessen an der Theke noch einmal zum Abschied miteinander an, dann wurden die Passagiere über Lautsprecher an Bord gerufen.

Während Schlepper uns ins freie Wasser zogen, ging ich zur Bar und traf dort fünf amerikanische Auslandskorrespondenten, alte Kollegen, die ich zum Teil jahrelang nicht gesehen hatte. Sie kamen aus Frankreich, Deutschland und England zurück. Wir tranken auf unser Wiedersehen, doch so sehr ich mich über das Zusammentreffen mit ihnen freute, hielt es mich nicht an der Bar, und ich ging an Deck. Der Vollmond stieg über der Trichtermündung des Tejo empor, von dessen weit auseinanderliegenden Ufern wie auch von den Hügeln, die sich dahinter erhoben, Millionen Lichter blitzten. Wie lange wohl noch? Fast überall auf diesem wunderbaren alten Kontinent waren sie ebenso ausgegangen wie über Grossbritannien. Würden die Nazis hierher kommen und auch dies Land unterjochen? Ich kannte ja Hitlers Plan, durch das benachbarte Spanien nach Gibraltar vorzustossen, um die Briten von dort zu vertreiben. Ebensowenig wie die Österreicher, Tschechen, Polen, Dänen, Norweger, Holländer, Belgier, Luxemburger und die Franzosen wären die Portugiesen imstande, sie aufzuhalten.

Lange stand ich an der Reling und sah zu, wie die Lichter immer weiter zurückwichen. Sie waren die letzte Verbindung zu Europa, das mir länger als 15 Jahre Heimat und Arbeit geboten, wo ich so viel Glück und Erfüllung gefunden hatte. Eine lange, dunkle, grausame Nacht hatte sich über den Kontinent gelegt. Jahrelang hatte ich sie heraufziehen sehen, vor allem in Berlin, aber auch aus Paris, London, Wien, Rom, Genf und schon damals von Spanien aus. Obwohl sie sich mit Worten nicht recht fassen liess, hatte ich versucht, sie zu beschreiben. Glückliche Umstände ermöglichten mir, dass ich ihr entkam, einfach, weil ich Ausländer war. Den Menschen, die zurückblieben, war das nicht vergönnt. Sie

versuchten im Bombenhagel und unter der mörderischen Verfolgung der Nazi-Eroberer zu überleben, bis bessere Tage dämmerten. Wie schlimm es um sie stand, hatte ich nicht im Entferntesten geahnt, als ich, unglaublich unschuldig und unwissend, in Europa angekommen war. Damals erholten sich die Menschen gerade von den zerstörerischen Wirkungen des Krieges, der erst sieben Jahre zuvor zu Ende gegangen war. Sie glaubten, sich mit Recht auf einen langwährenden Frieden einrichten zu dürfen, in dem sie ihre Länder aufbauen und ihrem Leben einen neuen Sinn geben konnten. Viele hatten gehofft, der Völkerbund werde endlich dafür sorgen. Doch diese Hoffnung hatte getrogen, denn kein Volk war bereit, für das gemeinsame Wohl auch nur einen Bruchteil seiner selbstsüchtigen Souveränität aufzugeben – vielleicht würde nie eines dazu bereit sein, weder mein eigenes noch ein anderes.

Doch trotz dieser Vermutung erregte mich die Vorstellung, dass ich im Begriff stand, nach Hause zurückzukehren.

Mehrere Stunden lang muss ich wie gebannt an der Reling gestanden haben, bis das Dunkel die immer blasser werdenden Lichter am Ufer als letzte Zeugen Europas in sich aufgesogen hatte. Ich war froh, dass ich allein war. Mit niemandem hätte ich meine Empfindungen und meine Gedanken teilen können. Schliesslich ging ich wieder nach unten. Meine Kollegen waren vom Abendessen zurückgekehrt und nahmen an der Bar einen Schlummertrunk zu sich. Sie waren bester Laune, scherzten und freuten sich darauf, dass sie zum ersten Mal in vielen Jahren zu Weihnachten daheim sein konnten. Ich gesellte mich zu ihnen.

Personenregister

- Alfieri, Dino 396
Allen, Jay 43, 178, 181
Aman Ullah, König von Afghanistan 15, 17 19ff., 24
Ashton-Gwatkin, Frank 265 f.
Atatürk, Kemal 19
Attolico, Bernardo 260
- Bach, Johann Sebastian 100
Bacha-i-Saqao 15, 20f., 24
Bade, Wilfred 149f.
Barnes, Joseph 316, 318
Barnes, Ralph 249
Beck, E. S. 42
Beck, Jozef 288 ff.
Beck, Ludwig, General 124, 197, 238
Beethoven, Ludwig van 9, 87, 100, 140
Benes, Eduard 227, 234, 236 f., 241 ff., 245, 253, 254, 280
Berkson, Seymour 178 f.
Bess, Demaree 400
Best, Bob 206
Bethmann Hollweg, Theobald von 368
- Bieberback, Ludwig 113
Binder, Carroll 177 ff.
Birchall, Frederick T. 177, 180, 183, 186 ff.
Bismarck, Otto, Fürst von 77, 98, 194
Blanchard, General 379
Blomberg, Werner von, General 109, 116, 140, 155, 157, 159, 162f., 165, 171, 195, 196
Blum, Léon 60, 225, 416
Bock, Fedor von, Feldmarschall 423
Bodenschwingh, Friedrich von 457 f.
Boiano, Philippo 249
Bonnet, Georges 279, 291, 335 f.
Bormann, Martin 99, 131f.
Bosshard, Walter 23 ff.
Brauchitsch, Walther von, Feldmarschall 196, 239, 368, 369, 376, 394, 404, 423, 439, 441
Breitscheid, Rudolf 409
Brockdorff-Ahlefeldt, Walter von 139
Brundage, Avery 151
Brüning, Heinrich 38
Bullitt, William C. 167

- Burckhardt, Carl Jakob 272
Burnett, Charles 311
- Canaris, Wilhelm, Admiral 285
Carrel, Alexis 153
Chamberlain, Neville 213,216 ff.,
235 f., 240 f., 246ff., 258 ff., 280,
283 ff., 289 f., 293, 303 ff., 308,
310f., 316ff., 321, 324f, 335, 345,
355 f., 378, 451
Chautemps, Camille 53, 55 f.
Chautemps, Pierre 55
Churchill, Winston 34,120,166,
217 ff., 240,270 f, 274,289,
304 f., 310 f., 346 f., 355 f., 378
f., 383 f., 390, 392,395, 408, 411,
414,416f., 419 f., 431 f., 445,
447ff., 451 f., 458, 461
Chvalkovsky, Frantisek 281
Ciano, Galeazzo 172, 280, 296, 311
Claudel, Paul 417
Clemenceau, Georges 120
Cooper, Alfred Duff 270
Corap, General 383
Coulondre, Robert 281,307 f., 328,
338 f
Czeja, Emil 205
- Daladier, Edouard 56f., 59 ff., 242,
260ff., 272L, 275, 323, 378
Darlan, Jean 408 f.
Davis, Eimer 414, 454
Denis, H. 391
Deuel, Wally 118
De Valera, Eamon 300
Dieckhoff, Hans 258
Diettrich, Harald 398, 410
Dirksen, Herbert von 195, 285, 305
Disraeli, Benjamin 270
- Dodd, Martha 79
Dodd, William E. 104f., 111, 113
Dollfuss, Engelbert 64 f., 143,194,
198, 200
Dosch-Fleurot, Arno 66,148,165,
179
Doumergue, Gaston 63
Draper, Foy 152
Drax, Reginald Plunkett-Ernle-Erle
311
Dürr, Ludwig 174
Duncan, Isadora 10
- Ebutt, Norman 133 f., 180
Eckener, Hugo 174L
Eden, Anthony 306, 451
Eichmann, Adolf 121
Einstein, Albert 113
Eisenhower, Dwight D., General
41
Elliott, John 162
- Faisal I., König 34
Falkenhorst, Nikolaus von, General
316f.
Felmy, Helmuth, General 273
Foch, Ferdinand, Marschall 106,
403, 406
Fodor, Marcel 201,206
Fodor, Martha 206
Ford, Henry 114
Forrest, Wilburg 181
Franco, Francisco
Caudillo 172 f., 291 f
François-Poncet, André 38,155,
158, 260
Frank, Hermann 242
Franz Josef, Kaiser von Österreich
223

Freisler, Roland 87
 Frick, Wilhelm 131f.
 Friedrich II. (der Grosse) 78
 Fritsch, Freiherr Werner von,
 General 109,115 f., 124,137,163,
 195 ff.
 Funk, Walther 196
 Furtwängler, Wilhelm 99 f.

 Galland, Adolf 433 f.
 Gamelin, Maurice, General 242,
 377ff., 384, 387
 Gandhi, Mahatma 8, 10, 15, 27, 36,
 42, 72, 464
 Gaulle, Charles de 401 f., 409,411,
 417
 Georges, Alphonse 3 77 ff.
 Gervasi, Frank 212 ff.
 Gide, André 418
 Giraud, Henri 379, 383
 Gisevius, Hans Bernd 262
 Glickmann, Marty 152
 Goebbels, Joseph 72,86,93,99 f.,
 104,109 f., 122 ff., 131 f., 140,
 149 ff., 154, 168,179 f., 192, 209,
 229, 239, 243,248 f., 252 f., 255,
 260, 266, 286,294,316, 338 f.,
 359, 404, 415, 436, 449f., 453
 Gördeler, Carl Friedrich 238
 Göring, Hermann 72,109,116 ff.,
 124 f, 127,131f., 148 f, 151, 153,
 155,161,163, 168, 171 f., 179,
 195 ff., 208, 216, 225, 229, 239,
 242, 245, 260, 266,281 f., 296,
 298, 315, 324, 332f, 338, 357,
 404 f, 423, 426 f, 430, 433 f.,
 442, 445 ff., 451 f., 461
 Göring, Karin 117
 Gort, Lord 379, 391

 Grandin, Tom 340
 Grandsard, General 380
 Greco, El 47
 Grey, Edward 255
 Gruhn, Erna 196
 Guderian, Heinz 340, 375, 382, 394

 Hácha, Emil 280ff., 326, 391
 Hakon VII., König von Norwegen
 362, 364 f
 Haider, Franz, General 238 ff., 260,
 262, 317, 321,323 f, 329, 341, 376,
 378, 380, 394, 406, 415, 440 f.,
 443
 Halifax, Lord 216 f., 240, 262, 275,
 280,284,291,304,306,326,333, 422
 Hanfstaengl, Ernst (Putzi) 86 f.
 Hasseil, Ulrich von 195
 Haushofer, Karl 127
 Hearst, Randolph 116,120,177, 179
 Henderson, Neville 239,241,255,
 260, 320, 324ff., 333, 337
 Henlein, Konrad 242 ff.
 Herriot, Edouard 59
 Hess, Rudolf, 72 f., 109,126 ff., 132,
 196, 266, 332, 404
 Heydrich, Reinhard 197, 225, 334
 Heywood, Generalmajor 311
 Hilferding, Rudolf 409
 Hillman, Bill 174
 Himmler, Heinrich 72, 99, 103,
 109 f., 116, 121 f., 126, 131f., 168,
 197, 225, 235, 239, 252, 334
 Hindemith, Paul 99
 Hindenburg, Oskar von 125

- Hindenburg, Paul von, Feldmarschall und Reichspräsident 37f, 45, 65, 70, 196, 423
- Hirsch, Helmut 104f.
- Hitler, Adolf 7,9 f., 27, 37 ff., 45 f., 50, 56,60,62,64 f., 69 ff., 105 ff., 137 ff., 149 ff., 168, 170 ff., 179 f., 186 ff., 193 ff., 206 ff., 212 ff., 233 ff., 246 ff., 269 ff., 279 ff., 289 ff., 331 ff., 341 ff., 348 f., 352,354ff., 364ff., 375 ff., 385, 389,391 ff., 403 ff., 412 ff., 418 ff., 432, 436, 438 f., 441 ff., 449 ff., 455 ff., 462, 464, 467, 469, 471
- Hodza, Milan 247
- Hoover, Herbert 37, 50
- Horthy, Nikolaus von, ungarischer Reichsverweser 237
- Howard, Roy 156
- Hünefeld, Ehrenfried Günther, Freiherr von 148
- Huntzinger, Charles, General 381 f., 406f., 411
- Huss, Pierre 179,180,212,214f., 249, 290, 438
- Ibn Saud, König von Saudiarabien 34
- Ickes, Harold 174
- Innitzer, Theodor, Kardinal 223
- James, Edwin L. (Jimmy) 181
- Jean, Duc de Guise 63
- Jodl, Alfred, General 164,354, 356, 441, 443
- Jordan, Max 204, 268 f.
- Keitel, Wilhelm, Feldmarschall 252, 260, 266, 281, 356,404, 406f., 409, 411 f., 423, 440f
- Kelley, Douglas M. 131
- Kenard, Howard 289
- Kerr, Walter 400, 413 f
- Kerrl, Hans 97
- Kesselring, Albert, Feldmarschall 423, 426
- Kipling, Rudyard 17
- Klausener, Erich 92
- Kleist, Ewald von, Generaloberst 239 f
- Klemperer, Otto 100
- Kluge, Günther Hans von, Feldmarschall 340, 423
- Knickerbocker, H.R. 178
- Knox, Frank 177 f.
- Köhl, Hermann 148
- Kordt, Erich 240
- Kordt, Theodor 240
- Küchler, Georg von, General 340
- Kunsti, Erich 205
- Lahousen, Erwin, General 335
- Langsdorff, Hans, Kapitän 346
- La Rocque, François de 51
- Laval, Pierre 402, 418
- Lawrence, T.E., («Lawrence von Arabien») 34
- Lebrun, Albert 56, 61 ff.
- Leeb, Wilhelm Ritter von, Feldmarschall 369 f., 423
- Leger, Alexis (Saint-John Perse) 268
- Lehman, Willy 169
- Lenard, Philipp 112f.
- Lenin, Wladimir Iljitsch 110, 461

- Leopold, König von Belgien 377,
 380, 390ff.,
 Ley, Robert 126, 128 ff., 193, 352
 Lindbergh, Anne 153
 Lindbergh, Charles 74,153 ff.,
 273, 399
 Lipski, Josef 329
 List, Sigmund Wilhelm, Feldmar-
 schall 423
 Litwinow, Maxim 304 f.
 Lloyd George, David 120, 289,
 305, 310L
 Lochner, Louis 438
 Ludendorff, Erich, General 370,
 423
 Lueger, Karl 195
 Luther, Martin 9, 98

 Maass, Emil 206
 MacCormac, John 39
 MacCormac, Molly 39 f.
 Mackensen, August von, Feldmar-
 schall 116, 140
 Mackesi, P.J. 364
 McCormick, Robert Rutherford 8,
 23, 28, 33, 36, 42ff
 Mafalda, Prinzessin 118, 225
 Maisky, Iwan 262, 304, 306
 Manstein, Erich von, General 272,
 376 f.
 Marahrens, Bischof 97
 Masarik, Hubert 265, 267
 Masaryk, Alice 227
 Masaryk, Jan 235
 Masaryk, Thomas, 235, 280
 Mastny, Vojtech 265, 268
 Mauriac, Francois 417
 Mendelssohn, Felix von 99, 123

 Mencken, H. L. 41
 Merekalow, Alexej 307
 Milch, Erhard, Feldmarschall 423
 Miller, Webb 249
 Mittler, Wolf 351 f
 Mohammed Sahir Khan 16f.
 Molotow, Wjatscheslaw M. 305 ff.,
 311ff., 316, 343, 348, 461 ff.
 Moltke, Helmuth, Graf von,
 Feldmarschall 238, 373
 Morell, Theodor 282
 Morell, Bill, 243, 245
 Mowrer, Edgar 212, 214
 Mozart, Wolfgang Amadeus 100
 Müller, Ludwig 95 ff.
 Müller, Wilhelm 113
 Murrow, Edward R. 178,181 ff., 191
 ff., 203 f., 207,210 ff., 214 ff., 219
 f., 226,228,246 f., 259,268 f.,
 276,279,291 f., 308,
 316,320,324,340,349,414, 449.
 454. 470 f
 Mussolini, Benito 7,60,62,65,72,
 82,120,147L, 164,170,172 f.,
 189,194,213,215,236,257, 259 ff.,
 263 f., 266 f., 280 f., 290 ff., 295
 f., 321, 336, 408, 412
 Nadir Khan 20
 Nadir Shah 15, 19, 21 ff., 34
 Napoleon III. 374
 Naujocks, Alfred Helmut 334f.
 Nehru, Jawaharal 27
 Neurath, Konstantin, Freiherr von
 159,167,172,195 f
 Newton, Basil 236
 Niemöller, Martin, Pastor 94 ff., 225
 Noël, Léon 406 f., 409

- Oechsner, Fred 156, 437
- Owens, Jesse 152 f.
- Paley, William S. 183 ff., 191 ff.,
196, 215, 218, 228 f., 229
- Papen, Franz von 38 f., 195 f.
- Petain, Henri Philippe, Marschall
63, 377, 400ff., 409, 416ff.
- Philipp, Prinz von Hessen 118,225
- Pierlot, Hubert 391
- Pilsudsky, Josef, Marschall 298
- Pius XI. 93, 193, 279
- Poincare, Raymond 120
- Pressard, Georges 53
- Prien, Günther, Kapitän 347 f.
- Raeder, Erich, Admiral 109, 357,
404, 425, 439 ff., 443 f
- Raubal, Geli 83
- Reichenau, Walter von, General-
oberst 373,379,386,423,438 f
- Remarque, Erich Maria 78
- Reynaud, Paul 379,383 f., 392,
400, 402, 416
- Ribbentrop, Joachim von 99, 109
f., 123 ff., 128,131,146, 151,194
f., 216 f., 252 f., 260, 266,281,
313 ff., 326 ff., 336ff., 343,
358f., 367, 404, 461 ff.
- Rohm, Ernst 70, 120, 124, 126
- Rommel, Erwin, Feldmarschall
382 f
- Roosevelt, Franklin D. 86,105,
174,194,292,295 ff., 323,408,
411
- Rosenberg, Alfred 99 f., 108 ff.,
113 ff., 121 f., 126,128,130L,
140, 162
- Rothermere, Lord 163
- Rothschild, Louis 219 f., 225
- Rubien, Frederick W. 152
- Runciman, Lord 236 f., 249
- Rundstedt, Gerd von, Feldmar-
schall 165, 393, 423, 438
- Runge, Otto, Generalmajor 363
- Rust, Bernhard 111 ff.
- Sauckel, Fritz 121
- Schacht, Hjalmar H. G. 196,225,
238, 271
- Schaposchnikow, Boris M., General
311
- Schirach, Baldur von 110,113 f.,
152f.
- Schleicher, Kurt von, General 38 f.,
70, 77
- Schlieffen, Alfred, Graf von, Feld-
marschall 238
- Schmidt, Paul 251 f., 254 f., 269,
270, 281 f., 321, 326f., 337f, 359
- Schmundt, Rudolf, General und
Chefadjutant der Wehrmacht bei
Hitler 302
- Schniewind, Otto, Admiral 440
- Schulenburg, Friedrich Werner,
Graf von der 303,306,308,313,
315f.
- Schultz, Sigrid 249, 330
- Schultze, Herbert 346 f.
- Schuschnigg, Kurt von 194,198 ff.,
208, 216, 220 ff., 326, 391
- Seeds, William 311 f
- Sevareid, Eric 340, 396
- Seyss-Inquart, Arthur 200,204 f.,
209
- Sherrill, Charles E. 151 f
- Simon, John 284
- Smith, Truman, Colonel 154

- Sonnemann, Emma, (Frau von Göring) 120
- Spaak, Paul-Henri 391
- Spears, Edward L., General 401
- Sperrle, Hugo, Feldmarschall 423, 426
- Stalin, Joseph 7, 9, 62, 65, 118, 275, 303 f., 306, 312 f., 315 ff., 342 ff., 352, 461
- Stavisky, Serge Alexandre 52 ff.
- Stendhal 10
- Stoller, Sam 152
- Strang, William 306
- Strasser, Gregor 65, 122, 124
- Streicher, Julius 126
- Stumpff, Hans-Jürgen, General 426
- Swenson, Egbert 43
- Swing, Raymond Gram 260
- Taylor, Ed 201 f
- Thompson, Dorothy 71, 86
- Thyssen, Fritz 118, 128
- Timoschenko, S. K., Marschall 354
- Tiso, Josef 280
- Tolstoi, Leo 35
- Trask, Claire 175, 184 ff.
- Trotha, Adolf von, Admiral 114
- Trout, Bob 214
- Valery, Paul 417
- Vansittart, Robert 239 f.
- Vayo, Alvarez 291 f.
- Viktor Emanuel III. 118, 225, 228
- Wagner, Adolf 73
- Wales, Henry 43
- Walter, Bruno 100
- Weizsäcker, Ernst von, Staatssekretär 307, 338
- Weygand, Maxime, General 61, 387, 402, 407, 409, 411, 418
- White, Paul 201, 211, 214 f., 249, 268 f., 286 f., 320 f., 455 f
- White, William Allen 349
- Whitworth, W.J. 363
- Wiegand, Karl von 116, 396
- Wiley, John 202 f., 206, 221
- Wilhelm II., deutscher Kaiser 78, 223, 256, 373
- Wilkinson, Ellen 213
- Wilson, Horace 254ff., 265 ff.
- Wilson, Woodrow 143, 407
- Winant, John 182
- Windsor, Herzog und Herzogin von 193
- Witzleben, Erwin von, Feldmarschall 262, 423
- Woods, Alan C. 41
- Woolley, C. Leonard 29 ff.
- Woroschilow, Kliment J., Marschall 311 f.
- Ybarregaray, Jean 59

Ein Augenzeuge erinnert sich.

„Wie Winston Churchill ist Shirer der geborene und kongeniale Zeuge und Chronist eines entscheidenden Zeitalters.“

William Manchester

In jenen Jahren, als sich das Schicksal Europas und der Welt für die kommenden Jahrzehnte entschied, war William L. Shirer als Korrespondent vor Ort: an allen Schauplätzen, wo Geschichte gemacht wurde. Sein Buch über diese Zeit, „Aufstieg und Fall des Dritten Reiches“, wurde zum historischen Standardwerk.

Mit seinen Erinnerungen kehrt Shirer nun an die Schauplätze zurück: Er läßt jene bewegenden Jahre wieder lebendig werden – wobei der Historiker Shirer Genauigkeit garantiert, der Journalist farbige Unmittelbarkeit und der Mensch Shirer mitfühlende Darstellung des Alltagslebens der einfachen Menschen und ihrer Sorgen und Nöte.

„Die Erinnerungen Shirers sind ein großes Ereignis für alle, die an zeitgenössischer Geschichte interessiert sind.“

Barbara Tuchman